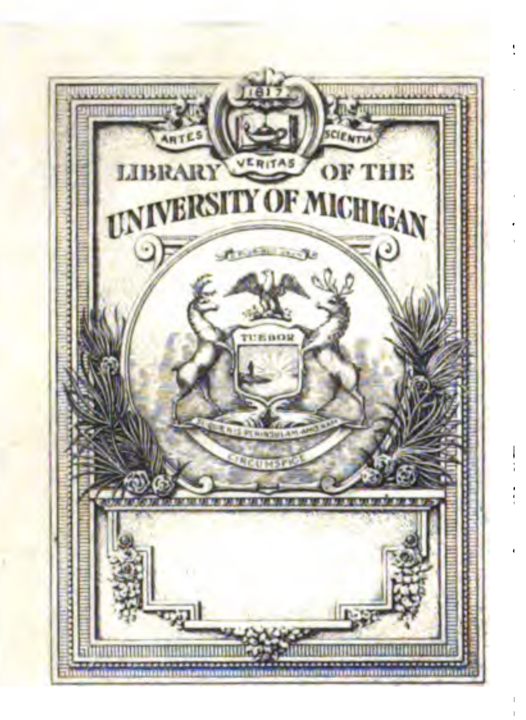



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE






IOHANN IOACHIM
QUANZ
Schleuen sc.

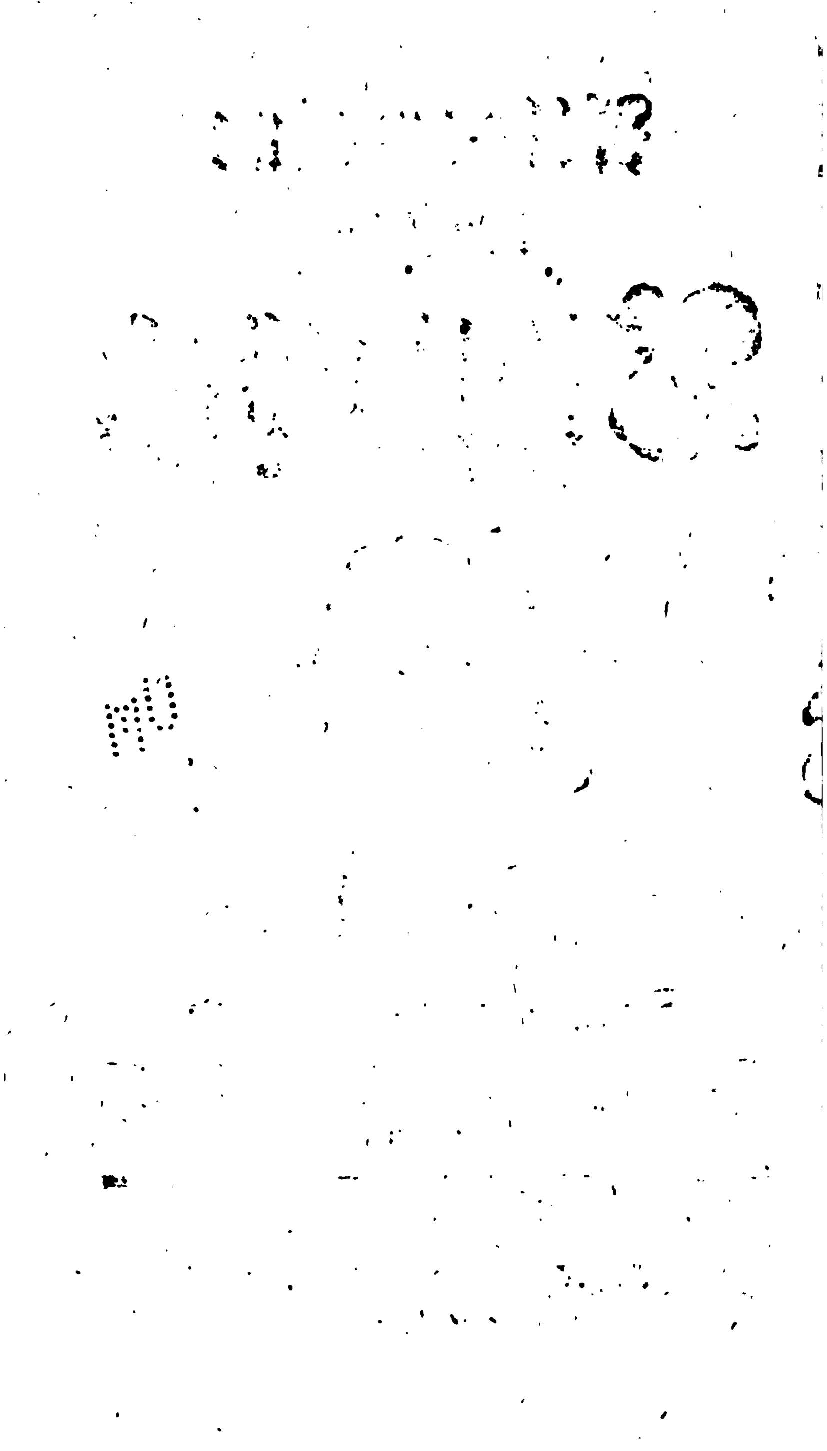
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des vierten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Sächßl. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1767.



Inhalt

der in diesem ersten Stük des vierten Bandes recensirten Bücher.

XXII.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

Ver-

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne Wissenschaften.

5) Schöne Künste.

1. Musik.

2. Mahlerey.

6) Romanen.

Un-

7) Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

8) Mathematik.

9) Naturlehre und Naturgeschichte.

10) Philologie und Kritik.

12) Haushaltungskunst.

12) Vermischte Nachrichten.



I.

D. *Christiani Augusti Crusii*, S. Theol. in Acad. Lips. Prof. Prim. &c. Hypomnemata ad Theologiam propheticam: Pars prima introductionem generalem ad Theologiam propheticam complexa; Lipsiæ ex Officina Langenhemiana, A. N. C. cIↄIↄCCLXIV, ohne die Zuschrift und Vorrede 1 Alphab. 22 Bogen 8.

Nil possum contra veritatem sagt der Hr. D. gegen das Ende der Vorrede, wogegen wir so wenig etwas zu erinnern haben, wenn er es von der subjectivischen Wahrheit, wie Er sie erkannt hat, verstanden wissen wollte, daß wir vielmehr eben dies zum Motto unserer Anzeige machen — Nil possum contra veritatem — Auch wir wollen reden, wie wirs von ganzem Herzen glauben. Wir kündigen aus eben dieser Ursache eine Schrift, die schon am Ende des Jahrs 64 herausge-

kommen, erst gegen das Ende des izt laufenden an, weil wir uns auf keine Weise in unserm Urtheil übereilen wollten, und unangezeigt durfte ein Werk nicht bleiben, welches eine so weitaussehende Figur und in der theologischen Geschichte dieses Jahrhunderts mit dem Tellerschen Lehrbuch, das beynahe um eben die Zeit in Helmstädt herausgekommen, eine neue Epoche macht.

Das müssen wir vor allen Dingen an dem Hrn. D. loben, daß, da er nun einmal berufen zu seyn glaubte, eine Sammlung von so seltnen Meynungen drucken zu lassen, er sich doch wenigstens der lateinischen Sprache bedient, und hätte das Hr. D. Teller billig auch beobachten sollen, wie nur neuerlich der Ehrliche Mann in dem Schreiben an die Gottesgelehrten sehr bedächtig erinnert hat. Auch hat es uns überaus sehr gefallen, daß der Hr. D. in allen den Gegenden, in welchen er gegen noch iztlebende große und ansehnliche Gelehrte streitet, doch keinen namentlich bekannt macht. Der Gelehrte wird sie ohnedem kennen; die dem Hr. D. ergebene Jugend würde sie nicht nennen hören, ohne ihnen allen Werth abzusprechen; und die Nachwelt würde noch auf lange Zeit die Personen auf das Wort des Hrn. D. verachtet haben, die doch wohl nur in seinen Augen der Verachtung werth schien. Wie sehr wünschen wir, daß diese christliche Enthaltsamkeit unter den theologischen Schriftstellern geltender und gangbarer werden möge, damit auch so der Mann hervorleuchte, der beruffen ist andern den großen Umfang derselben begreiflich zu machen! Wir wollen endlich nicht in Abrede seyn, daß der Verf. durchs Ganze

ein

ein von Religion durchdrungenes Herz verräth, und auch, wo er irret, als ein ehrlicher und gutgesinnter Mann zu irren scheint. Als ein solcher verdient er also auch die verschonendste und mäßigste Beurtheilung, und die Unsrige soll es gewiß seyn.

Die Aufschrift des Buchs würde vielleicht genauer gewesen seyn: Conjecturae interpretationis Prophetarum inprimisque Apocalypseos. Denn einmal hält der V. die Offenbarung für den Schlüssel aller übrigen prophetischen Bücher und für ein vollständiges System von Weissagungen. Zweytens ist er selbst so bescheiden, andern seine Einsichten nicht als gewisse Wahrheiten aufzudringen. Indeß thut dies eben nichts zur Hauptsache, und wollen wir nur noch kurz bemerken, daß die hier vorkommenden Sachen unter vier Capitel geordnet sind, davon das erste von den Weissagungen überhaupt und der Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit handelt; im zweyten die Weissagungen der Schrift insbesondre nach ihrer verschiedenen Einkleidung, Gegenständen u. s. w. durchgegangen werden; hierauf das dritte einen weitläuftigen Abriß der Hauptepoquen des A. und N. T. enthält; und endlich im vierten der Ausleger der Propheten durch einige gute Erinnerungen zugestuzt werden soll. Wir übergehen nun das ganz und gar, was dem Hrn. Cr. mit andern gemein ist und ein Jedweder der etwas dergleichen hätte schreiben wollen, eben so gut hätte sagen müssen; oder auch die blos kritischen und historischen Untersuchungen, die er zuweilen angestellt hat: als von dem Ansehen der ebräischen Vocalpunkte, dem alten hebräischen Alphabeth u. s. w.

A 2 bey

Bey dem, wodurch er sich von allen andern unterschieden hat, und selbst weiter als der selige Bengel herausgelassen hat, wollen wir allein stehen bleiben, und zuerst folgende einzelne Urtheile desselben auszeichnen.

Im ersten Cap. soll unter andern S. 9. gezeigt werden, welches die begreiflichsten Entstehungsarten der Einsicht zukünftiger zufälliger Dinge in den Menschen sind und wird dahin gerechnet 1) Si Deus ipse immediate operatur, 2) Si id fiat a sanctis angelis. 3) Si fiat a daemonibus. Hier vermissen wir nun die Deutlichkeit und die Genauigkeit im Ausdruk, die wir in Dingen, wo das Mißverständnis so leicht ist, von einem Mann, der im Denken geübt ist, erwarten und die, wo sie unter solchen Umständen fehlt, uns allezeit Verdacht macht. Denn soll nun das id fiat auf das *operatur* allein gehen, oder den Zusaz immediate mit einschliessen? Um dem Herrn D. keine neue Unrichtigkeit im Ausdruk Schuld zu geben, müssen wir wohl das lezte verstehen, weil er nicht schlechtweg sagt: si Deus immediate operatur, sondern si Deus *ipse* immediate. Dies selbst soll nemlich anzeigen, daß es noch andre Kräfte gibt, die diese Einsicht unmittelbar wirken und also die, welche gleich folgen. Der Verf. erklärt sich auch an andern Orten deutlicher, als S. 19. Deo ad operandum voluntas sufficit. Angeli *suo motu* determinatos motus *in anima*, *vel* in materiis proxime circumstantibus efficiunt, quibus statu naturae lege certarum idearum in animo concitatis respondet und S. 33. Subinde *occulte* a daemonibus procurata est *occulta* phantasiae directio et *impulsus*

ad

ad tentandum quid, cui poſtea eventus reſpondet: Man wird nun wohl ſehen, daß das erſte *ſuo motu determinatos motus* in animo efficiunt, durch das *vel* von dem folgenden unterſchieden werden, die unmittelbare Wirkung anzeigen und die Möglichkeit derſelben begreiflich machen ſoll. Denn durch die Behauptung: in Gott iſt ſein bloßer Wille zureichend, wird den Engeln nichts weiter abgeſprochen, als das Vermögen eigenwillig, wann und wo ſie wollen, zu wirken. Das Wie, ob es mittelbar oder unmittelbar geſchieht, bleibt dadurch unentſchieden, ſo wie durch den unumſchränkten Allmachtswillen Gottes auch nicht geläugnet wird, daß Gott auch mittelbar durch die Engel u. ſ. w. zukünftige Dinge offenbaren könne. Eben ſo deutlich iſt es, daß der Verf. den böſen Geiſtern ein unmittelbares Wirken zuſchreibt, wenn er von einer geheimen ſataniſchen Lenkung der Phantaſey redet, von einem geheimen Antrieb, welches beydes nicht weiter geſagt werden könnte, wann es durch äuſſerliche in die Sinne fallende Objecte geſchähe. Fragt man nun, woher die Engel und böſen Geiſter die Wiſſenſchaft des zukünftigen nehmen, ſo antwortet der Verf. S. 150. *in coelo*, quando prophetae viſiones de rebus coeleſtibus viderunt aut ex revelatione divina res illic geſtas, non modo angeli boni comparent, verum etiam Spiritus mali et mendaces, idque coram throno gloriae Dei 1 Reg. XXII. 20. ſq. et nominatim ſatanas Iob. I. 6 - 9. und S. 534. in der Anm. angelis quibusdam malis pro modo et ratione cognitionis angelicae ex decretis in coelo *iam*

 po-

patefactis pridem cognitum fuisse etc. Die ganze Reyhe von Vorstellungen ist also diese: die Einsicht in das Zukünftige, welches man weder muthmassen noch durch Schlüsse herausbringen kan, „bringen entweder Gott, oder die guten Engel, oder auch die „Daemonen hervor. Alle drey können es unmittelbar thun, wann Geist auf Geist ohne die Dazwischenkunft einer Mittelursache wirket; es kan aber „auch von allen dreyen mittelbar geschehen. Gott „kan es durch Engel thun; die Engel und Daemonen „können es durch Vorhaltung äusserlicher die Einbildungskraft gesezmäßig so und so rührender Gegenstände thun. Die mittelste Gattung von Untergeistern besonders erfährt das zukünftige in dem geheimen Rath Gottes, in welchem ihnen von Zeit zu Zeit „die Schiksaale der Welt offenbaret werden und dem „Einem immer in weitern Umfang als dem andern; „je näher er um den Thron Gottes ist u. s. w.„ denn von dieser leztern Geschichte werden wir in der Folge Gelegenheit haben mehr zu sagen, hier wollen wir nur von dem Verf. für die Wirklichkeit dieser unmittelbaren englischen und satanischen Offenbarungen Beweis aus der Schrift hören. Denn da er so zuversichtlich davon spricht und bey eben dieser Gelegenheit gegen die Philosophen streitet, die sie wider die Schrift als unbegreiflich leugnen, so muß sie doch die Sache irgendwo behaupten. Nun gut, was sagt sie? — Wo ist in den eigentlich unterrichtenden Theilen der Schrift nur ein Ausspruch aufzuweisen, daß Engel, daß Teufel dem Menschen zukünftige Dinge durch geheime und unmittelbare Einwirkung offenbaren kön-

können und auf Befehl oder auf Zulassung Gottes sollen? Auf symbolische Vorstellungen kan sich der Hr. D. nicht beruffen: denn das ist eben noch der Streit, ob er sie in ihrem eigentlichsten Verstand nehmen soll; noch die Frage, ob man daraus allgemeine Folgen ziehen kan, wie der Verf. thut: Selbst die Geschichte vom Fall, auf die er sich doch am allerwenigsten würde berufen können, (weil hier gar keine Offenbarung zukünftiger Dinge geschah, und vielmehr die affectirte: ihr werdet Gott gleich seyn, mißlung) ist gerade dagegen. Hier wird Satan ganz als ausser den Menschen handelnd, und von außen durch sichtbare Gegenstände die Einbildung verwirrend vorgestellt.

So ist es aber auch ganz begreiflich, warum der Verf. S. 10-21. einen so weitläuftigen Streit gegen die erhebt, welche der Seele ein gewisses ihr ursprünglich eignes Vermögen des Vorhersehens (vim divinandi) zuschreiben. Von der Behauptung selbst ist gewiß keine Gefahr für das ausserordentliche der Schrift-Weißagungen zu besorgen, indem niemand so unsinnig seyn wird, und dis Vorhersehen oder Vorwissen auf alle blos mögliche Dinge, die noch überdis in der weitesten Entfernung liegen, auszudehnen. Allein freylich muste Hr. Er. die menschliche Seele erst aus dem Weg räumen, wenn die Engel und Daemonen Plaz genug zu handeln behalten sollten. Da die Schrift über diese Vermögensart in uns sich gar nicht herausgelassen hat, und also auch alles was dagegen gesagt werden kan auf menschliche Schlüsse beruht, so wollen wir doch einige Gegenbeweise des Verf.

zur Probe durchgehen. „Sie läßt, heißt es gleich zu „Anfang, aus keiner erkannten Kraft der Seele sich „erklären„ (aut profiziscitur ex iis, quae de anima *explorata* habemus, quaeque illi *constanter insunt*, sed hoc fieri non potest) und damit man nicht einwenden könne, wer kennet die ganze Seele? wer weis denn alle ihr heimliche Gänge? so antwortet der Hr. D. C. 17. „ea, quae certo explorata habemus de anima, nempe quae *experientia constant*, quaeque ex his ratiocinando recte colligere licet, sufficiunt ad iudicandum, *qualiscunque* sit essentia animae, ex ea tamen vaticinationem non ducendam esse. Attento *non difficile* est observare facultates et operationes mentis humanae. Nam quotquot verae sunt *constanter se exserunt*, *certaque* et *observabili* regula.„ Aber wenn sich nun das vermeynte Vermögen in uns aus keiner höhern Kraft der Seele erklären läßt, was kan uns daran hindern eine eigne Kraft daraus zu machen? laßt es uns die Ahndungskraft, die Spurkraft der Seele nennen, ganz so wie die Lateiner von einer sagacitate animi reden. Und dann welche Verwechslung gar nicht gleichgültiger Ausdrücke quae constanter *insunt*, und quae constanter se *exserunt*! Das ist doch wirklich nicht einerley? Es kan in der Seele eine Anlage zu einer gewissen Thätigkeit da seyn, ohne daß diese sich deshalb allezeit erweiset! Wie oft ist dis nicht der Fall, bey den allgemein erkannten und angenommenen Vermögensarten selbst! Es kan also auch in uns die streitige Kraft geben, die aber durch ausserordentliche Vorfälle erst in Bewegung

gesezt

gesezt werden muß, und eben daher sich nicht *constanter* exserirt. Wiederum gehören ja wirklich subtile Ahndungen unter die Thätigkeiten unserer Seele quæ experientia constant, ob wir uns gleich darüber, eben weil es Erfahrungen sind, mit dem Verf. nicht in Streit einlassen können. Das wollten wir aber doch wohl behaupten, daß es auch unsicher gesagt ist: *Attento non difficile* est observare facultates mentis humanae! Sollte dis wirklich so etwas leichtes seyn, und sollten nicht dem scharfsichtigsten Beobachter seiner selbst unzählige Wendungen der Seele zum Nachforschen zu fein seyn — Uns ganz zu übersehen bleibt allein Gotteswerk. S. 16. will der Verf. diese vim divinandi auch damit bestreiten, weil sich niemand im gemeinem Leben im Ernst darauf berufe; nec ferret iudex sind seine Worte, inquirens in crimen proditionis, ut proditori liceret culpam a se amoliri — si dicere audeat, multa multos vi divinandi scire posse, quæ a semet prodita perperam credantur. Hier könnten wir leicht Instanz gegen Instanz setzen, und sagen, daß es auch einem Verräther nichts helfen würde, wenn er den Verdacht von sich ablehnen wollte, durch die Behauptung, der böse Geist offenbare viele Dinge, nach den System des Hrn. Cr. Aber die Sache ist auch diese: Man wird sich nie im gemeinen Leben in einem solchen Fall darauf beruffen, oder die Beziehung gelten lassen, weil niemand die vim divinandi, in so weit sie der Seele eigenthümlich seyn soll, so behauptet hat, daß die Anwendung in einem solchen Fall könnte gemacht werden. Es sey nun fern von uns, daß wir von der andern Seite gegen Hr. Cr.

ein

ein entscheidendes Urtheil sprechen sollten: Wir wollten es nur auch von seiner Seite verbitten, und am allermeisten hätten wir gewünscht, daß er den ganzen Streitpunkt ordentlicher und bestimmter aus einander gesezt hätte. Es hat sich wohl noch niemand, wenigstens unter den neuern Philosophen, in den Sinn kommen lassen, der Seele ein Vermögen zuzuschreiben, bloß mögliche und noch nicht wirklich existirende oder mit der Reihe schon existirender auf keine Weise verknüpften Dinge vorherzusehen. Wenn man noch heut zu Tage von einer vi divinandi der Seele spricht, so will man sagen, „sie scheine eine Kraft „zu besitzen, durch abwesende aber doch schon von „Ferne existirende Dinge gleichsam in ihrer An„näherung so gerührt zu werden, daß ein Bild, ein „Gedanke davon in ihr entsteht„. Man nennt das vim divinandi, weil man kein bequemeres Wort weis, würde aber auch mit dem nicht streiten, der es innern Sensation, eine besondere Thätigkeit des innern Sinns oder noch anders nennen wollte. Man muthmaßt endlich, daß dies wohl ein Ueberbleibsel, ein kleiner Rest unserer ursprünglichen Würde seyn könne. In diesen allen sehen wir aber auch nichts, was dem Ansehen der Schrift-Weissagungen Eintrag thun könnte. Hätte also der V. bey einer Abhandlung von diesem davon reden wollen, so dünkt uns, würde der bescheidene Philosoph gesagt haben; man kann der Seele eine gewisse vim divinandi zuschreiben, wenn man dieselbe auf die izt festgesezte Weise versteht, aber ihr mehr einräumen zu wollen, würde unphilosophisch seyn. Denn für dies mehrere hat man keine Erfah-

run-

rungen aufzuweisen. Dann würde der Theolog das Wort geführt haben: Dies mehrere haben die Propheten des A. T. geleistet; So und so viel Dinge haben sie eine so lange Reihe von Jahren und ehe noch tausend andre, zu denen sie sich erst als die Folgen verhielten, existirten, vorausgesehen, der Ausgang hat es bewiesen, daß sie wahr geredet, und da sie nun versichern, es nicht aus eigner, sondern durch Gotteskraft vorhergesagt zu haben, so sagen sie uns nichts als was wir zu hören von selbst erwarten mußten, da es Erfahrung unter uns ist, daß keiner diese Kraft eigen besizt. Und nun würde der Philosoph mit dem Theologen gemeine Sache gemacht, und aus der Erfahrung im Kleinen die Möglichkeit des Wissens im Großen dem Zweifler glaubwürdig zu machen gesucht haben: Wenn die Seele eines solchen Vorherwissens fähig ist, das du bey deiner vi divinandi denkest, war es zu viel, wenn Gott in Einigen diese Anlage erweiterte, daß nun jenes größere Vorherwissen in der Seele entstand? So dünkt uns, würde die Betrachtung des Hrn. D. fruchtbarer geworden seyn, da wirklich der größte Theil sich an die Weissagungen, wenn er noch etwas dabey denkt, oft lediglich deswegen stößt, weil er gleichsam in der Seele keinen Plaz für dergleichen ihr ganz ungewohnte und große Ideen sieht. —

S. 57 - 67. berechnet der Verf. die verschiedenen Gattungen göttlicher Offenbarungen bey Wachenden, als per spiritum S. (ברוח הקודש) per filiam vocis (בת קול) und endlich per Urim und Thummim, bey welcher leztern er sich denn am weitläuftigsten aufhält. Wir wollen nun hier beyläufig eine

gedoppelte Unrichtigkeit mitnehmen: Eine historische, wenn der V. behauptet, die neuern Juden verstünden unter den heil. Geist einen geringern Grad der Inspiration, nach welchen z. E. die Psalmen geschrieben wären. Das ist nun das unbestimmte, das man in allen Einleitungen über das A. T. liest. Die Juden verstehen unter der Eingebung durch den heiligen Geist eben das, was wir die ordentlichen Heiligungsgaben zu nennen pflegen, und nehmen die Benennung so, wie die Anwendung derselben auf die Eingebung der Psalmen, aus Ps. LI, 12. Eine zweyte exegetische Irrung ist es, wenn בת קול erklärt wird, durch vocem excellentem, praestantissimam und dabey zur Bestätigung Pred. XII, 4. angeführt, wo Töchter des Gesangs so viel heissen soll, als *bonos et gratos cantus*. Hr. Cr. scheint doch gegen die Schönheiten des ebräischen sinnlichen Ausdruks nicht unempfindlich zu seyn, wie wir aus der Lobrede schliessen, die er einmal dieser Sprache hält und aus der ganz richtigen Bemerkung (S. 576) daß sie sehr nach der Natur gebildet sey. Warum beobachtete er nicht also auch hier diese Regel? Weil die Stimme den Laut den Schall erzeuget, so ist Tochter der Stimme, Tochter! nach dem Ebraismo der Schall, der Laut, und weil der Gesang erheiternde Töne erzeugt, so sind Töchter des Gesangs eben diese erheiternde Töne, und der neueste Ausleger des Predigers, Herr Desvoeux hat eben so wenig Recht, wenn er Sängerinnen übersezt. Man gebe uns einen jeden ähnlichen Ausdruk, oder nehme sich ihn, um gewiß zu werden, daß diese Erklärung analogisch richtig ist.

Was

Was ist z. B. Sohn der Nacht? Der Schlaf, weil die Nacht den Schlaf erzeuget, oder es so scheint! denn darauf kommt bey dergleichen sinnlichen Ausdrücken nichts an. Uebrigens ist die Erklärung von dem Licht und Recht, wie es der seelige Luther übersezt hat, als eine Umschreibung der prächtiggeschliffenen Edelsteine ohne Zweifel die richtigste, und treten wir in soweit derselben völlig bey. Wir erwarteten nun auch, daß der Hr. D. eine ganz besondre historisch critische Untersuchung über das canonische Ansehen der Offenbarung würde angestellt haben, da er selbst durch seine Erklärungsart den nächsten Anlaß zum Zweifel bey Vielen geben könnte, denen die daraus hergeleiteten und im eigentlichsten Verstand behaupteten cörperlichen Vorstellungen von Gott, dem höchsten geistigen Wesen, zu schwer ausfallen möchten. Allein wir fanden beym Durchblättern nichts weiter als (S. 78-80) eine Wiederholung der Beweise, die Mill in den Prolegomenis beygebracht, und nach einer kurzen Erzählung, daß Cajus und Dionysius von Alexandrien im dritten Jahrhundert dagegen gestritten; der Zweyte weiter keinen als Caium zum Vorgänger gehabt (praeter Caium — non habet quem sequatur); er selbst eine ganz mittelmäßige theologische Gelehrsamkeit besessen habe (constat quam *mediocris* theologiae peritia in Dionysio fuerit) folgendes entscheidende Urtheil des Verfassers: Mihi quidem in nullo libro biblico quaestio de canonica auctoritate facilius videtur decidi posse, quam in Apocalypsi. Nam quia sub initium et finem nomen Jesu Christi prae se fert et in fine

 hoc

hoc quoque primum et singulare habet, quod horrendum anathema dicat addentibus vel detrahentibus, nimirum quia in tali prophetia saepe ab uno verbo gravissima pondera penderit, necesse foret, non *vulgaris malitiae hominem fuisse*, qui talia mentiri ausus sit. — Quod ubi per arrogantiam et proterviam fecisset: quis execrabilior? ubi per fanaticismum; annon *prorsus mente captum* fuisse oporteret? Jam inspice librum, lege, vide; utram suspicionem abs te impetrare queas, nisi ipse amens fis et *ἀδόκιμος*. — Der Hr. D. wird nun wohl bey ruhiger Ueberlegung finden, daß mit der letztern Schmähreде (die wir ihm bey seinem anderweitig verrathenen guten Charakter gern verzeihen) bey muthwilligen Zweiflern nichts ausgerichtet wird und andre gutdenkende dadurch wirklich beleidiget werden. So wären denn die Glieder der Kirche, von denen Dionysius bey dem Eusebius sagt: sie haben vor uns schon dies Buch verworfen, lauter Unsinnige und Dummköpfe gewesen. Sie sind gefallen ihrem Herrn: lassen Sie sie immer ruhen! Wie kann denn auch der Herr D. den Fanaticker so gerade unter das Geschlecht der ärgsten Bösewichter setzen? Das, daß die Einbildungskraft (*φαντασία*) in ihm herrschend ist, macht, daß er mit dem besten Herzen irren kann; meynen, er thue Gott einen Dienst daran; und wenn jener im Zuchthause sagte: Gott kann keinen Sohn haben, das müßte ich auch wissen, ich bin Gott der Vater, so war er gewiß der oberste Fanaticus, aber nun auch der ärgste Bösewicht? — zugeschweigen, daß man noch

einen

einen dritten Fall annehmen könnte, ubi per Fanaticismum: annon prorsus mente captus? ubi per Martyrii studium, ad quod Christianos et Judaeos exhortari volebat, annon in eo, quod nimium videtur, excusandus? warum muß denn nun auch gleich der Dionysius ein mittelmäßiger Mann gewesen seyn, weil er gesagt hat (dann dies sind seine Worte beym Eusebius. B. VII. K. XXV.) er verstehe die Offenbarung nicht? Wir fordern Beweis aus der Geschichte, daß es bekannte Merkmaale (nota documenta) davon giebt. Wie kann ferner der Hr. D. so schlechtweg behaupten, Caius allein habe vor ihm das Ansehen der Offenbarung geleugnet? Er sagt ja ausdrüklich (gleich im Anfang des angeführten Cap.) Einige unserer Vorfahren haben das Buch ganz (παντη) verworfen und von Capitel zu Capitel wiederlegt. Es ist uns nicht unbekannt, daß Mill eben so redet, aber er sagt es auch eben so unbewiesen, so wie er dem Dionysius offenbar die Rede verdreht, wenn er dem Einwurf desselben, es sey in einer ganz andern als der Johanneischen Schreibart abgefaßt, einzelne Wörter zum Gegenbeweis entgegensezt, die Dionysius selbst zugestanden hatte, und es endlich übertrieben ist, wenn er einem Lehrer im dritten Jahrhundert noch spät sagen will, wie er nach seinen Umständen richtiger hätte schreiben wollen. Dionysius sagt: *multi* ex fratribus nehmen izt das Buch als göttlich an, welches also anzeigen soll, daß dazumal nicht alle der Meynung gewesen: da kommt nun Mill verius certe dixisset, *omnes*, nemlich magni faciunt. Wir wünschten also,

wie gesagt, daß der Hr. D. mit mehrerer Genauigkeit die Beweise für die Authenticität und Göttlichkeit dieses Buchs gesammlet und geschärft hätte. Hiebey hätte besonders die Frage: ob Papias ein Schüler des Apostels Johannes oder des Presbyters gleiches Namens gewesen sey? aufgeklärt werden müssen, und würde der Hr. D. im erstern Fall noch etwas dabey gewonnen haben, da, wie bekannt, Papias den sichtbaren Flor der Kirche in einem sehr ausgedehnten Verstande behauptete, und nach dem Fragment beym Grabe sich auf den streitigen Johannem berufte.

Von der Eingebung der Schrift sind die Vorstellungen des V. S. 83 - 96. ganz gemäßigt und wahrscheinlich. Er nimt Grade derselben an; den höchsten, welchen er strictiorem inspirationem nennt, bey Weissagungen, wobey auch alle und jede Worte mitgetheilet worden (stricte *totidem* verbis accipiebant;) Einen Niedern (laxiorem inspirationem) bey Aufzeichnung geschehener Begebenheiten und Lehrwahrheiten, in welchen beyden Fällen Gott den Trieb zum Schreiben in ihnen erwekt, die in ihnen schon vorhandenen und mit Worten bereits gedachten Begriffe erhellt und ihnen zwar die Auswahl und Anordnung überlassen, doch auch dafür gesorgt habe, daß nichts von dem übergangen würde, was sie zu jeder Zeit schlechterdings schreiben sollten — S. 86. ipsimet elegerunt velut ex amplissimo campo — Deus in animo prophetae conceptus — et quidem qua sententias et qua verba (das stricte totidem bleibt also hier weg) ciebat — S. 87. Dico, nihil omitti Deum passum esse, quae scribi vellet

let simpliciter, sed non omnia volebat simpliciter, in quibus arbitrium Prophetae liberum relictum fuit, ut — plus vel minus colligere et *sua voluntate certo ordine* collocare potuisset: S. 95. Nam in laxiori inspiratione auctor *ordinat* notiones — pro sua dicendi assuetudine. So scheint es uns auch der Sache am gemäßesten, wann der V. S. 93. die heil. Scribenten nicht für blosse Schreiber, sondern die wirklichen, obgleich untergeordneten Verfasser ihrer Schriften will angesehen wissen. Doch ist es uns auch vorgekommen, als ob er nicht immer auf einer Rede bliebe, vielleicht weil er mit denen, die den Begriff der Eingebung ohne Unterscheid gleich weit ausdehnen, einen leidlichen Accord treffen, und doch auch seinen Plaz behaupten wollte. Dahin rechnen wir z. E. die Worte: non tantum considerandi sunt ut scribae, quibus dictaretur, *multo minus* ut instrumenta passiva, cujusmodi sunt calami, *quamquam* cum his omnibus *recte comparari possint*, ita tamen ne simile ultra tertium — extendatur. Sollte man nun nicht glauben, der Hr. D. nähme das erste wieder zurük; denn wenn sie sich nicht leidend verhalten haben, so kan man sie auf keine Weise mit Federn vergleichen, es bleibt gar kein Vergleichungsgrund übrig.

Wir kommen zur Hauptsache. Das dem Verf. ganz eigne kan man füglich in seine Daemonologiam, Christologiam und Uranologiam eintheilen, die wir nun alle drey in einen kurzen Auszug bringen wollen, dann sogleich ihr exegetisches Gewicht anhangen und nachdem wir ihn ununterbrochen haben reden lassen,

sen, über das Ganze und einzelne Theile unsere Gedanken mittheilen.

Von den Daemonen ist sein Unterricht folgender: Die Benennung der Daemonen wird in der Schrift allezeit von den bösen Geistern gebraucht (S. 131) welche in der Schrift A. T. שעירים (horrendi) שדים (vastatores) אלילים (S. 132. 134.) genannt werden. Das Haupt derselben heißt (S. 135 f.) Satan oder auch Belial d. i. derjenige, der weder seine eigne Sache vertheidigen, noch irgend jemand etwas helfen kan (qui nec suam causam defendere potest, nec cuiquam prodesse;) Dieser als der Anführer der ganzen Dinge S. 31.) lebt in einer beständigen Eifersucht gegen Gott und tückischen Nachahmung seiner Wege (Ratio — ex parte Satanae — in ζηλοζηλίᾳ dolosaque incitatione viarum Dei posita est.) Er wollte also auch sein Reich auf Erden haben; Seine Diener die ihn anbeteten: daher verführte er die Eva, und bey dieser Gelegenheit zeigte es sich zu erst, daß die Menschen einen zwar unsichtbaren (incognitum welches wohl hier soviel als invisibilem seyn soll) aber doch übermächtigen (praepotentem) Feind hätten (S. 128.) und brachte es endlich (eben daselbst f. f. ingleichen S. 317.) nachdem er viel verborgene Maschinen in Gang gebracht, ungefehr um die Zeiten Serugs (Jos. XXIV. 2.) so weit, daß er auf Erden nebst seinen Gefolg göttlich verehrt wurde. Die Schrift, die uns hierin allein unterrichten kan, nennt eben deswegen der Heyden Götzen Deastros Lev. XVII. 7. u. sqq. (S. 129.) und leugnet keinesweges

ihr

Er Seyn (existentem) sondern nur ihre Gottheit, (deitatem.) „Man muß also im Glauben an dieselbe, (S. 138.) einmal für allemal annehmen, daß Satan mit seinen Engeln von den Menschen göttlich verehrt worden, der ganze Götzendienst durch seinen geheimen Einfluß (clandestinum influxum) errichtet, ausgebreitet, und in mannichfaltige äusserliche Gestalten verwandelt worden; er wirklich Wunderbare und weder einem Zufall noch blos menschlicher Kunst zuzuschreibende Dinge unter ihnen veranstaltet, (mirabilia quaedam, quae *nec fortuito* casui nec humanis artibus tribui poterant) und besonders, (S. 26 u. 31 sq.) die Orackel und die Aussprüche derselben eingeführt, deren Wirklichkeit sich eines Theils nicht leugnen läßt, wofern man nicht alle historische Gewisheit aufheben will, und ist es ein unsicherer Schluß, wenn man sie ganz für eine menschliche Erfindung halten will, weil man in einzeln Fällen einen Betrug entdekt hat — andern Theils aus klaren Schriftexempeln (2. Reg. I, 3. 16.) erweislich ist. Durch diese Orackel besonders suchte Satan mit seinen Engeln aussen den allgemeinen Endzwek, für Götter gehalten zu werden, auch noch einen zweyten zu erhalten, nemlich (S. 32.) ein Mittler zwischen dem höchsten Wesen und den Menschen zu scheinen, um die Christo gebührende Ehre sich eigen zu machen, (affectabant, ut — mediatores inter Supremum Numen et homines haberentur ideoque honorem Christo debitum &c.) Man könnte nun wohl fragen, nicht sowohl wie Satan den Rath Gottes von der Erlösung der Menschen erfahren, denn dieser wur-

de ihm zugleich mit dem ihm angekündigten Verbannungs Urtheil bekannt gemacht, sondern wie er von Zeit zu Zeit von den Anstalten Wissenschaft bekommen, welche Gott zur Annäherung dieses Erlösers unter den Menschen gemacht. Und da hat man freylich bisher sich selbst im Licht gestanden, wenn man angenommen hat, daß Satan sogleich nach der Verführung der ersten Menschen zur Hölle verstossen worden. Die Sache ist aber diese: Vor der Geburt Christi (S. 153.) war er noch nicht aus dem Himmel gestossen, und daher beschreibt Christus selbst die Macht desselben zu seiner Zeit als sehr groß, versichert auch Joh. XII. 31. daß er erst nach seiner Erhöhung werde ausgestossen werden, daß es also auch kein Wunder ist, wenn ihn die Propheten unter den Engeln im Himmel gesehen. So lange hatte er also vor den Thron Gottes freyen Zutritt (man sehe die vorher angeführten Stellen aus S. 150. u. 534.) Nach der Erhöhung Christi wurde er nun auch nicht auf einmal aus dem Himmel ausgeschlossen, sondern nur erst vorläufig bey der Einführung Christi in denselben im Triumph zur Schau (Christo) vorgeführt (Col. II. 15.) gefangen genommen (Eph. IV. 8.) und so der Anfang gemacht ihn zuerst aus der Versammlung der guten Engel zu verbannen (in triumphum producti, captivati atque sic ex illa *sanctorum angelorum* panegyri — Ebr. XII. 22. 23. exterminati sunt) wobey ihnen aber doch noch ein gewisser Ab- und Zugang auch Aufenthalt in dem Himmel selbst für damals frey gelassen worden (attamen aliquis ad coelum accessus et locus *in coelo* ipsis mansit.) Allein (S. 155.) auf die-

diesen ersten Grad seiner Ausstossung ist nun schon ein zweyter zu den Zeiten des Mahomeds (Apoc. IX. 13. f. XI. 14.) und vor dem völlig ausgebrochenen Pabstthum erfolgt, durch welchen er ganz auf die Erde vom Himmel herab geworfen worden, wie Johannes in einem Gesicht gesehen. (Apoc. XII. 9.) In diesem Zustande ist er noch izt. Ein noch tieferer Grad seiner Verstossung in den Abgrund (Apoc. XX. 2.) wird mit Anfang des zweytausendsten Jahres vor den völligen Welt-Ende erfolgen, und im lezten tausendsten Jahre im ersten oder zweyten Jahrhundert desselben, nachdem er wieder einige Zeit losgelassen worden, sein völliger Sturz in den feurigen Pfuhl (Apoc. XX. 10.) Wer das nicht glauben will, der bedenke, ob er sich nicht eines hartnäckigen Unglaubens schuldig mache (S. 158. cogitent — annon sic criminis alicujus ἀπιστίας et obstinationis adversus testimonium Dei se obstringant.) So weit geht denn die Daemonologie des Verf. wie wir sie genannt haben, um ihm auch hier sein eignes Wort zu lassen.

Die Christologie ist nun folgende: in soweit sie nemlich dem Verf. eigen ist: Christus ist ein eigentlicher König (S. 634. non improprie Rex est, sed excellentissimo) und sein Reich ein eigentliches Reich (S. 631. 632. f.) Wann von beyden nach dem kirchlichen Styl, das Wort geistlich gebraucht wird, so muß damit nach dem ebräischen Sprachgebrauch der Begriff einer weit herrlichern und alle weltliche Pracht und Dauer übertreffenden Sache verstanden werden (graduale discrimen in-

nui *debet*, quo spiritualiter dicendum immense
praestat illo, quod *vulgari sensu* nominatur.)
Er hat also seinen Thron, im recht eigentlichen Ver-
stande; seine geheimen Plätze, von denen immer einer
näher um ihn ist als der andre; seinen in die Augen
fallenden Staat, ob man gleich itzt sich keine Begriffe
davon machen kan, theilt auch in seinem Reiche den
Ueberfluß dieses Lebens aus, und wird dies alles, ob-
gleich nach und nach sichtbarer werden (S. 631.
prosperitas Ecclesiae *visibilis* in hoc mundo, quae
securitate externa, et interna tranquillitate *bono-
rumque hujus vitae* affluentia censetur, ibidem
per Prophetas praedicta est, quae tamen *grada-
tim* per distinctas partes et temporis periodos
obtinetur — man vergleiche hiemit die folgende
Uranologie.) Insbesondre wird er nun der König
Israels genannt (S. 166. f. f.) weil er aus diesem
Volk herstammet, es wegen dieser Blutsfreundschaft
auch allezeit einen vorzüglichen Antheil an seinem Rei-
che behalten wird, (ex his proficiscitur aliqua *in-
delebilis praerogativa* gentis, quae Christo san-
guine proxime juncta est) es ist also auch noch itzt
sein Reich, das Reich Israels im eigentlichsten Ver-
stande, weil (S. 173. 556.) das Volk Israel eigent-
lich die Wurzel ist, in die nun die Heiden als fremde
Zweige eingepfropft worden und diese Wurzel nie aus-
gerottet werden wird, so lange diese Zweige fortdau-
ren, und Früchte tragen: daher denn auch (S. 177.
welches wir sogleich hierzusezen wollen, um die Folge,
zu der diese Vordersäze führen sollten, merklich zu ma-
chen) seine Blutsfreunde am Ende der Welt diejeni-

gen

gen seyn werden, durch welche er sein Evangelium am weitläuftigsten ausbreiten wird; (eadem ... ultima aetatis mundi periodo denuo ad illustrandum et latius propagandum suum evangelium ubi decrevit) so wie er es unter denselben ... kund gemacht. Die eigentliche Zeit Christi und seines Reichs auf Erden wird nun eingetheilt in zwo Hauptepochen, in die erste und lezte Zeit, (vor und nach der Zukunft Christi S. 216. f.) Die eigentliche chronologische Mitte derselben ist die Zeit der Zukunft Christi auf Erden, die recht genau zu reden, eine Zeit für sich ausmacht, und obgleich die Schrift diese Zwischeneintheilung nicht beobachtet, (S. 215.) so hat doch Habaque III. 2. klar vorhergesagt, daß Christus in der Mitte der Tage kommen solle, (S. 229. 231. welches doch nicht präcis zu nehmen ist.) Die lezte Zeit schliesst nun nach einer fernern Eintheilung folgende drey Zeitläufte in sich, (S. 517.) die Zeit der Ausbreitung der Lehre Christi durch die Apostel, die sich mit der Zerstörung Jerusalems endigte, und einen Raum von 40 Jahren ausfüllt; (S. 554 ff.) die Zeit der Verstossung der Juden, (Luc. XXI. 24.) in welche der Druk der Kirche unter dem Pabst als Antichrist (der auch seine drey Haupt Perioden hat, (Offenb. XXII. XVII.) und dem Vertreiben derselben in die Wüsten (S. 567.) einfällt; endlich (S. 579. f. f.) die Zeit des glüklichen Zustandes der Kirche, welche 2000 Jahr ausmacht; (Offenb. XX.) nemlich die 1000 Jahre, welche der Satan im Abgrund gebunden liegt, und die 1000 Jahr, in welchen die Märtyrer mit Christo im Himmel herrschen werden,

den, nach deren Verlauf denn das Ende der Welt erfolgen wird. In den ersten von diesen tausend Jahren, wird auch der äusserliche Zustand der Kirche herrlich seyn, und dieselbe einen völligen Ruhestand geniessen, (S. 119. ecclesiae *gloria* quae partim in ejus amplitudine ponitur, partim — — in *prosperrimo statu externo*, quod pacata et ab hostibus tuta erit, tandemque *omnibus gentibus imperabit*: S. 209. quia perductio ecclesiae ad summam in *his terris* amplitudinem — decreta est,) besonders aber das Volk der Juden bekehrt, wieder in sein Land eingeführt werden; dieses wird ein ganz neues blühendes Ansehen bekommen; und vielleicht werden auch die wilden Thiere in demselben sehr selten, und im eigentlichen Verstande schwächern werden (S. 635: an forsan post terrae motum — Apoc. XVI. 18. 19. maledictio a terra Canaan rursus tollitur et per totam terram magna mutatio fit in melius — an forte in *terris* praecipue, quas *Deus restituit* sibique specialiter sacras esse vult, ad *inauditam raritatem* redigentur belluae rapaces — an insuper *timidiores* reddentur — ?) Es ist also unverantwortlich, wenn man allen Verheissungen von der Glückseligkeit der Kirche einen geistlichen Verstand beylegen will, (S. 172 - 175.) so wenig es chiliastisch ist, wenn Bengel und ich izt nach ihm, hier diese zukünftigen Vorfälle behaupten; indem einmal von zweytausend Jahren die Rede ist; (S. 79. Anm.) und zweytens kein tausendjähriges Reich Christi auf Erden; (S. 155.) sondern die tausendjährige Gefangenneh-

rechnung des Satans angenommen wird, die übrigen tausend Jahr aber mit Christo im Himmel vollbracht werden.

Die Uranologie und Theologie des Verfassers, wie wir sie der Kürze wegen genannt haben, ist mit andern Worten eine Beschreibung dessen, was die innere Pracht des Himmels ausmacht und der dereinst zu hoffenden Erkenntniß einer zehn Einheit Gottes. Man muß (S. 53. f. f. und bes. Anm.) es für gewiß annehmen, daß es eine besondre Classe von Vorbildern der himmlischen Dinge giebt, und der Berg Sion, die Stadt Jerusalem, der Tempel, die Bundeslade, der Thron Gottes über denselben, der Rauchaltar u. s. w. gewisse Realitäten im Himmel vorstellen sollten (Respondent sane Sioni urbi *sanctae* — arae thymiamatis *τα εν ουρανοις τα αληθινα* Ebr. IX, 23. 24.) und es ist überhaupt kein Zweifel, daß die ganze sichtbare Welt die mannichfaltigsten Bilder der unsichtbaren Dinge enthält, und daher werden die anthropopeischen Redarten von Gott mit besonderer Wahrheit und Richtigkeit gebraucht, weil sich in Gott wirklich etwas ähnliches, obgleich weit herrlicheres, findet (universe dubitari non potest, totum mundum aspectabilem — — multifariam continere imaginem rerum invisibilium. — — Exinde nova ratio existit praeter *vulgo* cognitas, cur per anthropopathias *apte* de Deo dicatur. — — et nominata re humana insinuat *quiddam in* Deo, quod illi eminenter *aequivaleat* sed *excellentius* sit.) So ist (S. 658) der Thron Gottes, von dem ein Schattenriß über der Lade des Bundes war, wirk-

wir also charakterisiren, weil sie der besondern Erklärungsart des Verf. zugleich zur Erläuterung dienen. Hier ist sogleich der erste: das Wort Weissagung bedeutet im N. T. nie die Auslegung der Schrift überhaupt, sondern die authentische, zu der die gemeinen Hülfsmittel nicht zureichend sind, und welche noch eine besondre göttliche Einrichtung unserer äusserlichen Umstände erfordert, dadurch der Mensch auf die bequemsten Erklärungsmittel aufmerksam gemacht wird, u. s. w. Es ist dies noch ein Ueberbleibsel der apostolischen Gabe der Weissagung, ein geringerer Grad, der durch alle Zeiten der Kirche fortdauert (S. 591-594. Accedere potest specialis providentia, qua moderante subsidia intelligendi *certis* hominibus singulariter procurentur aut animus hominum ad res illuc spectantes rectius animadvertendas dirigatur. — — Illa — gubernatio divina, qua intelligentia sacrarum litterarum juvatur, *retinet partem doni prophetici* — Proinde ubi beneficium hoc cuiquam obtingit, fit, ut in *rectum verborum sensum incidat*) diesem Saz sucht der Verf. den Anschein einer Verwandschaft mit dem Erwarten einer unmittelbaren Offenbarung durch die Einschränkung zu benehmen, daß die Erklärung alsdann nicht den allgemeinen Sprachregeln widersprechen müsse (nec liceat *illuminationem* fingere, *quae* doceat sensum verborum qui non secundum regulas grammaticas examinari queat) zur Erläuterung dieser Behauptung wird der selige Bengel vorgestellt und unter andern S. 206. von ihm gesagt, ipsi *datam fuisse intelligentiam* Apocalypseos.

Ein

Ein zweyter Grundsaz ist es, daß es nur gewisse Frommen gebe, welche die Weissagungen verstehen sollen. (S. 590. *piis* illis, a quibus intelligi *debent* — sufficienter intelligibilia sunt.) Ein dritter: es muß die Zeit da seyn, für welche die Einsicht in gewisse Vorherverkündigungen zukünftiger Schiksale von Gott bestimmt worden (ut adsit tempus *illud*, quo certa vaticinia — intelligi *debeant*:) Was die eigentlichen Regeln betrift, so kann man sie nun leicht von selbst errathen, und es uns ohne Beweis hoffentlich glauben, daß die souverainste, die er festsezt, diese sey: „man muß die Worte so lang als möglich in ihrer eigentlichsten Bedeutung nehmen. —„ Er hat sich auch wirklich dabey am weitläuftigsten aufgehalten, und um ihren Gebrauch zu erleichtern theils (S. 621. vergl. mit 633.) zum Heischesaz angenommen, daß die Propheten die Dinge in ihrem vollen Inbegriff (complexu) darstellen, theils es auch erlaubt, einen gedoppelten buchstäblichen Verstand an gewissen Orten anzunehmen. Hier sind seine eignen Worte (S. 635. Quia in sententiose dictis — fieri potest, ut *sensus pluribus* constet *partibus*, utque *minor* et *major* gradus, eventus *proprie* et *figurate* dictus, *vulgariter* et *spiritualiter* sumtus, pro temporum et objectorum diversitate simul comprehendantur ac universa verborum potestas grammatica, quicquid *ullo modo notare possunt*, *alicubi innuatur*.) Der Fall der zur Erläuterung genommen wird, ist dieser, was beym Jesaias von den sich im troknen Lande öfnenden Quellen geweissaget wird, ist bisher im höheren Verstand erfüllt worden,

den,

den, kann aber auch noch im eigentlichen Verstande wahr werden. — Von der Kritik des N. T. und besonders der Offenbarung fällt der Verf. S. 583. das Urtheil, daß der seelige Bengel damit muthmaßlich zu stande gekommen sey, postquam Bengelius in Apparatu critico et Gnomone N. T. de Apocalypsi ita meritus est, ut negotium *confecisse* videatur, *utamur* hisce. — In Absicht auf das A. T. aber scheint es ihm nicht, daß in dem gedrukten Text der Weissagungen einige falsche Lesarten eingeschlichen, ob er gleich nicht in Abrede seyn will, daß hin und wieder in historischen und chronologischen Stellen die ächte Lesart zur Zeit vermißt werde, weswegen er noch als im vorbeygehen die kritische Gelehrsamkeit empfiehlt — Ceterum non opus est monere ad — interpretis eruditionem requiri etiam scientiam criticam. Bey dem allen eifert er doch recht oft im Ernst gegen die, welche blos aus der Etymologie erklären und die allgemeinen Auslegungsregeln (*communes* interpretandi regulas) verlassen. —

Wir hoffen nun, daß dies zureichend seyn werde, Lesern, die das Buch noch nicht zu Gesicht bekommen, den vollständigsten Begriff davon zu machen. Wir können uns auch das gute Zeugniß geben (und der Hr. D. wird es uns selbst nicht weigern können) daß wir nichts auf seine Rechnung geschrieben, wofür er sich nicht handschriftlich zum Bürgen gestellt. Dafür wollen wir uns nun aber auch der anständigen Freyheit bedienen, unsre Meynung über das Ganze sowohl als die Theile offenherzig herauszusagen.

Zu-

Zuerst wollen wir sezen, daß alles was der Verf. behauptet, seine Richtigkeit hätte, so wäre doch noch die große Frage, ob es dem Anstand und der gewissenhaften Treue eines akademischen Lehrers gemäß sey, in öffentlichen Vorlesungen es vorzutragen. Der V. sagt nemlich in der Vorrede, er habe dies seit vierzehn Jahren in Gewohnheit gehabt, und zwar weil dergleichen Vorlesungen umsonst angeboten würden. (absque didactro offeruntur.) Ja freylich ist das ein ganz guter Kunstgriff, gewisse Studierarten in Gang zu bringen. Es ist aber nur die Frage, ob es rathsam sey, diese herrschend zu machen, und ob der Hr. D. recht wenig zu sagen, nicht lieber eine disciplinam arcani daraus machen sollte? Und warum das? Darum, weil alle diese Geschichte von zukünftigen Dingen und dem unsichtbaren Verhältniß der Daemonen, wohl zu merken, gegen die obere Welt, nicht für unser gegenwärtiges Wissen gehören; wir allein uns um das bekümmern sollen, wie wir hienieden in ein solch Verhältniß mit unserm Gott durch Christum treten mögen, daß wir würdig werden in eine beßre Welt einzugehen, und also auch ein akademischer Gottesgelehrter in öffentlichen Vorlesungen am allermeisten nur das tractiren soll, was künftige Lehrer auf die nächste Weise in den Stand sezen kann, dereinst zu diesem großen Endzwek zu arbeiten. Daher soll er Cursoria lesen und (wir führen die Worte Churfürst Augusts aus dem deshalb an die Sächsischen Academien erlassenen Befehl an) „damit die Zuhörer nicht lange „an einem Ort der heil. Schrift mit Verdruß und „Versäumniß angehalten werden, sollen sie nicht lange

 „bey

„bey einer Materie verharren, noch vieles dictiren; „sondern ein jeder Professor aufs längste in drey „oder vier Lectionibus ein Kapitel absolviren.„ Wir begreifen ganz wohl, daß viele ehemals mit grosser Weisheit und aus edler Fürsorge angeordneten akademischen Einrichtungen bey veränderten Umständen der Zeiten eine Abänderung leiden auch gar fodern. Aber solche Vorlesungen werden auf immer gleich unentbehrlich bleiben. Durch sie wird unvermerkt der Studierende an die Lesung der Schrift gewöhnt, je weiter man ihn führt, desto leichter wird ihm der Gang, und wenn der gesellschaftliche Ton des Lehrers dazu kommt, so gewinnt auch der Schwächste Herz, den Weg, der ihm so leicht gemacht wird, selbst anzutreten, und am Ende hat der, der nur drey volle Jahre auf Universitäten bleibt, die Bibel durchgehört und ganz gewiß den Geist beyder Sprachen kennen lernen. Wir wundern uns wenn H. C. S. XVIII. der Vorrede fragt, universa Biblia quis in collegiis vel *explicet* vel *audiat*. Mit Erlaubnis! der müßte kein Professor seyn, der nicht in drey vollen Jahren — fleißig gelesen, sie cursorie, die Offenbahrung Johannis ausgenommen, durchgehen könnte, und kein Professor, der im Ansehen steht, sollte für den Ohren seiner Schüler so laut fragen, quis *audiat?* Darüber verwundern wir uns also und erstaunt sind wir, da wir nach der eignen Berechnung des H. D. S. XVII. verglichen mit XXI. hörten, daß er über den einzigen Jesaiam vier Jahr, und über die Psalmen beynahe Sieben Jahr gelesen. Die crusische Kürze gehört in akademische Vorlesungen, aber eines Vitringa

Weit-

Weitläuftigkeit, wann sie ja seyn soll, in gedrukte Auslegungen. Ohne Beleidigung sagen wir es, daß uns das eben so vorkommt, als wenn der ehrliche *Wahton* die 119 Predigten über dem 119 Psalm hielt, die er nachdem 1752. zu London drucken lassen. Sollte dis Urtheil Einem und dem Andern von unsern Lesern zu hart zu seyn scheinen, so mag er uns sagen, was es *zum* gemeinnützigen und practischen Erkenntnis *eines* Gottesgelehrten dient, zu wissen, wie lange Satan im Himmel aus- und eingegangen; daß er im Himmel gefangen genommen, und aus der Versammlung der Engel gestossen worden; daß ein tausendjähriger Ruhestand der Kirche zu hoffen ist, eine allgemeine Judenbekehrung; Daß im Himmel wirklich ein Thron Gottes sey? — Um wie viel Schritte bin ich nun der Ueberwindung mein selbst, (worunter auch die unzeitige Neugier in Religionssachen gehört,) dem Siege über den Zweifler in den Lehrpuncten von der Vorsehung, von der Wahrheit der Religion Jesu, von dem bessern Leben u. s. w. dem verständlichen und für alle gleich fruchtbarem Vortrage der Religion näher, gekommen? Stehen werde ich bleiben, mich an diesen Bildern so ergötzen, daß ich das in jedem Augenblik nöthigere darbey vergesse. — Wie wahr ist doch das? zu geschweigen, daß der Verf. S. XXXII. der Vorrede selbst einzuräumen scheint, es wären dergleichen Aussichten nicht für alle, (late prodesse potest, si ab *uno* et *altero* recte suscipiatur) und in den vorhinangeführten Stellen ausdrüklich behauptet, Gott schenke nur Einigen, zur bestimmten Zeit die Einsicht in die Weissagungen der Schrift von noch künf-

 tigen

tigen Begebenheiten. Was ist es also nöthig, durch gelehrte Anweisungen die volle Kunst derselben zu lehren? Man sage den Leuten, lernt Sprachen, seyd fromm und fleißig, weiter könnt ihr von eurer Seite nichts thun, um euch vorbereitet zu haben, wenn ihr etwa zum Ausleger dieser oder jener Stelle bestimmt wäret —

Ein Gedanke gibt den andern. Wir wollen also zweytens sagen, daß der Hr. D. den Verdacht, den er S. XXIX. der Vorrede besorgt, und gegen den er sich hin und wieder besonders S. 593. f. f. vertheidigt, den wir auch nicht klärer ausdrücken wollen, gewiß nicht zur Befriedigung des größern Theils von sich abgelehnt habe: Wenn er an dem leztangeführten Orte sagt: die ausserordentlichen Gaben der Schriftauslegung, besonders in so fern sie Weissagungen enthält, sey durch alle Zeiten der Kirche fortdauernd, ist das nicht φαντασμα? Denn wo ist die Bescheinigung aus der Schrift? Wo heißt sie uns auf so etwas warten? Wenn eben daselbst behauptet wird, es gebe nur gewisse Frommen, denen das Erkenntniß der Weissagungen mitgetheilt worden, nicht alle sollten sie verstehen, man könne sie auch nicht zu allen Zeiten verstehen, ist das nicht alles auch φαντασμα? Wir verlangen Beweis aus der Schrift, ein — Wartet, denn es soll euch zu seiner Zeit gegeben werden — ein v. 3. des 1 Kap. der Offenb. und v. 10. des XXII. Kap. Seelig ist der da lieset und dem es dereinst Gott wird verstehen lassen. Denn niemand verstehets, als wem es der Vater will offenbahren — versiegle die Worte der Weissagung — denn die Zeit des

des Einsehens und Aufschlusses ist noch nicht da! So lange uns solche Aussprüche nicht vorgezeigt werden können, so lange halten wir uns an die klaren Worte: Seelig ist der da lieset, und die da hören die Worte der Weissagung und (wohl zu merken, weil dis das gleich damals mögliche Verstehen voraussezt) behalten, was darinn geschrieben ist; an den deutlichen Befehl: versiegle sie nicht — — denn die Zeit ist nahe; und schliessen nun daraus gegen den Hrn. D. der doch will, man solle von den gewöhnlichsten Bedeutungen der Worte nicht ohne Noth abgehen, daß es weit richtiger sey zu sagen, die Offenbahrung habe ihre Beziehung auf die erstern Jahrhunderte der Kirche gehabt; es sey der größte Theil derselben in seine Erfüllung gegangen; es lasse sich dies auch aus der Geschichte der damaligen Zeiten beweisen, und wo der Beweis fehle, da sey der Mangel historischer Nachrichten daran schuld; in Ansehung unserer, sey es also nicht sowohl ein Weissagungs- als Geschichtsbuch, und ausser dem Gebrauch, den wir von andern Geschichtsbüchern der Schrift machen solten und können, sein besondrer Nutzen dieser, daß es uns durch den Pracht und Stärke der darinn enthaltenen Doxologien zum Lobe und Preise Gottes anfeuert, durch rührende Gemählde der Standhaftigkeit der Märtyrer und ihres großen Lohns, das treue Bekänntniß der Religion angenehm macht, und durch die Menge lebhafter Vorstellungen die Hofnung eines bessern Lebens stärket. Das ist doch wahrhaftig nichts kleines, nichts geringhaltiges, das etwa nur für arme Layen gehörte! Noch weiter: wenn der Hr. D. S. XVI. in der Vor-

rede die Auslegung der Propheten für das Hauptgeschäft des Auslegers hält, weil das Uebrige leicht zu verstehen sey (Theologiae propheticae studium — introductio est ad intelligentiam universae Scripturae, idque *partem ejus difficiliorem*, in qua quis versatus sit, tanto felicius progrediatur in reliquis, *quae in se sunt faciliores*;) wenn er von der Kenntniß der originellen Schriftsprache so nachtheilig S. XIX. urtheilet: multa quae sic dicuntur ejus generis sunt, ut *ne linguas quidem originales* necessario (so ein Angstwörtlein verstehen wir schon,) desiderent, sed *e bonis etiam versionibus*, praesertim ex aliquot versionum collatione satis perspiciatur earum rerum evidentia; wenn er sich durchs ganze Buch so sorgfältig hütet, die Ausleger, die seine Erklärungsart nicht dulden wollen, *pios* zu nennen, allezeit aber nur die als *pios* et doctos zugleich preiset, die dieselbe billigen; denn Dionysius, der die höhern Dinge nicht begreifen konnte, nun gleich alle gründliche Gelehrsamkeit abspricht, und allenthalben so redet, daß der Character derer, die seine Einsichten nicht gewinnen können, zugleich angegriffen wird, sind das nicht ganz die Mienen, die Wendungen und Redarten derer, zu denen er nicht gehören will? Diese Geringschätzung andrer, dieses Uebermaaß der Eigenliebe, diese leise Untertretung der Sprachen, ist ja allezeit das Eigenthum solcher Personen gewesen, und muß es seyn, wie man psychologisch beweisen kan.

Eben so wenig wird er den Vorwurf eines und zwar im genauesten Verstande behaupteten tau-

sendjährigen Reichs vermeiden können, wenn wir anders nicht mit Worten spielen wollen. Denn wenn er nun sagt, ich nehme zweytausend Jahr an, so macht ja dies die Sache nicht besser, sondern ärger, indem nun gar ein zweytausendjähriges Reich daraus wird. Und will er sich damit schützen, daß er die Regierung der Märtyrer mit Christo im lezten tausenden Jahren nicht auf Erden sondern im Himmel denkt, so ist dies doch einmal nur ein Hinterhalt. Denn nach Offenb. XX. v. 7. vergl. mit v. 10. soll der Satan in dem zweyten tausenden Jahre, auf einige Zeit wieder loßgelassen, und denn etwa im andern Jahrhundert desselben völlig gestürzt werden. Da muß nun ja also der neue völlige Ruhestand auf Erden in den noch übrigen Achthundert Jahren wieder angehen, weil nach seinen Grundsätzen der Teufel alles Böse unter den Menschen wirket, und, damit er uns nicht wieder entwischen könne, wenigstens alle Angriffe gegen die Religion veranstaltet; zweytens kan er es wenigstens niemanden verwehren, niemanden aus dem übrigen Context des XX. Kap. das Gegentheil darthun, der einmal so weit geführt, den Erlöser vom Himmel auf die Erden herabsteigen sieht, um die noch übrigen Achthundert Jahre sichtbarlich auf derselben mit den Märtyrern zu herrschen: Man sehe wie zusammenhängend diese Folge ist: „In den ersten Tausend Jahren wird die Kirche einer sichtbarlichen Herrlichkeit „auf Erden geniessen, weil der Satan binnen der Zeit „in den Abgrund gebunden liegt. Allein am Ende „derselben wird er loßgelassen, und weil er mit ganz „neuer Wuth die Kirche anfällt, wissend, daß er we-

„nig Zeit mehr hat, (v. 3.) so wird er bald darauf „in den feurigen Pful geworfen. Nun stehen die Mär„tyrer auf und Christus herrschet mit ihnen auf Er„den — denn (der Beweis) der Feind ist ganz ge„stürzt.„ Wir möchten doch gern sehen, wie uns das Herr Cr. nach seiner angenommenen Erklärungsart der Offenbahrung widerlegen will! Endlich sey es, daß das lezte tausende Jahr im Himmel gefeyret wird, so ist doch in dem ersten die Herrlichkeit der Kirche eine auf Erden sichtbare, die Sinne rührende und ergözende Pracht. Und das ist also das tausendjährige Reich im höchsten Verstande. Es kommt ja nicht lediglich auf den Begriff des Herrschens mit Christo an! Nein! wenn man dagegen gestritten hat, so hat man sagen wollen: „Es gibt nach dem klaren und untrüglichen Wort Gottes keinen äusserlichen Pomp der Kirche, welcher ihren Gliedern dauerhafte Ruhe, irrdischen Wohlstand, Einkünfte und so weiter gewährte, er ist nie zu hoffen, weil er nie verheissen worden, und wo bis ans Ende der Tage ein Christ seyn wird, da wird auch ein Mensch seyn, in dessen Leben Arbeit, Sorge, Furcht, Hofnung, abwechseln werden. Das bleibt das Gesez des Ermüdens für den Christen, wie für den Menschen in dieser Welt! Und um sich demselben willig und beherzt zu unterwerfen, ist ihm die Verheissung des Ausruhens in einer andern Welt gegeben worden.„

Dies möchte nun alles seyn, wenn der Hr. D. es nur dabey bewenden ließe, daß es ihm so scheine, und uns in diesen Bilderlehren nicht das allein wahre und sichre Wort Gottes, nach allgemeinen Auslegungsge-

gesetzen erklärt, ankündigte — Has communes (interpretandi) regulas unice secutus sum — S. 157. Denn so sollte man ja beynahe gedrungen werden zu glauben, daß er sich ganz unrichtige Vorstellungen von dem mache, was man communes interpretandi regulas nennt? Diese wollen, daß man vor allen Dingen den Genius der Sprache, aus der man erklärt, recht ausstudiert habe, ehe man erklärt; daß man in einem Schriftsteller, was dunkel oder zweydeutig oder bildlich ist, nach anderweitigen klärern, bestimmtern und eigentlichern Ausdrücken beurtheile; daß man nicht allgemein erkannt und angenommenen Wahrheiten entgegen erkläre, und, welches mit hieher gehört, die Auslegung den Grundsätzen der Parthey, zu der sich der Schriftsteller bekennt, übereinstimmend mache u. s. w. das sind ohngefähr allgemeine Auslegungsregeln. Aber ist das nun der Genius der ebräischen und der nach ihr geformten griechischen Sprache des N. T. wenn Hr. Cr. die in beyden geschriebenen Weissagungen so eigentlich auslegt, als wenn der erhabenste Styl der Ebräer mit der ebenen und kalten Prose des äussersten Nordländers einerley wäre? heißt das Dunkelheiten vermittelst des deutlichen Ausdruks eines Schriftstellers zerstreuen, wenn man sich und andern glaubend macht, man werde, wenn man nur mit den partibus *difficilioribus* der Schrift erst fertig sey, die *faciliores* schon von selbst verstehen, und also mit jenem den Anfang im Erklären macht? Umgekehrt sollten wir meynen, müßte der Gang geschehen. Und sind es Grundsätze unserer Religion, daß Gott ein Geist, d. i. der höchste und voll-

vollkommenste Geist sey; daß man ihm eben deswegen einen vernünftigen Gottesdienst leisten müsse; daß das Reich Gottes nicht Essen und Trinken, sondern Rechtschaffenheit, Friede und Freude des erneuerten Geistes sey, und es also so wenig in demselben auf äusserlichen Frieden oder Unfrieden, Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Länder, als auf einen mit Kraut oder Fleisch besezten Tisch ankomme, so hat der Hr. D. verlohren; so kann es keinen Thron Gottes wirklich im Himmel geben; so kann man es nicht glauben, daß der Teufel wirklich im Himmel zur Schau herumgeführt worden, (denn dies alles widersteht dem vernünftigen Geiste, mit dem wir von Gott und himlischen Dingen denken sollen;) so kann es nicht ein tausendjähriges Reich geben, da die Christen in vollem äusserlichen Wohlstand sich befinden werden. Sonst hätte Paulus sagen müssen: Das Reich Gottes ist izt noch nicht Essen und Trinken, es wird es aber mit der Zeit werden. Wir wollen doch nur auch gleich eine Hauptprobe von der Erklärungsart des Verf. liefern, und haben dazu die Stelle Habac. III. 2. gewählt, die den klaren Schriftbeweis enthalten soll, daß Christus in der Mitte des Zeitalters der Welt gekommen, und weil denn diese Erklärung die leichteste und simpelste seyn soll (Seite 220. Anmerk. multi — — de phrasi בקרב שנים — fictas et precario sumtas significationes accipere malunt, quam prophetiam agnoscere, quae *profecto plana* est et nihil habet *asperitatis*,) auch der Hr. D. so gewiß von ihrer grammatischen Richtigkeit ist, daß er ausruft! Quibus hae res non suf-

sufficiunt, attamen nec in *grammatica* verborum interpretatione *allegare* possunt, quod reprehendendum sit; videant ipsi quas dubitationis caussas habeant et *quale* exemplum *oppugnatoribus* verbi divini praebeant — so wollen wir das Viele, das sich dagegen sagen läßt, allegiren und ihr eine noch ungedrukte Erklärung eines auswärtigen Gelehrten, der nicht genannt seyn will, mit ihren Beweisen an die Seite setzen. Hier ist also die Er. Uebersetzung des 2. V. die wir deutsch, doch in genauer Folge seines lateinischen Ausdruks, liefern wollen: „Jehova! da ich gehöret habe deine Hörung (auditionem tuam) d. i. was du mir zu hören gegeben hast (denn die Ebräer sagen, Hörung, statt was gehöret wird) so fürchtete ich mich. O Jehova! was also anlangt dein Werk, dessen Leben ist (oder welches endlich geschehen wird) in der Mitte der Jahre, in der Mitte der Jahre thue es kund! Aber indessen gedenke auch in der Angst der Erbarmung.„ Hier ist einmal die empfindlichste Härte in der Uebersetzung, alles so uneben und am allermeisten der Uebergang in dem: so fürchte ich mich. O Jehova! was also anlangt — so höckericht, daß ein nicht ganz abgehärteter Sinn augenbliklich die Flucht nehmen muß. Doch es sey darum: Wo kommt nun aber in dem Ebräischen das Wort שמע jemals in dem Verstande vor, daß es die Sache bedeute, nicht die gehört wird, sondern, wie der Verf. will, die zum Anhören gegeben wird. Das ist allenfalls שמע. Also die erste grammatische Unrichtigkeit! Denn die zweyte, daß der Verf. sein also einschiebt,

um

um die Härte nur etwas zu mildern, wovon doch nichts im Text steht; Eine dritte, daß er übersezt, dessen Leben ist, in welchen Fall das אשר nothwendig vorhergehen, und es nach der Sprache heissen müßte, אשר בקרב שנים חייהו indem das affixum schlechtweg gesezt, der Lateiner *ejus* ausdrukt und also hier es im deutschen heissen müßte — O Jehova — sein Leben ist in der Mitte — So würde aber freylich das folgende: in der Mitte der Jahre thue es kund, noch weniger gepaßt haben. Endlich die vierte, daß er die zwey Worte, Aber indessen in die Uebersetzung eingeschaltet, davon so wenig etwas im Text stehet, daß es vielmehr deutlich ist, es sey das leztere ברגז רחם תזכור eine apposition des erstern בקרב שנים תודיע. Sollte nun da der Verf. so entscheidend sprechen, es ist gegen die grammatische Auslegung der Worte nichts einzuwenden? Nun wollen wir die gedachte Erklärung sogleich folgen lassen, mit den eignen Worten Jenes Gelehrten: „Jehova ich habe das Gerücht von „dir gehört und bin erstaunt! Ausgeführt hast „du Jehova dein Werk mitten in den (vierzig) „Jahren! mitten in den Jahren hast du es kund „gemacht! du hast nicht vergessen im Zorn gnä„dig zu seyn.„ Dies ist die Erklärung; die Beweise: „שמעך heißt das Gerücht von dir, wie Nah. III. „19. wo eben dieses Wort mit gleichem Anhang im „Text steht: Alle die dies Gerücht von dir hören wer„den, werden u. s. w. das Wort ירא bedeutet nicht „allezeit ein Fürchten, sondern auch ein Erstaunen, „es mag nun entweder bey einem erfreulichen oder „schreklichen Vorfall seyn, in welcher Bedeutung es

„so

„so oft vorkommt, wo von Gott gesagt wird: er thue
„גדולות ונוראות das ist große und erstaunliche
„Dinge. Das Nennwort פעל wird ganz ausdrük-
„lich von der Geschichte der Thaten Gottes in der
„Wüsten gebraucht, Ps. XC. 16. So wie Moses
„hier noch in re praesenti sagt: zeige dein Werk,
„laß es kund werden! so sagt hier Habacuc de prae-
„terito, du hast lassen kund werden dein Werk.
„Noch weiter ist die Wiederhohlung der wunderba-
„ren Leitung Gottes in der Wüsten ein eigentlicher
„locus communis, den die Gläubigen des A. T. so
„oft ergreifen, wenn sie sich in ähnlichen verwirrten
„Umständen aufrichten wollten, und man vergleiche
„nur einmal Ps. LXXVII. ob nicht beynahe durchs
„Ganze eben die Anordnung der Gedanken und der
„Uebergänge herrscht; und besonders halte man v. 16.
„17. 19. 20. mit v. 2. 8. 10. 15. dieses Kap. zu-
„sammen. Was sollen wir also sagen? das, daß das
„Ganze ein sehr affectvolles Selbstgespräch des Haba-
„cucs ist, in welchem er sich die mächtigen Thaten
„Gottes zum Vortheil des Volks Israel nach der
„Reyhe vorsagt, um sich mit Muth und Vertrauen
„auf Gott zu wafnen; daß er daher, nachdem er im
„zweyten Vers gesagt hatte, Jehova ich habe ge-
„hört — und darauf die ganze Reisebeschreibung Got-
„tes, daß man so reden mag, bis zum 16. V. durch-
„gegangen war, in diesen den Uebergang zum Aus-
„druk seines Vertrauens macht. Dies habe ich ge-
„hört: und bin für Erstaunen über deine Wun-
„der verstummet. O! wie will ich nun Luft
„schöpfen am Tage der Angst. — — Wenn der

„Fei-

„Feigenbaum nicht mehr grünen, wenn kein Ge-
„wächs seyn wird (und so wie in jener Wüste alles
„öde) So will ich mich doch (in Rüksicht auf
„jene Errettung) freuen in meinem Gott. u. s. w.
„Hier kann man nun wohl nicht weiter einwenden, daß
„der Prophet doch nicht ausdrüklich die nähere Be-
„stimmung der Zahl vierzig beygefügt, denn zu ge-
„schweigen, daß es ein Selbstgespräch ist, und also
„Habacuc selbst nicht in Ungewißheit seyn konnte,
„welche Jahre er eigentlich meyne, so ist es ja auch
„weiter für Keinen schwer, diese nähere Bestimmung
„in Gedanken hinzuzusetzen, da gleich unmittelbar dar-
„auf der Anfang gemacht wird, die Geschichte der
„Thaten Gottes in diesen Jahren zu erzählen, Gott
„kam von Theman, und dieselbe durch vierzehn
„Perioden fortgesezt. Dies ist weit eher wider die
„Crusische Erklärung, bey welcher allen communi-
„bus interpretandi regulis entgegen, die Lücke mit
„dem Wort עולם ausgefüllt wird, daß es nun Welt-
„jahre bedeuten soll, da doch in den Folgenden von
„einer bestimmten Epoche der Israelitischen Repub-
„lik die Rede ist. Oder wollte man es für zu gewagt
„halten, daß die beyden Futura תזכור und חוריע
„in der vergangenen Zeit übersezt werden, so würde
„man die Natur der Futurorum bey den Ebräern
„mit Fleiß verkennen müssen, und mit Fleiß nicht sehen
„wollen, daß das gleichfolgende, er kam, im Origi-
„nal auch im Futuro ausgedrukt ist.„ So weit die
versprochene Erklärung, die sich doch offenbar durch
ihre Leichtigkeit, Sprachrichtigkeit und Uebereinstim-
mung mit andern ähnlichen Schriftstellen, durch den

Con-

Contert und die Lage oder Zeit des Propheten so empfiehlt, daß sie selbst die Aufmerksamkeit des Hrn. D. verdient.

Wundern müssen wir uns nun noch, wenn der V. S. XVII. der Vorrede sagt: Quo maxime delectatus fui, quod ea ratione in permultis *universe* studium biblicum accendi. — Ex quo intelligitur in *gerendo munere sacro* et in *sermonibus pro concione* sacra *habendis*, institutum meum passim fructu non caruisse, et amplius, volente Deo, profuturum esse. Das wolle doch Gott nicht, daß diese Lehrart die herrschende würde, die die Einbildungskraft des gemeinen Mannes, die sich ohnedem so schwer von dem gesunden Urtheil bändigen läßt, nothwendig so zerrütten würde, daß nun alles Gespenster sehen, und sich oder andre bey dem geringsten ungewohnten cörperlichen Zufall für Besessene halten würde. Dies könnten die übeln Früchte dieser Daemonologie seyn. Man sage vielmehr dem Volke fleißig, daß es die äusserlichen Dinge, die in ihm sündliche Gedanken und Neigungen erwecken, vermeiden lerne, so hat man es zum Widerstand gegen den Satan genug gewafnet, ohne ihn zu nennen; davon suche man es recht überzeugend gewiß zu machen, daß Gott um uns ist, uns siehet und auf unser Thun merket, und dereinst Rechenschaft davon fodern wird; das zeige man, daß und wie wir Christo würdig wandeln sollen, so wird es Früchte im Leben und dereinst wahren Trost im Sterben bringen.

Wenn nun der Prediger auf der Canzel bey den Worten, widerstehet dem Teufel u. s. w. diese Ge-

schichte nach der Reyhe erzählt, jaso wird freylich der gemeine Hause über die Gelehrsamkeit seines Pfarrherrn staunen, aber was hilft denn das zur Erbauung, und was kann es helfen? die Kirchengeschichte des zweyten und dritten Jahrhunderts hat es bewiesen, was die Religion durch die ausschweifende Einbildungskraft der — — — — — in eben diesem Felde gelitten hat. Da war auch einer, der vorgab, die bösen Geister hätten einen Stral des Lichts aus dem obern Himmel fahren sehen, eine Idee davon behalten, und ihn nachmachen wollen; wie der Herr D. von einer κακοζηλια diaboli und dolosa imitatione viarum Dei redet; Da war noch ein andrer, der von einem Daemone redete, ihm eine von der Macht Gottes unabhängige, obgleich mit der Zeit überwindliche Macht zuschrieb, (denn daß er zwey gleichmächtige Wesen angenommen, ist ein historischer Irrthum,) ihn auf der Erde herrschen ließ u. s. w. ganz wie Hr. D. den Satan als praepotentem vorstellt, und ihn auf Erden wüten läßt. Wir haben wenigstens in der ganzen Vorstellung keinen Laut davon gehört, daß Gott ihm zu jeder Zeit Grenzen setzen könne und wolle. Nach und nach wird er über ihn gleichsam Herr. Wir wollen nun gar nicht sagen, daß Hr. D. für seine Person sich nicht noch auf eine leidliche Weise erklären könnte! das ist nur die Sache, daß unter Zehen wenigstens die Hälfte seyn werden, für die das eine rechte Weide seyn wird, weil man dabey weder Sprachen, noch Geschichte, noch Anstrengung der Urtheilungskraft braucht, und die nun sich ohne Buch hinsetzen, diese Bilder mit neuen vermehren,

und

und so ins Unendliche hinein dichten werden, daß kein Psalm Davids sicher seyn wird, mit ins Spiel gezogen zu werden: Sollte es auch gleich der erste seyn, und das wohl mit dem seelig in der Offenb. K. I. v. 3. verglichen werden, daß nun das Gesez die Offenbahrung selbst und die Zeit des Frommen, die Zeit der Märtyrer wäre u. s. w.

Der Herr D. vergebe uns diesen gutgemennten Eifer; er gehört zu der Offenherzigkeit eines Recensenten. Wir haben indeß allemal unser Wort gehalten, indem wir ihm keine Nahmen gegeben und zum Beweiß, daß wir ihm alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die man einem sonst rechtschaffenen Mann schuldig ist, so erklären wir uns hiemit, daß wir eben die Hochachtung für ihn haben, die Dionysius von Alexandrien in gleichen Umständen für den Nepos im dritten Jahrhundert bezeugte. Die ganze Geschichte ist überhaupt so anpassend, daß wir sie noch in einer getreuen Uebersetzung herschreiben wollen. Eusebius erzählt nemlich in seiner Kirchengeschichte Buch VII. Kap. XXV. folgendes — Dionysius hat auch zwey Bücher von den Verheissungen geschrieben. Den Anlaß dazu gab ihm ein gewisser egyptischer Bischof Nepos, der die den Frommen in den göttlichen Büchern ertheilten Verheissungen nach jüdischen Begriffen auslegte, und ein gewisses tausendjähriges Wohlleben auf Erden als zukünftig behauptete. Weil er nun glaubte, seine Meynung aus der Offenbahrung Johannis bestätigen zu können, so gab er dem Buche, das er über diese Materie verfertigt hatte, den Titel,

Widerlegung der Allegoristen. Ihm widersezt sich nun Dionysius in seinen Büchern von den Verheissungen. Im ersten trägt er seine eigne Meynung über diese Materie vor. Im zweyten aber, in welchem er sein Urtheil über die Offenbahrung Johannis fällt, gedenkt er gleich im Eingang des Nepos mit folgenden Worten: „Weil sie sich unter andern vorzüglich auf ein „Werk des Nepos, als eine unüberwindliche „Demonstration berufen, daß das Reich Christi „auf Erden zukünftig sey, so gebe ich zwar in „vielen andern Dingen dem Nepos Beyfall, und „liebe ihn theils wegen seiner Gottesfurcht, theils „wegen seines Fleißes und Schriftforschung, „theils auch, weil er viele herrliche Gesänge verfertigt hat, durch die sich noch izt viele Brüder „erbauen — — Allein die Wahrheit ist mir „noch schäzbarer und ziehe ich sie allem vor; „Man muß ohne Eifersucht loben und billigen was „richtig gesagt ist; das Gegentheil aber auch „prüfen und berichtigen. — — — — Da einmal das Buch öffentlich bekannt gemacht ist, „und es, wie einige glauben, sehr überredend geschrieben ist, auch viele das Gesez und die Propheten gering schätzen; die Briefe der Apostel „verachten, dieses Buch aber als ein wichtiges „und geheimnißvolles bey aller Gelegenheit „erheben — — — — und die Schwächern „unter unsern Brüdern — — — geringe, hinfällige und zeitliche Güter in dem Reiche Christi „erwarten heissen, so sehe ich mich genöthiget meinen Bruder, den Nepos, zu widerlegen. —„

Schrift-

Schriftmäßige Anmerkungen über die in des Hn. D. Ernesti, theologischen Bibliothek, Band VI. St. 4. befindliche Recension des Herrn D. Crusii Hypomnemata ad Theologiam propheticam betreffend. Frankfurt und Leipzig, 1766. 8. 6½ Bogen.

Es kan dem Leser einerley seyn zu wissen, ob der Hr. D. Crusius selbst der Verf. dieser Anmerkungen ist, wie es fast die allzugroße Aehnlichkeit der Denkungsart, die sich so gar auf wörtliche Wiederhohlung gewisser dem Hrn. D. eignen Worte erstrecket, muthmaßlich macht, oder ein Andrer. Wann er es ist, so hat er ein Meisterstük einer mit allem erforderlichen theologischen Anstand geschriebenen Vertheidigung geliefert. Es ist uns lange keine dergleichen schriftliche Gegenwehr zu Gesichte kommen, die so ernsthaft, bedächtig und ohne alle persönliche Beleidigung geführt worden wäre. In dieser Betrachtung empfehlen wir sie denn auch allen zum durchlesen. Das Ganze kommt darauf hinaus: Hr. D. Ernesti hatte geurtheilt, daß Er. hätte wohl die studierende Jugend mit solchen Dingen verschonen können, um so viel mehr, da des V. Meynung von einer künftigen sichtbaren Herrlichkeit der Kirche auf Erden, nicht das wahre, lautere und sichre Wort Gottes sey. Der Verf. will also zeigen, daß Hr. Cr. nichts gelehrt habe, welches der academischen Jugend schädlich seyn könne, und vielmehr Hr. E. etwas nachtheiliges vortrage, wenn er die Offenbahrung ein dunkles Buch nenne. Dieser Vorwurf soll dadurch glaubwürdig gemacht werden, daß das

Buch auf diese Weise keinen Nutzen haben würde. Wir haben aber gezeigt, welches bey allen Dunkelheiten der christliche Gebrauch sey, den wir durch alle Zeiten davon machen können. Sagt Hr. Er. S. 660. der Hypomnematum, nicht selbst: Fac — aenigmata inexplicabilia manere, *ne sic quidem* dedecet Deum, talia in visis propheticis exhibuisse. *Nam dummodo in genere ex his praevideatur* &c. Nun so können auch wir sagen: Fac, plenum esse librum aenigmatibus inexplicabilibus, ne sic quidem dedeceat Deum talem nobis in Canone reliquisse. Nam dummodo *in genere* ad usum vitae Christianorum aliquid conferat — Um von Hrn. Er. den Vorwurf abzulehnen, soll bewiesen werden, daß er nichts gelehrt, als was das klare Wort Gottes sage, und dann wie wenig seine Meynung auf einen Chiliasmum hinauslaufe. Der Beweis des leztern ist, daß er mit Bengeln zweytausend Jahre statuire, S. 92. f. worüber wir uns schon erklärt haben. Die Erweisung des erstern geschieht durch eine Induction der Hauptstellen, in welchen die klare und bestimmte Versicherung von dem allen vorkommen soll, und hier wird besonders sehr weitläuftig von S. 127-154. die Erklärung von der Stelle beym Habacuc, die Hr. E. der Crusischen entgegengesezt hatte, geprüft. Der Hr. D. Ernesti meynte, man könne das בקרב שנים entweder zu seiner Zeit, oder zu unsern Zeiten übersetzen und werde קרב, in der Schrift nicht von einer eigentlichen chronologischen oder geometrischen Mitte, sondern von dem, was zwischen zweyen *extremis* innen liegt, gebraucht.

So richtig diese Bemerkung überhaupt ist, so scheint es uns doch selbst etwas zu hart, wenn man eine von den beyden vorgeschlagenen Erklärungen wollte gelten lassen, da es wohl alsdann בעתו .בימינו heißen müßte und der Ebräer wenigstens am gewöhnlichsten sich also ausdrukt, wenn er zu seiner Zeit, zu unsrer Zeit sagen will. Wir würden also auch dem Verf. der gegenwärtigen Blätter, den ganzen Streit von dieser Seite gewonnen geben, wenn wir nicht gezeigt hätten, daß es eine andre gewiß ganz ungezwungene und ebräisch richtige Erklärung gebe. Auch wird unserer Ueberzeugung nach, das Urtheil des Hrn. D. C. im Ganzen allzeit so lange den Sieg behalten, so lange es einen Unterschied unter der erhabenen Sprache der Propheten (nach der die Johanneische so offenbahr eingekleidet ist) und dem ebenern Styl eines Evangelisten gibt.

A.

II.

Martin Ehlers, Rectors der Schule zu Segeberg, Gedanken von denen zur Verbesserung der Schulen nothwendigen Erfordernissen. Verlegt von David Iversen, Altona und Lübek, 1766. groß 8. 1 Alphab.

Wir gestehen es gerne, daß wir gegenwärtige Schrift mit einiger Gleichgültigkeit in die Hände nahmen. Wäre die Verbesserung des Schulwesens eine Sache, die durch einsichtsvolle

Privatpersonen und durch Schriftsteller bewerkstelliget werden könnte: so müßte unser Zeitalter allerdings schon viel Vorzügliches in diesen Anstalten aufzuweisen haben. Zum Unglük ist es nicht also, und den meisten Staaten, Ländern, Städten und Communen ist die Schulverfassung und die Erziehung der Jugend überhaupt, so wie die ganze sittliche Glükseligkeit der Menschen, gerade der gleichgültigste Umstand von Allen. Der Schullehrer eines Orts und der Nachtwächter stehen sich gemeiniglich in der Besoldung, in dem Ansehen und in den übrigen Vortheilen, so ziemlich gleich. Man wählt daher auch gemeiniglich so, und es kann oft nicht anders gewählet werden, als daß man bey beyden Stellen ein Subject dem andern substituiren, oder beyde Aemtchen in einem und eben demselben Candidaten mit einander vereinigen könnte. Und lezteres wäre in der That das Beste. Müßte der Innhaber beyder Aemter gleich alsdenn in kurzen vor Wachen sterben, so stürbe er doch nicht, wie ausserdem geschieht, vor Hunger; welches doch bey weitem der schmerzlichste Tod seyn soll. Vielleicht ereigneten sich auch alsdenn mehrere Vacanzen, und so würden mehr halbehrwürdige Candidaten versorgt; denn nicht versorgt werden, soll noch schlimmer seyn als vor Hunger sterben. Doch wir sollen hier nicht selbst Vorschläge thun, (und wie viele hätten wir ihrer nicht noch auf dem Herzen, von denen verschiedene den Communen gar sehr zu grösserer Geldersparung gereichen sollten) sondern wir sollen die von Hrn. Ehlers gethanen Vorschläge anzeigen. Es sey also, und mit Vergnügen können wir unsern Lesern versichern, daß wir von einer

Schrift

Schrift reden, die nach allem, was hievon geschrieben ist, lesenswürdig bleibt, eigenthümliche und reife Einsichten zeigt, einen vortreflichen Character an seinem Verfasser zu erkennen giebt, sehr wohl geschrieben ist, und wenn sie auch nur von dieser Seite angesehen wird, unter die besten deutschen Schriften gehört. Hr. Ehlers hat seine Abhandlung in drey Abtheilungen gefaßt. In der ersten bestimmt er die Eigenschaften eines guten Schullehrers, in der zweyten die beste Art die Schuldienste zu besetzen, und in der dritten die Vortheile, welche Schullehrern zu bewilligen sind, wenn man hoffen will durchgängig geschikte Leute dazu zu erhalten. Für unsere Absicht wäre es zu weitläuftig, alle, die Gedanken des Verfassers in einer Materie, die eine solche Mannichfaltigkeit von Gegenständen hat, und über welche schon so vieles geschrieben und gesagt worden ist, umständlich oder nur einzeln anzuführen. Wir wollen bloß eins und das andere von derselben auswählen, was unsern Lesern die besondere Denkungs- und Vorstellungsart unsers V. kenntlich machen kann. Der erste Abschnitt von denen Geschiklichkeiten, welche zum Schulamt erfordert werden, ist der stärkste. Nächst gewissen Naturgaben, (welche aber vielleicht schon ein wenig mit erworbenen Geschiklichkeiten vermengt worden sind §. 4.) wird vor allen Dingen, und dies mit Recht, Kenntniß der deutschen Sprache; dann der lateinischen und französischen, der englischen der griechischen und hebräischen Sprache verlangt. Der V. sezt die Erlernung des Französischen und Englischen selbst der Erlernung der griechi-

schen Sprache voraus. Nicht erst auf die akademischen Jahre, die ohnehin für alle die Disciplinen zu kurz sind, in welche auf unsern Universitäten der Unterricht zergliedert ist, sollte die Erlernung jener Sprachen versparet werden, und unter der Schuljugend sind die ersten beyden Sprachen allen, die Griechische aber ist nur wenigen nöthig. Wir sind in beyden vollkommen mit dem Verf. einstimmig, wir verlangen auch die Kenntniß jener Sprachen von einem Schulmann; nur glauben wir nicht, daß sich von einem Schulmann in itziger Verfassung auch der Unterricht in den lebendigen Sprachen verlangen oder von ihm leisten lasse; nicht zu gedenken, daß ein Mann nothwendig in mehr, als er bestreiten kann, zerstreuet werden muß, und daß ohne viele Uebung im Lesen, Sprechen und Schreiben keine Erlernung einer Sprache etwas nützet, so kommt bey diesen neuern Sprachen, nach der gemeinen Art davon zu urtheilen, so viel auf die Aussprache an, daß der Schulmann mehr den Vorwurf würde hören müssen, er verderbe den jungen Leuten den Accent und die Aussprache, als daß er Dank verdiente. Um alle diese Vortheile zu vereinigen, muß eine Veränderung mit den Schulen im Ganzen vorgenommen werden, deren Einrichtung zur Zeit noch überhaupt die Barbarey der frühern Jahrhunderte an sich hat, und fast noch darauf abzuzielen scheint, lauter Mönche zu ziehen. Legt man auch nicht just eben Realschulen an, so müssen doch eigne Classen für die, welche zum Studiren bestimmt sind, gemacht, und für die, welche nicht Schulleute werden sollen, ein andrer Plan des Unterrichts entworfen werden, aus welchem das Griechische,

sche, so wie zwanzig andere unnüze Gattungen der Kenntnisse ganz wegbleibt, indem hingegen Französisch und Englisch zu den Hauptgegenständen gezogen werden. Wie fern der Unterricht in der hebräischen Sprache auf Schulen Statt finde, bringt der Herr Verfasser sehr richtige Urtheile S. 32. f. bey. Von den schönen Wissenschaften folget S. 37. f. ein Hauptstük, das wir uns sowohl dem Inhalt als dem Vortrage nach nicht entbrechen können, schön zu nennen, und das dem Leser sehr vortheilhafte Begriffe von den Einsichten sowohl als dem Gefühl des Verfassers beybringen wird. Von der Beredsamkeit folgen einige allgemeine gute Betrachtungen, die wohl ausgedrukt sind; nur wollten wir den Unterricht der heutigen Redekunst nicht auf Reden halten einschränken, sondern ihn auf den ganzen Vortrag und Ausdruk im Reden und Schreiben ausgedehnt wissen. Die folgenden Artickel von der Dichtkunst, von den übrigen schönen Künsten, von der Erdbeschreibung, von der Zeitrechnung und der Geschichte enthalten so viel feine und gründliche Anmerkungen, die man von Schulleuten, so wie sie gemeiniglich sind, gar nicht gewohnt ist. Das Hauptstük von der Philosophie enthält zwar eins und das andere, das eher in eine Abhandlung von der Philosophie überhaupt gehört, allein daben auch viel nicht weniger gründliches. Auch Herr Ehlers mißbilliget die einreissende Gewohnheit, den Vortrag der Philosophie zu einer Hauptbeschäftigung auf Schulen zu machen. — Zu allem Verderben der Schulen fehlte uns bloß diese Thorheit noch, daß wir unbärtige Philosophen machen wollen, damit

 wir

wir bärtige Kinder einmal an ihnen bekommen. — Hingegen verlangt er mit Recht, daß der Schullehrer selbst viel Philosophie wissen müsse, schon um Schriftsteller zu erklären und zu beurtheilen, Sprachen zu lehren, Sitten zu bilden, die jungen Leute anzugewöhnen bey dem, was sie lesen und schreiben, etwas zu denken, von den Grundsätzen oder Beyspielen eine praktische Anwendung zu machen. Wir übergehen die folgenden Hauptstücke von den mathematischen Wissenschaften, Moral, Naturlehre, Gesundheitslehren, und von der Theologie; ferner von der Nothwendigkeit eines guten Charakters, von dem zum Schulmann erforderlichen Naturell, seiner Lebensart und seinem Betragen gegen seine Schüler. Ueberall werden die Leser gesunde Gedanken und viel feine Bemerkungen antreffen, welche das Gepräge des eignen Nachdenkens und der Erfahrung auch dann haben, wenn sie auch bereits von andern vorgetragen worden sind. Sie sind ausserdem in einer sehr anständigen Sprache vorgetragen, welche einem cultivirten Verstande bey einem Grad der Uebung eigenthümlich ist. Sehr selten erlaubt sich der Verfasser einige zu gekünstelte Ausdrücke oder einen gesuchten Schmuck, und eben so selten fällt er in das Declamatorische, am wenigsten in den Kanzelton, welches beydes, zum Exempel, einer neuen Schrift in dieser Art, die auch einen Schulmann zum Verfasser hat, so sehr eigen ist. Die durchgängig herrschende Leichtigkeit und Anmuth muß die Schrift für die Klasse Leser, für welche sie eigentlich bestimmt ist, sehr angenehm machen, und vielleicht kömmt sie einem oder dem andern von den Män-

nern

nern in die Hände, deren verbesserte Einsichten das Elend in den meisten Schulen vermindern könnten. Was müssen aber nicht Leser von einer andern Seite denken, wenn sie alles erwägen, was zu einem Schulmann erfodert wird und die gemeiniglich für sie ausgesezten Besoldungen bedenken, die oft kaum zum Nothdürftigen hinlänglich sind, geschweige ihnen eine Bequemlichkeit, selbst zum Studieren verschaffen, oder sie mit einer Anständigkeit leben lassen, ohne welche vergeblich von ihnen eine gewisse freye und anständige Art zu denken und zu handeln verlangt wird. Sehen die Menschen doch nur einmal ein, daß ein Schulmann eine für das allgemeine Wohl gar zu nöthige und interessante Person, ein guter Schulmann aber ein sehr seltnes Geschöpf ist. Keine Art von Gelehrten läßt sich denken, die sich nicht leichter finden liesse, als ein guter Schulmann. — Der folgende zweyte Abschnitt von dem, was zur glüklichen Besetzung der Schulämter erfodert wird, verdient schon deswegen gelesen zu werden, weil er, indem gesagt wird, was geschehen soll, just das Gegentheil von dem enthält was geschieht, und, in so fern, viel Neues enthält. Es ist ein großer Mißbrauch, diejenigen zu Schulämtern zuzulassen, die sich nur dadurch den Weg zu einer Predigerstelle bahnen wollen. Es wäre zu wünschen, daß die Herren Schulpatronen nicht so eigenmächtig wählen dürften, sondern aus drey ihnen vorgeschlagenen Candidaten einen wählen müßten. Allein werden auch gleich Personen von Einsicht bey der Hand seyn, die vorschlagen? Ein anderer Wunsch ist, daß ein besonderes Collegium dazu niedergesetzet würde, dessen Glieder sich die nöthigen

gen Kenntnisse und Einsichten, die von den Herren Schulpatronen sehr selten erwartet werden können, erworben hätten. Doch hierüber wäre noch mehr zu sagen, als der Abschnitt des Werks enthält. Von der Einrichtung des Collegiums selbst und dessen Beschäftigung, ferner von dem Schulexamen, welches so oft zu einer bloßen und fast lächerlichen Ceremonie wird, kommen verschiedene artige Gedanken vor. Ueber die Vertheilung der Schularbeiten §. 31. wäre noch eins und das andere reiflicher zu erwägen. Ein Schulaufseher, zumal wie sie oft beschaffen sind, sollte sich nicht anmassen den Schullehrern die schlechtesten Schriftsteller zum Erklären vorzuschreiben, oder bey seinen weit geringern Einsichten ihnen ihre Freyheit in dergleichen Dingen einzuschränken. Das Leichengehen und Umsingen sollte schon der Schullehrer wegen, geschweige zum Besten der Schüler, abgeschaft seyn. Schullehrer sollten sich nicht mit Predigen abgeben. Schulferien müssen seyn, sie sollten nur besser vertheilt seyn, als sie es dem Herkommen nach sind. Noch ein paar Abschnitte folgen von der Anzahl und der Unterhaltung der sogenannten lateinischen Schulen. Es thut uns leid, daß wir nicht mehr daraus anführen können. Bis die Verbesserung im Ganzen erfolgt, wollen wir zufrieden seyn, wenn nur wenige, aber wohleingerichtete gelehrte Schulen in einem Lande sind. Desto mehr deutsche Schulen wollen wir jedem Lande und Orte wünschen. Von den Vortheilen, welche den Schulleuten zuzugestehen wären, welches der Inhalt des dritten Abschnitts ist, nemlich Ehre und äusserlicher Wohlstand, wollen wir lieber gar nichts

ge-

gedenken, so lange vom Schulstande noch nicht Nebenbegriffe der Verächtlichkeit und Dürftigkeit e fernt sind, und so lange Privatpersonen hierunter nich ersprießliches leisten können. Auch dieser Theil enth sehr gute Vorschläge und ist mit vieler Anständigkeit g schrieben, selbst da, wo der Verfasser von seinen u seiner Schule Umständen S. 234, 289, 292, 30 325 redet, bey welchen Stellen wir uns nicht hab entbrechen können des Hrn. V. Schiksal zu beklag und der Stadt Segeberg Glük zu beneiden. — Se hen wir auch nur auf den feinen Ton, welcher in de Vortrage dieser Schrift herrscht, auf die vielen Refl xionen, die in dem Felde der ordentlichen Schulleu gar nicht in den Weg zu kommen pflegen, auf verschi dene Aeusserungen von nicht gemeinen Kenntnisse die sich hin und her bemerken lassen, selbst auf die En scheidung zwischen Cerceau und Batteux in der An merkung S. 27; oder sehen wir auf einer andern Sei auf die Redlichkeit, Liebe zur Jugend und den Eife für sein Amt: so würden wir dem V. Umstände, di seinen Verdiensten angemeßner wären, und mehr Muss und Bequemlichkeit anwünschen müssen.

E.

III.

Institutions au Droit public d'Allemagne. Leipsic et Züllichau, chez Frommann, 1766. 8.

Ein Buch, welches die Grundsätze des deutschen Staatsrechts enthält, von einem Freunde der deutschen Litteratur, der selbst gewissermassen deutschen Ursprungs, ist geschrieben, und in Deutschland herausgegeben worden, ein solches Buch scheint wohl mit Recht einen Plaz in der deutschen Bibliothek zu verdienen, wenn es auch durch die ausländische Sprache, worinn es abgefaßt ist, davon ausgeschlossen wäre. Die Franzosen scheinen seit einiger Zeit überhaupt in das Gebiet der deutschen Wissenschaften eben so viel Eingriffe zu wagen, als sie sonst nur auf deutschen Boden zu thun gewohnt waren; und es könnte geschehen, daß jene unserm Nationalstolze eben so nachtheilig würden, wie diese unsern Besizthümern gewesen sind. Nachdem sie uns eine Geschichte der Deutschen gegeben, die wenigstens von Seiten der äussern Einrichtung, des Zusammenhangs und der Schreibart betrachtet, viele von unsern deutschen Geschichten übertrift; so studiren sie auch die Rechte und Verfassung unsers deutschen Staats, sie lernen die Stärke oder Schwäche seiner Triebfedern kennen, und sie geben uns ein Beyspiel, wie aufmerksam ein Reich den politischen Zustand seines Nachbarn betrachten müsse.

Dies ist der Zwek der obenangezeigten Schrift, welche in fünf Bücher eingetheilt ist. Nach einer allgemeinen Einleitung über den Ursprung aller Regierungsformen, über die Verändrungen und Schik-

fälle, welche die Deutsche erlitten, und über den Ursprung und Fortgang des deutschen Staatsrechts, geht der Verfasser in dem ersten Buche zu den öffentlichen Gesetzen, zu den Gränzen und der Regierungsform von Deutschland fort. Von den erstern behauptet er (S. 22.) daß sie niemals anders als vermittelst der wirklichen oder scheinbaren Einwilligung des Kaysers und der Stände gegeben worden. Sie hätten auch nur die Form der Verträge. Daher wird selbst das Salische Gesez, ein Vertrag genannt, und die Regierung Carls des Großen und des ersten Ottos, besonders Ludewigs des Gütigen beweisen dies zur Gnüge. Ueber die Frage: ob es gewisse Grundgesetze des deutschen Reichs gebe, erklärt sich der Verfasser so, daß er keins insbesondere für ein allgemeines Grundgesez des Reichs erkennen, sondern lieber sagen will: ein Gesez könne, in Absicht auf einige Puncte, die darinnen entschieden werden, ein Grundgesez, in Ansehung anderer, ein bloßes öffentliches Gesez genennt werden. So ist die güldene Bulle, in so fern die Wahl eines Römischen Königs darinne den Churfürsten allein zugeeignet wird, ein Grundgesez; sie ist es aber nicht in dem Artikel, daß die Churfürsten nur Brod und Wasser bekommen sollen, wenn sie nicht binnen dreyßig Tagen einen Römischen König erwählen. Die Verbindlichkeit der Reichsgesetze erklärt der Verfasser so, daß er einen Unterschied unter denen Collegiis der Stände, die das Reich ausmachen, und den einzelnen Ständen festsezt. Jene sind den Gesetzen nur als Verträgen, diese aber als förmlichen Gesetzen unterworfen. Der Kayser und das Reich müssen also

in Absicht auf die öffentlichen Gesetze, unter einerley Gesichtspuncte, nemlich in einer gegenseitigen Abhängigkeit betrachtet werden. Wir müssen hier gleich das zwölfte Hauptstük in diesem ersten Buche nachschlagen um des V. Begrif von der deutschen Staatsverfassung ganz zu übersehen. Die Regierungsform eines Staats, sagt er S. 125. hänget von den Gesetzen ab, wodurch die oberste Gewalt festgesezt wird. Diese gehört in Deutschland dem Kayser und den Reichsständen zu; und deswegen werden diese auch Coimperantes genennt. Nur über den Grad derjenigen Gewalt, welche die Stände behaupten, sind die Publicisten nicht einig. Einige, als Arumäus, Reinking und Witzendorf, betrachteten den deutschen Staat als eine Monarchie. Limnäus, sagt der Verfasser, widerlegt sie. Er hätte hinzu setzen können, daß Limnäus eine Aristocratische Verfassung behaupte, wie Hyppolitus und Rosenfeld auch gethan haben. Die Gründe des erstern Systems finden seine Vertheidiger in der Macht des Kaysers, allein in seinem Namen Gesetze zu geben, zu belehnen und die gesamte Gerichtsbarkeit auszuüben. Allein was für Gesetze kann er denn geben, die nicht von den Ständen genehmiget worden, ohne deren Einwilligung er weder Krieg führen noch Frieden schliessen, ja nicht einmal Bündnisse schliessen darf? Andere Gelehrten als Schmauß (und Hase den der Verf. übergangen) schränken daher diese Monarchie mehr ein; und doch verbleiben dem Kayser nur wenig Majestätsrechte, die er allein ausüben könne. Die meisten sind der Einwilligung der Stände ausdrüklich unterworfen. Die Meynung derjenigen, welche

che die Aristocratische Regierungsform annehmen, wird dadurch widerlegt, weil die Einwilligung der Stände nichts für sich allein bewirken kann, und überdies der Kayser gewisse Rechte ohne ihren Beytritt ausübt, die man Reservata nennt.

Einige der gelehrtesten Publicisten, Pufendorf, Titius und Ludewig betrachten Deutschland als ein System verschiedener Staaten, die durch ungleiche Bündnisse mit einander vereiniget wären. Der V. tritt ihnen nicht bey, weil die Reichsstände selbst sich für Glieder eines Staatskörpers, und den Kayser für dessen Haupt erkennen. Er hätte noch Pufendorfs Schrift: de republ. monstrosa anführen können. Die gemeinste Meynung ist endlich diese, daß man eine vermischte Regierungsform des deutschen Reichs annimmt. Die aus der monarchischen, aristocratischen und democratischen erwachsen sey. Man hätte, sagt der V. noch die Oligarchie dazu nehmen sollen, um die Vorrechte der Churfürsten mit zu bemerken.

Allen diesen Meynungen fügt der Verf. seine eigene hinzu. Er betrachtet auf der 132. S. Deutschlands Regierungsform als eine solche, die diesem Lande ganz eigen und in Absicht auf verschiedene Umstände, die selbige veranlaßt haben, ganz gemäß sey. Allein der Verf. wird uns erlauben hierbey zu erinnern, daß diese Meynung eben so unbestimmt sey, als die vorhergehenden, welche er doch deßwegen widerlegte. Die Umstände, welche die Regierungsform des deutschen Reichs allmählig veranlaßt haben, sollen gewiß die verschiedenen Schiksale bedeuten, welche die Oberherrschaft des Kaysers erlitten, wodurch selbige modificirt und

unter die Stände vertheilt, wenigstens von ihnen erst bey der Wahl nach gewissen Vorschriften, die man Capitulationen nennt, dem Kayser übertragen worden. Ist dieses, so ist ja des V. Meynung von der eingeschränkten Monarchie wenig unterschieden. Wenigstens erklärt sich der V. eben so deutlich, wie ein Arzt, den man um den Zustand seines Kranken befragte, wenn er antworten wollte: der Zustand meines Kranken ist demselben ganz eigen, und in Absicht auf verschiedene Umstände, die selbigen veranlaßt haben, ihm ganz gemäß. Weis man nun, ob er von einem kranken oder gesunden Körper redet? Doch man muß den Verfasser entschuldigen, daß er über eine so zweifelhafte Materie sich nicht bestimmt genung ausgedrükt habe, wenn man überhaupt in seinem ganzen Werke mehr die Sorgfalt, allgemeinere Begriffe von seinen Gegenständen und von andrer Gelehrten Meynungen zu geben, als etwan eine dictatorische Entscheidungsbegierde bemerkt, welche unsern Lehrern von Profeßion sehr gewöhnlich, aber freylich einem Mann von Geschmak, der selbst, wie der Verf. Antheil an Staatsgeschäften hat, nicht eigen ist.

Wir müssen nun wieder auf das zweyte und die folgenden Capitel zurük gehen, worinnen von der güldenen Bulle, den Reichsabschieden, dem Landfrieden, dem Religions- und westphälischen Frieden, der Kayserlichen Capitulation, ingleichen den öffentlichen Kirchengesetzen Deutschlands, vom Herkommen und den Reichsgränzen und dessen Kreyßen gehandelt wird. Wir wollen hier nur kurz unsre Erinnerungen beyfügen. S. 32. §. 1. wird übergangen, daß die leztern Tit-

Titel der güldenen Bulle zu Metz in plenis Comitiis abgefaßt worden. §. 2. werden nur der Gelehrten Zweifel über die Gültigkeit der güldenen Bulle nicht aber der Stände angeführt, wie Hannöverischer Seits neuerlich geschehen. §. 3. hätte der V. vielmehr anführen sollen, daß unter Kayser Otto dem Großen durch dessen griechische Gemahlin der Gebrauch der Bullen nach Deutschland gebracht worden. Bey der Anecdote, daß die güldene Bulle vermuthlich lateinisch geschrieben sey, hätte noch angeführt werden können, daß der lex 5. C. ad Leg. Jul. Majest. tit. 24. völlig darinnen ausgeschrieben worden. Die Geschichte des Frankfurter Exemplars sucht man auch hier vergebens, §. 4. hätten die Streitigkeiten zwischen Bayern und Pfalz, zwischen Würtenberg und Lauenburg Sächsischer Linie, wegen der Chur und des Vicariats genauer angegeben werden können. §. 6. zum Beyspiel ist noch hinzuzufügen, daß durch den Landfrieden die Disposition des 17. Capitels der güldenen Bulle aufgehoben worden. Bey dem folgenden Capitel von den Reichsabschieden wollen wir nur bemerken, daß man eben nicht mit dem Verfasser ihren Ursprung erst in die Zeiten Friedrichs des III. setzen darf, sondern schon unter Carl IV. dergleichen findet. Denn auch die güldene Bulle kann zu dieser ältesten Art von Reichsgesetzen gerechnet werden.

Viertes Hauptstük §. 3. hier hätte die Chronologie der Landfriedensgesetze genauer angezeigt werden sollen. Die Kayser gaben sie anfangs auf gewisse Jahre. So gehet das älteste, das von Lothario auf dem Reichstage zu Magdeburg im Jahr 1135.

gegeben worden, nur auf 10. Jahr. Friedrich I. machte zwo Constitutiones de pace publ. bekannt. S. Datt. de pace publ. L. I. c. 3. 4. Im Jahr 1287. stellte Rudolph von Habspurg den Frieden wieder her und ließ die Raubschlösser zerstören. Adolph von Nassau verlängerte ihn auf 3. Jahr 1293. Ludewig der Bayer befestigte denselben in den Jahren 1316. 1332. 1345. Carl IV. handelte im 18. Tit. der G. B. von den Fehdebriefen. Im Jahr 1379. errichtete Wenzel einen solchen Landfrieden. 1381 ward der Schwäbische Bund geschlossen; und 1383. der Landfriede unter den Fränkischen, Schwäbischen und Bayerischen Städten. 1387. desgleichen zu Mergentheim. Allein im Jahr 1389. mußte Wenzel, welcher sich bey den mächtigern Ständen verhaßt gemacht hatte, alle diese Bündnisse aufheben, und einen Landfrieden nach alter Art auf 10. Jahr zu Eger errichten, welcher auch im Jahr 1398. zu Frankfurt erneuert ward. Sigismund war auf der Kirchenversammlung zu Costniz nicht weniger dafür besorgt; und 1431. ward ein Landfrieden auf ein Jahr geschlossen, und 1437. deswegen zu Eger deliberirt. Unter Friedrich den III. ward derselbe zu Frankfurt 1442, zu Neustadt 1454, zu Nürnberg, 1455, zu Ulm, Nordlingen und Nürnberg, 1460, zu Regenspurg 1466. und 1467. wieder erneuert, und endlich 1486. zu Frankfurt auf 10. Jahr verlängert. Diesen hat Maximilian in einen allgemeinen Frieden verwandelt, und zu dessen Festhaltung die Landgerichte anzulegen verordnet.

Dies

Dies wäre ungefehr ein kleiner Beytrag, diesen Artickel bey unsern Verfasser zu ergänzen; allein wir haben bey den übrigen nicht Musse genug zu einer solchen mustwischen Arbeit.

In dem folgenden Hauptstücke über den Religionsfrieden müssen wir zwar die Mäßigung, womit der Verf. ob er gleich der Römischen Kirche zugethan ist, geschrieben, billig loben; indeß können wir doch nicht ganz seiner Meynung, in der Anmerkung auf der 58. S. über das Reservatum Ecclesiasticum beypflichten. Die Protestanten haben ihre Einwendungen dagegen oft genung wiederholet. Als am 21ten Junius 1755. die Catholischen diese ganze Streitfrage dem Ausspruche des Kaysers unterwarfen, als wäre dies nomine omnium geschehen, so protestirten die Evangelischen vermittelst einer Schrift dagegen. Nichtsdestoweniger erfolgte am 30. August die Kayserl. Decision, daß das Reservat beybehalten werden solle. Aber auch dabey beruhigten sich die Evangelischen nicht; und am 5. September erschienen die Gegenvorstellungen. Sie protestirten auch wider die Formel, welchen dem Recesse einverleibet werden sollte. Es ward deswegen eine Deputation niedergesezt, und am 21. und 22. darüber Unterhandlungen, gepflogen. Allein die Evangelischen widersezten sich beständig, und es wird in Composit. Pacis. Dillingensi C. 51. fälschlich vorgegeben, daß sie eingewilliget hätten.

Bey dem folgenden Abschnitte vom Westphälischen Frieden, welchem ein wohlgefaßter Abriß des dreyßigjährigen Krieges vorgesezt ist, würde man vielleicht

erinnern können, daß der V. nicht alle die brauchbarsten Schriftsteller angezeigt, besonders einen Henniges ganz übergangen habe. Allein er scheint überhaupt in seinem Werke von der Gewohnheit vieler neuerer Professoren abzuweichen, die das Gedächtniß ihrer Schüler nur mit einer Menge berühmter Namen von Schriftstellern und Werken überhäufen, anstatt dasselbe mit den nothwendigsten Kenntnissen der Wissenschaft selbst zu bereichern. In dieser Absicht hat auch der Verf. einen Auszug beyder Friedensinstrumente dafür eingerükt, der freylich erweitert werden könnte, wenn über diese Institutionen einmal Vorlesungen gehalten werden sollten. Dies nur müssen wir bemerken, daß, was der V. auf der 65. S. von der Pfälzischen Restitution sagt, eigentlich nur von der Unterpfalz nach dem 4 Art. I. P. O. §. 6. 13, zu verstehen sey; und daß der S. 66. erwehnte Pabst, welcher durch eine Bulle den westphälischen Frieden für ungültig erklärte, Innocentius der Zehnte gewesen. Auf der 68. S. hätte wenigstens mit ein paar Worten die Ursache der Ansprüche, welche die Herzogin von Orleans auf Carls, Churfürsten von der Pfalz, allodial Erbschaft gemacht, bemerkt und gesagt werden können, daß sie eine Schwester des Churfürsten gewesen und ihm 1670 von ihrem Vater substituirt worden.

Ueber die bekannte Clausul des Ryßwicker Friedens, welche, wie der V. hätte bemerken sollen, in dessen vierten Artickel enthalten, verräth derselbe freylich seine Religion und Liebe zu seinem Vaterlande. Die drey Ständischen Collegia, sagt er, haben diesen Frieden ohne Einschränkung ratificirt. Ferner; die

Pro-

Protestanten haben ihre Beschwerden über diese Clausul zu weit getrieben. Wir könnten uns hier in eine weitläuftige Widerlegung einlassen. Allein wir wollen nur so viel antworten. Erstlich kann man nicht behaupten, dieser Friede sey ohne Einschränkung ratificirt worden. Bey dem Reichsgutachten, daß der Kayser den Frieden pure ratificire, ward ausdrüklich die Erinnerung der Evangelischen in einem Postscript angehangen; daß dieselben nicht anders als mit Abolition der Clausul den Frieden ratificirten. Und wenn man die geheime Geschichte weis, wie es mit nächtlicher Einrückung dieser Clausul in Abwesenheit der meisten Evangelischen Gesandten zugegangen und wie nur noch der sächsische Gesandte, Bose, diesen Zusaz bemerkt und sich widersezt; wie endlich Pfalz selbst im Jahr 1705. über die Modification dieser Clausul einen Vertrag geschlossen; so wird man wohl nicht dem V. so unbedingt beypflichten. Ueberhaupt hatte Frankreich im 8. Art. des Regenspurgischen Stillstandes versprochen: alles ad statum Pacis Monasteriensis quoad Religionem zu restituiren. Gleichwohl hatte dasselbe, in den ruinirten Orten, mit Gewalt die Catholische Religion einführen lassen. Selbst in den Präliminarien versprachen die Franzosen alles zu restituiren, wie es zur Zeit des Westphälischen Friedens gewesen. Konnten sie nun wohl mit Rechte diese Restitution nach der Zeit des währenden Kriegs erklären? Doch es haben auch nur der Würzburgische, Frankfurter und Wetterauer Grafengesandte in ihre Meynung gewilliget. Die Schwedischen entfernten sich, und der Sächsische protestirte. Kann man also noch sagen,

daß alle Reichscollegia diesen Vergleich ohne Ausnahme ratificiret haben?

Doch wir dürfen nicht weiter gehen, wenn wir noch einen allgemeinen Begrif von diesem ganzen nüzlichen Werke geben wollen. Im zweyten Buche wird vom Kayser und denen Vicarien, vom Römischen Könige, der Kayserin, den Erzämtern; im Dritten von den Reichsständen; im Vierten von den Majestätsrechten, welche der Kayser und die Reichsstände ausüben, und welche dem Kayser vorbehalten sind; und im Lezten, von den Rechten der Stände in ihren Landen, mit Gründlichkeit gehandelt. Unsere Anmerkungen aber hierüber versparen wir auf eine andere Gelegenheit.

Ueberhaupt können wir den grossen Vorzug dieses Lehrbuchs, daß es in der deutlichsten und angenehmsten Schreibart, ohne französische Flüchtigkeit, und ohne deutsche Schläfrichkeit abgefaßt ist, nicht unbemerkt lassen. Der Leser wird hier immer unterhalten, und immer begieriger mehr zu wissen; dahingegen bey unsern meisten Lehrbüchern man mit einer unüberwindlichen Liebe zur Wissenschaft selbst erfüllt seyn muß, wenn man sich nicht durch die langgedehnten und langweiligen Perioden vieler unserer didactischen Scribenten, oder durch ihre zusammengedrängten Citationen abschrecken lassen will. Dieses Werk ist von einem der Französischen Staatsminister dem Könige von Frankreich überreicht worden; und der Monarch hat es mit solchem Beyfall aufgenommen, daß er dem Verfasser, ob es ihm gleich derselbe nicht dediciret hatte, ein Geschenk von 1200 Livres dafür gemacht hat.

Ob-

Obgleich der Verfasser nicht für gut befunden hat, sich zu nennen, so wird er es uns doch verzeihen, daß wir den Freunden unsers Staatsrechts seinen Namen bekannt machen. Es ist Herr Gerard, Secretair bey der französischen Gesandschaft am Dreßdener Hofe, der es hier bewiesen hat, welcher Vorzug es sey, ein Schüler eines Schöpflins und Silberraths zu heissen.

N.

IV.

Johann Peter Millers, vollständiger Auszug aus den sieben Theilen der Mosheimischen Sittenlehre der heiligen Schrift. Nebst einem kurzen Abrisse des achten Theils. Halle und Helmstädt, bey Johann Friedrich Weygand, 1765. 1 Alph. in gr. 8.

Herr Miller hätte nicht nöthig gehabt, gegenwärtigen Auszug mit einem andern ähnlichen Werke, welches Kern aus Joh. Lor. von Mosheim Sittenlehre der heiligen Schrift betitelt ist, in Absicht des innern Werths, mühsam und weitläuftig zu vergleichen. Verständige Leser, welche beyde Schriften durchgehen, werden in seinem Auszuge Mosheims Geist nicht verkennen, und zur Ehre des Verf. das Urtheil fällen, daß es der selige Mosheim selbst übel nehmen würde, wenn er wüßte, daß eine Sammlung von Gedanken, die ohne Wahl und Absicht aus seiner Sittenlehre zusammengeraft werden,

den, für den Kern derselben ausgegeben würde. Hat der Verf. des leztern noch dazu nach Hrn. Millers gelehrtem Eigenthum seine Hand verbotener Weise ausgestrekt, so läßt das freylich kein Schriftsteller gern ungerügt hingehen: wir wollen uns aber bey der Untersuchung dieser Privatsache nicht aufhalten, und Hr. M. hätte sich vielleicht auch weniger dabey aufhalten sollen.

Wir haben diesen Auszug deswegen mit Vergnügen gelesen, weil sich der eigenthümliche Charakter des Mosheimischen Genies in dem Theile, der aus seiner eigenen Arbeit gezogen ist, ungemein deutlich zeichnet, und es aus den Zügen desselben, die hier, gleichsam in Miniatur zusammengedrängter erscheinen, sichtbarer erhellet, was seinem Geiste Scharfsinn, und seinem Urtheil Richtigkeit ertheilet habe. So oft ein Lehrsaz unter den Gesichtskreiß der Erfahrung fällt, mit ihr verglichen und nach ihr beurtheilt werden kann; hat seine vorzügliche Kenntniß der Welt und sein heller und sicherer Blik in das menschliche Herz und dessen Verfassung und Veränderungen, ihn so genau und richtig auf das wahre und wesentliche der Sache geleitet, daß er ohne Schulmethode, ja oft mit Verlassung derselben, grade zur Wahrheit geht, sie bestimmt ergreift, und eben so genau als faßlich seinem Leser darstellt; darüber oft von andern lange gestritten, viel Spizfindigkeiten gesagt, und doch mehr Dunkelheit als Licht verbreitet worden. Wenn es aber darauf ankömmt, Sachen zu bestimmen, die nicht vor das Anschauen gebracht werden können, sondern durch die in sich gekehrte Vernunft aus abstrakten Gründen beur-

theilt

theilt werden müssen; so verläßt ihn, wie es uns scheint, diejenige Scharfsinnigkeit und der heitere Blik, den wir sonst an ihm zu bewundern gewohnt sind: er wird unbestimmt, giebt dem Leser nicht hinlängliche Befriedigung, und eilt mit ihm fort, ehe er ihm einen festen Gesichtpunkt, den er in den Augen behalten soll, gegeben hat. Von beyder Art wollen wir aus vielen ein paar Beyspiele anführen; und wenn sie nach dem Urtheil des Lesers für unsre Meynung sind, so wird er selbst Mosheims Geist richtiger bestimmen, und diesem Auszuge zugleich seinen gebührenden Werth setzen können.

S. 48. wo von dem natürlichen Verderben des Menschen die Rede ist, macht der selige Mosheim die sehr gegründete Anmerkung: „Bey manchen Menschen sind ihre Sünden nichts als Krankheiten, die „sie geerbt haben, denen sie bey aller aufrichtigen Reue „und Entschliessung nicht ganz entsagen können. Sollte „diese Art Unglüklicher geheiliget werden, so müßte „die Gnade an ihrem Körper das Wunder der zwo„ten Schöpfung verrichten.„ Müßte diese richtige Erfahrung, und ähnliche dieser Art, uns nicht veranlassen, den Einfluß des körperlichen Temperaments auf die Sünden näher zu untersuchen? S. 90. wird durch die richtige Bestimmung vielem unnöthigen Streit und Geschwäz vorgebeuget, daß „das Evange„lium den Menschen nur nach Maaßgabe seiner na„türlichen Fähigkeit und desjenigen Fleisses, den er „auf die Erforschung der Heilswahrheiten gewandt „hat, erleuchte.„ Die bekannte Frage, ob die guten Werke in dem Augenblik der Rechtfertigung gegen-

wär-

wärtig sind oder nicht? entscheidet er S. 92. kurz und sehr gesund: „Der Vorsaz, gute Werke auszuüben, „muß allerdings vorhanden seyn.„ S. 93. behauptet er mit Recht, daß die Busse nicht bey allen Menschen den Graden und der Dauer nach gleich sey, auch das Exempel des bußfertigen Davids und andrer frommen Männer in der Schrift nicht zum allgemeinen Maaßstabe der Büsse für alle Menschen genommen werden könne. Wobey die Lehrer eine heilsame Erinnerung bekommen. Dahin gehört auch der Wunsch S. 103. „daß doch die Lehrer nicht gewisse Bußpsal„men und Lieder allen und jeden anpreisen möchten, „welche nicht in dem Affekt seyn können, in welchem „David und ihre Verfasser waren.„ S. 106. f. wird die anhaltende Heiligung der Seele als das einzige untrügliche Merkmal angezeigt, welches uns die Schrift gebe, daß bey uns und andern die Busse schon geschehen sey: und S. 142. f. drukt sich der Verf. in Absicht der geistlichen Empfindungen auf eben die Art aus, als Hr. Spalding, wie unsicher und unzuverläßig es sey, ihr Daseyn oder ihre Lebhaftigkeit zum Kennzeichen eines Kindes Gottes zu setzen. Uns ist dabey eingefallen, wie es doch zugegangen seyn müsse, daß man über diesen Ausspruch des selige Mosheims kein solches Aufheben gemacht habe, wie man es in unsern Tagen macht? die feine Anmerkung S. 151. können wir nicht übergehn. „Die harten Strafen, „welche die Gesetze auf die Gotteslästerung und Kete„rey gesezt haben„ heißt es daselbst; „kommen ver„muthlich aus dem irrigen Wahn her, daß der Mensch „wirklich Gott ehren oder beschimpfen könne, oder daß

„er ihr Urtheil von ihm empfinde.„ Man kann hieraus schon schliessen, wie er sich S. 160. über die Liebe der Irrgläubigen und über den Verfolgungsgeist erkläret habe. Die Bestimmung von der Selbstverläugnung S. 166. f. hat uns auch wohl gefallen; und S. 172. wird den Lehrern und ascetischen Schriftstellern die unbedachte Mishandlung des Begrifs vom Kreuz der Christen, nachdrüklich verwiesen. — Aus diesen wenigen Proben haben wir den Geist eines Mosheims kenntlich machen wollen; aufmerksame Leser werden mehrere dieser Art, die eben so lehrreich und fruchtbar sind, antreffen.

Exempel von der andern Art, wo der Verf. uns entweder nicht tief genung geforscht, oder nicht bestimmt genung geredt zu haben scheint, wollen wir nur einige beybringen. S. 27. wird der Verstand des Menschen so schwach vorgestellt, daß auch selbst die, welche die christliche Religion für göttlich halten, keinen Nutzen von der seligmachenden Wahrheit haben können, wenn sie der Herr nicht erleuchtet. Gar keinen Nutzen? So ist ja die Ueberzeugung aus dem Wort ganz vergeblich. Und ist denn das gewiß Schwäche des Verstandes? Oder ist es Mangel der Aufmerksamkeit und des Ernstes, Leichtsinn und Verführung des Herzens und der Leidenschaften? Und wozu hat der Mensch alsdenn Aufmerksamkeit, Nachdenken und Prüfung der Schrift bey der Erleuchtung nöthig, die doch der V. an einem andern Ort, nemlich S. 90. ausdrüklich, und mit Recht, fordert? S. 32. hält er es für eine unerhebliche Kathederfrage: ob sich der Wille aus sich selbst, oder stets nach Bewegungsgründen entschlies-

sen

wärtig sind oder nicht? entscheidet er S. 92. kurz und sehr gesund: „Der Vorsaz, gute Werke auszuüben, „muß allerdings vorhanden seyn.„ S. 93. behauptet er mit Recht, daß die Busse nicht bey allen Menschen den Graden und der Dauer nach gleich sey, auch das Exempel des bußfertigen Davids und andrer frommen Männer in der Schrift nicht zum allgemeinen Maaßstabe der Busse für alle Menschen genommen werden könne. Wobey die Lehrer eine heilsame Erinnerung bekommen. Dahin gehört auch der Wunsch S. 103. „daß doch die Lehrer nicht gewisse Bußpsal„men und Lieder allen und jeden anpreisen möchten, „welche nicht in dem Affekt seyn können, in welchem „David und ihre Verfasser waren.„ S. 106. f. wird die anhaltende Heiligung der Seele als das einzige untrügliche Merkmal angezeigt, welches uns die Schrift gebe, daß bey uns und andern die Busse schon geschehen sey: und S. 142. f. drukt sich der Verf. in Absicht der geistlichen Empfindungen auf eben die Art aus, als Hr. Spalding, wie unsicher und unzuverläßig es sey, ihr Daseyn oder ihre Lebhaftigkeit zum Kennzeichen eines Kindes Gottes zu sezen. Uns ist dabey eingefallen, wie es doch zugegangen seyn müsse, daß man über diesen Ausspruch des selige Mosheims kein solches Aufheben gemacht habe, wie man es in unsern Tagen macht? die feine Anmerkung S. 151. können wir nicht übergehn. „Die harten Strafen, „welche die Geseze auf die Gotteslästerung und Keze„rey gesezt haben„ heißt es daselbst; „kommen ver„muthlich aus dem irrigen Wahn her, daß der Mensch „wirklich Gott ehren oder beschimpfen könne, oder daß

„er

„er ihr Urtheil von ihm empfinde.„ Man kann hieraus schon schliessen, wie er sich S. 160. über die Liebe der Irrgläubigen und über den Verfolgungsgeist erkläret habe. Die Bestimmung von der Selbstverläugnung S. 166. f. hat uns auch wohl gefallen; und S. 172. wird den Lehrern und ascetischen Schriftstellern die unbedachte Mishandlung des Begrifs vom Kreuz der Christen, nachdrüklich verwiesen. —. Aus diesen wenigen Proben haben wir den Geist eines Mosheims kenntlich machen wollen; aufmerksame Leser werden mehrere dieser Art, die eben so lehrreich und fruchtbar sind, antreffen.

Exempel von der andern Art, wo der Verf. uns entweder nicht tief genung geforscht, oder nicht bestimmt genung geredt zu haben scheint, wollen wir nur einige beybringen. S. 27. wird der Verstand des Menschen so schwach vorgestellt, daß auch selbst die, welche die christliche Religion für göttlich halten, keinen Nutzen von der seligmachenden Wahrheit haben können, wenn sie der Herr nicht erleuchtet. Gar keinen Nutzen? So ist ja die Ueberzeugung aus dem Wort ganz vergeblich. Und ist denn das gewiß Schwäche des Verstandes? Oder ist es Mangel der Aufmerksamkeit und des Ernstes, Leichtsinn und Verführung des Herzens und der Leidenschaften? Und wozu hat der Mensch alsdenn Aufmerksamkeit, Nachdenken und Prüfung der Schrift bey der Erleuchtung nöthig, die doch der V. an einem andern Ort, nemlich S. 90. ausdrüklich, und mit Recht, fordert? S. 32. hält er es für eine unerhebliche Katheder frage: ob sich der Wille aus sich selbst, oder stets nach Bewegungsgründen entschliessen

sen müsse? Uns scheint ihre Entscheidung in die richtige Bestimmung des theologischen Begrifs von der Freyheit des Menschen grossen Einfluß zu haben. Erst muß man wissen, wie Gott die Natur dieser Freyheit gebildet habe, wenn man wissen will, wie fern der Mensch diese Freyheit noch brauche. — Die Lehre von den Affekten S. 40. f. enthält zwar viel richtiges, würde aber doch von einem philosophischen Genie manche genauere Bestimmung erhalten haben; — Die Empfindungen, welche in der Busse allgemein seyn sollen, sind S. 89. zu unbestimmt, und nicht mit der precisen Deutlichkeit angegeben, die man von einem Mosheim erwartet. Indem er sich gewissen übertriebenen Vorstellungen von der Busse entgegen setzen will, wird er selbst nicht behutsam und einleuchtend genung in der Wahl seiner Ausdrücke. — Dergleichen Stellen, nebst dem hie und da sich äussernden Mangel des concisen und immer gleichförmigen Vortrags, der zur acroamatischen Lehrart erforderlich ist, erregen bey uns den Wunsch, daß, wenn es um seiner übrigen wahren Vollkommenheiten willen, die manchem andern Lehrbuche fehlen, zum akademischen Lehrbuche gewählet würde, es solchen Männern in die Hände fallen möchte, die ihm die lezte Vollendung geben.

Auch in der Wahl der Beweißstellen würde manches zu berichtigen seyn. So haben wir uns gewundert, daß ein Mosheim die Wirkungen der Gnade in der Bekehrung S. 84. aus 2 Kor. 4, 6. Kap. 3, 18. und 2 Petr. 1, 19. beweisen will; wo wir ganz eine andere Gnade, als die Gnade der allgemeinen Erleuchtung wahrzunehmen glauben. Nach S. 85. soll

soll aus dem Sprichwort Luk. 6, 39. erhellen, daß der Mensch aus eigenen Kräften nicht wirken könne; und 2 Tim. 2, 24. 26. wird auf alle Menschen gedeutet, wo doch nur von Widerspenstigen die Rede ist, welche die Lehre der Apostel wider besser Wissen und Gewissen verwarfen. Auch die Auslegung des Spruchs Matth. 18, 15. 16. und die daraus gezogene Erklärung der Versöhnlichkeit S. 165. können wir nicht für richtig erkennen. Doch wir wollen gegen ein Werk, das so lehrreich und allgemein unterrichtend seyn kann, als das gegenwärtige, nichts mehr erinnern.

B.

V.

Heilige Betrachtungen eines Communicanten. Von dem Verfasser des wahren Christen in der Einsamkeit. Erster Theil. Zweyte Auflage. Halle, bey Carl Christian Kümmel, 1765. 8. 11 Bog. nebst ein Bogen Vorrede.

Wir haben den zweyten Theil dieser Betrachtungen bereits in dem ersten Stük dieser allgemeinen Bibliothek S. 263. beurtheilt und wollen den ersten Theil, der in diesem Jahr zum zweytenmal aufgelegt worden, izt nachholen: Ohnstreitig gehört der Verf. unter die unglüklichen Nachahmer, deren Young und Klopstok so viele gehabt haben. Er betriegt sich ausserordentlich, wenn er seine Ausruffungen, die oft ausschweifenden Gänge seiner Einbildungskraft, seine rhetorischen Figuren und Affecta-

tionen für erhabene Empfindungen ausgiebt. Man merkt ihnen gar zu sehr den Zwang an. Die Wörter jauchzen, Seraph, Engel, Himmel, Hallelujah, wenn man sie auch noch öfter als er anbrächte, machen doch die hohe herzrührende Andacht nicht aus, und sind viel unleidlicher als ein kälterer Vortrag, der sonst auf Wahrheit gegründet ist. Man spricht zwar in der Vorrede von dem Feuer, worin der Verf. des Buchs Hiob, David und Esaias, über die Religion geredet hätten, aber deren erhabener Geist hat unsern Communicanten warlich nicht unterrichtet. Weniger hohe Worte, aber mehr hohe Sachen würden auch mehr Erbauung, deren Beförderung doch der Zwek dieser Betrachtungen seyn soll, gestiftet haben. Allein Hr. Sturm mahlt für die Augen, wenn er den Verstand unterrichten sollte, erhitzt die Einbildungskraft und läßt das Herz ohne Rührung. Was ist nun wohl einem ehrlichen und einfältigen Christen mit solchem hochfliegenden Schriftsteller gedient? Ein paar Capitel aus Arnds wahrem Christenthum thun ihm weit mehr wahre Dienste bey seiner Communion als des V. vier und zwanzig heilige Betrachtungen. Wollte man nun noch manche Gedanken, Ausdrücke und allegorische Bilder die Musterung der Kritik paßiren lassen, wie viel hätte man da anzumerken. Wer hat z. E. jemals gehört, daß eine Thräne zum Leben aufkeime? Reimen sich diese beyden Ideen mit einander und ist es möglich, daß ein Communicant dabey etwas richtiges denke? Wiewohl die Quäcker denken bey ihrem beschaulichen Christenthum nie etwas. Wir wollten es wohl nicht gerne sagen, aber Hr. St. scheint

uns

uns sehr von dem Hochmuthe der Enthusiasterey und des Sectengeistes angestekt zu seyn. Er sezt die Vernunft der Offenbarung, die Natur der Gnade ohn Unterlaß entgegen. Hebt denn eine die andere auf? Der sonderbare Mann! er entziehe sich doch das Licht der Vernunft, das GOtt dem Menschen gab, was wird aus seinem Christenthum werden? Denkt er denn, daß er die Gabe des Glaubens ehre, wenn er das edle Geschenk der Vernunft, wodurch wir dessen allein fähig sind, heruntersezt und lästert? Und denn warnt er in der Vorrede wieder die Schrift: Christliches Nachdenken auf vernünftigen und andächtigen Gebrauch des heiligen Abendmahls, Zürch 1763. und ersucht seine Leser, sich nicht durch das verborgene Gift der socinianischen Irthümer, die darin enthalten wären, verführen zu lassen. Wir haben diese Schrift nicht gelesen und können also von der Wahrheit dieser Beschuldigung nicht urtheilen, aber wir vermuthen aus einigen Umständen mehr wahre Erbauung darin, als in den heiligen Betrachtungen. Wir rechnen uns auch zu den christlichen Communicanten, und halten das Abendmahl des Herrn jederzeit mit innigen Empfindungen des Danks, der Liebe und der Anbetung unsers göttlichen Mittlers, aber in diesen Betrachtungen finden wir nicht die mindeste Nahrung für unsre Seele, weil sie keine reifen Früchte eines erleuchteten Verstandes, sondern unreife Ausbrüche einer zügellosen und halbwitzigen Einbildungskraft sind.

C.

VI.

Des Freyherrn von Bielfeld freundschaftliche Briefe, nebst einigen andern. Aus dem Französischen. Zwey Theile. Danzig, bey Wedel, 1765. 1 Theil 31 Bogen, 2ter Theil 30 Bogen in 8.

Die Briefe des Freyherrn von Bielfeld, sind allzubekannt, als daß es nöthig wäre davon weiter viel zu sagen: der deutsche Uebersetzer führet in der Vorrede die verschiedenen darüber ergangenen Urtheile an; Es scheint uns, als wenn alle, sowohl die guten als widrigen Urtheile, etwas wahres in sich enthielten. So viel ist wohl gewiß, daß der Herr von B. hauptsächlich diese Briefe geschrieben hat, um seine Lebensumstände mit guter Manier bekannt zu machen, wie er dann auch nichts dahin gehöriges vergißt, sogar nicht seinen Kirchenstuhl in Treben, der weiß und blau mit Gold bemahlt ist. Wir wissen aber nun nicht, warum einige Leute diese kleine Eitelkeit, die uns ganz erlaubt dünkt, dem Hrn. von B. so sehr übel haben nehmen wollen. Haben in Frankreich und England die größten Staatsmänner nicht ihre *Memoires* geschrieben? Wäre es nicht vielmehr recht sehr zu wünschen, daß deutsche Staatsmänner diesem Beyspiele folgen möchten? Der Herr von B. hat freylich nicht eine Hauptrolle auf dem Staatsschauplatze gespielet, daher scheinen manche Umstände etwas geringfügig. *) Aber er hat doch eine ziem-

*) Es könnte auch seyn, daß der Hr. von B. zuweilen von Sachen spräche, die er nicht recht versteht; das

ziemliche Anzahl von Jahren in der grossen Welt und an einem Hofe, auf den die Augen der Welt gerichtet sind, zugebracht. Es ist ihm also leicht geworden, uns mit hunderterley angenehmen Anekdoten für einige *Longueurs* die sich in seinen Briefen wirklich finden, schadloß zu halten. Verschiedene dieser Anekdoten, werden denjenigen, die künftig die Geschichte der itzigen Zeiten schreiben wollen, nicht unwichtig seyn. Bloß dies ist genug diese Briefe für eines derer Bücher zu erklären, die einer Uebersetzung vorzüglich würdig waren.

Wir wünschten aber nur, daß sie einem bessern Uebersetzer in die Hände gefallen wären; Zwar möchte hin und wieder die Uebersetzung sich noch ziemlich lesen lassen, wenn dem Uebersetzer nur nicht die kleinsten Umstände zum Anstosse gereicht hätten; Weil er sie nicht wußte, und sich nicht die Mühe geben wollte, sich darauf zu besinnen oder sich darnach zu erkundigen, so wählte er falsche und nur halbbedeutende Wörter, so daß wir, (da wir das Original nicht bey der Hand hatten,) uns nur immer besinnen mußten, was wohl im Französischen stehen könnte, um den Uebersetzer zu verstehn. Da solche kleine Fehler fast auf allen Seiten vorkommen, so muß der Leser endlich verdrießlich werden, der immer nicht weis, was eigentlich gemeint

 ist,

dahin gehört z. B. gewiß sein Urtheil vom Homer im 15ten und 16ten Briefe. Sollte man sich wohl vorstellen, daß der Hr. von B. im Ernste behauptet, wer kein Griechisch verstehe, und den Homer nicht von Jugend auf fleißig gelesen habe, könne am besten vom Homer urtheilen.

ist. Wir wollen nur einige Beyspiele anführen: So steht z. B. die Reuterbrücke (in Berlin) anstatt, Cavalierbrücke, das Oberdirectorium (in Berlin) anstatt Generaldirectorium, der Marechal von Schwerin anstatt Feldmarschall; La voiture la plus *commode* übersezt er das geschikteste Fuhrwerk (anstatt) bequemste. Es ist von einem Rußischen Schlafwagen die Rede. Le Demon de la Guerre, der Kriegsteufel; la Basse de Viale, die Baßvioline; *Quelques pas de Rigaudon*, sind bey ihm einige Schritte aus dem Rigandon. Ein wachthabenden Officier von der Garde *en Soubreveste*, dies ist eine sammtne gestifte kurze Kleidung ohne Ermel, die von den Rußischen Gardeofficiern über dem Collet getragen wird, unser Uebers. übersezt, im Oberrocke. Les Officiers faluërent, (als der Ambassadeur vorbey zog) wird übersezt, die Officiere grüßten, anstatt die wachthabende Officiere salutirten (mit dem Sponton.) Der Freyherr redet von berlinischen Bürgern, die sich beym Friedensfest (in Uniform) von Königsblau, (bleu de Roi) gekleidet hatten, der Uebersetzer sagt, in der blauen Uniform des Königs. Der Baron von B. redet ferner von den Santés, die die Engländer *en toastant* ausbringen, der U. sagt in *Toastant* (als wenn etwa Tonstant eine Stadt oder Strasse wäre). Es wird in dem Original Hogarths Kupferstich, a modern Midnight Conversation betittelt, angeführt; der Uebersetzer sezt dafür hin: Ein Tischgespräch der heutigen Welt nach Mitternacht. Wie abgeschmakt! konnte der Uebers. sich wohl vorstellen, daß ein Kupferstich ein

Ge-

Gespräch vorstellen könnte. Wenn er diesen Hogarthischen Kupferstich jemals gesehn hätte, so würde er wissen, daß unter allen darauf vorgestellten Personen, kaum der dicke Pfarrer, der so freundlich Punsch einschenkt, im Stande seyn könne, zu sprechen.

An sehr vielen Stellen hängt der U. an dem Wortverstande der Französischen Urkunde, und macht dadurch unerträgliche Gallicismen; findet sich vollends im Französischen eine sprichwörtliche Redensart, so ists noch viel ärger. Hr. von B. redet von einem Manne, qui démeurait dans une espece de cul-de-sac et tout ce cul-de-sac etait illuminé de lampions (bey Gelegenheit der Friedensfeyer) der Uebersetzer sagt, er wohnte an einer Gegend, die ohne Ausgang, und einem Sak gleich ist, und dieser ganze Sak war ꝛc. ꝛc. Das Original sagt: les Environs de Berlin sont peu agrèables, der U. die Gegend um Berlin ist wenig lustig. Der Freyherr sagt vom Grafen von Truchses: Er sezte sich zu Pferde, et fit la moitié du chemin *en postillon* der Uebersetzer sagt: und legte die Hälfte des Weges als ein Postreuter zurük. Hieher gehören auch die Ausdrücke: *Femmes de chambre* Kammerweiber; *la Forteresse de Spandau* die Vestung von Spandau; *un galant-homme*; ein galanter Mann; *le Chevalier Vanbrugh*, der Chevalier von Brough.

Wir könnten noch eine große Menge von Beyspielen anführen; aber man wird es wahrhaftig satt, das Exercitium eines Uebersetzers, der nichts als seine *Grammaire* und sein *Dictionnaire* kennet, zu corrigiren.

K.

VII.

Kurze Vorstellung eines wahren Beweisgrundes von der Gottheit des heiligen Geistes und von der Pflicht, den heiligen Geist als Gott zu verehren, von M. Johann Christoph Alber, Aufseher der Herzogl. deutschen Gesellschaft in Helmstädt, und der Altorfischen Ehrenmitglied. Braunschweig, im Verlag der Schröderischen Buchhandlung, 1765. 8. 336 Seiten.

Wir müssen gestehen, daß der V. mit Mäßigung und Wahrheitsliebe schreibe, aber sein weitschweifiges Wesen ist beynahe unerträglich. Daß doch unsere deutschen Schriftsteller gar nicht wollen unterscheiden lernen, was nöthig und was unnöthig ist! daß sie doch alles auskramen müssen, was sie wissen und ihren Lesern, auch nicht die geringste Begriffe zutrauen! In dem ersten Abschnitte handelt der V. von der Wichtigkeit der Lehre vom heil. Geist. (§. 1 - 14.) In dem zweyten wird die eigentliche Hauptfrage so bestimmt: Ich, der ich an Jesum glaube, der ich die heilige Schrift für Gottes Wort halte, muß ich nach einem Ausspruch meines Heylandes, nach einem Zeugniß der heiligen Schrift an den heiligen Geist als Gott glauben und ihn als einen solchen mit dem Vater und Sohn verehren? (§. 21.) Den ganzen Beweis zur Bejahung dieser Frage führt er aus Matth. 28, 16 - 20. weil er, und der Meynung sind wir auch, den Befehl Christi, die Bekenner seiner Lehre auf den

Na-

Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes zu taufen, als den verständlichsten, sichersten und einfachsten Grund dazu ansiehet. Er widmet dieser Stelle, um sie exegetisch, dogmatisch und historisch zu zergliedern, die drey folgenden Abschnitte. — Der Raum verstattet nicht, die Hauptsätze, die er daraus herleitet, hier anzuführen. — Er hält dafür, unser Heyland habe die Persönlichkeit des heiligen Geistes bey den Jüngern schon vorausgesezt, weil er schon vorher mit ihnen darüber geredet. Es läßt sich bey der Taufformel nichts anders als dieses denken, sie wird ausserdem unverständlich und unbestimmt. Jesus verbindet den H. Geist mit dem Vater und Sohn. Jene sind göttliche Personen, also dieser auch. Die Erklärung, sagt er S. 169. welche Herr Damm von obiger Stelle macht, läßt sich, die Weisheit des Erlösers nur aus historischem Gründen zugegeben, mit der Vernunft nicht vergleichen — βαπτιζειν εις το ονομα τινος mag heissen; auf eines Namen, Bekenntniß oder Befehl getauft werden, so verändert das in dieser Sache nichts. Es ist nicht nur moralisch möglich, sondern auch nothwendig, daß Christen deswegen an den heiligen Geist, als Gott glauben, weil sie auf ihn, wie auf den Vater und Sohn getauft sind. So gewiß jene Gott sind, so gewiß ist dieser es auch. — Alles dies wird sehr umständlich und unter mancherley Wiederhohlungen auseinander gesezt. — Im sechsten Abschnitt wird noch eine Vergleichung der Stelle Matth. 28, 16-20. mit andern Zeugnissen des N. Testaments, die von dem heiligen Geist handeln, angestellt und gelegentlich manche den Leser unterhal-

tende und unterrichtende Anmerkung gemacht. 1 Joh. 1, 5. führt er nur als ein altes dogmatisches Denkmal der ersten Kirche an. — Zulezt, von §. 85. an, werden unterschiedene Zweifel und Einwendungen gegen die ganze Sache überhaupt, und gegen diesen und jenen Beweis insbesondere beantwortet. — Hr. A. hat gewiß mehr geleistet, als viele seiner Vorgänger. Ob er aber den Antitrinitariern, die sich immer auf die durch die natürliche und geoffenbarte Religion gleich unumstößlich erwiesene Einheit Gottes berufen, die das, was die heil. Schrift vom Vater, Sohn und heil. Geist lehrt, bloß nach der einfachen Natur des höchsten Wesens verstehen, aus manchen bedenklichen Stellen der Schrift, eine wesentliche Subordination der Personen schließen, und, ob sie gleich die Persönlichkeit des heiligen Geistes zugeben müssen, ihn und den Sohn nicht in einerley Verstande Gott nennen, und behaupten wollen, die Lehre von der Dreyeinigkeit sey nur von den Kirchenversammlungen so, wie sie das System vorträgt, bestimmt und festgesezt worden, — ob der V. denen keine Ausflüchte gegen seinen Beweis übrig gelassen habe, das unternehmen wir nicht zu entscheiden. Gut wäre es wohl gewesen, wenn er sich statt anderer unerheblichern Einwürfe, die sich allenfals ein jeder selbst auflösen kann, auf diese Haupteinwürfe, womit sie so oft vorrücken, mehr eingelassen hätte.

E.

VIII.

VIII.

Schreiben an die Herren Verfasser der neuen periodischen Schrift, die in Soroe unter der Aufschrift: Samling af adskillige Skrifter, 2c. 2c. d. i. Sammlung verschiedener Schriften zur Aufnahme und Verbesserung der schönen Wissenschaften und der Dänischen Sprache, herauskommt. Kopenhagen, 1765. in der Berlingischen Erben Buchdruckerey. in 8. 3½ Bogen.

Der Königl. Dänische Kapellmeister, Hr. Joh. Adolph Scheibe, hatte auf Königl. Befehl, eine Cantate von der Poesie des Herrn Hofpredigers Cramer, auf die Confirmation des damaligen Kronprinzens, itzigen Königs von Dännemark, in Musik gebracht, und aufgeführet. Diese musikalische Composition nun, wurde in den angeführten in Soroe ans Licht tretenden Sammlungen getadelt: Herr Scheibe aber verantwortet sich dagegen in der vorhabenden kleinen Schrift. Wir nehmen an dem Streite selbst nicht den geringsten Antheil, und dies um so viel weniger, weil wir die Parttitur der Cantate nicht gesehen haben. Aber, weil das Schreiben des Hrn. Scheibe den Vorzug hat, daß es, bey Gelegenheit seiner Verantwortung, sehr viele musikalische Wahrheiten ins Licht setzet, welche auch Leuten, die der Streit gar nichts angeht, nützen können: so finden wir für nöthig, dieses Schreiben anzuzeigen, und die öftere und aufmerksame Betrachtung desselben, insbesondere angehenden Sangcomponisten, als welchen vorzüg-

züglich vieles davon zu wissen, nicht allein vortheilhaft, sondern gar nothwendig ist, nachdrüklich anzurathen. Es kann seyn, daß die Musik des Hrn. Capellmeisters vielen, die sie gehöret, nicht gefallen hat, wie uns denn Leute, die sie gehöret, einige Anekdoten davon haben erzählen wollen; gesezt aber, daß seine Composition selbst nicht ganz tadelsfrey gewesen, so siehet man doch in diesem Schreiben einen deutlichen Beweis, daß er über die Art, eine Singemusik zu componiren, reiflich nachgedacht habe, und die gründlichsten Einsichten, (die unter den Componisten so selten sind) im diesem Fache der musikalischen Kritik besitze.

S. 12. u. f. beschreibt Hr. Scheibe die erste Arie der Cantate. Diese Arie hat er, durch die Verwandlung derselben in ein mit der einzelnen Singstimme abwechselndes Chor, ohne Widerrede viel nachdrüklicher gemacht, als sie als blosse Arie gewesen seyn würde. Er giebt Nachricht von denen darinnen vorkommenden Ausweichungen der Harmonie, Wiederholungen der Worte, Unterbrechungen, Pausen, Sylbendehnungen und erhöhetern Graden des rührendpathetischen Ausdruks. Wir sehen, daß die ganze Einrichtung der Arie vortreflich ist.

S. 16 - 24. beschreibt er seine gegenwärtige Art ein Singstük zu componiren ausführlich und nach allen Umständen, und schlägt sie allen Componisten als ein bewährtes Muster vor, wonach Singstücke auszuarbeiten sind. Wir wünschen hierbey nichts weiter als dieses, daß alle Sangcomponisten dieser Art zu arbeiten folgen möchten: denn sie ist ausser allem Zweifel,

fel, die vernünftigste, und vortheilhafteste, die nur zu erdenken ist.

Von S. 24. bis 38. giebt er eben so deutliche und gründliche Rechenschaft, von der musikalischen Einrichtung dreyer Arien, welche von zwey dazwischen befindlichen Chören unterbrochen, und noch mit einem dritten Chore beschlossen werden. Die Arien müssen alle drey nothwendig von einem und ebendemselben Sänger ausgeführet werden, weil sie, dem Inhalte nach, zusammen gehören und gleichsam eine einzige grosse Arie ausmachen. Bey der Composition dieser Arien kamen nun für den Tonsetzer, sowohl in Betrachtung der Ausarbeitung selbst, als der ihm auch obliegenden Sorge für die Dauer und die Bequemlichkeit des Sängers, verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden vor. Mancher anderer Componist, der nicht viel mehr als Noten gelernt hat, hätte hier eine feine Gelegenheit gehabt, seine Einsichten auf die artigste Weise ins Blosse zu stellen. Herr Scheibe aber zeigt uns, an seinem Beyspiele, wie alle die gedachten Schwierigkeiten glüklich überwunden werden können. Er beschreibt die ganze Einrichtung, und alle Ausdrücke ausführlich und, so wie er auch bey den andern Stücken dieser Cantate thut, immer mit den beygefügten Gründen, warum es so, und nicht anders seyn muß. Wir glauben, daß auch musikalische Dichter hieraus vieles der Musik vortheilhaftes abmerken können, wenn sie nemlich etwan hie und da, bey guter Gelegenheit, von der gewöhnlichen Einrichtung der Arienformen in Cantaten und andern Singstücken,

zum

züglich vieles davon zu wissen, nicht allein vortheilhaft, sondern gar nothwendig ist, nachdrüklich anzurathen. Es kann seyn, daß die Musik des Hrn. Capellmeisters vielen, die sie gehöret, nicht gefallen hat, wie uns denn Leute, die sie gehöret, einige Anekdoten davon haben erzählen wollen; gesezt aber, daß seine Composition selbst nicht ganz tadelfrey gewesen, so siehet man doch in diesem Schreiben einen deutlichen Beweis, daß er über die Art, eine Singemusik zu componiren, reiflich nachgedacht habe, und die gründlichsten Einsichten, (die unter den Componisten so selten sind) im diesem Fache der musikalischen Kritik besitze.

S. 12. u. f. beschreibt Hr. Scheibe die erste Arie der Cantate. Diese Arie hat er, durch die Verwandlung derselben in ein mit der einzelnen Singstimme abwechselndes Chor, ohne Widerrede viel nachdrüklicher gemacht, als sie als blosse Arie gewesen seyn würde. Er giebt Nachricht von denen darinnen vorkommenden Ausweichungen der Harmonie, Wiederholungen der Worte, Unterbrechungen, Pausen, Sylbendehnungen und erhöhetern Graden des rührendpathetischen Ausdruks. Wir sehen, daß die ganze Einrichtung der Arie vortreflich ist.

S. 16 - 24. beschreibt er seine gegenwärtige Art ein Singstük zu componiren ausführlich und nach allen Umständen, und schlägt sie allen Componisten als ein bewährtes Muster vor, wonach Singstücke auszuarbeiten sind. Wir wünschen hierbey nichts weiter als dieses, daß alle Sangcomponisten dieser Art zu arbeiten folgen möchten: denn sie ist ausser allem Zwei-

sel, die vernünftigste, und vortheilhafteste, die nur zu erdenken ist.

Von S. 24. bis 38. giebt er eben so deutliche und gründliche Rechenschaft, von der musikalischen Einrichtung dreyer Arien, welche von zwey dazwischen befindlichen Chören unterbrochen, und noch mit einem dritten Chore beschlossen werden. Die Arien müssen alle drey nothwendig von einem und ebendemselben Sänger ausgeführet werden, weil sie, dem Inhalte nach, zusammen gehören und gleichsam eine einzige grosse Arie ausmachen. Bey der Composition dieser Arien kamen nun für den Tonsetzer, sowohl in Betrachtung der Ausarbeitung selbst, als der ihm auch obliegenden Sorge für die Dauer und die Bequemlichkeit des Sängers, verschiedene Schwierigkeiten zu überwinden vor. Mancher anderer Componist, der nicht viel mehr als Noten gelernt hat, hätte hier eine feine Gelegenheit gehabt, seine Einsichten auf die artigste Weise ins Blosse zu stellen. Herr Scheibe aber zeigt uns, an seinem Beyspiele, wie alle die gedachten Schwierigkeiten glüklich überwunden werden können. Er beschreibt die ganze Einrichtung, und alle Ausdrücke ausführlich und, so wie er auch bey den andern Stücken dieser Cantate thut, immer mit den beygefügten Gründen, warum es so, und nicht anders seyn muß. Wir glauben, daß auch musikalische Dichter hieraus vieles der Musik vortheilhaftes abmerken können, wenn sie nemlich etwan hie und da, bey guter Gelegenheit, von der gewöhnlichen Einrichtung der Arienformen in Cantaten und andern Singstücken,

zum

zum Vortheile der Poesie und Musik, abgehen und nicht immer bey der alten Weise bleiben wollen.

Von S. 39. bis 48. vertheidigt sich der Herr Capellmeister wegen einer Cadenz, so der Sängerin, die sie ausführen wollte, mißrathen ist, und die man doch ihm zur Last gelegt hat. Hier hätten wir große Lust auf seine Beurtheiler loszuziehen. — Doch nein. Sie haben Recht. Eine übel ausgeführte Cadenz! welches Unglük! Und hieran ist noch dazu der Capellmeister schuld! — — — Wir finden also nur noch nöthig anzumerken, daß Herr Scheibe bey dieser Gelegenheit viel Gründliches von den Stellen, wo Cadenzen anzubringen oder nicht anzubringen sind, vorträgt.

Er vertheidigt sich ferner wegen der ihm schuld gegebenen ungebührlichen Nachahmung schlechter wälscher Componisten. Aber wer die andern Schriften des Hrn. Capellmeisters nur mit halben Augen gelesen hat, der würde, glauben wir, blindlings und doch ganz sicher die Gewährleistung über sich nehmen können, daß diese Beschuldigung ganz und gar keinen Grund haben könne. Der Herr Capellmeister trägt hiebey in seinem Schreiben wieder viel nüzliches über die Nachahmung und Anwendung des sogenannten Italiänischen Geschmaks, und über die Nachahmung berühmter Componisten vor. Er zeigt auch die Ursache an, warum er der vorhabenden Arie einen sogenannten Italiänischen Aufpuz gegeben habe. Hierin hat er vollkommen recht. Er führt die Zergliederung der Worte in derselben an. Auch wider diese ist mit Grunde nichts einzuwenden. Wir sehen beyläufig,

aber

aber doch nicht ohne Betrübniß, daß es, so wie an andern Orten, also auch in Dännemark gewisse Leute giebt, welche durch den dasigen Operngeschmak verwöhnt, einen Graun und Hasse, deren Arien ihnen doch so oft, wie Hr. Scheibe sagt, im eigentlichen Verstande vorparodiret worden sind, mit Recht zu verachten glauben. Das heißt mit andern Worten: Es giebt auch in Kopenhagen Leute, welche die Italiäner und Italianaster hochschätzen; nicht etwan deswegen, als wenn sie besser als die beyden gedachten großen Männer dächten oder schrieben: denn daß kein Italiäner noch zur Zeit dies zu thun vermögend ist, ist notorisch wahr: sondern, man beliebe wohl aufzumerken — deswegen: weil sie Italiener sind.

Endlich saget uns Herr Scheibe S. 49. daß er den großen Schlußchor der Cantate, wovon die Rede ist, sowohl im Ganzen, als nach seinen kleinern Abtheilungen, auf Missenart, und doch durchaus dem Ausdrucke gemäß ausgearbeitet, und mit einer starken Doppelfuge nach allen Regeln der Kunst geschlossen habe. Auch dieses sein Verfahren ist unverbesserlich gut, und verdient um so viel mehr nachgeahmet zu werden, je seltener sowohl die Zuhörer, welche die hohe und majestätische Pracht der Harmonie gehörig empfinden, als die Componisten, welche ihnen dieselbe gehörig empfinden machen können, zu werden scheinen.

Es ist in der That sehr zu wünschen, daß die Componisten der protestantischen Kirchenmusik, den, vornehmlich bey den ächten und gründlichen Tonsetzern der katholischen Kirche üblichen Styl der Missen und der Vesperpsalmen, nicht so gar sehr, bey schiklichen

Ge-

Gelegenheiten, anzubringen vergessen möchten. Händel verstand, unter andern, diese Kunst vortreflich. Diese, obgleich kleine Schrift, kann bey denen schönen Lehren und praktischen Anmerkungen, welche sie enthält, zugleich angehenden Componisten zum Leitfaden dienen, wenn sie die Werke berühmter Tonsetzer untersuchen und prüfen, und daraus Nutzen ziehen wollen. Aus dieser Ursache ganz allein, haben wir sie ausführlich angezeigt, und widerholen nochmals, daß wir an dem ganzen Streite selbst, nicht den geringsten Antheil nehmen wollen, und können. Wir wollen nicht entscheiden, ob die Composition des Herrn Kapellmeisters hätte gefallen sollen oder nicht. Sollte das leztere auch seyn, *) so bleibt es doch ausgemacht, daß Hr. S. die treflichsten kritischen Einsichten von vernünftiger und der Sache gemässer Einrichtung der Sangcomposition besitze, die sehr vielen, die sehr gefällig zu setzen sich dünken, sehr anzuwünschen wären, damit die Tonkunst einmal wirklich in die Form einer Kunst gebracht werde und nicht so viel Gestalten annehmen müsse, als es der Eigensinn seichter Tonsetzer, oder der veränderliche Modegeschmak verwöhnter Zuhörer mit sich bringt.

X.

*) Wir haben allemal des Hrn. Kapellmeisters S. kritische Einsichten, vorzüglicher gefunden, als seine Composition. Wir werden uns bey Gelegenheit seiner tragischen Cantaten nächstens weiter darüber erklären.

P.

IX.

D. Joh. Sal. Semlers historische und kritische Sammlungen über die sogenannten Beweisstellen in der Dogmatik: Erstes Stük über 1 Joh. V, 7. Halle und Helmstädt von Carl Hermann Hemmerde, 1764. 8. 1 Alph. 6 Bogen nebst ½ Bogen Vorrede.

Herr D. Semler öfnet sich durch diese Schrift einen Weg zum wahren theologischen Verdienst, der freylich ungebahnt, schlüpfrig und unsicher zugleich ist, der aber doch einmal gangbar gemacht werden muß, wenn anders das volle Licht der Hülfswissenschaften, das ihn in unsern Tagen bescheint, nicht umsonst scheinen soll und man es nicht für einen blinden Zufall ansehen will, daß der Fleiß unserer Vorgänger uns nach und nach an die Grenzen desselben gebracht hat. Die Sache ist diese: der Hr. D. will (S. 16. der Vorrede) nach seiner Muße die eingeführten vornehmsten Beweisstellen für die Wahrheiten der Religion durchgehen, eine zusammenhangende Geschichte des Gebrauchs, den man durch die verschiedenen Jahrhunderte der Kirche davon gemacht hat, liefern, und dann ihre eigentliche Beweiskraft unpartheyisch prüfen; daß also die Untersuchung von selbst in zween Abschnitte zerfallen wird, davon der eine exegetisch, der zweyte historisch ist; und wünschten wir wenigstens, daß jedesmal diese beyderseitige Untersuchungsart voneinander sichtbarlich getrennt werden möge. Dies ist also das Vorhaben des Hrn. D. Wem der gereinigte Vortrag der Religion lieb ist, der

wird es ihm Dank wissen; wer es weis, daß manche gutdenkende Zweifler sich oft nicht sowol an die Religion als den Vortrag derselben stossen, (wohin die nicht selten erbettelte Beweisart vorzüglich zu rechnen ist) der wird der Religion selbst Glük wünschen, und wer nur einige eigne Versuche im Schriftauslegen gemacht hat, und in der Geschichte bis zur ersten Quelle des Gebrauchs dieses oder jenes Beweisspruches für sich zurükgegangen ist, wird sich im voraus von dem Hrn. D. bey seinen so weitläuftigen Einsichten ungemein viel nüzliche Entdeckungen versprechen. Es wird freylich auch nicht an Misvergnügten fehlen, die entweder geheimen Unwillen gegen den Hrn. D. fassen, oder ihn auch öffentlich anklagen, und beydes auch wohl in gutgemeinter Absicht thun, nachdem sie etwa zehen, zwanzig und noch mehr Jahre die Wahrheit gerade in und mit diesem Ausspruch der Schrift gedacht, und andern angepriesen haben. Es geht in diesem Fall, wie mit gewissen scientifischen Ausdrücken, die uns durch langen Gebrauch so unentbehrlich geworden sind, daß wir ohne sie beynahe die Sache selbst nicht denken können. Diese so natürliche Schwachheit wird also gewiß Viele unbewußt auch bey dieser Gelegenheit überfallen, und dafür sind wir Menschen: Keiner sollte dis dem Andern übel auslegen, wofern man nicht gehäßige Absichten vermuthend seyn muß. Nur wünschen wir, daß das —— freye Urtheil des Gelehrten dadurch nie zum Nachtheil der Wahrheit möge gehemmt, und Zungen und Federn zu allerhand unchristlichen Verunglimpfungen geschärft werden: denn dafür sind wir auch keine Kinder mehr, und heissen nicht schlechtweg

Ge-

Gelehrte, sondern Gottesgelehrte. Wir hoffen auch, daß der jedesmalige historische Theil unter der Bearbeitung des Hrn. D. größtentheils so einleuchtend ausfallen wird, daß die ruhige Untersuchung des Auslegers schon dadurch bey vielen befördert werde. Denn wenn man nun z. E. es mit klaren Zeugnissen belegen kan, daß diese oder jene Schriftstelle, zum Beweis dieser oder jener Wahrheit, von Diesem oder Jenem im Ansehen stehenden, aber an Auslegungskräften ganz schwachen Vater der Kirche zuerst gebraucht, und dann auf sein Wort fortgebraucht worden; oder in der Hitze des Streits auf einer Versammlung, ohne vorhergegangene genauere Vorbereitung einmal ergriffen, und weil der eben so unbereitete Gegner nicht sogleich darauf antworten konnte, nun für wirklich beweisend gehalten worden; wenn man solche Data beybringen und beglaubigen kan, so müßte man entweder ganz aus Eigensinn und Absichten partheyisch seyn, oder es muß Aufmerksamkeit und stilles Nachdenken erregt werden. Es ist uns aus eben der Betrachtung lieb gewesen, daß der Hr. D. mit 1 Joh. V, 7. seine Sammlungen angefangen. Denn hier ist der Streit blos historisch; hier hat es der Geschichtschreiber allein zu thun: Er sammlet; Er erzählet; Er wägt Zeugnisse gegen Zeugnisse ab; zeigt die sichtbare Ueberlieferung der unächten kritischen Beweise für die Richtigkeit der Existenz dieser Periode, und wenn der Streit also geführt wird, wie ihn der Hr. D. nach dem Auszug, den wir gleich liefern wollen, von Seite zu Seite geführt hat, so muß man am Ende dahin entscheiden, daß er aus einer Randanmerkung ent-

standen, und diese anfänglich eine mystische Auslegung des nach gegenwärtiger Abtheilung achten Verses gewesen, welche man in guter Meynung allmählig in den Abschriften der Vulgate dem Text: drey sind die da zeugen, der Geist u. s. w. an die Seite gesezt, bis er endlich aus Versehen in die Reihe der Texteswörte selbst aufgenommen worden und bey dem überwichtigen Ansehen der lateinischen Kirche in spätere griechische Abschriften zur Aufrechthaltung des Ansehens der Vulgate oder im Gefolg ihres geglaubten Ansehens eingeschoben worden. So hätten wir zugleich im voraus das Resultat der Untersuchung des Hrn. D. unsern Lesern vorgelegt. Der Hr. D. hat übrigens diese Stelle noch aus besonderer Veranlassung zum ersten Stük gewählt, über die er sich in der Vorrede S. 4 - 6. weitläuftiger und auf eine solche Art erklärt, daß wir uns schämen würden, wenn wir unter denjenigen wären, die ihm diese Erklärung abgedrungen. Er beschwert sich mit Recht über diejenigen, die es ihm für Socinianisch auslegen wollen, daß er, der ehemalige Vertheidiger derselben, nachdem in Privatvorlesungen an ihrer Authenticität gezweifelt; rechtfertiget sich mit der Pflicht eines akademischen Gottesgelehrten im eignen Untersuchen täglich fortzufahren; zeigt, wie daher oft nothwendig veränderte Einsichten entstehen müssen, wie dergleichen bey nochmaliger Prüfung dieser Stelle bey ihm eingetreten, und er (seine Worte zu brauchen) unter vieler eignen Noth und Beklemmung in Vorlesungen sich anders darüber herausgelassen; versichert endlich:

„man

„man kan die ganze Lehre von Gott Vater, Sohn und „Geist richtig, erbaulich und selbst gläubig behalten „und vortragen, wenn man gleich diese Stelle nicht „für ächt oder die gemeine Auslegung für hermeneu„tisch gegründet halten kan.„

Wir sehen durchaus nicht, was man an einem solchen ehrlichen und gewissenhaften Verhalten aussetzen kan? Also sollte doch Hr. D. Semler auf dem Catheder die Stelle als beweisend empfehlen, und dabey im Herzen denken, es ist doch nicht wahr! Oder sollte er, seitdem er ihre Vertheidigung geschrieben, alle weitere Prüfung bey Seite setzen und, weil eine Einsicht immer zu einer andern führt, sein ganzes Studieren aufgeben? Sieht man denn auch nicht, daß es, aufs gelindeste zu sagen, ein grosser Mangel der Ueberlegung ist, zu schliessen, wer diese Stelle für unächt erklärt, der ist ein Socinianer? denn wenn man nun erweisen kan, sie ist unächt, wie es der Herr D. nach aller historischen Wahrscheinlichkeit gethan hat, so müßten wir, wenn dieser Schluß gelten sollte, augenblicklich Socinianer werden, und die Hirten, die sich so unbedächtig gegen einen der angesehensten Gottesgelehrten ausdrücken, den Anfang dazu machen. Wir müssen es nur auch gerade heraus sagen, daß nicht jeder Prediger, den Beruf eines akademischen Gottesgelehrten nach dem Seinigen abmessen sollte, wie es in den bisherigen Streitigkeiten die Mode gewesen, nicht über des leztern fremdscheinende und leichtbleidende Aeusserungen das erste Zeichen zum Treffen geben, und von seiner Kanzel herab gleichsam den Befehl an alle hohe Schulen ergehen lassen, was und wie

gelehret werden solle. Der Prediger soll die Wahrheiten auf den Wandel und das Leben der Menschen anwenden, und nie kan er in die Verlegenheit gesezt werden, daß er eine Vorstellung, einen Beweis, eine Erläuterung laut verwerfen müßte; denn gewissere subtilere Vorstellungen gehören gar nicht auf die Kanzel; für einen Beweis, der es ihm nicht zu seyn scheint, kan er sich einen andern wählen, die eine Erläuterung mit der andern vertauschen — der academische Gottesgelehrte aber hat es bloß mit den leztern zu thun, er kan keinen Beweis mit Stillschweigen übergehen u. s. w. und wenn er nun pflichtmäßig alles prüft (dies sezen wir freylich voraus) so ist es psychologisch unmöglich, daß er allem beypflichten kan, was der größre Theil zum gelehrten Vortrag der Religion rechnet. Gleichwohl soll er davon reden, und muß es thun, um nicht unvollständig zu werden. Er gesteht es also, daß er hier oder da von einer Beweisart oder Erklärung einer an sich gewissen Wahrheit sich nicht überzeugen kan, da sollte doch, dünkt uns, keiner, der nicht in eben der Lage ist, ihn sogleich verdammen, und seinen Mitbrüdern verhaßt machen wollen — und wenn er wirklich richtigere Einsichten hat, es in der Stille besser machen.

Wir kehren zu der Arbeit des Hrn. D. zurük, und wollen nun sogleich den Faden der Geschichte ausziehen, ob es uns gleich bey der bekannten Schreibart dieses Gelehrten zuweilen Mühe gekostet hat, ihn aufzusuchen. Wir vergleichen ihn deshalb oft in unsern Gedanken mit einem gastfreyen Mann, der aber lauter nahrhafte Speisen aufträgt, ohne sich viel um

Le-

lediwbigen und die Symmetrie der Aufsätze zu bestimmen. —

S. 17. geht die eigentliche Untersuchung an, und zwar mit dem sechszehenden Jahrhundert. Valla ist in diesem der erste, auf den man sich gemeiniglich wegen der Authenticität dieser Stelle beruft; Allein er macht bloß über den 8. V. die Anmerkung (S. 19.) qt. hi tres unum sunt; *græce* est, et *hi tres in unum* sunt, εις το εν εισι; und es ist daher bey seinem gänzlichen Stillschweigen über den 7. V. überwiegend wahrscheinlicher, daß er ihn auch nicht in seiner griechischen oder auch wohl gar lateinischen Abschrift gefunden. So urtheilet der Hr. D. S. 20. ohne doch dem Leser vorgreiffen zu wollen, weil ohnedem hierauf noch das wenigste ankommt. Erasmus, der nächste Zeuge, den man nach ihm aufstellen kann, gab zuerst die Bücher des N. Testaments in griechischer Sprache, und zwar zweymal nacheinander in den Jahren 16 und 20 heraus. In beyden ließ er den 7. V. weg, so wie das εν τη γη im 8. (S. 27-30.) mit der beygefügten Anmerkung: in *græco* codice *tantum* hoc reperio *οτι — μαρτυρουντες το πνευμα και το υδωρ, και το αιμα.* Er wurde deswegen sowohl von Edu: Leus (S. 33-44.) als auch von dem Jac. Lopez Stunica (S. 44-53.) angegriffen, denen er aber Beyden umständlich geantwortet. Er versichert nemlich, daß er mehr als sieben griechische Handschriften verglichen habe, aber in keiner den 7. V. gefunden; daß er sogar in einigen lateinischen Handschriften nur als ein Scholion dem 8. V. beygeschrieben sey, in andern, wie in einer Baselschen ganz fehle; und in

 noch

noch andern die Folge beyder Verse umgekehrt sey; daß er nach den beyden erstern Ausgaben ihn in die Mitte aufgenommen, weil in einer in England gefundenen griechischen Handschrift der 7. V. befindlich sey, ob gleich auch hier der gewöhnliche Schluß des 8. V. και οι τρεις εις το εν εισιν fehle; daß er sich ferner wundern müsse, warum Stunica nicht auch hier sich auf seinen so sehr angepriesenen Codicem Rhodiensem berufe; daß Cyrillus in einer Schrift gegen die Arianer den ganzen Johanneischen Context mit Auslassung des 7. V. anführe, zum Beweis, daß er ihn auch nicht gelesen; Leus doch nur einen Codicem vorbringen solle, in welchem er stehe; und wenn er nun auch ächt wäre, er doch nicht gegen die Arianer würde gebraucht werden können; und sey es hermenevtisch gewiß, daß alsdenn das, sie sind eins, von nichts weiter als der Einheit des consensus verstanden werden könne; so wie im 8. v. und andern Schriftstellen z. E. Joh. XVII. 21. Der Hr. D. streuet übrigens in diesem Theil der Erzählung sehr viele fruchtbare und richtige Anmerkungen mit ein, unter welchen wir auch vornehmlich die sehr pragmatische Vorstellung von den großen Verdiensten des Erasmus (S. 24-27.) um derentwillen ihn die faule und ungelehrte Clerisey verketzerte, rechnen, wobey auch einige sehr lustige Anekdoten, die Erasmus selbst an seine Freunde geschrieben (Anm. 7.) mitgetheilt werden. Weil er übrigens sich auf seine Handschriften berufe, in welchen der 7. V. ausgelassen sey, so wird nach (S. 54-57.) gezeigt, daß er bey der ersten nur den einzigen Baselschen, oder wie er ihn selbst nennt, Reuchlinischen (Capnionis) aus dem

zehn-

zehnden Jahrhundert; bey der zweyten noch einen andern Baselschen, ingleichen Corsendocensem und endlich bey der dritten den Britannischen, der heutiges Tages unter den Namen des Montfortischen bekannt ist, gebraucht, ob es gleich historisch unerweislich, daß er selbst ihn gesehen habe, und vielmehr das Gegentheil wahrscheinlich sey. Denn zu geschweigen, daß die lateinische Wortfügung *repertus est* apud Anglos græcus codex unus — ex hoc igitur codice Britannico reposuimus, quod in nostris dicebatur deesse, *ne cui sit causa calumniandi* — so etwas nicht denken läßt, und man aus dem ne cui sit causa calumniandi, nicht undeutlich merken kann, daß Erasmus noch keine historische Gewisheit davon gehabt, so wäre es auch, (wie der Hr. D. S. 373. f. und Anmerkung 58. bemerkt) zu verwundern, daß er in andern Stellen keinen Gebrauch davon gemacht hätte. Die Frage wäre auch noch, wie der Hr. D. (eben daselbst) hinzusezt, ob nicht, im Fall er ihn in Händen gehabt, Bengel recht habe, der ihn für eine Copey hält, die von dem in der Complutensischen Bibel gedrukten griechischen Text genommen worden, und ob man ihn nicht gar aus Spanien nach England und von da an Erasmum geschikt habe. Es folgt nun (S. 57-62.) in der Ordnung die Complutensische Ausgabe des N. T. vom Jahr 22. dieses sechzehenden Jahrhunderts, in dem eben sogenannten grössern Bibelwerk. In dieser kommt der 7. V. zuerst gedrukt vor, und weil man in der Vorrede versichert hätte, daß die Ausgabe nach den ältesten und besten Handschriften besorgt worden sey; auch nie-

mand in den damaligen Zeiten eine kritische Untersuchung deshalb angestellt hatte; weil Erasmus die Ungnade des römischen Hofs hätte fürchten müssen, wenn er sich daran hätte wagen wollen; und in dem vorigen Jahrhundert dergleichen kritische Untersuchungen größtentheils vernachläßiget wurden, auch das Werk zum eignen Besiz zu kostbar war; so hielt man sich ungeprüft an jene Versichrung und vertheidigte von den Zeiten des Gerhards an die Authenticität dieses Ausspruchs mit dem Ansehen des Complutensischen Abdruks. Dagegen zeiget nun der Hr. D. S. 74-80.) daß man weder in der Vaticanischen Handschrift noch in allen andern in Italien bisher aufgesuchten, diese Stelle finde, Blanchini in Ansehung der ersten als Augenzeuge ausdrüklich versichre, *plerumque* ab *exemplari discordat*, quamvis *in prologo ad ipsum dicatur expressa*, und es beynahe unter die Stelle in die Complutensische Ausgabe aufgenommen worden, wenn man wirklich Abschriften haben gebraucht hätte, und beruft sich unter andern auf den V. des Buchs, de baptismo hæreticorum, der doch wenigstens um die Zeiten Cyprians gelebt und V. 6. und 8. in einem Context mit offenbarer Auslassung des 7. anführe. Bey dieser Gelegenheit hat D. S. eine sehr pathetische Antwort, die Clarke seinen Gegnern zur Vertheidigung seiner kritischen Untersuchungen entgegen gesezt S. 355. ausgezeichnet, die wir aber der Kürze wegen übergehen müssen. Ed. Twells ist, in seinem critical Examination der griechisch englischen Ausgabe des N. Testaments vom Jahr 1731, ein so seichter Vertheidiger derselben,

ben, als man ihn nach den Untersuchungen des Emlyn und Clarke unmöglich würde erwartet haben. Der Hr. D. beweiset dies von S. 356-368, wo unter andern vorkommt: Stunica hätte keine codices anführen können, weil er nicht zur Vergleichung des N. Testaments gebraucht worden. Aber warum nicht? sagt der Hr. D. Er kannte doch diejenigen, die dazu gebraucht worden; konnte er nicht von diesen Nachricht erhalten? und würde er sie nicht gesucht haben, um nur den Erasmus in die Enge treiben zu können? Harduin, der nun folgt (S. 368-372.) verdiente kaum von dem Hrn. D. bemerkt zu werden! So sehr läßt er auch bey dieser Gelegenheit seine Erfindungskraft herrschen, da sollen viele Schriften der Väter verlohren gegangen seyn in welchen er angeführt worden! Und gerade diese? Wie wunderbar? Es soll codices für den gemeinen Gebrauch, und andre für öffentliche Bibliothecken bestimmte gegeben haben. In jenen habe der V. gestanden und darnach sey die Vulgate gedrukt: In diesen habe man den Vers ausgelassen, um die Nachwelt zu betrügen — dergleichen Muthmassungsspiele verdienen, wie gesagt, keine Bemerkung. Desto würdiger war der gelehrte Bengel (wie ihn der Hr. D. mit Recht nennt) daß sein Urtheil so weitläuftig als es S. 372-396. geschieht, mitgetheilt würde. Er verwirft alles, was bisher von Abschriften ungeprüft behauptet worden. Der Complutensische Text hat ihn nicht aus Handschriften; niemand weis wie alt der Brittannische Codex gewesen, u. s. w. Er beruft sich indeß auf die Anführung des Tertullians und führt einen vierfachen Grund an,

aus

aus welchem es deutlich werden soll, daß er bey denen schon vorher von uns angeführeten Worten, diesen 7. V. in Gedanken gehabt, ob er gleich in seine Vertheidigung am Ende ein Mißtrauen zu setzen scheint: *Si quid dubii de lecta Tertulliana* — — periochs supersit. —

In dieser Gegend fällt der Hr. D. das erstemal sein eignes Urrheil über die Worte Tertullians, nachdem er bisher mehr als Geschichtschreiber die Erklärungen andrer angeführt. Er sagt einmal, daß Praxeas ganz gewiß, wie aus Joh. X. aus dieser Stelle einen Beweis für seine Meynung würde genommen haben, wenn er sie gelesen hätte, und also auch Tertullian in seinem Buch wider den Praxeas, nicht unterlassen den Schein zu haben, wann auch er sie gehabt hätte: Es sey also nicht wahrscheinlich, daß er anderswo sie doch im Vorbeygehen sollte angeführt haben. Zweytens habe er schon vorher zum Beweis des Unterscheids des Sohns vom Vater, diese Worte gebraucht, und, da er auf den heiligen Geist komme, berufe er sich darauf, daß es heisse *de meo sumet*, wodurch nun, da der Sohn es vom Vater nehme, die genaueste Vereinigung zwischen allen dreyen entstehe, so daß alle drey eins wären, wie geschrieben stehe, ich und der Vater sind eins (oder auf so eine Weise, wie der Sohn anderswo von sich gesagt habe: ich und der Vater sind eins;) Deutlicher und kürzer würde die Vorstellung diese seyn: Cyprian beweiset die Einheit des Sohnes mit dem Vater unmittelbar aus Joh. X. und die Einheit des heil. Geistes mit beyden mittelbar durch eine Schlußfolge aus Joh. X. —

Der

Der heil. Geist nimmt es vom Sohn, der Sohn vom Vater; dies efficit tres cohærentes — die nun auch, wie vorhin der Sohn und der Vater, alle drey unum sunt, non unus, der Hr. D. sezt weiter hinzu, daß es die eigne Schreibart des Tertullians sey, solche eigne kleine Zusäze den Schriftanführungen beyzufügen, welches aber wohl ein zu feines Urtheil erfodert, als daß der Beweis für jeden seyn möchte. Den gemeinsten Beurtheilungsfähigkeiten angemessener ist es, wenn er endlich fragt, warum Tertullian den connexum Filii et Paracleti so mühsam auf das de meo sumet hätte bauen sollen? und nicht weit eher die ganze Stelle sogleich anführen, wenn er sie wirklich im Sinn gehabt hätte. Dies läßt sich allerdings am wenigsten begreifen. Bengel sagt ferner *habuit* Cyprianus, nemlich in der bekannten Stelle de unitate ecclesiæ: dicit dominus ego et pater unum sumus: et iterum de Patre et Filio et Spiritu S. scriptum est et tres unum sunt, der Hr. D. gesteht, daß man freylich aus diesen Worten für sich weder beweisen könne, daß Cyprian sich auf eine mystische Auslegung des 8. V. bezogen, noch daß er den 7. V. citirt; daß aber, wenn es einmal vorher historisch erwiesen sey, es habe der 7. V. von Anfang an in den Handschriften gefehlt, nun das erste höchst wahrscheinlich werde. Uns scheint nur immer das noch die gröste Schwierigkeit zu seyn, daß Cyprian in einem Context, in welchem er offenbar aus der Schrift und mit den eigentlichen Worten der Schrift beweisen will, die zweyte Stelle nicht eben sowohl als die erste sollte wörtlich angeführt haben, und etwan

wan die Auslegung noch darauf folgen lassen, besonders da er nicht das geringste Zeichen im Ausdruk giebt, er wolle von der zweyten mehr die Paraphrase anführen. Wann übrigens Bengel fortführt, *habet* latina versio *antiquissima*, so errinnert der Hr. D. daß es nach einer kritischen Genauigkeit heissen sollte; *videtur habuisse*, indem aus den angeführten pericopis epistolicis als einer weit spätern Sammlung, weiter nichts bewiesen werden könne, als daß der Text dazumal in den Bibeln gestanden. Wenn er noch weiter vom Augustin und Hieronymus behauptet, sie hätten den Text *dissimulanter* ausgelassen; Augustin habe vielleicht nach seiner Bekehrung in Italien zuerst einen Codicem bekommen, in welchem die Stelle gefehlt, und sich daran so gewöhnet, daß er in der Folge beständig an ihrer Authenticität gezweifelt, so sind das freylich Vermuthungen, dabey sich der Hr. D. nicht aufzuhalten brauchte. Am allerunwahrscheinlichsten ist die Bengelsche Bemerkung, man habe ihn ob disciplinam arcani weggelassen — quia hoc dictum omni *symbolo sit clarius*, neque arcanum quoddam in symbolo mansisset, Bengel hoft endlich, daß noch mehr græca hujus dicti documenta würden entdekt werden, wobey der Hr. D. äussert, er wolle diese Hofnung nicht vermindern helfen, wünsche nur aber, daß es nicht ähnliche documenta werden mögen, als codex Brittannicus. Wir wollten doch beynahe behaupten, daß den grossen Mann seine Hypothese von dem blühenden Zustande der Kirche in dieser Hofnung geschmeichelt, und er etwa in seinen Gedanken die Entdeckung der eignen

Hand.

Handschrift Johannis mit dazu gerechnet, wie wir wirklich noch izt einen gelehrten Anhänger desselben kennen, der in der Hofnung lebt, es werde dereinst noch das αυτογραφον des Moses gefunden, und dann die Houbigants, Kennicots mit ihrem Gefolge auf ewig zu schanden gemacht werden. Doch dies im Vorbeygehen. Bengel war allezeit ein Mensch, der bey einer grossen Gelehrsamkeit und dem redlichsten Eifer, doch auch irren konnte. Sabatier der nun folgt, (S. 397-401.) begeht in seiner Ausgabe der alten lateinischen Uebersetzung noch den unverzeihlichen Fehler, daß er vorgiebt, Stephanus habe nur in sechs Handschriften εν τω ουρανω nach μαρτυρουντες nicht gefunden, ist der Meynung, Cyprian habe wirklich den siebenden Vers angeführt, wo Fulgentius bezeuge, und Augustin zuerst die mystische Auslegung gemacht, giebt übrigens zu, daß der prologus Galeatus dem Hieronymus angedichtet, und daraus erweislich sey, daß im siebenden Jahrhundert der Vers in den meisten codicibus gefehlt habe. Beyläufig macht der Hr. D. den Einwurf, wie es möglich sey, daß Augustin, der den Brief des Cyprianus ad Juiabanum widerlegt habe, und also Cyprians angebliche Citation müßte gelesen haben, sich doch nicht gegen Maximum darauf berufe. — Nun folgt S. 401-408. ein Auszug aus Wetsteins Abhandlung über diese Stelle, in welcher er alle Handschriften, die gedrukten Ausgaben, in welcher sie fehlt, die Väter, die sie nicht gebraucht, die neuern Gelehrten, die an ihrer Richtigkeit gezweifelt, oder sie ganz geläugnet haben, nach der Reihe anführt; von dem codice Montfortii bewei-

weiset, daß er latinizans sey; vom Tertullian behauptet, daß er entweder diese Stelle gar nicht im Sinn gehabt, oder auf den 8. V. gesehen, wie eben dies von seinem Schüler Cyprianus gelte; wundert sich endlich über die Hofnung, die sich Bengel gemacht, daß man mit der Zeit noch mehrere griechische Zeugnisse finden würde. Den Beschluß machen einige kurze Anmerkungen über die neuesten zur Vertheidigung dieser Stelle herausgegebene, und gegen Hr. D. S. zugleich gerichtete Schrift des Hrn. Diac. Gerhard in Breßlau (S. 409. f. f.) der Hr. D. begegnet ihm mit vieler Bescheidenheit, und rühmet ihn wegen seiner Geschiklichkeit, ohne doch seinen eignen Einsichten etwas dabey zu vergeben. Weil auch hier gar zu viel auf eine richtige Bestimmung der Streitfrage ankommt, so wollen wir nur noch aus S. 415. verglichen mit 414. die Art wie sie der Hr. D. festsezt, auszeichnen. — Der Fall ist dieser: „diejenige „bestimmte Reihe von Worten eines biblischen „Textes, die 1) weder in irgend einer griechischen Hand„schrift noch 2) in irgend einer alten Uebersetzung vor „den 5ten Jahrhundert, noch 3) in alten griechischen „lateinischen, syrischen Schriftstellern aller Kirchen „und Partheyen vor den fünften Jahrhundert gefun„den wird, die doch wider Arianer, Macedonianer, „Sabellianer u. a. m. so viele oft ungeschikte Stellen „der Bibel aufsuchen, auch an keine disciplinam ar„cani in conciliis — izt zu gedenken hatten; eine „solche Reihe gehört nicht zu dem erweislich canonischen „Text. Wenn nun, fährt der Hr. D. fort, Tertul„lian und Cyprian die drey Worte, tres unum

„sunt

„sunt haben, so kann diese ungefähre und mangelhaf
„Anzeige, die Subsumtion, was die allegatione
„patrum betrift, nicht ungültig machen, denn in di
„ser behaupte man, daß keiner den ganzen Contex
„wie wir ihn izt haben, anführe.„

Wir haben nun wohl die Erzählung des Hrn. D
in soweit mitgetheilt, in soweit die Absichten eines sol
chen Auszugs es nothwendig machten. Wir gestehe
aber doch, daß wir unzählige durch die ganze Samm
lung vertheilte, kritische und pragmatische Anmerkun
gen haben übergehen müssen, die uns wegen ihrer all
zugroßen Feinheit, oft, indem wir sie recht gewiß i
unserem Recensionsnez zu haben glaubten, wieder ent
wischt sind; und verweisen daher jeden, der derglei
chen gelehrte Untersuchungen zu schätzen weis, au
die Schrift selbst. Ohne auch den Leser in seinem Ur
theil vorgreifen zu wollen, gestehen wir, daß der Her
D. es überwiegend wahrscheinlich gemacht hat, daß
man in Spanien diesen Text, wo nicht zuerst ins
griechische übersezt, doch wenigstens nicht in Abschrif
ten gefunden, nur im Gefolg der Vulgate eingerükt
habe, und dieses Urtheil so lang unumstößlich bleiben
wird, so lange man die Abschriften nicht vorzeigen
kann, aus welchen er dazumal abgedrukt worden. Auch
darin sind wir völlig mit dem Hrn. D. S. eins, daß
die Abweichung der lateinischen Abschriften von ein
ander, was die Lesart und Folge dieses Verses anlangt,
die schon an sich so starke Vermuthung einer Rand
glosse vollwichtig mache, und daß in coelo nach der Ab
sicht der Glossatorum bloß seine Beziehung auf die Er
wähnung Pater haben solle. Nur von der ältesten G

stalt derselben, ihrer Entstehung, Abänderung, u. s. w. machen wir uns etwas veränderte Vorstellungen. Wir muthmassen nemlich, daß zu der mystischen Auslegung die Geschichte von der Taufe Christi Gelegenheit gegeben, wo der Vater vorgestellt wird, als *de cælo* sprechend u. s. w. und es also auch anfänglich *de* cœlo geheissen, wie dieses de noch izt in unterschiedenen Copeyen vorkommt; daß daher zur Erklärung des Worts Geist, nach und nach am Rand beygefügt worden, de cœlo (nemlich testatur) Pater; dann als eine Erklärung des Bluts und Wassers, Filius et Spiritus S.; endlich et tres sunt qui *testimonium dant*, als ein Scholion zu den Worten; et *tres unum sunt*, um den hier gemeinten Begrif der Unität, als eine Einheit des Zeugnisses zu erläutern, und in terra dazu, weil auf Erden dieses Zeugniß war abgelegt worden, vom Vater durch die Stimme: das ist mein lieber Sohn u. s. w., und daß also, diese Randglosse als eine Paraphrase mit dem 8. V. in eine Verbindung gebracht, die Folge diese seyn würde: tres sunt qui testimonium dant Spiritus (de *cælo Pater*) aqua et sanguis (Filius et Spiritus S.) et hi tres unum sunt (et tres testimonium dant in terra.) Die Randglosse nun für sich genommen: de cœlo Pater, Filius et Spiritus S. et tres sunt qui testimonium dant in terra, so war erstlich das Versehen leicht, daß ein Abschreiber sie für eine besondere Periode ansahe, die noch im Text gehörte; und bey dieser Verwirrung das natürlichste, das ganze Scholion sogleich nach dem testimonium dant einzurücken, da nun die zwo Perioden waren: Tres sunt qui testimonium

dant

dant de coelo, Pater, Filius et Spiritus S. et tres sunt qui testimonium dant in terra Spiritus &c. Dies ist, wie gesagt, unsre Muthmassung, dadurch übrigens die Behauptung im Ganzen keine Veränderung leidet. Es wird nun nicht hie und da an einem Stunica fehlen, der über den Erasmum unsrer Zeit, Hn. D. Semlern, bey seinen Gönnern unter Staatsleuten, um den Mann verdächtig zu machen, seufzen wird: Da wünschen wir denn auch recht Vielen den Sinn des Cardinals Cisnerios, der dem Stunica auf seine Klagen über Erasmi Ausgabe des N. Testaments zur Antwort gab, utinam sic prophetent omnes! tu si *potes*, *adfer meliora*, ne *damnes* alienam industriam. Und wenn Bengel zu seiner Zeit schreibt, nemo, *ut nunc est*, aut obtrudere alteri dictum potest aut eripere, so wird man wenigstens dem Hrn. D. *ut nunc est*, so viel Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß man ihn deswegen nicht verketzere.

Ganz leise ist dies aber wirklich geschehen in

X.

Joh. Melchior Götzens, Vertheidigung der complutensischen Bibel, insonderheit des N. Testaments gegen die Wetsteinischen und Semlerischen Beschuldigungen: nebst einem Anhange, in welchen eine völlig unbekannt gewordene, in Absicht auf die Hamburgische Reformationsgeschichte aber höchst merkwürdige Ausgabe des N. Testaments Lutheri, welche zu Hamburg 1523. in 8. in nieder-

sächsischer Sprache an das Licht getretten, beschrieben wird: Hamburg, bey Johann Christ. Brandt 1765. 8 und ½ Bogen in 8.

Die hierauf erfolgte Semlerische Antwort führet den Titel:

D. Joh. Sal. Semlers genauere Untersuchung der schlechten Beschaffenheit des zu Alcala gedrukten griechischen N. Testaments — zur Widerlegung des Herrn Senior Götzens, nebst kurzer Vergleichung des catholischen Druks zu Maynz 1753. Halle verlegts Joh. Gottfried Trampe, 1766. 15½ Bogen ohne die Vorrede in 8.

Wetstein hatte in seinen Prolegomenis die Ausgabe des griechischen N. Testaments in dem complutensischen Bibelwerk von ihrem bisherigen Ansehen durch eine sehr weitläuftige Kritik herabgesezt; Hr. S. in den Anmerkungen mit dazu geholfen, und ihr den lezten Stoß in der historischen Sammlung über 1 Joh. V, 7. beygebracht. Der Hr. Sen. macht sich also auf, ihr wieder aufzuhelfen, oder ihr noch in den lezten Zügen zu Hülfe zu kommen. Wenn der Hr. Senior keine Nebenabsichten haben hatte, wie Hr. S. gleich im Anfang der Vorrede vermuthet, und vielleicht nun noch zum Theil vermuthet, so ist an den Entschluß selbst so wenig auszusetzen, daß man ihn vielmehr billigen muß. Die Aufklärung kritischer Dunkelheiten, dergleichen diese ist, gewinnt allezeit, wann Männer von verschiedenen Ein-

Einsichten, Denkungsart und Neigungen sie beleuchten. Einem Seniori einer so ansehnlichen Versammlung gereicht es noch mehr zum Ruhm, auf eine so edle Art sich die von seinen eigentlichen Geschäften freygelassene Zeit zu vertreiben. — Wenn man nun aber alles, was in der Vertheidigung des Hrn. Seniors eigentlich zur Hauptsache gehört, auf einen Haufen zusammen trägt, und unter einen Gesichtspunkt vereiniget, so sieht man wohl, daß er den eigentlichen Streitpunkt nicht getroffen; in eben den Fehler verfällt, den er W. und Hrn. S. zur Last legt, und zu kritischen Untersuchungen nicht aufgelegt ist. Die Beschuldigung war — daß die Herausgeber der complutensischen Bibel nicht nach ihrem Vorgeben in der Vorrede die ältesten und besten Handschriften verglichen, sondern sehr junge Copeyen gebraucht, und daß sie in einigen Stellen, zuweilen den griechischen Text nach der Vulgate eingerichtet und dies unter andern 1 Joh. V, 7. Da kommt nun der Hr. Sen. und klagt erstlich, daß man ihnen auf ihr Wort — einem so großen Cardinal auf seine Versichrung — nicht glauben und sie zu Betrügern, ja Dieben machen wolle; beweiset, daß sie Handschriften gehabt, zählt eine Menge Stellen deswegen auf, in welchen es nicht möglich sey, daß das N. T. welches schon im Jahr 1514 den 10 Jan. fertig gewesen, nach demselben revidirt und abgedrukt werden können, da Leo der Zehnte, der ihn doch geschikt haben soll, erst 1513. den 10 Febr. zum Pabst gewählt worden. Er schliesset ferner (S. 59. f.) wie es möglich gewesen, daß Stunica, der mit bey dieser Ausgabe gebraucht worden, und erst nachher seine

Anmerkungen gegen den Erasmus herausgegeben; diesem das Ansehen der griechischen Handschriften bey dem Streit über diese Stelle auch mit keiner Sylbe entgegengesezt, sich nur auf *latinos* codices und den Prologum Hieronymi berufen, auch sogar gestanden habe, sciendum est *hoc* loco *Græaorum* codices apertissime esse corruptos, ohne einen einzigen auszunehmen; wie der Hr. D. unserm Bedünken nach, das ohneingeschränkte *Græcorum* codices mit Recht auch ohne alle Einschränkung versteht. Wir werden nun nachher Gelegenheit nehmen, bey dem, was der Hr. Sen. Götze an diesem kritischen Urtheil des Hrn. D. auszusetzen gefunden, und dieser darauf geantwortet hat, die mehrerern Beobachtungen des Hrn. D. anzuzeigen, und wollen izt die Erzählung ununterbrochen fortsetzen. Nach der complutensischen Bibelausgabe schrieb Jacob Faber commentarios in epistolas catholicas, die im Jahr 27 herauskamen, und von welchen der Hr. D. schon S. 21-25. das hieher gehörige ausgezeichnet. Er bemerkt nemlich ausdrüklich beym 7. V. *qua* (particula) nunc *carent* nostra exemplaria *graeca*, sezt den obelum vor quoniam tres sunt u. s. w. und dann wieder vor in terra, welches er in der Vorrede bey allen den Sentenzen des griechischen Textes zu beobachten versprochen, welche die Vulgate richtiger habe, *ut nonnulli putant*, daß er also wie der Hr. D. wohl errinnert, selbst daran gezweifelt; endlich erklärt er den von der Vulgate autorisirten 7. V. von der Einheit des Wesens und des Zeugnisses zugleich. Seine Worte sind: Hi tres pater — sunt unum *essentia* et *natura*; et insuper

per unum verae divinitatis testificatione i. e. unum testimonium. Hier ist es, wie uns dünkt, sehr merklich, daß dieser Gelehrte, die kirchliche Auslegung seiner Glaubensgenossen vorausgesezt um nicht Unwillen gegen sich zu erregen und doch auch noch die Seinige angehangen habe, um seiner Ueberzeugung Genüge zu thun, wenigstens konnte er nach richtigen Auslegungsgesetzen nicht im Ernst beyde zugleich für wahr halten. Rob. Stephanus ist der nächste nach Fabern, dessen Zeugniß in diesem kritischen Verhör gehört werden muß, weil er nicht nur Ausgaben des griechischen Textes besorgt, sondern auch Abschriften dabey verglichen hat. Der Hr. D. stellt also dieses Verhör an von S. 80-94. Er sezt als bekannt voraus, daß in seinen Ausgaben von 15. 46. 49. und 50. die Stelle gedrukt zu finden sey. Es ist also lediglich die Frage, aus welchen Quellen er geschöpfet und hier müssen wir vorzüglich das Talent des Hrn. D. in Entwickelung der verwirrtesten Knoten erheben. Stephanus hatte 16. Handschriften gebraucht. Daher hat in den nachfolgenden Zeiten der eine behauptet, er habe die Stelle in allen seinen codicibus gefunden; ein andrer, er habe sie in neun Abschriften gelesen; und ein dritter es bey sieben bewenden lassen. Darauf antwortet der Hr. D. er habe sie in keiner von allen diesen Abschriften gefunden, und beweiset es, daß man sich die Sache so vorstellen müsse. Stephanus legte hauptsächlich den spanischen Text zum Grunde nebst einigen spätern Ausgaben des Erasmus, in welche die streitige Stelle schon wieder eingerükt worden war, und ist es also kein kritischer Beweis für ihre

Existenz, daß er sie im Texte hat, so lange nicht erwiesen ist, daß er sie auch in Handschriften gefunden. Und dieses kann nicht erwiesen werden! denn unter diesen 16. Handschriften hatten nur 7. die Briefe der Apostel, 8. enthielten die historischen Bücher, und der Neunte, den er mit α bezeichnet, war die complutensische Ausgabe. In jenen sieben nun hat er nach der Randanmerkung die Stelle nicht gefunden, und ob gleich der obelus im 7. V. vor ἐν steht, und das Häkgen nach ουρανω, so ist es doch gewiß eine Verwirrung und sollte das Häkgen eigentlich dem Worte γη im 8. V. nachgesezt seyn, weil diese codices noch in der Königl. Bibliothek zu Paris vorhanden sind, und in allen die Periode von εν τω ουρανω bis auf το πνευμα ausgelassen ist — hier mußte denn der Geschichtschreiber, was die eigentlichen Zeugen für und wider diese Stelle im 16. Jahrhundert anlangte, aufhören, weil die kritische Untersuchung derselben selbst mit Stephano aufgehört. Nach einer recht kritischen und unpartheyischen Wahl hat daher der Hr. D. Luthern und Bugenhagen nur beyläufig angeführt (S. 61.) Sie konnten freylich nicht als glaubwürdige Zeugen dagegen aufgestellt werden, da sie nicht mit eignen Augen die griechischen Handschriften vergleichen können, ob sie gleich zum Beweis dienen können, wie man die Stelle für unächt erklären kann, ohne deswegen ein declarirter Arianer zu seyn. Luther hat sie in allen von ihm selbst edirten Bibeln ausgelassen, am Rande der lateinischen Ausgabe von 1546, in welcher die Stelle auch fehlt, steht ausdrüklich: es soll keine Arbeit für Lutheri ächte Arbeit gehalten werden, die

da-

damit nicht genau übereinkommt. Paul Crell schreibt nach S. 250. Anm. 63. „lezlich hören wir, daß sich „etliche Gesellen gar unnüz machen, daß sie 1 Joh. V, 7. „diese Worte nicht finden, welche vor wenig Jahren „in der — — Bibel gesezt worden — — wir haben „daher höchsten Fleißes nach allen Drucken und Exem„plaren von dem Jahr 41. 42. 43. 44. 45. 46. „bis an Lutheri Tod nachgesucht — haben sie aber „in keinen, auch in dem Jenaischen Druk nicht ge„funden. — — — — Dieweil diesen hochgelehrten „Manne Hieronymi Version — — und das *opus* „*complutense* ja so wohl bekannt gewesen, als sie nim„mermehr den Sacramentirern seyn können, so müs„sen — hochwichtige Ursachen gewesen seyn, warum „er Hieronymo und operi complutensi nicht folgen „wollen.„ So schreibt Crell und Bugenhagen bat gar alle Buchdrucker um der Reinigkeit der Lehre willen, diesen Vers nicht mitzudrucken, weil er von den Arianern eingeschoben worden (S. 145. 247. bey dem Hrn. D.); die römische Kirche schrie laut: Seht den Arianer! und protestantische Gottesgelehrten vereinigen sich izt mit ihr gegen den Hr. D. S. und andre, die mit ihm diese Stelle nicht für ächt halten können, und schreyen noch viel lauter! Auch der ein Socinianer! Wie antisymbolisch, wenn anders unsere symbolischen Bücher nicht sowohl Bücher des Glaubens (welches der würdige Chilliagworth, der gewiß unbescholten war, und auch die 39. Artickel beschworen hatte, laut verbat und immer dagegen schrie: Bibel! Bibel! Bibel!) als des Friedens sind, nach welchen der Hr. D. S. z. E. seine exegeti-

 schen

schen und historischen Ueberzeugungen zwar niemanden aufdringen, aber auch Hr. S. G. und wie sie alle heissen, ihn nicht verketzern sollen.

Der Hr. D. hat übrigens dieser Spruchgeschichte des sechzehenden Jahrhunderts S. 96 - 102. das Geschlechtsregister der in demselben gedrukten Ausgaben beygefügt, in welchen der streitige V. ausgelassen oder gedrukt ist; ingleichen die Anzeige einer actenmäßigen Unterredung, die binnen den Jahren 1569 - 1573. in den Niederlanden darüber gehalten worden, zwischen einem Anabaptisten Flickwyck und einem Franciscaner Adrians, aus welcher lezten wir folgende Erzählung des Hrn. D. S. 101. auszeichnen wollen. „Jener berief sich auf Erasmi Anmerkungen, daß diese „Stelle sich im griechischen Text nicht fände; worüber „der Mönch wider den Antitrinitarier Erasmus „in ausnehmenden Eifer gerathen, und am Ende sein „Gespräch beschlossen — — Möchtest du verfluchter „Antitrinitarier doch im höllischen Feuer liegen! du sol„test wohl hunderttausend Doctores theologiae in „Rage bringen — Jener mußte auch dafür verbrannt „werden, daß er nicht catholischer antworten wollte.„

Im siebenzehnden Jahrhundert, zu welchen der Hr. D. nun übergeht, hat man häufige Untersuchungen über diesen angenommenen Johanneischen Ausspruch angestellt, welche größtentheils in Vertheidigungen der Authenticität desselben bestehen. Wenn man sie indessen in einer aneinanderhangenden Geschichte übersieht, so wird auch die Uebergabe der Beweise aus einer Hand in die andre so sichtbar, und die allmählige Abnützung eines und des andern so merklich, daß man

man zugleich eine unwiderlegliche Erfahrung gewinnt; von dem selbst unter Gelehrten herrschenden Mangel eigenes Nachdenkens auf der einen Seite, und denn auf der andern, von den obgleich langsam steigenden Einsichten der Menschen in verschiedenen auf einander folgenden Perioden. Und schon in dieser Betrachtung würde die Sammlung des Herrn. D einem Jedem schäzbar seyn müssen, der Erfahrungen zu machen und zu nützen weis. Der Hr. D. beobachtet übrigens größtentheils die Ordnung, daß er zuerst die Gelehrten aller Religionspartheyen anführt, die mehr in dogmatischen Schriften sich über diese Stelle herausgelassen, dann die, die es in eigentlichen Auslegungsschriften gethan, und endlich mit denen beschließt, welche kritische Untersuchungen darüber angestellt haben. Wir wollen also dieser Ordnung, die in historischen Untersuchungen die natürlichste ist, auch in unserm Auszuge folgen, und auch da, wo sich der V. nicht so genau daran gebunden hat, sie beybehalten. Unter den Gelehrten der ersten Classe war Hunnius (nach S. 103 - 106.) der erste, der in seinem Antipareo über diese Stelle mit dem Pareo Händel anfing. Calvin hatte behauptet, man müsse das unum im 7. V. in eben dem Verstande nehmen, in welchen es im 8. V. nach allgemeinen Geständnissen genommen würde: Hunnius hatte ihn deswegen einer Petulanz beschuldiget, worüber sich der Hr. D. billig wundert, da Luther und Bugenhagen vorher eben der Meynung gewesen waren. Pareus hatte den Calvin damit vertheidigt, daß in der alten lateinisch- syrisch- und lutherischen Uebersetzung der V. gar nicht stehe, und

und von dem Augustin, Hilarius, Beda auch Athanasius, Nazianzen, Chrysostomus, Cyrillus ganz übergangen worden, und er doch ihn beybehalten habe. Darauf antwortet nun Hunnius, daß er doch nicht εἰς τὸ ἕν εἰσι im 7. V. sondern schlechtweg ἕν εἰσι hätte lesen sollen, ob er gleich selbst (nach Anm. 24.) in seiner Erklärung des Briefs, welche noch am Ende des vorigen Jahrhunderts heraus gekommen war, unum im 7. V. von der Einheit des Zeugnisses, doch in Verbindung mit der wesentlichen verstanden hatte. Nach ihm (S. 106. 108.) schrieb Pelargus im Jahr 1605. eine admonitionem de Arianis, und entschuldigte in derselben Luthern in Absicht auf die Auslassung dieser Stelle, weil er nicht die Sache geleugnet, sondern nur Bedenken getragen eigenmächtig einen Vers wieder in den Context aufzunehmen, der von andern ausgelassen worden, und von Nazianzen, Athanasius, Didymus, Chrysostomus, ingleichen Hilarius, Cyrillus, Augustinus, Beda nicht gelesen worden, so wie er auch in der syrischen Version und alten lateinischen Abschriften fehle. Er selbst erklärt sich übrigens für die Authenticität desselben wegen des prologi Hieronymi, der compluten-sischen Ausgabe und der vom Erasmo gebrauchten britannischen Abschrift. 1614. (S. 108. 111.) gab Schmalz des Socins Auslegung dieses Briefs heraus, in welcher dieser V. in Beziehung auf den Context, Handschriften und das Stillschweigen der alten griechischen und lateinischen Gottesgelehrten verworfen wurde. Im Jahr 20. (S. 109. f.) erschien Balduins Widerlegung des racauischen Catechismus,

tum, in welcher er, was diese Stelle betrift, behauptet, sie stehe doch in einigen codd. graecis; und den Stephanischen und complutensischen Ausgaben. Athanasius, Hieronymus und noch vor diesen Hyginus hätten sie angeführt, und obgleich in einigen Abschriften auch im 7. V. εις εν εισι gelesen werde, so wären doch allemal die Handschriften für die richtigsten gehalten worden, in welchen εν εισι ausgedrukt sey: Wobey der Hr. D. es für nöthig hält zu errinnern, daß die unter dem Ansehen Athanasii und Hygini hier angeführten Schriften untergeschoben, und der sonst berühmte Mann durch die lezte Behauptung einen großen Mangel an kritischen Fähigkeiten verrathen. Nun folgt der Zeitordnung nach (S. 111-121.) Gerhards bekannte academische Schrift über diese Stelle. Der Hr. D. gesteht, er habe vielen Fleiß bewiesen, sey aber in manchen Stücken zu wenig kritisch gewesen, welches er selbst mit der damaligen Lehrart (wo aus Versehen Lehramt gedrukt ist) entschuldiget. Dieser Gelehrte zählet nun unter die Beweisgründe für die Authenticität dieser Stelle zuerst die ältesten und berühmtesten Exemplare, als die hieronymianischen (in Beziehung auf den prologum galeatum) die britannische des Erasmi, die complutensische, vallische, herwagische und neun Stephanischen Abschriften — die hutterische und wechelianische Ausgabe; wogegen der Hr. D. kurz errinnert, daß Erasmus von dem Alter der britannischen Abschrift kein Wort gesagt, und es daher zu verwundern sey, wie Gerhard behaupten können, ob *vetustatem* — *tantae* apud Erasmum fuit

aucto-

auctoritatis; daß die complutensischen Abschriften noch bis izt vergebens gesucht würden; Valla in Ansehung dieses Verses sich auf keinen codicem berufen; Herwagen keine Handschriften verglichen; und in den Stephanianischen, wie vorher erwiesen wurde, nichts davon gestanden habe. Am Ende sezt der Hr. D. noch hinzu, daß Gerhard, da er in den locis noch einmal auf diese Stelle zu reden kommt, einen offenbaren Fehler begangen, wenn er annimmt, Erasmus habe in der Minoriten Bibliothek zu Antwerpen eine griechische Handschrift gefunden, in welcher dieser V. befindlich gewesen, indem dies nur eine Handschrift von der Auslegung des Beda gewesen. Bey Scherzern und Dannhauern hält sich der Hr. D. nicht weiter auf, weil Beyde eben dieselben unrichtigen Vorstellungen von griechischen Handschriften beybehalten, und der lezte schlechtweg auf den Gerhard verwiesen. Calov (in theologia naturali et revelata ingleichen in critico Sacro S. 122 . 128.) hat nachdem diesen locum weitläuftiger retten wollen. Er wiederhohlt aber nicht nur offenbar alle Gerhardische fehlerhafte Aussprüche von denen hieronymianischen, vallischen, hispanischen, neun Stephanianischen und ältesten britannischen Handschriften, ingleichen den Anführungen dieser Stelle beym Athanasius, sondern vermehrt sie auch mit neuen. Dahin rechnet der Hr. D. die Behauptung, daß Epiphanius, Hilarius, Augustin, Beda, Cyrillus sie anführten, welches erweislich falsch sey, da z. E. Cocius sie in den leztern eingeschoben u. s. w. Eben so unrichtig ist es, wenn Calov aus der Verbindung und dem Gegensaz die

Au-

Authenticität beweisen will, da es ausgemacht ist, daß in den codd. in welchen der 7. V. mangelt, auch die Anfangsworte des 8. V. *και — εν τη γη* ausgelassen sind. Am wenigsten hätte man, bey einem Mann, der sein Werk mit so vielen Pomp (criticus sacer) ankündigte, vermuthen sollen, daß er des Sixtus von Sienna grobe Unwahrheit — verba illa in *omnibus graecis exemplaribus* ab *ipsis Apostolorum temporibus lecta* so ungeprüft niederschreiben, und noch dazu mit einem, quid quod Sixtus senensis scribat? für das Endurtheil des ganzen Processes ausgeben würde. Dorscheus (S. 129. f.) hat in seiner hieher gehörigen akademischen Abhandlung über den 8. V. schon zum Theil nüzlichere Beobachtungen angestellt. Er bemerkt, daß Ambrosius, Augustin, Cyrillus den Zusaz in terra ausgelassen, er auch in vielen gedrukten lateinischen Bibeln, als in der vatablischen Uebersetzung, ingleichen in drey Handschriften der Altorfischen Universitäts-Bibliothek fehle; beruft sich aber doch, ihn beym Ansehen zu erhalten, auf prologum Hieronymi, die britannische, neun Stephanische Handschriften und conplutische, Antwerpische, Herwagische, Froschovische, Bezaische Ausgaben. Man bemerke hier beyläufig, wie eines Theils von Gerhard an, Calov und Dorscheus von neun Stephanischen Handschriften reden, in welchen der V. gestanden haben soll; welches doch nun erwiesen falsch ist, andern Theils Dorscheus schon nicht mehr das Herz hatte, auf complutensische, herwagische Abschriften zu verweisen, und sich nur auf sie als Ausgaben beruft. Der

lezte,

lezte, den der Herr D. in diese erste Classe (Seite 131 - 135.) rechnet, ist der Gottesgelehrte der reformirten Kirchen - Commun Prideaux. Er hat sich in seinen dogmatischen Vorlesungen, und zwar in der XVII. für die anfängliche Existenz dieser Stelle erklärt, und beruft sich zuerst auf die Handschriften, in welchen Erasmus und Stephanus die Stelle gefunden hätten und welche er probabiliores nennt (welches leztere der Hr. D. als einen willkührlichen Zusaz tadelt, so wie das Vorgeben des findens;) dann auf die Vergleichung der lateinischen Handschriften mit griechischen, welche er aber ohne Beweis annimt; auf den Zusammenhang, indem es sonst nicht im 8. V. heissen könnte et tres sunt in terra, wenn nicht in cœlo vorhergegangen wäre, (eben so wie vorher Calov und aus gleicher Unwissenheit) endlich auf die dem Athanasius unrecht beygelegte Schrift gegen die Arianer und die eben so erdichtete Versichrung des Hieronymus, daß die Arianer die Stelle ausgekrazt. Daß sie in der syrischen, arabischen, aethiopischen Uebersetzung ausgelassen worden, soll ein Beweis der Nachläßigkeit ihrer Verfasser seyn, und daß Luther sie nicht übersezt, aus Zerstreuung geschehen seyn, welches beydes keine Widerlegung verdient. Nach (S. 141. f. 212 - 217.) sind noch Heidegger, Markius und Turretin dem Prideaux an die Seite zu setzen, und können auch noch in diese Classe (nach S. 159 - 162.) Curcelläus und Episcopius; und unter den Socinianern Schmalz, Wolzogen, Volkel, Joh. Crell (S. 145 - 159.) gerechnet werden. Die drey ersten wiederholen fast wörtlich die schon oft

an-

angeführten untüchtigen Beweise, nur daß Markius und Turretin die Auslassung den ältern Feinden der Gottheit Christi, vor den Arianern zuschreiben und Markius noch aus den bekannten Lehrsätzen und der Schreibart Johannis ihr Ansehen vertheidiget. Hierauf antwortet der Hr. D. sehr gründlich, daß aus kurzen Sentenzen, die einem Schriftsteller eigne Schreibart nicht könne beurtheilt werden, und überdies die ganze Redart ein Zeugniß geben εν τη γη, εν τω ουρανω ungriechisch und unbiblisch sey, und es richtiger heissen müßte απ' ουρανου, επι της γης. Curcelläus kommt zweymal auf die Stelle in seinen Institutionibus theol. christianae zu reden, nennt den locum beydemal suspectum, weil er in vielen codd. in der syrischen, arabischen, aethiopischen Uebersetzung, auch den Schriften der Väter fehle, und besonders derer, die vor der nizenischen Kirchenversammlung gelebt; hält übrigens dafür, daß man über die Art dieser Einheit, wenn auch die Sentenz vom Johannes herrührte, nicht streiten müßte, und die authentische Erklärung in jener Welt erwarten, mit welchen Urtheil Episcopius ganz übereinstimmet. Schmalz erklärt sich in zwo Schriften wider diese Stelle. Das einmal gegen Grauern und das zweytemal gegen Ravensbergern, leugnet gegen diesen, daß die Verbindungspartickel και im 8. V. und der Zusaz auf Erden den vorhergehenden 7. V. als nothwendig voraussetze; weil die codices in welchen dieser fehle, auch das και bis εν τη γη wegliessen, wundert sich, daß Ravensberger so dreist sich auf die correktesten Handschriften, in welchen er zu finden sey, und den Hieronymus berufe,

auch das Ansehen der syrischen Version so schlechtweg verwerfe, und behauptet endlich, daß wenn auch die Existenz desselben historisch erweislich wäre, doch nur eigentlich von der Einheit des Zeugnisses die Rede seyn könne. Wolzogen sagt gleichfals in seiner christlichen Unterweisung, daß man die Einheit des Wesens daraus nicht überzeugend beweisen könne, und überhaupt die uralten griechischen und lateinischen Abschriften und syrische Uebersetzung sie wegliessen. Daher auch die ältesten Kirchenväter in ihren Schriften und Luther in der Uebersetzung sie ausgelassen, auch Bugenhagen die Buchdrucker ermahnt sie auszulassen. Volkel bestreitet sie nur obenhin, irrt sich auch, wie der Hr. D. bemerkt, wenn er sagt, *affictum esse Iohanni*, indem man nie beweisen könne, daß die catholischen Schriftsteller ihn mit Vorsaz eingerücket. Joh. Crell in seinem Buch *de vero Deo Patre* bestreitet sie auf eben die Art wie Wolzogen, dagegen aber Biesterfeld in der daneben gedrukten Beantwortung das sehr unreife Urtheil fällt, 1) es komme nicht darauf an, was die alten griechischen und lateinischen Ausleger davon gehalten, worauf der Hr. D. antwortet, da die Frage über die Existenz sey, so komme freylich viel darauf an, ob sie den V. gelesen. 2) Er habe die Bücher nicht bey der Hand sie nachzuschlagen, worauf wir würden geantwortet haben, daß er sie hätte haben sollen, wenn er eine Widerlegung schreiben wollte. 3) Uns müsse es genug seyn, daß sie in dem brittannischen codice, in der complutensischen Ausgabe und, der Versichrung des Beza zu folge, in den Stephanianischen Abschriften gelesen werde; 4) er ohne die

[illegible] Größ-

grösste Absurdität nicht könne ausgelassen werden, woben der Hr. D. sehr kurz und nervös sagt „diese Ab„surdität haben ganze Kirchen nicht bemerkt.„ 5) Die verschiedenen Lesarten wären nur ein Beweis, daß sie die Arianer ausgekrazt, könnten sie aber nicht verdächtig machen; ein Schluß, wie der Verf. errinnert, durch den nichts ausgemacht wird. 6) Die Particel καὶ im 8. V. würde keinen Verstand haben und 7) Johannes einen sehr unvollständigen ja lächerlichen Beweis geführt haben, wann er den 7. V. nicht selbst geschrieben hätte. Man wird leicht glauben, daß es dem Hr. D. hier am allerwenigsten an einer beschämenden Antwort mangeln konnte. Wir wollen uns also daben weiter nicht aufhalten, und nur noch als einen kleinen Beytrag zu der Geschichte des Urtheils der Unitarier über diese Stelle im XVII. Jahrhundert, und zum neuen Beweis, daß, auch angenommen sie sey ächt, wenig daraus gegen sie mit Erfolg bewiesen werden könne, einige kurze Auszüge einschalten. In der sehr rar-gewordenen Sammlung socinischer Schriften, die in England nach und nach in fünf mässigen Quartbänden heraus gekommen, und unter den allgemeinen Titul *Unitarian Tracts* bekannt ist, kommen zuerst des Joh. Bidle zwölf Schriftbeweise gegen den Lehrbegrif von der Dreyeinigkeit, vor; die Vorrede an ein ungenanntes Parlamentsglied ist vom 1. April 1647. und unterzeichnet, Joh. Bidle. In der Schrift selbst S. 9. wird die streitige Stelle angeführt und daben bemerkt: „es würde, „(wenn nicht die Menschen vorher von Vorurtheilen ein„genommen gewesen wären) schwerlich ja unmöglich

„Jemand in den Sinn haben kommen können, daß
„die Redart (sie sind eins) so viel bedeute, als sie
„haben ein Wesen, weil die Auslegung nicht nur
„dem allgemeinen Sinn widerspricht, sondern auch
„andern Schriftstellen entgegen ist, in welchen sie ohne
„Ausnahme von der Einheit des Beyfalls und der
„Uebereinstimmung gebraucht wird, aber nie von ei-
„ner wesentlichen Vereinigung. Nicht der übrigen
„heiligen Schriftsteller zu gedenken, so hat sich eben
„dieser Apostel K. XVII, 11. 21. 22. 23. seines Evan-
„gelii sechsmal dieses Ausdruks bedient, um die Sin-
„nesübereinstimmung anzuzeigen, ja selbst in dem gleich-
„folgenden 8. V. dieser Epistel. Denn ob gleich die
„Zusammensezung der ganzen Redart in etwas ver-
„schieden ist, in sofern noch das Vorwort εις im 8. V.
„beygefügt ist (wofür doch auch die Complutensische
„Bibel, in beyden liest εις το εν εισι) so ist doch der
„Sinn eben derselbe, indem die erste Art des Ausdruks
„mehr gemein griechisch, die lezte nach dem ebräischen
„Sprachgebrauch eingerichtet ist. Man vergleiche zu
„mehrerer Bestätigung Math. XIX, 5. mit V. 6.
„nach der Urkunde. — — — — — — Es kann
„also diese Stelle denjenigen nichts helfen, welche be-
„haupten, daß der heilige Geist eines und eben dessel-
„ben Wesens mit dem Vater sey, sie müßten denn
„beweisen können, daß diejenigen, welche eines Sin-
„nes sind, nothwendig auch gleichergestalt eines We-
„sens seyn müssen, oder daß zween oder drey auf keine
„andere Weise als wesentlich eins seyn können. Ich
„übergehe izt mit Stillschweigen, daß die Existenz der
„ganzen Stelle verdächtig ist, weil sie weder in den

„al-

„alten griechischen Abschriften und nahmentlich der „hier in England befindlichen Alexandrinischen, „noch in der syrischen Uebersetzung, noch in den ältesten „Büchern der lateinischen Ausgabe zu finden ist, „auch von den berühmtesten alten und neuern Ausle„gern verworfen worden.„ In eben diesem Bande ist eine kurze Geschichte der Unitarier in vier Briefen zu finden, in welchen der Verfasser S. 43. auf diese Stelle kommt, und nachdem er sie angeführt, antwortet: „1) dieser Vers war anfänglich nicht in der „Bibel, sondern ist hernach eingeschaltet worden. Man „findet ihn weder in den ältesten griechischen Ab„schriften, noch in der syrischen, arabischen, aethio„pischen und armenischen Uebersetzung, noch auch „in den ältesten lateinischen Bibeln. Die Väter, die „in dem Streit über diese Lehre sich eigentlich hervor„gethan haben, haben nichts von dieser Stelle gewußt, „unzählige der gelehrtesten Kriticker und Ausleger ha„ben sie verworfen, und alle gestehen ein, daß sie zwei„felhaft und ungewiß ist. 2) Aber nun auch zugege„ben, sie wäre ächt, so gestehen doch selbst die gelehrte„sten Trinitarier, daß der Verstand nicht sey, diese „drey sind ein Gott, sondern diese drey sind eins „in ihrem Zeugniß, oder stimmen in ihrem Zeugniß „überein: denn sie werden hier betrachtet als Zeugen; „So urtheilen Beza, Calvin, Batablus, Erasmus„. Das lezte Stük in diesem Bande enthält Anmerkungen eines Ungenannten über vier Briefe des D. Wallis, über die Lehre von der Dreyeinigkeit und heißt es daselbst S. 19. 20. „Er sezt uns die „Stelle 1. Joh. V, 7. entgegen: — — ich antwor„te:

„te: 1) Sie sind eins in ihren Zeugnissen, sie
„zeugen eine und eben dieselbe Sache! So Calvin,
„Beza, Erasmus, Vatablus — — der Doktor
„sagt zwar, sie sind eins, und wir sind eins (Joh.
„X, 30.) muß einerley Sache bezeichnen, nemlich eins
„im Wesen, denn so wird das Neutrum im Lateini-
„schen und Griechischen gebraucht. Allein er soll
„mir doch nur ein Exempel aus einem Schriftsteller
„weisen! Dagegen„ (und nun führt der V. die Stellen
aus den N. Testament für sich an, die vorher Bidle
angeführt, und fährt fort) — — —: „2) ich streite
„noch wider das Ansehen des ganzen Verses, weil er
„in allen alten Uebersetzungen und den wichtigsten Hand-
„schriften fehlt — der Doktor sagt nun wohl: es
fehlen in vielen Abschriften ganze Briefe: das
„ist ganz richtig. — — — — — — Allein der
„streitige Text war, in keiner Copey der Bibel, wohl
„verstanden in dem Text einer solchen Copey, ehe
„Hieronymus ihn am Rande einiger Copeyen fand.
„Es war zuerst eine Randglosse und wurde von ihm
„zum Text gezogen. Man findet ihn zwar izt in des
„Cyprians Buch, de veritate ecclesiae; man
„hat aber auch schon längst angemerkt, daß das Buch,
„wie wir es izt haben, wenig Credit verdiene. — —
„3) Endlich sagt der Doktor: sie sind eins, in die-
„sem Text, und wir sind eins, Joh. X, 30. sind zwo
„einander so ähnliche Redarten, daß es ein sehr großes
„Vorurtheil gebieret, daß sie auch von einer Feder
„herrühren. Allein ich bemerke: 1) daß die Worte,
„wir sind eins, nicht Johannis, sondern Christi
„Worte sind, deren Erklärung ich auch schon gezeiget

„2)

„daß, wenn es so wahrscheinlich ist, es könne dem „Ausdruk vom Johanne her, weil er in seinem „Evangelio gesezt: wir sind eins, es noch weit wahr„scheinlicher seyn müßte, daß es Pauli Worte sind, „der wörtlich sagt, sie sind eins; 1 Cor. III. 8.„ Die Leser werden nun leicht für sich eine Vergleichung mit dem, was von dem, vom Hrn. D. angeführten, mehr oder weniger gesagt worden, anstellen können. Wir errinnern noch beyläufig, daß es unrichtig ist, wenn einige neuere deutsche Schriftsteller und unter andern der würdige Hr. Alberti in seinen Briefen den Joh. Bidle für den ersten declarirten Socinianer in England ausgeben. Der erste, der sich dafür öffentlich bekannt hat, ist ein gewisser Deutscher von Parr gewesen, welcher im Jahr 1549. nach einer Parlaments-Acte, die hernach abgeschaft worden, auf Intercession des Erzbischofs Craumer und des Bischofs Ridley ist verbrannt worden. Es könnte dies zugleich ein Beweis seyn, daß der Socinismus nicht aus Engeland nach Deutschland (wie man auch so oft rhetorisiret, um ja dem nachdenkenden Theil das Lesen aller englischen Schriften verdächtig zu machen) sondern umgekehrt, aus Deutschland nach England gebracht worden. Wir indessen würden weder das eine noch das andere behaupten.

In die zweyte Classe derer, die als Ausleger im siebenzehnden Jahrhundert über diesen Vers ihre Gedanken schriftlich geäussert, rechnet der Hr. D. (S. 135 - 140.) die beyden Jesuiten, Justinian und Serarium, imgleichen den reformirten Gottesgelehrten Franc. Gomarum. Justinian gibt zu, daß

 er

er in einigen Abschriften fehle und weder Oecumenius noch Beda noch die ältern, Cyrillus, Ambrosius, Augustin, Leo ihn berühren; dagegen behauptet er, er werde *in non paucis* gelassen, ohne sie doch anzuführen, beruft sich auf den Cyprian, Hyginus, Innocentius den dritten, Idacius, Eugenius, Athanasius L. I. ad Theophilum; Hieronymus in prolog. Mit der Augustinischen Auslegung des 8. V. (Spiritus *pater*, sanguis *filius*, aqua *Spiritus Sanctus*) ist er nicht zufrieden, weil andre Zeugen als im 7. V. folgen müßten. Wo gegen der Hr. D. sehr richtig errinnert, daß er dem Augustin eben so viel Beurtheilungskraft hätte zutrauen sollen, er sie aber freylich nicht anwenden können, weil er von dem 7. V. nichts gewußt. Serarius führt eben die lezt genannten kirchlichen Schriftsteller an, redet von unzähligen lateinischen Copeyen, in denen er gefunden werde, denen der Hr. D. die Vielen andern guten codices entgegensezt; bezieht sich auf den Erasmus, der den hispanischen (welches aber nicht wahr ist) und britannischen Codicem angeführt habe, und endlich auf Missalien, die aber als so junge Zeugen nicht gehört zu werden verdienen. Beyden widerspricht Gomar auf eine sehr merkliche Weise, und ob er gleich für die Authenticität der Stelle sich erklärt, so läßt er doch schon viele von den Beweisen seiner Vorgänger fahren; gesteht, daß Athanasius wider die Arianer, Oecumenius, Cyrillus ihn auch nie angeführt, und auf der nicenischen Versammlung niemand sich auf ihn berufen habe, da man doch den 8. V. angeführt, und er in vielen gedrukten Ausgaben fehle.

Im

Im Gegentheil nennt er als Zeugen, die für ihn sprechen sollen, den Hyginus, Cyprianus, Athanasius in einer untergeschobenen Schrift, Johannes den zweyten, Idacius, Eugenius, Hieronymus u. s. w. Die Stephanischen Handschriften ohne Ausnahme, die britannische, die spanische Ausgabe (die nach den ältesten Handschriften gemacht worden,) und schließt endlich: auctoritas hujus versus piis ac modestis ingeniis, rem diligenter considerantibus omnino amplectenda est et ad ecclesiae utilitatem proponenda. Allein Hr. S. antwortet sehr gut, ob dis gleich unter gehöriger Einschränkung wahr sey, so könne man doch pio et modesto ingenio ihn auch für unächt halten, wenn man richtige historische Kenntniß von der Beschaffenheit desselben habe, und wir setzen noch hinzu, daß im lezten Fall es mehr Unbescheidenheit und Heucheley seyn würde, wenn man sie bey andern für ächt ausgeben wollte, oder auch nur sich alle ersinnliche Mühe geben, sie zu verfechten. Die wahre Bescheidenheit ist bereit, wahre Vorzüge zu erkennen und zu schätzen, hier aber würden sie auf einer blossen Chimäre beruhen.

Unter den Schriftstellern aus dem vorigen Jahrhundert, die eine mehr critische Untersuchung dieses Verses angestellt, nennt der Hr. D. den Richard Simon, von dem er eine sehr weitläuftige Nachricht ertheilet. S. 162-196. mit einer beygefügten Beurtheilung der Streitschriften, die ihm deshalb entgegen gesezt worden. Er hätte aber schon vorher (S. 62-73.) das P. Amelot ungleichen critischen Versuch angezeigt, den wir nun in dieser Gegend unsers Aus-

zugs mit nehmen wollen. Amelot prahlte mit einer Menge griechischer Handschriften, deren Vergleichung er aus allen Orten der gelehrten Welt erhalten, und behauptete unter andern, er finde diese Stelle in dem ältesten Manuscript der vaticanischen Bibliothek. Dies haben andre Gelehrte nachdem so verstanden, als ob er sie selbst in demselben gelesen hätte und daher bey dem Streit über diese Stelle sich alzeit auf die vaticanische Handschrift berufen und nach einer weitern Muthmaßungsfolge angenommen, daß nun eben dieselbe bey der Compluteniſiſchen Ausgabe gebraucht worden. Allein man hat nachdem gefunden, daß in eben dieser vaticanischen Handschrift die Stelle ausgelassen sey, und bleibt daher nichts weiter zur Entschuldigung des Amelot übrig, als was ein gewisser Mißy, in einem der von dem Hrn. S. angeführten Briefe bemerkt, daß er nicht gesagt habe *j'ai vu* sondern *je la trouve*. Wir übergehen die Menge von Unrichtigkeiten und Verwirrungen, die er bey Anführung der Handschriften begangen, um bey der Simonschen Critik uns desto länger aufhalten zu können. Dieser Gelehrte hat an drey Orten über diesen Vers seine Gedanken mitgetheilt. Im 18. Cap. der histoire critique zeigt er, daß der prologus galeatus dem Hieronymus angedichtet sey, in ältern Handschriften der lateinischen Bibel entweder ganz mangele, oder doch nicht unter dem Nahmen des Hieronymus vorkomme, und es daher muthmaßlich werde, daß ein späterer Verf. ihn nach dem Modell der übrigen Hieronymischen Vorreden geschrieben. Er führet ferner einige lateinische Handschriften an, in welchen

bald

bald des 7. V. nach dem achten und zwar de coelo testificantur, bald als ein Scholion am Rande des achten beygeschrieben worden; in coelo pater, verbum et Spiritus u. s. w. Er beweiset es ferner daß Cyprian in den Worten de patre, Filio et Spiritu S. scriptum est, tres unum sunt, nur eine Anwendung des 8. V. mache, und es daraus merklich werde, weil er nicht verbo, welches izt im Text steht, sondern Filio sage; Facundus habe diese Worte noch nachher als eine Deutung des 8. V. und darauf Victor aus Irrung sie als Text, von dem 8. V. verschieden, angeführt. Am allergewissesten versichert er, daß er in den sechs Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris und fünf colbertinischen nicht stehe und er sie deshalb sorgfältig verglichen. In der Histoire des Versions du N. T. werden noch mehrere Beweise beygebracht, daß Hieronymus nicht der Verf. des sogenannten Prologi sey; es wird angemerket, daß der Obelus in der Stephanischen Ausgabe versezt seyn müsse, weil in den Parisischen Handschriften wirklich der ganze V. mangele; der Mangel der Uebereinstimmung der lateinischen Handschriften in der Lesart des 7. V. und der Folge beyder Verse aufeinander wird zum neuen Beweise gemacht, daß sowohl eine späte Einschaltung, als öftere Ausbesserung der ganzen Periode, vorgegangen sey, und endlich werden in der Diss. sur les Principaux Mss. &c. die Verfasser des unter Urban dem achten gemachten Entwurfs einer richtigen Ausgabe des N. T. angeführt, die ausdrüklich versichern, totus septimus versus hujus capitis in octo Mss. codicibus graecis desideratur; .... id-

circo

circo versus integer in *graeco* textu relictus est, juxta veritatem *latinae vulgatae* editionis et *impressos* etiam codices graecos. Da nun nach der Vorrede zugleich angezeigt wird, daß bey dieser Gelegenheit XXII. Handschriften ex Barberina Bibliotheca — — — et *vaticana potissimum* über das ganze N. T. verglichen worden, so macht der Hr. D. daraus beyläufig den Schluß, daß also keine aus dem Vatican nach Spanien geschikt werden können, in welcher dieser V. stehe. An dem leztangezeigten Orte beantwortet Simon noch den Einwurf des Arnaud, daß er aus Versehen in einigen lateinischen Handschriften fehle, mit der sichern Bemerkung, wie die Muthmassung einer solchen Auslassung nur alsdann statt finde, wenn in den ältern und mehrern Handschriften die fehlende Stelle wirklich zu finden sey; tadelt den Beza, daß er sich auf einige Stephanische Codices berufen, ohne nur zu sagen, in welchen er befindlich sey, und berechnet endlich die ältesten christlichen Kirchen, die nichts davon gewußt, als die Griechische, Mayländische, Afrianische und Römische, imgleichen die ganze Orientalische. Hiermit verbindet nun der Hr. D. sogleich einen Auszug aus des bekannten presbyterianischen Gelehrten Tho. Smith besonders herausgegebener Vertheidigung dieser Stelle und Widerlegung der Simonschen Einwendungen dagegen. Smith gestehet, daß die Stelle in der Alexandrinischen Handschrift fehle, und hätte er nur, wie Hr. S. im Einschluß sagt, auch die Vaticanische (wofür vermuthlich aus Versehen auch das zweytemal Alexandrinische gedrukt worden) und alle übrige bekann-

Stunde zugleich meinen sollen; er gibt ferner zu, daß die beyden Schriften des Athanasius, auf die man sich ordentlich berufe, untergeschoben wären, behauptet aber irrig, daß *major pars* von den Stephanischen Codd. den Vers habe, daß Cyrillus, Hilarius, August. und Leo sie nicht angeführet hätten, weil sie verfälschte Exemplare gehabt, (welches freylich eine offenbart petitio principii ist, und von so großen Lehrern sich nicht denken läßt) und endlich zum sichtbaren Beweis, es sey vor dem 8. V. *εν ουρανω* vorhergegangen, daß selbst in den Abschriften, in welchen der siebende fehle, *εν τη γη* im achten stehe, welches Hr. S. erweislich unwahr nennt. Den Beschluß machen die vermeinte Anführung dieser Stelle beym Cyprian, die Beziehung auf des Hieronymus prologum, (von dem er nichts reelles gegen den Simon sagt, als: „a *nemine juste* dubitari potest, eam esse genuinam Hieronymi epistolam„) und endlich das Ansehen des Fulgentius und Vigilius, die doch nicht so unsinnig gewesen seyn würden, eine nur erst eingeschobene Stelle, so dreist und ohne Furcht des Widerspruchs der Arianer anzuführen, worauf der Hr. D. antwortet, daß Vigilius gleichwol unter dem Nahmen des Athanasius so viel zu schreiben sich unterstanden und wer denn wissen könne, was die Arianer dagegen gesagt? —

Der Herr D. geht nunmehr (S. 217.) zum achtzehnden Jahrhundert über, bey welchem er zuerst den Martianay anführt, der im ersten Theil seiner Operum eine sehr weitläuftige Abhandlung über den Prologum des Hieronymus geliefert, und bey die-

der Gelegenheit auch sein Urtheil über die streitigen Worte beygefügt hat. Den Prologum spricht er dem Hieronymus ab, weil er nie den Brief Johannis Canonicam, sondern allezeit *Catholicam* nenne, die Schreibart merklich schlechter sey als die Hieronymianische und endlich der Urheber darauf groß thue, daß er die sieben Briefe wieder in die rechte Ordnung gebracht habe, die bey den Griechen und Lateinern verschieden sey, davon sich doch das Gegentheil finde, so wie aus dem Caßiodorus zu ersehen, daß selbst diese gerühmte Ordnung von der Hieronymianischen abweiche. Sein Urtheil ist übrigens, daß die Stelle aus Versehen gleich Jos. XXI. 26. ausgelassen worden, er behauptet ungeachtet der Simonschen wahrscheinlichen Muthmaßung, daß Cyprian den 7. V. angeführt und beklaget es, daß Simon die Kirche in Verdacht bringe, als ob sie die Zusätze der Abschreiber für das Wort Gottes ausgegeben; gleich als ob, sagt der Hr. D. sehr treffend, die Kirche nicht auch bis hieher den Prologum für des Hieronymus Arbeit ausgegeben hätte.

Die Historia hujus dicti, die Kettner geschrieben, und die aus einer akademischen Streitschrift unter dem Titel: Vindiciae dicti Johannei, und ihr nachmals beygefügten Supplementen, endlich in die Form einer Abhandlung gebracht worden, gehört eigentlich und zuerst in dieses Jahrhundert. Weil sie zu ihrer Zeit so vielen Beyfall gefunden, so hat sich der Hr. D. die Mühe genommen, den ganzen Inhalt von Capitel zu Capitel (S. 225 - 253.) auszuziehen. Er hält sie für einen Beweis, daß die Critik in Deutschland dazumal nicht über das kindische Alter hinaus ge-

wesen. Gewiß ist es, daß man bey dem, wenig Critik schon im voraus vermuthen kan, der die Codices nach dem Alphabeth und, einer weitern Untereintheilung zu folge, nach den Religionspartheyen eintheilt, in Codices Pontificiorum u. s. w. Den Fleiß des Mannes kan man nun wohl nicht verkennen, da er sogar alle Abhandlungen anführt, in welchen nur gelegentlich von dieser Stelle vor seiner Zeit gehandelt worden war, als Spangenbergs margaritam theologicam; Eben so wenig kan man ihm eine sehr gute Meinung absprechen, obgleich ein bisgen blinder und fast in Unsinn ausartender Eifer mit unterläuft, als wenn er (nach S. 228. bey Hr. S.) den Richard Simon wegen dieser Stelle zuruffen zu können glaubt; o Simon! Simon! der Satan hat euer begehret u. s. w. Wir wollen doch kurz dieß Haupturtheile aus dem Auszuge des Herrn D. mittheilen — der Teufel ist durch alle Secula, besonders im zweyten geschäftig gewesen; Gott mag das Jahr und den Tag wenn, und den Grund warum sie ausgelassen worden, wissen; die Orthodoxen trugen zu den Zeiten Constantius Bedenken sie wieder einzurücken, damit nicht ein neuer Streit über den Heil. Geist sich erhübe, auch der noch sehr schwache Constantin keinen Anstoß nähme; sie wurde nachdem von verborgenen Patronis wieder aufgenommen; sie steht in Vielen griechischen Codd. als: drey oder vier vom Stephanus gebrauchten, (welche Nachricht von drey oder vier Stephanischen Handschriften, in denen sie stehen soll, Kettnern eigen ist, aber auch durch nichts bestätiget wird,) auch in mehrern lateinischen, obgleich in einigen

gen die Ordnung des 7. und 8. V. umgekehrt ist; sie ist dem Endzwek Johannis, der analogiae fidei, gemäß, und ist nicht zu glauben, daß er nicht wirklich also geschrieben hätte — dies mag genug seyn, um das Urtheil des Hrn. D. zu rechtfertigen, der nun (S. 254.) auf Löschern komt, und von ihm rühmt, daß er in seiner Theologia thetica mit ziemlicher Vorsichtigkeit davon gehandelt, indem er zugegeben, clarius esse, quam ut negari possit in *plerisque* exemplaribus eum non extitisse, auch daß er in vielen lateinischen Copeyen mangele, wie er sich denn auch nicht weiter auf den Tertullian und Cyprian beruft. Indeß werden doch noch viele Unrichtigkeiten in seiner Beurtheilung angetroffen, und rechnet Hr. S. darunter besonders die Worte: ex communi consensu is hodie pro genuino Dei verbo habetur, creditur que id verum esse, quod *Hieronymus* annotavit, eum ab Arianis ex plurimis exemplaribus abrasum fuisse.

Man sieht freylich nicht, wie der communis consensus den Mangel historischer Beweise ersetzen kann, der doch auch in Ansehung dieses Streits, schon dazumal nicht so allgemein war, und am allerwenigsten ist es wahr, was er hinzusezt: — postquam experti erant, quantum sibi ab *Athanasio* objectus nocuerit. Es folgt Emlyns Untersuchung dieser Stelle, in welcher er besonders mit dem Mill zu thun hat, eben desselben Antwort auf die Abhandlung des Martins und seine nachmalige Rechtfertigung, die er der von Martin ausgefertigten Prüfung seiner Antwort entgegengesezt, alle drey nach der Londner Aus-

ga-

gabe von 1720. Der Hr. D. hat sich dabey am längsten S. 259-326. aufgehalten, weil sie die Urtheile des Mills und Martius zugleich enthält, und in Deutschland wenig zu haben ist. Emlyn bemerkt zuerst, daß der Context ohne sie vollständig s[illegible], und von den drey Zeugen im 8. V. auch allein im vorhergehenden die Rede gewesen; und nachdem er kurz gezeigt, daß sie nach Mills eignem Geständniß, in den meisten griechischen Handschriften, Uebersetzungen, Schriften aller griechischen Väter durch ganze fünf Jahrhunderte fehle, und eben so wenig vom Novatian, Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, Faustus, Augustin, Eucherius, Leo III. Facundus von Hermiana, Beda angeführt worden, so geht er zu den Beweisen des Mill über. Mill gestand, es sey nicht wahrscheinlich, daß sie von den Arianern eingeschoben worden, und eben so wenig, daß der prologus Hieronymi von ihm herrühre, beruft sich aber theils auf die Brittannische, Stephanische und Vaticanische Handschriften, theils auf die Armenische Uebersetzung, theils auf den Tertullian, Cyprian, Victor von Vitus, Vigilius von Tapsus, und Fulgentius. Hierauf antwortet nun Emlyn. Im Ansehung der Armenischen Uebersetzung beruft er sich auf den Sandius, dem der Armenische Bischof Uscan das Gegentheil versichert; die Brittannische Abschrift, sagt er, findet sich nirgends; in der Vaticanischen fehlt die Stelle; die Stephanianischen aus der königl. Bibliothek lassen sie auch aus, daß also zur Zeit gar keine Handschrift aufzuweisen sey, in welcher sie stünde, so wenig als eine alte Uebersetzung. Den

Beweis aus dem Tertullian widerlegt er kurz aus dem ganzen Ton, in welchem er redet, qui sunt *unum* non *unus*, quomodo scriptum est (Joh. X.) Es ist deutlich, sagt er, daß das, qui sunt unum so gut seine eigne Worte sind, als die Erklärung non *unus* und eben so merklich, daß er den Gedanken selbst in Beziehung auf die sogleich angeführte Stelle aus dem Evangelio gefaßt. Es wäre auch zu verwundern, wenn dieser Schriftsteller, der so oft gegen den Praxeas, Hermogenes den Context aus Joh. X. anführt, nicht einmal die streitige Stelle gebraucht hätte, im Fall er etwas davon gewußt. Von Cyprians Worten, de Patre, Filio etc. scriptum est, tres unum sunt, behauptet er, daß sie eine mystische Auslegung des 8. V. wären, und sie keinesweges Augustin zuerst auf die Bahn gebracht. Im Texte stehe ja auch nicht *Filio* sondern verbo und lege Facundus in so deutlichen Worten ihn eben also aus, mit gerader Beziehung auf den Cyprian, quod testimonium (im 8. V.) beatus Cyprianus de patre etc. dictum *intelligit*. In des Fulgentius Anführung scheint es ihm eben so klar zu seyn, daß er auf den 8. V. gesehen, indem er sich auf den Cyprian als seinen Gewährsmann berufe, welches ganz unnöthig gewesen wäre, sobald er im Text selbst den 7. V. gehabt hätte. Dem Martin läßt Emlyn den Ruhm eines Bescheidenen, obgleich aus dogmatischen Absichten streitenden und mit lauter Möglichkeiten sich wafnenden Gegners: als wenn er muthmasset, es möchten wohl die Schriften verlohren gegangen seyn, in denen die Väter der ersten Jahrhunderte die Stelle angeführt; es

seu

sey wohl kein Zweifel, daß die Gelehrten zu Carls des Großen Zeiten bey der lateinischen Bibel griechische Handschriften zu Rathe gezogen u. s. w. Wenn sich Martin auf die sieben Handschriften des Valla berufe, so antwortet Emlyn, schon Erasmus habe behauptet, man könne nicht wissen, was Valla in seinen Handschriften gehabt; vom Cajetanus, den er auch anführet, könne man eben so wenig glauben, daß er die einigen Handschriften, auf die er sich beziehet, selbst gesehen; es sey unrichtig, daß Erasmus die Brittannischen gesehen; die Berlinische Handschrift habe die Stelle am Rande (welches aber doch Emlyn nachher widerrufen, nachdem ihm *la Croze* schriftlich zu wissen gethan, der Vers stehe zwar in derselben, sie sey aber sehr neu und höchstwahrscheinlich von dem complutensischen Text abgeschrieben.) Beza, wenn er behauptet, er werde in einigen alten Handschriften des Stephanus gelesen, habe sich den asteriscum des Stephanus verführen lassen u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß Emlyn, wie auch Hr. S. bemerket, die hieher gehörigen Vorstellungen am vollständigsten beygebracht hat, und besonders die Dunkelheiten der Tertullianischen und Cyprianischen Aussprüche sehr glaublich gemacht. Hätte (dies ist unser Gedanke) Tertullian gesagt, qui unum sunt, non unus, quomodo *etiam alibi* scriptum est, so wäre die Sache klar, daß in den vorhergehenden Worten eine Anspielung auf eine anderweitige Stelle zu finden sey, und doch würde auch denn noch die Frage seyn, ob er nicht den 8. V. im Sinne gehabt. Daß Cyprian vor dem Augustin diese mystische Ausle-

 gung

gung des 8. V. eingeführt, könnte in Zweifel gezogen werden, weil Augustin nicht anders redet, als ob sie seine eigne Erfindung wäre; nomine spiritus *significatum arripiamus* Patrem; wenn er aber doch fortfährt, si quo autem *alio modo* tanti sacramenti profunditas, exponi et intelligi potest — nulla ratione respuendum est. Quod enim ad exercendas mentes fidelium in scripturis *obscure* ponitur, gratulandum est, si *multis modis* non tamen insipienter exponatur; scheint dies zu beweisen, daß die gedachte Erklärung des achten Verses schon lange vorher Mode gewesen, daß ein jeder nach seiner Denkungsart von Zeit zu Zeit eine andre auf die Bahn brachte (*multis modis,*) einige unter denselben ziemlich ungereimt ausfielen (non tamen *insipienter*) und jene mystische vielen Widerspruch gefunden, daß also Augustin, dem dies bekannt war, sie mit vieler Mäßigung und Bescheidenheit empfohl, *si quo autem alio modo.* — Der Zeitordnung zu Folge führt Hr. S. nach dem Emlyn den Buddeus an (S. 326-332.) der in einer akademischen Schrift vom Jahr 23. sich über diesen Vers weitläuftiger erklärt. Es sind aber offenbare Unrichtigkeiten, wenn er zuerst von dieser Periode behauptet; *plane confirmat* nostram sententiam — — nil contra ejus *sensum* afferri potest; dann fortfährt, er fehle nur in einigen Handschriften, Hieronymus habe ihn nach dem prologo in den besten griechischen codd. gefunden, Tertullian und Cyprian angeführt, Luther habe nachher seine Meynung geändert, die Väter hätten keine Gelegenheit gehabt, ihn anzuführen oder

 ver-

verfälschte Handschriften gebraucht; Indeß gesteht er doch, daß es eigentlicher heissen sollte, nicht in sondern aus dem Himmel, welches dem Hr. D. Gelegenheit giebt, die Anmerkung zu machen, daß die Worte εν τω ουρανω anfänglich nicht zu dem Nennwort Zeugen, sondern als eine sehr gewöhnliche Vorstellung Gottes, als in dem Himmel sitzend, zum Nennwort Vater gehört, daß in coelo pater so viel bedeuten solle als coelestis Pater. Indeß will uns diese Vermuthung nicht ganz gefallen, worüber wir uns nachher erklären wollen. Nach Buddeo hat (S. 332-334.) Rus zu Jena gelegentlich von dieser Stelle geschrieben und größtentheils auf die Gerhardische Abhandlung verwiesen. Er führt aber doch, welches ihm eigen ist, einen Brief des Gerhards an den D. Hoe an, in welchem Jener versichert, Luther habe so wenig seine Meynung über diese Stelle jemals geändert, daß er vielmehr noch in einer von ihm verbesserten Bibel dieselbe durchstrichen, mit der Randanmerkung: in coelo non est testimonium sed clara visio. Wolle, der im Jahr 26. die Stelle gegen den Emlyn vertheidigen wollen, wiederholt alle erweislich unrichtige Behauptungen seiner Vorgänger und vermehret sie noch mit den zwo seltenen Vermuthungen, daß wohl Stephanus, indem er den Vers bis in terra in seiner lateinischen Ausgabe in ( ) eingeschlossen, anzeigen wollen, man müsse die Worte per parenthesin auslegen, und daß Bugenhagen, wenn er heut zu Tage gelebt hätte, ganz anders würde geurtheilt haben. Der Hr. D. kommt auf den berühmten Clarke (S. 343-356.) der in verschiedenen Schriften und

besonders in the Scripture Doctrine of the Trinity von dieser Stelle gehandelt hat. Er stimmet ganz mit dem Emlyn überein, hält dafür, man könne sie in keiner Streitigkeit, in Ansehung ihrer Ungewißheit brauchen; wundert sich, daß Stunica keine Abschrift gegen den Erasmus vorgezeigt, nach der, in welchen der griechische Text dieser Ausgabe von der dabey stehenden Vulgate abweicht, da denn endlich der Schluß ist, sie habe also auch gewis 1 Joh. V. 7. in Handschriften gefunden, die entweder nachdem mit Fleiß verborgen gehalten worden, um die Vulgate nicht in Miscredit zu setzen oder 1671. im Escurial mit verbrannt wären. Würdet nicht hier offenbar Hr. G. indem er nicht gestatten will, die damaligen Editores noch im Grabe zu Betrügern zu machen, allen ihren Nachfolgern in der Römischen Kirche bis auf unsre Zeiten eben diese Schuld auf? denn, wenn sie nun uns die damals gebrauchten sehr alten Handschriften verborgen halten, ist das ehrlich? Und hat er nun gegen Hrn. D. S. bewiesen, daß sie in den Stellen, die er angeführt, den griechischen Text nicht nach der Vulgate geändert! Ist es nun historisch wahrscheinlich gemacht, daß sie sehr alte, die besten Handschriften gehabt? — Doch Hr. D. S. hat noch weit mehr als bis ihr für sich geredet. Sein Widerlegungsplan ist dieser: Zuerst geht er die Vorrede des Hrn. Sen. durch; dann nimmt er die Abhandlung selbst vor; beweiset es ferner mit untrüglichen Belegen, welch eine nachtheilige Idee die Gelehrten des 16. Jahrhunderts von dem itzigen Grundtext gehabt, als einen verfälschten, der nach der Vulgate müßte

weyhet werden; theilt im Anhange den Aufsaz eines Gelehrten über die H. Schrift mit, und vergleicht endlich, zum augenscheinlichen Beweis, daß selbst Catholiken nicht so hohe Gedanken von dem Werth des complutensischen Texts haben, die neueste maynzische Ausgabe desselben mit jenem, wobey die complutensische Ausgabe zum Grunde gelegt, und doch in unzähligen Stellen andre auch wohl oft schlechtere Lesarten gewählt worden.

In den beyden ersten Abtheilungen, auf die es vornehmlich ankam, führt der Hr. D. allezeit die eignen Worte des Hrn. Sen. nach der Seitenzahl an, und läßt sogleich seine Antwort darauf folgen. Und hier müssen wir überhaupt zur Ehre des Hrn. D. gestehen, daß er seinem Gegner kein Wort verdreht, oder auch nur verheimlichet, sobald es nach seiner eignen Absicht treffend seyn sollte, und zu noch mehrerm Beweise seiner Unpartheylichkeit, auch die ihm von der Seite seiner Denkungsart von Hrn. G. gemachten Vorwürfe, nach der Reyhe wiederholet. Dafür hat er ihm aber auch nichts geschenkt, wie man leicht denken konnte. Er hat unwidersprechlich dargethan, daß die, denen die Aufsicht über den griechischen Text aufgetragen war, nur eine mäßige Kenntniß des griechischen gehabt, und offenbahre Fehler wider die Grammatik begangen; daß der Text aus den schlechtesten und jüngsten Handschriften abgedrukt sey, und z. E. am öftersten mit *Laud.* 2. und cod. *Mori* übereinstimme; daß in unzähligen Stellen der Text offenbar nach der Vulgate verändert sey z. E. Matth. VI. wo die Doxologie ausgelassen, und doch versichert wird,

 sie

sie stünde in codicibus graecis; daß Sepulveda, ein Spanier, um eben die Zeit an Erasmum ausdrücklich geschrieben: es sey durch ein Bündniß zwischen der Römischen Kirche mit den zu ihr übertretenden Griechen festgesezt, daß diese, die in ihren Büchern von der Vulgate abweichenden Lesarten, nach derselben verbessern müßten; daß in dem griechischen Text der complutensischen Bibel sichtbare latinismi, als διατα γεισα νομος, vorkommen; und Hr. G. wenn er eine Vertheidigung schreiben wollte, hätte zeigen müssen, daß (S. 128.) „Complutensis „nicht neue, jüngere und unächte, sondern vorzüg„lich alte Lesarten habe.„ Ganz gewis hätte Hr. G. verlohren! Aber so geht es, wenn man aus Nebenabsichten schreibt. Denn wir müssen es nur noch zur Beschämung des Hrn. Sen. heraus sagen, daß er die neue Ausgabe der Prolegomenorum des Wetsteins gehäßig machen, und den Hrn. D. wegen 1 Joh. V. 7. bey Ungeübten in einen leicht zu errathenden Verdacht setzen wollte. Hätte er nicht Beydes zur Absicht gehabt, so würde er nicht alles beygebracht haben, um den Wetstein als einen gefährlichen Mann abzumahlen, und von seinen vielen großen Verdiensten um die Critik des N. T. so ganz geschwiegen haben; er müßte auch zweytens offenherzig gestanden haben, daß der Streit, in den er sich izt einlassen wollte, ganz unabhängig von der Authenticität des vermeynten Johanneischen Ausspruchs geführt werde. Denn so ist es. Wenn einmal a priori erwiesen ist, daß Johannes dis nicht geschrieben, so kan a posteriori kein Gegenbeweis aus gegenwärtigen Handschriften etwas helfen;

eine bedenklicher: wenn man vom ersten Jahrhundert bis ins fünfte nichts davon gewußt hat, so kan er dadurch nicht ächt werden, daß er in der complutensischen Bibel itzt gelesen wird. Denn wenn nun auch die griechischen Handschriften, aus welchen er abgedrukt worden, aufgefunden würden, so würde zwar der Kritikus Ursache haben zu fragen, wie und bey was für Gelegenheit er in dieselbe eingeschoben worden, aber kein Theolog Ursache bekommen, ihn als Beweisstelle zu brauchen! der Hr. Sen. redet übrigens auf dem Titel seiner Schrift, und mehr als einmal im Anhange, von einem Neuen Testament Lutheri, wovon wir nichts wissen, wohl aber von der Lutherschen Uebersetzung des N. T. Indeß wird dis freylich Vielen nicht anstößig seyn, denen Grundtext und Uebersetzung einerley ist. Die Vergleichungen „das N. T. Lutheri „(S. 129.) war die Bundeslade, vor welcher der „Dagon des Irrthums zu Boden stürzen mußte:„ ingleichen, (S. 130.) „dieses kleine Buch war die „Wolken und Feuersäule, welche vor ihm hergieng, „und ihm den Weg zeigte„ sind theils unrichtig (indem z. E. die Wolkensäule nicht den Weg zeigte, sondern für die Hitze der Sonne dekte, und jenes nur die Absicht der Feuersäule bey Nachtzeit war) theils — wir wissen selbst nicht wie wir uns gleich mäßig genug ausdrücken sollen — zu spielend wollen wir sagen! — Hr. D. S. ist nun wohl auch dann und wann etwas zu bitter im Ausdruk gewesen — als (S. 43.) „überhaupt muß ein Forscher des Wahren „nicht vorher auf die Folgen sehen, hiedurch liessen sich „die Pharisäer abhalten, — — so kommen die Rö-

„mer und nehmen uns den Plaz und den Tempel.„
Das ist nun freylich alles ganz richtig, und kan nicht
oft genug gesagt und in Ausübung gebracht werden:
Auch das Beyspiel der Pharisäer, ist ungemein erläu-
ternd. Aber in einer Streitschrift des Hrn. K. mit
Hrn. G. gibt es zu gar zu vielen Neben-Ideen Anlaß,
die den Charakter des Mannes angreiffen, dafür doch
auch ein Schriftsteller seine Leser verwahren sollte.

A.

XI.

Annotationes ad universum jus canon. compilatae in Collegiis privatis plurimum Reverendi &c. Domini D. *Caspari Barthelii*, S. S. Theol. et I. V. Doct. &c. Episcopi et Principis Bamb. et Wirceb. &c. Consiliar. intim. et ecclesiast. Sacror. canon. Prof. Publ. Ord. nunc auctius et emendatius editae. Coloniae et Francofurti, 1765.

Der Hr. G. R. Barthel hat bey seinen Vorlesungen über Engels Ius canon. nöthig gefunden, dasjenige was aus den neuern Verordnungen der Päbste, dem Staatsrecht und dem praktischen Gebrauch seinen Zuhörern zu wissen nöthig gewesen, zu seinem Lesebuch hinzuzusetzen, und daraus sind jetzige Annotationes entstanden. Sie gehn über alle 5. Bücher der Decretalen. Es sind nicht ganz gemeine Dinge in einer gefälligen Deutlichkeit vorge-

tra-

tragen, daß zur praktischen Kenntnis des römischen Kirchen-Systems dies Buch vortreflich zu gebrauchen ist. Wir wollen, weil das ganze Werk keines Auszuges fähig ist, uns zur Probe nur bey dessen Vorerinnerungen und dem ersten Titel aufhalten. Isidorus, der Sünder, ist ein großer Betrüger im 8ten Jahrhundert gewesen. Seine Betrügerey blieb bis ins 16te Jahrhundert unbekannt, wo sie die Protestanten entdekten. Hier redet der Verf. gegen die Geschichte. Doujat hätte ihn belehren können, daß man in den ältesten Zeiten die Betrügerey gar wohl gekannt habe. Die unächten Briefe des Isidorus sind anjezt in der römischen Kirche angenommen. Bey dem Pabst sind desselben wesentliche und ausserwesentliche Rechte zu unterscheiden. Jene folgen aus der Einheit der Kirche. Man kann sie daher dem Pabst schlechterdings nicht streitig machen. Diese hingegen sind erst in den neuern Zeiten dem päbstlichen Stuhle zugewachsen und sind daher keine Glaubenspunkte, sondern zum Theil als Aufgaben zu Schulstreitigkeiten anzusehen; dahin die Untrüglichkeit, Unabhängigkeit von einer allgemeinen Kirchenversammlung, und die unmittelbare Gerichtsbarkeit in allen geistlichen Sprengeln zu rechnen. Die Fränkischen Könige und Kaysere machten Verordnungen in Kirchensachen, daraus folgt aber, nach des Verf. Meynung nicht, daß sie eigentlich Kirchen- und heutige bischöfliche Rechte ausgeübt, denn die Bischöfe wurden auch mit zu Verfertigung weltlicher Gesetze auf den Versammlungen der Stände gezogen und waren deshalb doch keine weltliche Herrn. Dieser Einwurf ist wohl nicht sehr scharfsinnig.

nig. Daß die alten Könige und Kayser bey Kirchenversammlungen nur ihr Vogteyrecht ausgeübt und sonst nichts, ist ein grober Anstoß gegen alle Geschichte. Das Decret des Mönchs Gratian, hat weder eine ausdrükliche noch stillschweigende Bestätigung erhalten; sondern dessen Ansehen entspringt blos aus dem Herkommen. Einen praktischen Gebrauch hat das ganze Decret, auch sogar die falschen Briefe der Päbste, so darinn enthalten, nur nicht die eigenen Gedanken des Gratians. Es ist überhaupt dabey gar nicht zu untersuchen, aus was für Quellen jede Verordnung geflossen. Die Decretalen Greg. IX. wurden gesammelt, weil nach der Sammlung des Betrügers Isidorus und dem Decret sich die Verfassung der Kirche darinn sehr geändert hatte, daß die Beruffungen häufiger an den Pabst geschahen, von der Strenge der Kirchengesetze viel nachgelassen und die Freyheit der geistlichen Provinzial- und Dioecesen-Versammlungen eingeschränkt worden. Bis in das 12te Jahrhundert wären die Beruffungen an den römischen Stuhl gar nicht bekannt, oder wenigstens selten. In Nachlassung der Kirchenstrenge haben Innoc. III. und Alex. III. sich besonders merkwürdig gemacht. Bonif. VIII. verdarb es mit Frankreich besonders durch die Verordnungen: Clericis Laicos und Vnam sanctam davon aber die erste Bened. XI. in der Extrav. Comm. cap. un. de Immun. eccles. die letzte Clem. V. in der Extrav. comm. c. 2. de privil. gemäßiget hat. Da man denen Päbsten zu Avignon von Rom aus keine Schätze verabfolgen ließ, so erfanden die Päbste viele neue geistliche Kammer-Einkünf-

Masse; als die Annaten, das Spolienrecht, die Verleihungen derer Pfründen, so sonst andre Versorgen hatten, und dergleichen. Der Ausdruk Lutheri haeresis, dessen sich der Verf. bedient, steht eben nicht im Westphälischen Frieden. Die geistlichen Herren so auf der Kirchenversammlung zu Trident waren, hatten alle mögliche Tugenden und gute Eigenschaften. Dies haben sich die protestantischen Schriftsteller zu zu merken, die uns diese Väter von einer ganz andern Seite vorstellen wollen. Der Verf. redet weitläuftig von der Gesellschaft der Ausleger dieser Kirchenversammlung und ihren Rechten, und eben so ausführlich handelt er von der Rota zu Rom. Die Concordate der deutschen Nation darf der heilige Vater nicht überschreiten. Die Regeln von dem Vorgang des canonischen Rechts, vor dem Römischen hat der Verf. so gesezt, daß kein Fall übrig bleibt, in welchem das erstere dem lezten nicht vorgezogen würde. Die apostolische Glaubensformel soll wirklich die Apostel zu Verfassern haben. Wir wünschten, daß Hr. Barthel dies mit minderer Zuversichtlichkeit gesagt hätte. Die Athanasianische wird mit Recht einem andern als dem Athanasius beygelegt. Wir übergehen, was der Verf. in der 3ten Frage zu dem ersten Titel zu Begründung seines Religions-Lehrbegrifs sagt, als zu bekannte und unerhebliche Dinge. Daß die Abweichung von dem Römischen Lehrbegrif, leibliche Straffen verdiene, wird so erwiesen: Sane cum oporteat haereses esse, oportet et tribunal esse, quo dijudicentur et damnentur: Daß der Pabst auf den ältesten Kirchenversammlungen als Vorsitzer die Anordnungen gemacht,

macht, ist im höchsten Grade unrichtig. Der Religions- und Westphälische Friede sind unumstößlich, und des Pabsts Verwahrung dagegen soll doch würksam seyn. Die Worte des Osnabrückischen Friedens: nec procedatur ad excommunicationem veranlassen den V. sich große Einbildungen von den rechtlichen Würkungen eines katholischen Kirchenbanns gegen Protestanten zu machen, da doch jede Religionsparthey nur aus Grundsätzen beurtheilt werden kann, die sie einräumt. Die evangelischen Unterthanen römisch-katholischer Landesherren sollen der bischöflichen Gerichtbarkeit unterworfen seyn, wenn sie nicht erweisen können, daß sie sich das ganze Entscheidungsjahr hindurch davon frey erhalten, denn vor dem Bischof streite hier die Vermuthung. Der Westphälische Friede ist auf keine Vermuthungen gebauet, sondern blos auf würklichen Besitz. Des Verf. schon anderwärts gebrauchter Unterschied zwischen der alten und neuen Kirchengerichtbarkeit und dem alten und neuen Rechte zu Reformiren wird wieder aufgewärmt. Dieser Unterschied ist dem westphälischen Frieden ganz unbekannt. Da dies aber dem Hrn. Barthel von Protestanten schon genugsam gewiesen worden; so will man sich dabey nicht aufhalten. Dem katholischen Landesherrn wird über evangelische Unterthanen, in Ermangelung des Bischofs das völlige Kirchenregiment beygelegt. Hingegen haben von Meiern und Straben schon gesagt, was die Nothdurft erfordert.

U.

XII.

XII.

Die Braut bis ins Alter, in der nachdenklichen Geschichte Jungfer Jülchens aus L. von ihr selbst in vertraulichen Briefen an eine Muhme beschrieben. Drey Theile 1764. und 65.

Wenn der Wiz einer Nation aus ihren Romanen zu beurtheilen wäre, so müßte man es den Ausländern verzeihen, wenn sie den Deutschen den Wiz absprechen. Doch zwey Umstände kommen uns hierbey zu statten, daß diese Schriften sich selten über die Gränzen ihres Vaterlandes wagen, und daß sie auch in Ansehung des Wizes nichts entscheiden. Einem einzigen erträglichen Roman kann man allezeit ganz sicher ein Duzend schlechte entgegen stellen, an Meisterstücke gar nicht zu gedenken. Und dies ist auch kein Wunder: der Trieb, ein Schriftsteller zu werden, läßt sich nicht leichter befriedigen, als durch einen elenden Roman, daher wagen sich die seichtesten Köpfe in dieses Feld. Ueber dieses haben die Ausländer vor uns den Vortheil, daß sich ihr Vaterland besser zum Schauplaz solcher Begebenheiten schikt als das Unsrige. Die Intrique, das Hervorstechende in dem Charakter, die ausserordentlichen Glüksfälle, wodurch den Knoten oft so glüklich und unerwartet gelöset wird, alle diese Dinge, die zum Wesen des Romans gehören, vertragen, wie fremde Gewächse nicht wohl den deutschen Boden, und kommen, wenn sie dahin versezt werden, nur mittelmäßig fort. Dadurch sind die Verfasser der besten Romane, die wir noch haben, veranlasset worden, den Schauplaz ihrer Geschich-

schichte ausserhalb Deutschlandes zu eröffnen. Das können aber nicht alle Romanenschreiber: den Wenigsten sind die Sitten und der Charakter der Ausländer bekannt: sie mögen nun im Lande bleiben oder sich in die Fremde wagen, so liefern sie allezeit etwas schlechtes. So ist es auch dem Verfasser des gegenwärtigen Romans ergangen; dieser gehört nicht unter die einzelnen erträglichen, sondern unter das Dutzend. Der Titel scheint die Geschichte einer Spröden zu versprechen, das Titelkupfer und die darunter befindlichen Reime bestärken diese Vermuthung; aber das Buch enthält grade das Gegentheil. Das Mädchen von der die Geschichte handelt, würde ausser einem einzigen Manne, der ihr sollte aufgedrungen werden, die ganze Welt geheyrathet haben. Die Geschichte ist folgende. Julchen, die Tochter eines wohlhabenden Mittelmannes, bekommt durch ihre Schönheit verschiedene Liebhaber, unter diesen trägt ein junger Rechtsgelehrter, der Rennfeld heißt, ihr Herz davon. Der Vater billiget diese Wahl, die Mutter, eine wahre Xantippe, widersetzt sich aber derselben aus eigennützigen Absichten, und will sie an einen begüterten Wachtmeister, der sich in Ruhe gesetzt hat, verheyrathet wissen. Nach einem langen Hauskriege, der hierdurch entstehet, wobey die Mutter aus dem Hause gejaget wird, werden die Eltern, die sich durch Vermittelung der Tochter wieder versöhnen, darüber einig, daß sie den Wachtmeister heyrathen und nicht weiter an Rennfelden denken soll. Dieser hat unterdessen auswärts eine gute Bedienung erhalten und wünschet nichts mehr, als seine Heyrath zu vollziehen, läßt sich

auch

auch durch keine Hindernisse irr machen, und weil seiner Braut der Wachmeister soll aufgedrungen werden, faßt er den Anschlag sie durch einen seiner Anverwandten, einen geschwätzigen Barbier entführen zu lassen. Der Anschlag mißlingt. Das Frauenzimmer fällt unterweges dem verwünschten Wachmeister in einem Posthause in die Hände, doch entwischt ihr Begleiter, ohne entdeckt zu werden. Der Wachmeister bringt seine flüchtige Braut auf sein Landguth nicht weit von der Stadt, und läßt sich von ihr bereden, daß ihre Absicht gewesen wäre zu ihm zu reisen. Sie wird krank, und die feindselige Mutter, die wohl wußte, wohin die Flucht ihrer Tochter abgezielet hatte, läßt ausstreuen, daß sie gestorben sey; sie läßt auch ein Leichencarmen drucken und solches Rennfelden in die Hände spielen, um seinem Liebesverständniß mit Julchen auf einmal dadurch ein Ende zu machen. Nun kommt ein Intermezzo von einer Mordgeschichte. Caroline, ein artiges Frauenzimmer, wird nach Julchens Genesung mit ihr bekannt und vertreibt ihr auf dem Lande die Zeit. Julchen begleitet ihre Freundin wieder nach der Stadt, sie schlafen daselbst in einer Kammer. Der Wachmeister will den Abend seiner Braut zu Ehren ein Feuerwerk in einem Garten vor der Stadt abbrennen, Carolinens Bruder ruft Julchen ab, sie verläßt ihre schlafende Freundin und verriegelt aus Schalkerey von aussen die Thür. Unterdessen kommt in einem nahgelegenen Hause Feuer aus, Carolinens Kammer wird davon ergriffen und sie verbrennt, ehe man ihr zu Hülfe eilen kann. Der Geist dieser Verunglückten macht diese Unvorsichtigkeit durch einige

nächtliche Erscheinungen. Julchen befindet über diesen Zufall eine Art von Tiefsinnigkeit, diese wird aber durch die eifrigen Anstalten zur Hochzeit mit dem verhaßten Wachmeister gehoben: sie ergreift abermals die Flucht, und läßt einige Kleidungsstücke in einen Fluß werfen, als wenn sie sich ersäufet hätte. Ueber diese Nachricht rührt ihren Vater der Schlag, die Flüchtige aber kommt glüklich zu ihrem Rennfeld. Aber der ist verheyrathet, an eine böse eifersüchtige Frau, welche erfähret, daß die Fremde ihre Nebenbuhlerin ist. Es entsteht ein Weiberzank, der Rennfelds Haus in große Unordnung versezt und auf eine Prügeley hinaus läuft. Ein pöbelhafter Auftritt. Julchen wird über Rennfelds Verlust bald getröstet: sein Bruder, ein Arzt, will sie heyrathen, vor der Hochzeit aber läßt ihn der Verfasser sterben. Doch bey dem Leichessen hat sie schon wieder zween neue Liebhaber, der eine ist ein junger Edelmann, der Hr. von S. der andere ein Tuchhändler. Mit dem erstern ist sie schon in ein kleines Liebesverständniß verwickelt, der Kaufmann wird also abgewiesen und sie begegnet ihm bey dieser Gelegenheit sehr unanständig: er erträgt die Grausamkeit seiner Schönen mit vieler Gelassenheit, faßt aber den Anschlag sie zu entehren. Das Vorhaben wird durch eine schlecht erfundene Intrique ins Werk gerichtet. Kurz, sie wird seine Maitresse, und der Tuchhändler unterhält sie auf einem Landguthe, bis dessen Vater die Ausschweifungen seines Sohnes erfähret; er überfällt dieses verliebte Paar und läßt sie beyde nach der Stadt ins Gefängniß bringen, wo die Heldin der Geschichte zwar durch Rennfelds Bemü-

jungen bald auf freyen Fuß kömmt; doch muß sie sich aller Ansprüche an den jungen Kaufmann begeben. Sie wünscht nun nur Gelegenheit, wegen dieser Beschimpfung sich an dem Vater ihres Liebhabers zu rächen, die findet sie auch bald. Der alte Tuchhändler unterhält, ungeachtet seines von Krankheit und Alter ausgemergelten Körpers, mit liederlichen Weibspersonen einen Umgang, sie weis es so zu veranstalten, daß der Sohn den Vater überfallen muß, und nöthiget ihm seine Einwilligung ab Julchen zu heyrathen. Sie wird öffentlich die Braut des jungen Thielens, so heißt der Kaufmann und begleitet ihn auf einer Reise ins Bad nach Achen. Weil es der V. so haben will, daß seine Heldin ewige Braut bis ins Alter bleiben soll, so muß auch diese Verbindung wieder getrennt werden. Das geschiehet auf die seltsamste Art von der Welt; der junge Thiele wird vom Donner erschlagen. Seine Stelle ersezt der Hr. von G. der eben zu der Zeit als Freywilliger bey einer Armee in den Niederlanden sich befindet. Doch sie hat nicht die Ehre eine Braut dieses Edelmanns zu werden, sie wird seine Maitresse und er verläßt sie nach einiger Zeit in Maßburg. Hier zieht sie einen jungen Magister ins Nez, der eben einen Pfarrdienst auf dem Lande bekommen soll; aber er sagt ihr den Handel wieder auf, nachdem er von ihrer Aufführung unterrichtet worden ist. Von allen Liebhabern verlassen oder getäuscht, wendet sie sich nach Holland zu ihrem Bruder, einen Zuckerbecker, um ihr Glück auch da zu versuchen. Sie findet einen Liebhaber, einen alten reichen Holländer, der sich dieses verlaufene Mädchen aufschwatzen läßt, die er kaum

einmal gesehen hat. Zum Glük des ehrlichen Holländers kommt ein Seeofficier darzwischen, der ihr besser gefällt als jener, sie läßt sich wieder entführen und geht mit ihm zu Schiffe. Der Officier ist ein Seeräuber, dessen Schiff bald darauf weggenommen, er selbst aber in England gehangen wird. Das Mädchen ist wie das Pferd des Sejus, sie bringt allen ihren Besitzern den Untergang. In England begiebt sie sich unter eine Bande italiänischer Comödianten, nach einigen Jahren kehrt sie aber wieder zurük in ihr Vaterland, wo sie sich mit einem gemeinen Kerl einläßt, mit dem sie einen Gasthof pachtet und die Jugend verführet. Da auch dieser endlich stirbt und die Sünde sie verlassen hat, lebt sie auf dem Lande in der Stille, und wird, wie die meisten Coquetten eine Priesterin der Tugend. Die Briefe worin die Geschichte eingekleidet ist, sind unleidlicher als diese selbst; sie sind an ein Kammermädchen geschrieben, die die Verfasserin durch ihr Beyspiel vor den Thorheiten der Jugend warnen will, sie ist aber eine ekelhafte Schwäzerin. Sie will sich das Ansehen einer wizigen Frau geben, sie will Geschmak verrathen, und thut auch dann und wann gelehrt, dabey fällt sie, wo die Schreibart natürlich seyn soll, in das Pöbelhafte und gezierte. An seltsamen Ausschweifungen, die gar nicht zur Sache gehören, fehlt es auch nicht. Eine philosophische Abhandlung von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Gespenstererscheinungen nimmt viele Seiten ein; das arme Kammermädchen versteht nicht, glauben wir, ein Wort davon. Eine Erzehlung aus dem Gellert die hier unnöthigerweise wieder abgedrukt worden ist, und eine Ueber-

 setzung

setzung des 139. Psalms in Versen, sollte man hier nicht leicht vermuthen. Aber was thut nicht ein armseliger Schriftsteller um so viel Bogen voll zu schreiben, als er sich anheischig gemacht hat seinem Verleger zu liefern?

A.

XIII.

Herrn Thomas Stakhouse Betrachtungen über das apostolische Glaubensbekenntniß und neun und dreyßig Lehrarticke der englandischen Kirche. Erster Theil. Mit einer Vorrede herausgegeben von Friedrich Eberhard Rambach, Königl. Preußl. Consistorialrath ꝛc. ꝛc. Rostok, verlegts Johann Christian Koppe, 1765. 2 Alphab. 8 Bogen in 8. ohne die Vorrede.

In diesem Buche muß man nicht sowohl historische und kritische Untersuchungen über die Entstehung des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses, über dessen wahre Verfasser, die Zeit, darin es aufgesezt worden, wenn, wo und wiefern es in der christlichen Kirche Ansehen erlangt, wie viel Ansehen ihm gebühre, u. s. w. erwarten; darüber muß man sich bey andern und besonders bey dem Bischof Pearson in seiner expositione symboli apostolici Raths erholen. Der V. hat vielmehr zur Absicht, ungelehrten Christen zum Besten von den in diesem Bekänntnisse enthaltenen Glaubenslehren einen

faßlichen dogmatischen Unterricht zu ertheilen, darin dieselben hinlänglich erklärt, aus der Schrift und Vernunft erwiesen, gegen die hauptsächlichsten Einwürfe vertheidiget, und ihr Einfluß und ihre Wichtigkeit ins Licht gesezt würde. Den Stoff dazu hat der V. theils aus den Predigten hergenommen, welche sowohl, nach des berühmten Boyle Stiftung zur Vertheidigung der christlichen Religion überhaupt, als auch einer andern Stiftung der Lady Moyer zu Folge zur Vertheidigung der Gottheit J. C. in England gehalten worden; theils aus Schriften anderer Engländischen Gottesgelehrten, als Tillotsons, Whitbys, Clarks u. a. m. welche er zu dieser Absicht zu nutzen und sich zu eigen zu machen gesucht hat. Das Werk ist nach den drey Glaubensartickeln in drey Theile abgetheilt; und jedem Theile fügt der Herausgeber die Uebersetzung einer andern Engländischen Schrift bey, welche die Häßlichkeit des Socinianischen Lehrbegrifs nach allen dreyen Glaubensartickeln, besonders auch dessen Vergleichung mit dem Mohammedismus darthun soll, wovon wir hernach ein mehrers zu sagen Gelegenheit haben werden.

Dieser erste Theil begreift also nach zweyen vorläufigen Abhandlungen von dem apostolischen Glaubensbekenntniß überhaupt, und von der heil. Schrift als dem göttlichen Grunde unsers Glaubens; die Erklärung des ersten Artickels des Glaubensbekenntnisses. — Aus der Abhandlung von dem apostolischen Glaubensbekenntniß überhaupt brauchen wir nur einige Züge anzuführen, woraus erhellen wird, daß Herr Stakhouse keinen zuverläßigen Unterricht von der Ge-

Geschichte desselben zu geben willens sey. Man kö[illegible]
ihn aber auch um deswillen nicht von ihm erwart[illegible]
da er selbst nicht aus den ersten Quellen, sondern a[illegible]
solchen Schriftstellern geschöpft hat, die es sich hab[illegible]
angelegen seyn lassen, den Lehrbegrif und die ganze V[illegible]
fassung der engländischen Kirche bereits in den ers[illegible]
apostolischen Zeiten anzutreffen. Durch das Vorbi[illegible]
der Lehre 2 Tim. 1, 15. will der V. S. 17. f. ein g[illegible]
wisses Formular eines Glaubensbekenntnisses versta[illegible]
den wissen, dahin er auch verschiedene andere Schri[illegible]
stellen, doch mit eben so wenigem Grunde, deutet. U[illegible]
aus dieser willkührlichen Erklärung folgert er, daß [illegible]
wohl die Täuflinge vor ihrer Taufe, als auch die Le[illegible]
rer vor dem Antritt ihres Amts nach gewissen von d[illegible]
Aposteln aufgesezten Formularen ihr Glaubensbekenn[illegible]
niß haben ablegen müssen. Indessen muß er doch i[illegible]
folgenden gestehen, daß die Bekenntnisse, die wir [illegible]
den Schriften einzeler Lehrer antreffen, (denn von a[illegible]
gemein verbindlichen Glaubensbekenntnissen, vor d[illegible]
Nicänischen Kirchenversammlung weiß man nichts[illegible]
den Ausdrücken und selbst dem Inhalte nach nicht ga[illegible]
übereinstimmig gewesen: wie konnten sie denn also wo[illegible]
allgemein verbindliche, von den Aposteln herrühren[illegible]
Formulare seyn? — Was nun besonders das Römisch[illegible]
oder sogenannte apostolische Bekenntniß betrift, so wieg[illegible]
der V. S. 41. u. f. die Gründe für und wider d[illegible]
Meynung ab, ob die Apostel selbst an dessen Verferti[illegible]
gung Antheil gehabt hätten oder nicht; und wie se[illegible]
muß man sich wundern, daß Hr. St. der Meynun[illegible]
derjenigen beytritt, welche die Apostel für die ersten U[illegible]
heber desselben halten: da doch auf dieser Seite blo[illegible]

 Mö[illegible]

Möglichkeiten statt finden, die aus der muthmaßlichen Abzweckung hergenommen sind, welche in historischen Dingen, ohne Zeugnisse, kein Gewicht haben; für die gegenseitige Meynung aber die Kirchengeschichte selbst augenscheinliche Beweise darlegt. — Wir wünschten übrigens wohl, daß das, was der V. S. 99. u. f. von der Beschaffenheit eines allgemein verbindlichen Glaubensartickels, und von der Nothwendigkeit des Gebrauchs der Kunstwörter und anderer N. A. die nicht in der heiligen Schrift vorkommen, sagt, in unsern Tagen deutlicher und mit sorgfältigerer Rücksicht auf die mannigfaltige Gaben der Menschen auseinander gesezt werden möchte. Allgemein verbindliche Glaubensartickel dünken uns nur die zu seyn, welche Gott selbst zu glauben geboten, und den Glauben derselben mit der ewigen Seligkeit ausdrüklich verbunden hat. Diejenigen Säze, welche gleichsam die Theorie, die Vorstellungsart dieser Glaubenslehren enthalten, und sie zur Unterscheidung von anders denkenden genauer bestimmen; ingleichen diejenigen, welche um des Zusammenhangs willen mit jenen unentbehrlichen Glaubenslehren wahr und nothwendig sind, sind nur für diejenigen verbindlich, welche diesen Zusammenhang, das ganze System einsehen können und sollen, oder sich über die Theorie des Glaubens mit anders denkenden einlassen müssen: das ist für Lehrer. Ein Symbolum für den Christen überhaupt sollte ganz anders aussehen, als ein Symbolum für bloße Lehrer. Und wenn es wahr ist, daß die Bestimmungen mancher Unterscheidungslehren sich nach Beschaffenheit der verschiedenen Gegner auch verschiedentlich verändern müssen;

wenn

denn es wahr ist, daß die Theorie der Glaubensleh-ren nach Verschiedenheit der jedesmaligen herrschenden Einsichten andere Ausbildungen bekömt, und die menschliche Erklärung gar zu gern und leicht mit dem Ausspruche Gottes verwechselt wird, so müssen die lezt erwähnten Symbola auch immer aus zwey genau unterschiedenen Theilen bestehn: aus dem historischen Theil, was vorzeiten, und warum es so bestimmt worden; und aus dem dogmatischen Theil, was jezt, um welcher Gegner willen, und aus welchen Gründen (salvo judicio posteritatis) bestimmt und für Lehrer verbindlich sey. — Gewiß, die Apostel müssen die Verschiedenheit der menschlichen Seelenkräfte, und die daraus erwachsende Unmöglichkeit einer übereinstimmigen Theorie des Glaubens besser eingesehen, und mehr beherziget haben, als es nach ihren Zeiten geschehen ist; da sie weder die Glaubenslehren in ein System gebracht, noch ein Formular davon hinterlassen haben, wie sie es doch leicht hätten thun können. Warum thut man nicht ihrer Klugheit nach?

In der zweyten vorläufigen Abhandlung ist das vornehmste von demjenigen zusammengefaßt worden, was andere Engländische Schriftsteller von dem göttlichen Ursprung der heiligen Schrift und ihrem göttlichen Ansehen, von dem Werth und der Wichtigkeit ihres Inhalts, von ihrer Zweckmäßigkeit, und von dem Rechte, das ein jeder Christ hat, sie zu lesen, ausführlicher dargethan haben. Leser, die mit dergleichen Erweisen bekannt sind und bekannt seyn müssen, finden hier also zwar nichts neues, vielmehr werden ihnen hie und da schwache Argumenta auffallen, andere theils

 nicht

nicht hinlänglich ausgeführt; theils nicht genau genug bestimmt scheinen, wenn sie wider die Zweifler wirklich Beweiskraft haben sollen. Ueberhaupt aber ist doch auch viel gutes und triftiges hier in der Kürze zusammen gesamlet, und zugleich sehr faßlich vorgetragen, ohngefähr so, wie ein Prediger diese Materien auf der Kanzel behandeln sollte; daß es unstudirten Christen vornemlich, oder solchen, die sich nicht tiefsinnig auf die Untersuchung einlassen können noch sollen, sehr nützlich und zu ihrer Ueberzeugung auch hinlänglich und stark genung seyn wird. Einiges, das uns vorzüglich gefallen hat, wollen wir hier auszeichnen. S. 106. u. f. wird eine Vergleichung der Erweisgründe der heiligen Schrift mit andern Gründen angestellt, darauf die Menschen in ihren wichtigsten Angelegenheiten halten; und gezeigt, daß die Gründe für die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift immer noch von mehrerm Gewicht sind, als diese, darauf sich die Menschen doch so fest verlassen, so sicher darnach handeln, und sich es gar nicht einfallen lassen, Zweifel dagegen zu machen. Dieser Weg ist für den Menschen sehr anpassend, und sollte öfter zu seiner Ueberzeugung ergriffen werden. Man kann auch diese Vergleichung in weit grösserm Umfange anstellen, und bestimmtere und frappantere Züge einander entgegen setzen, als der Verf. gethan hat. — S. 113. f. sucht der Verf. zu erweisen, daß alle andere bekannte Arten göttlicher Offenbarungen bey den Ungläubigen eben so wenig ausrichten würden, als die heilige Schrift. Der Erweis kann viel Nutzen haben, und sehr eindringend seyn, aber er muß mit grosser Behutsamkeit behandelt werden;

ben; sonst giebt man mit der einen Hand weg, was man mit der andern wiedernehmen muß. — Und in diesem Falle befindet sich der V. unsers Bedünkens hier einige mahl. — S. 166. f. wird sehr schön gezeigt, daß die heilige Schrift eben so wohl die sicherste Anweisung zum glücklichen Leben hier auf Erden, als zur Seligkeit sey. Einen sehr wichtigen Nutzen, und vielleicht den wichtigsten, vermissen wir hier aber ganz. Die in der heiligen Schrift herrschende Autorität Gottes, daß er es alles gesagt, geboten, verheissen hat, u. s. w. ist das allgemeinste und für alle Menschen allein bequeme Mittel, sie leicht und stark zu überzeugen, in ihrem Glauben zu beruhigen, und gegen alle Zweifel des Unglaubens oder Mistrauens zu waffnen, so wie sie den Lebens- und Tugendregeln das stärkste und wirksamste Gewicht giebt. S. 195. f. scheint der V. zwar auf diesen wichtigen Nutzen zu kommen; aber er berührt ihn nur, und sieht ihn gleichsam nur von der Seite her. — S. 197. f. 203. f. wird der große Vorzug der schriftlichen Abfassung einer göttlichen Offenbahrung vor der Tradition recht einleuchtend vor Augen gelegt. — Die ganze Abhandlung wird S. 223. f. mit einer trefflichen Betrachtung geschlossen, wie man die Schrift mit Nutzen gebrauchen solle. Niemand wird es ohne Erbauung und ohne Eifer zur willigen Befolgung lesen, wie stark und nachdrücklich der V. vor dem Lesen der heiligen Schrift Unpartheylichkeit des Verstandes und Aufrichtigkeit des Herzens; ehrerbietiges Andenken an ihre göttliche Autorität, und herzliches Gebet zu Gott; bey dem Lesen Aufmerksamkeit und Zueignung auf sich selbst; und nach dem Lesen Wiederholung und Ausübung empfiehlt.

In

In der Abhandlung über den ersten Artickel selbst, betrachtet der Verfasser in fünf Abschnitten 1. das Daseyn Gottes, 2. dessen Natur und Eigenschaften, 3. Gott als einen Vater, 4. als einen Allmächtigen und 5. als Schöpfer. Jeder Abschnitt enthält die Erklärung und den Erweiß der abzuhandelnden Wahrheit, eine Beantwortung der vornehmsten Einwürfe, die dagegen gemacht worden; und wird endlich mit einer Betrachtung, die zur Materie schicklich ist, beschlossen. So lieset man zu Ende des ersten Abschnitts S. 311. f. eine Vergleichung des Unglaubens und wahren Glaubens, darin die Schändlichkeit von jenem, und die Vorzüge des leztern in lebhaften Zügen geschildert werden. Dem zweyten ist S. 439. f. eine Betrachtung über Gottes Unbegreiflichkeit beygefügt; wo zwischen dem, was in Gott unbegreiflich sey oder nicht, ein bestimmter Unterschied festgesezt, und zugleich wohl gezeigt wird, daß wir um dieser Unbegreiflichkeit willen nicht träge werden müssen, auf richtigen Wegen zur deutlichen Erkanntniß Gottes zu gelangen. Den dritten beschließt eine besondere Betrachtung der Lehre von der heiligen Dreyeinigkeit S. 496. f. wo der V. S. 513. f. und sein Herausgeber in einer beygefügten Note sich für die Authenticität des Spruchs 1 Joh. 5, 7. theils auf alte Handschriften, Uebersetzungen und auf die bekannte Stelle Cypriani, theils auch auf den Sinn und Zusammenhang dieser Stelle berufen; damit man die genaue Untersuchung des Herrn D. Semlers über diesen Schriftort zu vergleichen Ursach hat. Der vierte Abschnitt endiget sich S. 569. f. mit einer Betrachtung über den rechten Gebrauch und

Miß-

Mißbrauch der Lehre von der Oberherrschaft Gottes, darin zwar viel erbauliches, aber zu unbestimmt, zu wortreich gesagt, und zu wankend von einem auf das andere verfallen, daneben auch die Lehre von der besondern Vorsehung Gottes, darauf sich doch alle diese Betrachtungen stützen sollen, nicht überzeugend genung erwiesen wird; die doch, zumal in den gegenwärtigen Zeiten des Unglaubens, um ihres wichtigen Einflusses willen in die Religion und Sitten, nicht obenhin behandelt werden müßte. Der fünfte endlich wird mit einer Betrachtung über die göttliche Macht und Weisheit in den Werken der Schöpfung S. 657. f. beschlossen.

Was nun insbesondere die eigentliche Ausführung der in dem ersten Artickel enthaltenen Glaubenslehren und die Beantwortung der dawider gemachten Einwürfe betrift, so siehet man es dem Vortrage des Verfs wohl an, daß er den Stoff dazu aus andern gesamlet hat, wenn er auch die Schriftsteller nicht angeführt hätte, deren er sich dazu bedient hat. Es herrscht in seinen Gedanken nicht der genaue Zusammenhang noch der einstimmige Ton, der solche Gedanken, die aus einem Geiste, wie aus einer Quelle fliessen, unterscheidet. Von einem Erweißgrunde fällt der Verf. oft ohne hinlängliche Verbindung auf einen andern; bündige und minder bündige Gründe folgen auf einander; zuweilen wird die Sache nicht genung ausgeführt, und ein andermal wieder zu wortreich und im homiletischen Styl gedehnt vorgetragen. Indessen kann dieser Auszug aus vielen lehrreichen theologischen Schriften der Engländer mit Nutzen gebraucht werden, da nur wenige unter uns mit diesen Schriften selbst bekannt sind,

oder

oder sie doch zur Hand haben; besonders empfehlen wir ihn um seiner Faßlichkeit willen denenjenigen zum Gebrauch, welche über die vornehmsten Glaubenslehren einen vollständigern Unterricht verlangen, als sie in ihren gewöhnlichen Lehrbüchern erhalten, und doch dabey keiner tiefsinnigen und bis auf den Grund forschenden Untersuchung bedürfen. Manche Prediger würden auch bessern Stof zu ihren Predigten daraus nehmen können, als sie in ihrem eigenen Kopfe zu finden vermögend sind.

Nun wollen wir nur einige einzelne Ausführungen anzeigen, die uns vorzüglich gefallen haben. S. 279. f. findet sich eine schöne und deutliche Beschreibung des Gewissens. S. 300. f. wird wohl gezeigt, daß die Erzählungen von den Völkern, die keinen Begrif von Gott haben sollen, nicht zuverläßig genung sind. S. 379. wird der Unterschied zwischen der göttlichen und menschlichen Macht richtig bestimmt, daß jene eigenthümlich sey, diese aber nur in dem Beystande andrer Menschen bestehe. S. 383. f. wird die Allwissenheit Gottes und seine davon abhangende Weisheit deutlich und recht faßlich erklärt. Was der Verfasser S. 391. f. von der Unpartheylichkeit Gottes, ihrer Nothwendigkeit und den Quellen derselben sagt, empfehlen wir sehr; es kann zu fernerm Nachdenken Gelegenheit geben. Daß die Vorstellungen der Eigenschaften und des Verhaltens Gottes, welche uns die Schrift auf eine mit den unsrigen analogische Weise davon giebt, für die allgemeine Fassung der Menschen nothwendig sind, sezt der V. S. 408. f. recht lehrreich und ausführlich ins Licht. S. 42[illegible]. finden wir einen

Ge-

Gedanken, der einer gründlichern Untersuchung werth wäre; daß nemlich die heydnischen Philosophen nur dann erst laut und öffentlich von einem einigen Gott geschrieben, und die Vielgötterey der Heyden mit einem Schein der Vernunft demselben unterzuordnen gesucht haben, nachdem sich die christliche Religion auszubreiten angefangen, und sie das fallende Heydenthum dagegen vertheidigen, und aufrecht erhalten wollten. S. 425. f. hat uns die Faßlichkeit wohl gefallen, mit welcher gezeigt wird, daß das mannigfaltige Uebel in der Welt theils nicht von Gott herrühre, theils auch wider seine Gütigkeit nicht streite. S. 473. f. empfehlen wir zum Nachlesen, wie der V. die doppelte Deutung zu vereinigen suche, welche der Apostel Paulus Hebr. 1, 5. und Ap. Gesch. 13, 33. von der Stelle des zweyten Psalms: du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget; zu geben scheint. S. 560. f. trift man verschiedene brauchbare Anmerkungen über den Nutzen an, den die Trübsalen bey den Menschen haben können und haben sollen. S. 613. f. werden vernünftige Gründe angegeben, warum die Erzählung Mosis von der Schöpfung in sechs Tagen buchstäblich zu verstehen, und jede andere von Menschen ausgedachte Art der Erschaffung weniger schiklich sey. Auch das, was der V. S. 648. f. von der vorzüglichen Würde des Menschen sage, ist lesenswürdig.

Von der beygedrukten Schrift, davon ein Theil als das zweyte Kapitel zum ersten Glaubensartickel angehängt worden, und die Abscheulichkeit der socinianischen Lehre in Ansehung des Artickels von Gott aufdecken soll, müssen wir noch ein paar Worte sagen.

Der

Der V. sucht erstlich eine Aehnlichkeit zwischen der Socinianischen und Mohammedanischen Lehre zu zeigen, und darnach auch die Häßlichkeit der erstern in dem Artickel von Gott aufzudecken. So sehr wir nun aus wahrer Ueberzeugung die Socinianische Lehrbegriffe für irrig erkennen, so wenig können wir doch eine solche Vergleichung derselben mit dem Mohammedismus billigen. Sie gereicht, wenn sie auch gegründet wäre, nicht zur Belehrung und Besserung, sondern zur Erbitterung. Sie ist aber auch nicht einmal gegründet; denn wie kann denn eine Lehre, welche die heilige Schrift für die einzige Offenbarung Gottes ansieht, mit der mohammedanischen für einerley angesehen werden? Und sollte es denn einem Socinianer wohl schwer fallen, die Lehre der Rechtgläubigen feindselig zu deuten und mit einer andern, vielleicht noch verächtlichern Religion in Vergleichung zu stellen? Würde man dann nicht über Ungerechtigkeit schreyen? Und was will man doch aus einzelnen Ausdrücken gewisser Socinianer, aus gewissen Schmeicheleyen welche sie der Religion des Kaysers, unter dessen Schuz sie standen, und aus einzelnen Uebergängen einiger Socinianer zur mohammedanischen Religion zum Nachtheil ihres Lehrbegrifs beweisen? Ist denn nach dieser Schlußart die Lehre der Rechtgläubigen nicht auch falsch, weil viel Lutheraner, Reformirten u. s. w. zum mohammedanischen Glauben übergetreten sind; weil dieser oder jene Lehrer sich um zeitlicher Umstände willen, oder in der Hitze des Streits so ausgedrukt haben, daß feindselige Gemüther abscheuliche Folgen daraus ziehen können? Der Socinianismus

ist

ist nicht deswegen irrig, weil er mit dem Koran übereinstimmt, denn die Orthodoxie stimmt ja auch mit vielen Stellen desselben überein; sondern weil er Lehren enthält, die der Schrift widersprechen. Dies muß man kalt und ohne Feindseligkeit beweisen, so gewinnt man die Irrenden; aber Wuth und ein gehäßiger, und doch ungerechter Anstrich bringt auf, und kann mehrere zum Abfall verleiten, und hat es auch gethan, wie aus der Kirchengeschichte, und selbst aus der eignen Erzählung des Verfassers vom Ursprung des Mohammedismus erhellet.

Die folgende Vorstellung der Häßlichkeit der Socinianischen Lehre in dem Artickel von Gott enthält ohngefähr das, was man in den Streitschriften unsrer Theologen noch ausführlicher und bündiger bewiesen, antreffen wird. Wir wissen also nicht, wem zum Besten dieser Tractat eigentlich übersezt worden. Es ist jezt um so viel weniger nöthig, da die eigentlichen Anhänger dieses Lehrbegrifs, die sich in totum dazu bekennen, jezt ein kleines Häuflein ausmachen; und die Waffen, die man hier zubereitet, gegen diejenigen nicht brauchbar seyn können, welche etwa einzelne Sätze dieses Lehrbegrifs umgeschmolzen, und in ihr System aufgenommen zu haben scheinen. Sollen etwa diese, weil sie der gelehrte Pöbel Socinianer heißt, verdeckter Weise als solche abgebildet werden, die sich mit allen diesen abscheulich vorgestellten Irthümern beflekt haben? So lange wir noch unpartheyisch denken können, so lange wir noch die Religion lieben; so lange wir sie noch in ihrer verehrungswürdigen Gestalt zu sehen wünschen; und so lange wir es

noch für nothwendig halten, daß ein Lehrer der Religion auch ein Freund der Wahrheit und der Gerechtigkeit, und ein sanftmüthiger Helfer der Irrenden seyn müsse: so lange werden wir auch solche Absichten mißbilligen, für unlauter, lieblos und ungerecht erklären. — Man kann übrigens leicht erachten, daß diese Schilderung von der Abscheulichkeit des Socinianischen Lehrbegrifs von Consequenzmachereyen nicht frey sey. Der Mahler, der ein Bild abscheulich entwerfen will, sucht alle Züge zusammen, die den Abscheu vermehren können. Mancher ehrlich-irrende Socinianer wird es sich nicht träumen lassen, daß er so abscheulich aussehe, und sich auch schwerlich in dem Bilde erkennen. — Die Uebersetzung haben wir nicht gegen das Original halten können, sie ist aber fliessend, und uns wenig darin vorgekommen, daß ihre Treue verdächtig machen könne. Was der Uebersetzer aber S. 113. mit denen Iliaden, die Homer, und denen Aeneiden, die Virgil geschrieben, sagen wollen, können wir nicht errathen.

B.

XIV.

Hermin und Gunilde, eine Geschichte aus den Ritterzeiten, die sich zwischen Adelepsen und Ußlar am Schäferberge zugetragen. Nebst einem Vorbericht über die Ritterzeiten und einer Allegorie. Bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1766. klein 8. 86 S.

Er-

Erdichtungen, bey welchen ein historischer oder topographischer Umstand zum Grunde lieget, haben eine Seite zu gefallen, und zu vergnügen, die für die meisten Leser verlohren ist. Wenn sie also der Dichter so zu bearbeiten weis, daß sie auch für Leser, denen die Sache selbst gleichgültig ist, noch Reitze genug haben, so macht ihm dies eine desto grössere Ehre. In der auf dem Titel angegebnen Gegend findet sich auf einem Berge ein Felsen, von dem unter dem zunächstwohnenden Landvolke die Erzählung herum geht, daß ihn ein Schäfer aus dem Thale hinaufgetragen, ehe er aber noch den Gipfel erreichet, durch einen Fall sich selbst unterm Felsen begraben habe. In eben dem Thale befindet sich der Brenkerthurm der Rest einer alten Kapelle, ein sehr amantischer Anblik! in der Nähe spükt es, der Aussage der Landleute nach, gewaltig. — Dieses war der Faden, aus welchem Herr Raspe (so heißt der V.) seine Rittererzählung, eine Romanze, gewebt hat. Gunilde eine Schöne in dieser Gegend,

Schön war sie, wie die Morgensonne,
Und frisch, wie Frühlingsluft.

erregt eine heftige Leidenschaft im Herzen Hermins; auf seine Anträge erklärt sie ihm, ihr Herze würde sie nur denjenigen schenken, der den Ruhm eines tapfern Ritters erlanget und den Zug in das heilige Land verrichtet habe.

Kein Jüngling soll mich je erlangen
Deß Muth nur Haasen fängt.
Kein Jüngling, dem auf zarten Wangen
Zweydeutge Wolle hängt.

Drum zieh im Kampf zum Morgenlande,
Um Zion zu befreyn etc.

Vielleicht hätte, den Regeln der Ritterschaft zu folge, Hermin seinen Zug sofort antreten, Abentheuer verfolgen, mit Ruhme bekrönt zurükkehren sollen. Dann hätte ein unglüklicher Versuch mit dem Stein die Geschichte endigen können. Hr. R. muß bey diesem Plan Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten gefunden haben, denn er giebt der Geschichte eine andere Wendung und macht seinen Ritter etwas mehr modern; er kann sich nicht von seiner Schönen trennen, begiebt sich in die Einsamkeit in dem nahen Wald, klagt, seufzet — entschließt sich endlich ein Schäfer zu werden:

Er wards. Nun hat er Stab und Flöte
Sang, wie ein Tauber girrt,
Schwärmt um ihr Schloß, wie ein Planete
Um seine Sonne irrt.

Nach einer Zeit erblikt er seine Schöne; neue Klagen und Bitten, mit der Erklärung, daß er alle ritterliche Ebentheuer und Gefahren gern übernehmen wolle, wann es nur unter ihren Augen geschehe.

Da soll mein Schwerd, gleich Donnerkeilen,
Den Helm bis auf den Zopf,
Ja Ritter voneinander theilen
Bis auf den Sattelknopf.

Sie thut hierauf den Vorschlag von dem Felsen. Denn von diesem werde erzählt:

— Niemand habe das Vermögen,
Durch Kraft der Zauberey,
Ihn von der Stelle zu bewegen,
Als wer fromm, keusch und treu.

 Nun

Nun äussert sich der wahre Ritter; er unternimmt muthig, ihn den Berg hinauf zu tragen, sinkt und wird von ihm bedekt. Diese ganze Stelle 58-70. Strophe scheint uns schön gearbeitet zu seyn. Die Erzählung ist lebhaft und erhält in einer Erwartung des Erfolges. Gunilde begiebt sich hierauf in eben diese Gegend, ihr Leben in der Einsamkeit unter Buß und Reue zuzubringen und läßt eine Kirche daselbst erbauen.

So war sie nun der Welt entrissen,
Doch nicht der Liebe Macht;
Denn oft hat sie mit Heloissen
Gerührt zurük gedacht;

Und oft noch sehnsuchtsvolle Zähren,
O Liebe, dir geweiht,
Und, ihres Schäfers Grab zu ehren,
Noch Blumen drauf gestreut.

Ja darf man dem Gerüchte trauen,
So schwärmt in blassem Schein
Des Nachts in fürchterlichen Grauen,
Ihr Geist noch um den Stein;

Und seufzet jezt noch um Herminen
Beym Bremkerthurm im Wald,
In nun verödeten Ruinen,
Der Eulen Aufenthalt.

Da macht die Furcht dem Wandrer Flügel ꝛc.

Der Vorbericht über die Ritterzeiten ist eine Vertheidigung derselben wider den Vorwurf der Barbarey der Sitten, der ihnen gemacht wird; und der, wie gezeigt wird, unserm Zeitalter eben so nachtheilig

als schimpflich ist, indem er uns von der genauern Kenntniß der Geschichte, Staatsverfassung und Rechte dieser Zeiten abhält, und eben die unglüklichen Folgen hat, als der Nationalstolz. Zwar würde dieser Begriff der Barbarey genauer zu bestimmen gewesen seyn, wenn der Hr. V. nicht mit Fleiß vermieden zu haben chien, sich im Vorbericht zu einer Romanze ein zu philosophisches Ansehen zu geben; Und die Barbarey der Sitten, die man unsern guten Vorfahren vorwirft, bezieht sich auch in der That eigentlich nicht so wohl auf Dummheit oder Lasterhaftigkeit, als vielmehr theils auf die Unwissenheit theils auf die Ermanglung eines gewissen Wohlstandes, auf welchen sich die neuern Zeiten so viel zu gute thun. Hr. Raspe zeigt vornemlich durch die Gegeneinanderhaltung der Geschichte jener und unsrer Zeiten, S. 18. f. daß von der sittlichen Seite unsre Zeiten in der That wenig voraus haben. Verschiedne sehr feine Bemerkungen und Gedanken sind untermischt. So wird S. 9. der Contrast zwischen den Deutschen und Griechen vor Augen gelegt, da diese die Zeiten, in denen ihre Vorfahren lebten, die Götter- und Halbgötterzeiten nannten, wir Deutschen hingegen von nichts als barbarischen Zeiten reden. Die Gründe von dieser Verschiedenheit der Denkungsart aufzusuchen, sollte eine angenehme und nüzliche Beschäfftigung für einen denkenden Kopf seyn; welche uns Hr. Raspe wohl bey einer anderweitigen Romanze eröfnen könnte. Ein Hauptgrund lieget wohl darinnen, daß wir nicht durch Gesezgeber, Weltweisen und Dichter, welche Weltweisen waren, und die sich unter ihrem Volke, durch eignes Nachdenken

und

und durch Genie gebildet hatten, sondern durch Gelehrte, welche bloß Griechisch und Lateinisch gelernt hatten, zu unsrer Aufklärung gelangt sind. — Die angehängte Allegorie können wir nicht anders ansehen, als eine Laune des Genies, das vielleicht Tassos Beyspiel auf diesen Einfall gebracht hat, oder als eine Satyre auf ähnliche Versuche durch Allegorisiren den gesunden Sinn und natürlichen Verstand einer Schrift unsichtbar zu machen, wenigstens als eine Gelegenheit, Satyren auf diejenigen anzubringen, welche aus Einfalt, Schwärmerey oder Eigennuz einem jeden, den sie mit ihren Anmerkungen beehren wollen, ihre eignen Thorheiten leihen, „und das müßte schlimm seyn, daß „man nicht den vernünftigsten Mann zum Thoren „sollte herum commentiren können, wenn man einmal „seinen Sinn darauf gesetzet hat. Archimedes ver„langte einen festen Punkt ausser der Welt, um sie „durch seine Maschiene, aus ihrem jetzigen Gleise wegzu„winden. Ein Mysticus braucht so viel nicht, um den „gesunden Verstand eines Buches zu verdrehen. Eine „hochgelehrte Grille und die Lieblingsidee, um die er „sich beständig herumwindet, sind ihm hinreichend„— Dem sey wie ihm wolle, die Allegorie ist diese: Gunilde ist die Mode: Hermin, der Stolz und die Eitelkeit, der uns zu Sklaven der Mode macht und sein Schiksal der Ausgang, welcher so oft den blinden Gehorsam gegen die Mode, da man ihr alles aufopfert, begleitet.

L.

XV.

Johann Georgen Estors, Fürstl. Heß. geheimten Regierungsrathes und Vicekanzlers, freiheit der deutschen Kirchen fürnemlich in Rüksicht auf Se. Kayserliche Majestät und im Betreff der deutschen Reichsstände wider die eingriffe der curialen zu Rom. Frankfurt am Mayn, 1766. verlegts Johann Gottl. Garbe, 8. 766 Seit. nebst Register.

Es fehlt uns eben nicht an Schriften dieses Namens und gleicher Absicht. Wir finden auch nicht, daß der Hr. G. Regierungsrath über seinen Gegenstand was neues gesagt, hingegen finden wir in seinem Buche eine ihm eigene und schon bekannte Rechtschreibung und Schreibart, und eine Folge der Paragraphen, die einer durch Erdbeben verwüsteten Stadt gleich sieht, wo Kirchen, Palläste, Komödien, Rath- und Bierhäuser in ihren Drümmern erbärmlich untereinander liegen. Das große Gedächtnis und die sonstigen Verdienste des Herrn Verf. verdienen alle Hochachtung. Aber es ist doch unerlaubt, so wenig Aufmerksamkeit für den Leser zu haben, als er in diesem Buche bewiesen. Fast sollte man auf die Gedanken kommen, daß die Arbeit in einzeln Paragraphen auf einzeln Blättern in die Druckerey gegeben worden, und daß daselbst die Blätter durch Unvorsichtigkeit untereinander gerathen, der Setzer aber dennoch, wie ihm ein Blatt vor die Hand gekommen, solches ergriffen habe. Bald geht der Weg nach Frankreich, und gleich darauf in das alte Testament, bald wieder nach Sicilien und in dem Augenblik nach Deutschland und

in den Orient. Im Vorbeygehen geschieht ein Ausfall in die heilige Schrift neues Testaments, und hiebey werden zugleich ohne Zusammenhang aus französischen, deutschen und lateinischen Poeten gute und schlechte Stellen, alte Geographie und heutige Statistik eingemischet. Man darf nicht erwarten, daß das, was die Ueberschrift eines Paragraphen verspricht, in diesem auch würklich abgehandelt werde. Die Ueberschrift steht gemeiniglich mit dem Paragraphen in gar keinem Zusammenhange. Eben so geht es auch mit den Titeln ganzer scheinbarer Abschnitte. Wir sagen: scheinbarer Abschnitte, denn in der That enthält das Werk deren gar keine. Es hat völlig von dem Hrn. Verf. abgehangen, wo er die besondern hin und wieder angebrachten Titel hinstellen wollen. Sie stunden an jedem Orte des Buchs eben so bequem, als da, wo die Willkühr sie wirklich hingeworfen hat. Zu Anfange erscheint ein Vorrath zu dem Gegenstande des Verf. gehöriger Bücher in 2. Fächern. Man kann nicht sehen, wie sich diese 2. Fächer voneinander unterscheiden, denn das eine ist aus Büchern eben der Art zusammen gesezt, als das andere; es müßte denn das Bücherbrett des Verf. zwey Fächer haben, in welchen von ohngefähr die Bücher so vertheilt gestanden, als er sie hier aufgeführt. Diesem folgt 1. Hauptstük, des regenten sorge. Die Ueberschrift und Abhandlung verliehrt sich in andern Dingen, wobey vergessen wird das 2te Hauptstük abzutheilen. Also folgt sogleich 3tes Hauptstük, von der freiheit. Sodenn 4tes Hauptstük, erste fußstapfen des Christenthums in den Deutschen und Französischen staaten; 5tes

Hauptstük alte Fränkische kirche, als das urbild der heutigen Deutschen und Französischen; 6tes Hauptstük, das neue staatsgebäude in Europa bei entsprossung eines neues oberhaubtes im eilften jahrhunderte aufgeführet vom kleinen Mönche, Hildebrand, des hufschmidts Bonizi sohne zu Saona im Florentinischen auch unterstüzet vom angeblichen einsiedeler Petern aus der Picardie. Hierauf folgt: Hauptstük Neuer nothstand der kirchenfreiheit. Sodenn kommt: das Hauptstük die nichtigkeit des angeblichen Römischen totates. Der Rest enthält noch mancherley abgesonderte Ueberschriften, die aber weder gezählt sind noch den Namen Hauptstük führen. Am besten gefällt uns noch die S. 641. vorkommende Gegeneinanderstellung der deutschen und französischen Kirchenfreyheiten. Zum Anhange sind Mart. V. Reformation v. 1418. zu Cöstniz, nach dem Wiener und Gothaischen Manuscript. Ebendesselben Concordat mit der deutschen Nation, von eben dem Jahr, und das Concordat K. Fried. III. mit P. Nic. V. beygefügt, wie auch p. 768. ein Verzeichniß der Vertheidiger der Kirchenfreyheiten wider die Curialen zu Rom. Unter vielen sehr bekannten fremden und schlechten Sachen ist dann und wann etwas Gutes eingestreuet, doch fehlt es unterweilen am Beweise und Beurtheilung. Der kurze Entwurf, wenn man den Verf. in Ordnung bringen wollte, würde etwa dieser seyn: Die deutsche Kirche kann sich eben die Freyheiten anmassen, als die Französische. Die Vernunft, die Offenbarung, die Verjährung sind ihr nicht entgegen, vielmehr sind

die

die beyden ersteren für sie. Einige bemerkte Unrichtigkeiten sind nicht so erheblich, daß wir uns dabey aufhalten sollten.

U.

XVI.

Der Christ am Sonntage. Eine moralische Wochenschrift zur Beförderung des innerlichen Gottesdienstes am Tage des Herrn. Dritter Theil. Halle und Leipzig, bey Joh. Gottfried Trampe. 1765. 8. 1 Alph. 3 Bogen.

So häufig auch die Schriften dieser Art seit zwanzig Jahren unter den Deutschen sind, so kan doch eine jede in ihrer Art von ausgebreiteten Nutzen seyn. Indessen ist nicht zu leugnen, daß der Wiederholungen völlig ähnlicher Betrachtungen kein Ende wird, und ihre Verfasser manchmal einander um die Wette ausschreiben. Das wollen wir nun zwar von dem Christen am Sonntage auf keine Weise sagen, indessen sehen wir doch auch nicht, was er vor andern Moralisten besonders leistete, es müßte denn darin bestehn, daß er seine Leser mehr, als andere gethan haben, in die christliche Wahrheit hinein leitete und hie und da einen feyerlichen Müßiggänger am Sabbath vom verderblichen Zeitverlust abhielte. Das wäre nun allein schon überaus viel werth, wenn er das durch seine Blätter ausrichtete. Sonst aber wollen wir ihn wohl bitten, er möchte in seinen Betrachtungen bey der

sim-

simpeln natürlichen Erbauung bleiben, die innerhalb unserer menschlichen Sphäre empfunden wird, wodurch er mehr Nutzen stiften würde, als wenn er im hohen Seraphischen Ton redet, den die Söhne und Töchter der Erde selten verstehen. Zuviel sinnliches befördert nie die wahre Erbauung und das Witzige taugt zu dem Zwek gar nichts. Es ist immer ein Fehler, daß so viele Schriftsteller, die die Belehrung des Verstandes und Erweckung des Herzens in der Religion zum nächsten Zwek haben, das nicht bedenken. Man muß sich nie von der majestätischen Einfalt des Evangelii entfernen, wenn man mit Nutzen zu dessen Aufnahme etwas schreiben will. Ganze Bände von Schriften, worin man falschen Wiz und eine verdorbne Einbildungskraft in hohen Worten spielen läßt, sind nicht soviel werth als ein einiger Bogen voller gesunden Verstandes. Der Verf. mag es uns nicht übel nehmen, die Huldigung der Wissenschaften bey der Krippe Jesu, ein Traum, ist so seltsam, als wir je etwas gelesen haben, wenigstens hat es auf unser Gemüth eine ganz entgegengesezte Wirkung gehabt. Wir hatten alle Ernsthaftigkeit nöthig, um es zu Ende zu lesen, da wir Erbauung suchten. Man stelle sich vor, der V. sieht sich im Traum in den Stall zu Bethlehem versezt, wie da alle mögliche Wissenschaften, die höheren und die schönen, welche denn sämtlich zu Frauenzimmern personificirt sind, zu der Krippe Jesu hinzu treten und dem neugebohrnen Könige huldigen. Ihrer sind an der Zahl sechs und vierzig, worunter sich sogar die Ontologie, die Hydraulik, die Katoptrik und Perspectiv, die Artillerie, die Fortification und

Al-

Algebra befinden; imgleichen die Wundarzeney-kunst, Musik und Mahlerey. Nun sage uns ein verständiger Mensch, ob er je etwas so abentheuerlich-witziges gelesen habe? Wenn wider alle Wahrscheinlichkeit eines Traums die Rangordnung der Wissenschaften nicht so genau und mit wachendem Verstande gemacht wäre, so wollten wir sagen, der V. hätte bey diesem Aufsatz in der That geträumt. Und denn sehen wir nicht ein, was das ganze Ding soll. Will der V. dadurch anzeigen, daß alle Wissenschaften durch die Erscheinung Christi gewisse Vortheile erlangt hätten, oder auch, daß die Wissenschaften brauchbare Hülfsmittel zur Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheiten abgeben könnten, gut, so hätte das Materie zu einer ganz guten Betrachtung abgeben können. Aber denn mußte der V. keinem falschen Witz nachlaufen und das Träumende und Phantastische aus der ganzen Vorstellung wegschaffen. Man kann zwar sagen, das alles Licht der vernünftigen Erkenntniß, welches sich von Zeit zu Zeit in der Welt erhalten hat, ursprünglich die Offenbarung zur Quelle habe, so wollen wir auch zugeben, daß seit Christi Zeiten die Menschen durch seine Religion zu mehrerer Cultivirung der Wissenschaften sind geschikter gemacht worden, und die Gelehrten und Künstler sind als Christen verbunden, am Ende alle ihre Wissenschaft zur Ehre ihres grossen Schöpfers und Erlösers anzuwenden. Aber das ist es auch alles was man davon sagen kan. Denn was hat sonst die Sendung Christi für eine Beziehung auf die Mechanik, Artillerie und Fortification? Durch dergleichen Vorstellungen und Phantasien wird warlich die

christ-

christliche Religion eben so sehr als der gesunde Verstand und gute Geschmak beleidiget.

E.

XVII.

Grundsätze der Kritik, in drey Theilen, von Heinrich Home. Aus dem Englischen übersezt. Dritter Theil. Leipzig, in der Dyckischen Handlung, 1766. 1 Alphab. 8 Bogen in 8.

Mit Vergnügen kehren wir wieder zu einem Werke zurük, das so unterhaltend für den philosophischen Geist, und so lehrreich zur richtigen Bildung des Geschmaks ist. Den Plan und den Werth der Grundsätze desselben haben wir in der Anzeige der beyden ersten Theile der Allgem. Bibl. 3. B. 2. St. kenntlich zu machen gesucht. In diesem dritten Theile zeigt der V. vornemlich die Anwendung seiner Grundsätze auf verschiedene Gegenstände der schönen Künste und Wissenschaften, und erläutert und unterstüzt sie durch eine Menge wohlgewählter und meist immer richtig beurtheilter Beyspiele aus alten und neuen berühmten Schriftstellern. Wir wollen dem V. folgen, und das Lehrreichste aus seinen Betrachtungen auszeichnen; sollten wir alles gute daraus mittheilen, so müßten wir beynahe das ganze Buch abschreiben.

Er fängt im 19ten Kapitel mit den Vergleichungen an. — Vergleichungen unterrichten entwe-

rühren den Verstand, oder ergötzen das Herz. Sie müssen sich immer mit der verglichenen Sache in einem Umstande vereinigen, der sie einer Aehnlichkeit oder eines Kontrastes fähig macht. Daher der Gegenstand eines Sinnes mit dem Gegenstand eines andern nicht verglichen werden kann. Der beste Vorrath zu Vergleichungen liegt in den Gegenständen des Gesichts. S. 2. — Gleichnisse, die sich auf die schwächsten und entferntesten Aehnlichkeiten gründen, können wohl in der Kindheit der Poesie, durch eine Wirkung der Neuheit gefallen, fallen aber bey mehrerer Feinheit des Geschmaks in Verachtung, welches mit Exempeln aus den ältesten Poesien, dem Hohenliede Salomons, und dem Fingal bestätiget wird. S. 3. 4. (Doch wollten wir sagen, daß sie uns noch in alten Poesien, um ihres anticken Geistes, und um dieser Mine der Kindheit willen gefallen.) Dinge von derselben Art, zu einem Gleichnisse zu brauchen, oder Dinge von verschiedenen Arten in einen Kontrast zu bringen, thut keine gute Wirkung. S. 4. (wo wir doch das Exempel aus dem Shakespear S. 6. nicht passend finden.) Abstrakte Worte können nie der Gegenstand einer Vergleichung seyn, wenn sie nicht personificirt werden. S. 7. Dinge, welche nichts ähnliches oder entgegengesetztes in sich selbst haben, können sehr feine Vergleichungen geben, wenn sie in Ansehung ihrer Wirkungen mit einander verglichen werden. S. 7. — Soll die Vergleichung das Herz ergötzen: so muß sie durch die Vorstellung irgend einer unbekannten Aehnlichkeit, oder eines unbekannten Kontrastes angenehm werden, S. 8; oder sie muß den Gegenstand in ein starkes

Licht

Licht stellen, S. 13: es sey nun durch die Aehnlichkeit, wo auch niedrige Bilder statt finden, wenn der Hauptgegenstand in Absicht auf die Zahl in ein starkes Licht gesezt wird, S. 25. oder es sey durch den Kontrast, S. 26; oder ferner sie muß den Hauptgegenstand mit angenehmen Gegenständen verbinden, S. 27. welches der Erzählung mehr Mannigfaltigkeit durch neue Bilder giebt, und kurze Episoden macht, die durch ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit großes Vergnügen erwecken: eine Kunst, darin Milton so vortreflich ist: (und die auch wirklich dem epischen Gedichte am meisten angemessen ist;) oder sie muß den Gegenstand durch Aehnlichkeit oder durch Kontrast vergrößern und erheben, S. 32. oder endlich, wenn er verhaßt und unangenehm ist, verkleinern und erniedrigen. S. 36.— Wenn und wo ist aber eine Vergleichung schiklich oder unschiklich? zu Beantwortung dieser wichtigen Frage macht der V. S. 38. f. sehr gegründete Anmerkungen; als z. E. S. 44. „daß eingewurzelte Betrübniß, tie„fer Kummer, Schrecken, Gewissensangst, Verzweif„lung, kurz, alle traurige entseelende Leidenschaften, „der Feyerlichkeit und dem Gepränge der Vergleichung „gänzlich zuwider sind,„ allein es scheint uns doch hier der Engelländer hervorzublicken, der durch Shakespears und anderer Nationaldichter ungemein schöne aber am unschiklichen Ort stehende Gleichnisse so hingerissen ist, daß er ihnen auch da noch einen Plaz erlaubt, wo ihn die Fassung der Seele des Redenden gar nicht verstattet. Uns dünkt, der Mensch, der für seinen Gegenstand stark interessirt, ja gar bis zur Leidenschaft davon erhizt ist, kann wohl durch die zugleich

auf-

aufgeschwollne Einbildungskraft seinen Gegenstand in kühnen Metaphern und solchen Gleichnissen, die aus Einem Zuge bestehn, schildern; aber er das Gefühl des Interesse nicht so sehr verlieren, daß er die Vergleichung ruhig verfolgen, und nach allen ihren Theilen ausmahlen sollte. Sonst müßte er kalt und warm zugleich seyn können; warm von seinem Gegenstande, und kalt genung, der verglichenen Sache ruhig und überlegend nachzudenken. Solchen Kontrast läßt die Natur der Seele nicht zu. Die allgemeine Regel von der Schiklichkeit der Gleichnisse wird also wohl diese seyn: Kein ausgebildetes Gleichniß, es sey übrigens noch so schön, paßt sich in dem Munde desjenigen, der mit starkem Interesse und mit Affekt von seinem Hauptgegenstande spricht. Ja je schöner, desto unschiklicher. Viel eher passen sie im Kaltsinn und in der Gelassenheit des redenden, welches doch der Verf. S. 38. zu läugnen scheint: dann hat er ja rechte Muße und Ruhe, sich ganz der Vergleichung des ähnlichen oder unähnlichen zu überlassen. Bey einer sanften Gemüthsbewegung werden Gleichnisse zur Ergötzung am besten ausfallen. — Was er von fehlerhaften Vergleichungen sagt, müssen wir zum Nachlesen überlassen.

Von den Figuren. Kap. 20. — Von der Personification oder Prosopopöie. — Die Seele ist geneigt, unbelebten Dingen Empfindung beyzulegen, wenn diese gewaltsame Handlung zur Befriedigung einer Leidenschaft nöthig ist. Ein neues Beyspiel von der Gewalt der Leidenschaften über unsre Meynungen. S. 71. Klagende Leidenschaften wer-

Licht stellen, S. 13: es sey nun durch die Aehnlichkeit, wo auch niedrige Bilder statt finden, wenn der Hauptgegenstand in Absicht auf die Zahl in ein starkes Licht gesezt wird, S. 25. oder es sey durch den Kontrast, S. 26; oder ferner sie muß den Hauptgegenstand mit angenehmen Gegenständen verbinden, S. 27. welches der Erzählung mehr Mannigfaltigkeit durch neue Bilder giebt, und kurze Episoden macht, die durch ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit großes Vergnügen erwecken: eine Kunst, darin Milton so vortreflich ist: (und die auch wirklich dem epischen Gedichte am meisten angemessen ist;) oder sie muß den Gegenstand durch Aehnlichkeit oder durch Kontrast vergrößern und erheben, S. 32. oder endlich, wenn er verhaßt und unangenehm ist, verkleinern und erniedrigen. S. 36. — Wenn und wo ist aber eine Vergleichung schiklich oder unschiklich? zu Beantwortung dieser wichtigen Frage macht der V. S. 38. f. sehr gegründete Anmerkungen; als z. E. S. 44. „daß eingewurzelte Betrübniß, tie„fer Kummer, Schrecken, Gewissensangst, Verzweif„lung, kurz, alle traurige entseelende Leidenschaften, „der Feyerlichkeit und dem Gepränge der Vergleichung „gänzlich zuwider sind„ allein es scheint uns doch hier der Engelländer hervorzublicken, der durch Shakespears und anderer Nationaldichter ungemein schöne aber am unschiklichen Ort stehende Gleichnisse so hingerissen ist, daß er ihnen auch da noch einen Plaz erlaubt, wo ihn die Fassung der Seele des Redenden gar nicht verstattet. Uns dünkt, der Mensch, der für seinen Gegenstand stark interessirt, ja gar bis zur Leidenschaft davon erhizt ist, kann wohl durch die zugleich

aufgeschwollne Einbildungskraft seinen Gegenstand in kühnen Metaphern und solchen Gleichnissen, die aus Einem Zuge bestehn, schildern; aber er das Gefühl des Intereße nicht so sehr verlieren, daß er die Vergleichung ruhig verfolgen, und nach allen ihren Theilen ausmahlen sollte. Sonst müßte er kalt und warm zugleich seyn können; warm von seinem Gegenstande, und kalt genung, der verglichenen Sache ruhig und überlegend nachzudenken. Solchen Kontrast läßt die Natur der Seele nicht zu. Die allgemeine Regel von der Schiklichkeit der Gleichnisse wird also wohl diese seyn: Kein ausgebildetes Gleichniß, es sey übrigens noch so schön, paßt sich in dem Munde desjenigen, der mit starkem Intereße und mit Affekt von seinem Hauptgegenstande spricht. Ja je schöner, desto unschiklicher. Viel eher passen sie im Kaltsinn und in der Gelassenheit des redenden, welches doch der Verf. S. 38. zu läugnen scheint: dann hat er ja rechte Muße und Ruhe, sich ganz der Vergleichung des ähnlichen oder unähnlichen zu überlassen. Bey einer sanften Gemüthsbewegung werden Gleichnisse zur Ergötzung am besten ausfallen. — Was er von fehlerhaften Vergleichungen sagt, müssen wir zum Nachlesen überlassen.

Von den Figuren. Kap. 20. — Von der Personification oder Prosopopöie. — Die Seele ist geneigt, unbelebten Dingen Empfindung beyzulegen, wenn diese gewaltsame Handlung zur Befriedigung einer Leidenschaft nöthig ist. Ein neues Beyspiel von der Gewalt der Leidenschaften über unsre Meynungen. S. 71. Klagende Leidenschaften wer-

den durch nichts als durch die Sympathie anderer befriediget; und sind sie stark, so verwandeln sie selbst unbelebte Dinge in sympathisirende Wesen. S. 73. Auch das Schrecken hat diese Wirkung. S. 79. So theilt auch der Mensch seine Freude den Gegenständen mit, die um ihn sind. S. 80. Diese Leidenschaften machen vollständige Personificationen, d. h. solche, welche wenigstens auf einen Augenblik eine wirkliche Ueberzeugung von einem Leben und einer Vorstellungskraft der sonst unbelebten Gegenstände voraussetzen. Die beschreibende Poesie bedient sich aber auch unvollständiger Personificationen, welche mehr zur Sprache des Dichters, als der Leidenschaft, gehören, und so wohl ein Geschöpf, als Gegenstand der Einbildungskraft allein sind. S. 81. Abstrakte Worte und Handlungen, und alles, was vor und an sich der Seele kein Bild giebt, werden daher oft in Werken, die an die Einbildungskraft gerichtet sind, personificirt. S. 84. f. Die paßionirte Personification kann aber nicht von jeder Leidenschaft hervorgebracht werden. S. 95. Niederschlagende Leidenschaften sind ihr zuwider, und zu ernsthaft und zu streng für sie; S. 96. sie muß auch genau in den Gränzen bleiben, daß sie die Leidenschaft befriedigt, über diese Gränze hinausgedehnt, wird sie fehlerhaft, ja oft lächerlich. S. 97. Die beschreibende oder unvollständige Personification findet in der simpeln Erzählung S. 99. und bey niedrigen Gegenständen; S. 101. gar nicht statt; sie muß auch gehörig vorbereitet werden, wenn sie schiklich seyn, und ihre Wirkung thun soll; S. 103. sie muß nicht weiter getrieben werden, als so weit sie dienen kann, das Subjekt

zeit zu beleben; S. 105. und sie kann endlich nicht geschwind genung geendiget werden, da hingegen der Enthusiasmus der Leidenschaft die paßionirte Personification verlängern kann. — Von der Apostrophe. — Diese Figur hat einerley Grund mit der vorigen; S. 113. und ist auch oft mit ihr vereinigt, S. 115. auch da nur schiklich, wo jene es ist. S. 118. — Von der Hyperbol. — Das Erstaunen über das ausserordentliche eines Gegenstandes zeigt uns ihn in einem falschen Lichte, so lange die Bewegung dauert; ein Scribent, der sich diese natürliche Verblendung zu Nutze macht, bereichert seine Beschreibung durch die Hyperbol, die auch dem kaltsinnigsten Leser gefällt, weil er sieht, daß es die Wirkung der Natur in einer feurigen Einbildungskraft ist. Man ist gemeiniglich glüklicher, durch die Hyperbol zu vergrößern, als zu verkleinern; weil ein kleiner Gegenstand die Seele einzieht, und die Einbildungskraft fesselt; ein großer hingegen sie erweitert und entflammt, und zur Vergrößerung leichter verführt. S. 119. Die Hyperbol schikt sich gar nicht und ist ganz unnatürlich in der Beschreibung gewöhnlicher Dinge; bey einer niederschlagenden Leidenschaft, besonders der Betrübniß; ferner, wenn sie nicht vorbereitet ist; (es müßte sie denn der Enthusiasmus der Leidenschaft auch ohne Vorbereitung schiklich machen,) wenn sie nicht in so wenig Worte, als möglich, eingeschlossen ist: ihre natürliche Gränzen aber sind schwer zu bestimmen. S. 123. f. — Von den Mitteln oder dem Werkzeug für die handelnde Person genommen. — Von einer Figur, die bey Gegenständen, welche in Verhältnissen stehen, die

Eigenschaften des einen dem andern mittheilt. — Diese Figur haben die Kunstrichter nicht bemerkt, sie hat also auch noch keinen Namen. Beyspiele davon sind, schwindliches Ufer, frölicher Wein, kühne Wunde u. s. w. S. 130. die Seele geht in einer Reihe verbundner Gegenstände, z. E. der Ursach und Wirkung, des Ganzen und seiner Theile und umgekehrt, sanft fort, und ist geneigt, die Eigenschaften des einen auf den andern mit fortzurücken, besonders, wenn sie durch diese Eigenschaften einigermaßen erhizt wird. Aus dieser Quelle entsteht gegenwärtige Figur, welche eine Folge von der Vollkommenheit einer Sprache ist, die auch den flüchtigern Hängen und feinern Gefühlen Ausdruk geben kann. S. 132. Der Verfasser zeigt S. 133. die verschiedenen Verhältnisse an, welche diese Figur veranlassen können, wie auch, S. 135. welche Art der Verwechselung dieser Verhältnisse (denn darin besteht diese Figur,) am natürlichsten sey. — Von der Metapher und der Allegorie. — Eine Metapher ist von einem Gleichnisse nur in der Form, nicht im Wesen verschieden. Im Gleichnisse werden zwey Subjekte einander gegen über gestellt; in der Metapher wird eins in das Bild und den Ausdruk des andern gekleidet. Das Vergnügen, das sie uns giebt, liegt in der Aehnlichkeit beyder Gedanken, und in dem neuen und doch passendem Namen und Ausdrucke, der dem einen Gedanken, von dem andern entlehnt, ertheilet wird. S. 137. die Allegorie ist von der Metapher darin unterschieden, S. 141. daß sie nicht ein Ding unter dem Bilde des andern vorstellt; sondern ein Subjekt nach seinen Eigenschaften und Umständen beschreibt,

schreibt, welche den Eigenschaften und Umständen des Hauptsubjekts ähnlich sind, und dieselben vorstellen sollen. Das Hauptsubjekt wird auf diese Weise entfernt gehalten; man überläßt dem Leser, es durch Nachdenken zu entdecken, den die Entdeckung ergözt, weil sie sein eigen Werk ist. Mit einem Worte, S. 145. die Allegorie ist in jeder Absicht der hieroglyphischen Mahlerey ähnlich, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie statt der Farben Worte braucht. Ihre Wirkungen sind völlig dieselben. — Von S. 146. an folgen die Regeln für die Metapher und Allegorie, nach welchen theils ihre Richtigkeit, theils ihre Schiklichkeit bestimmt werden muß. Wir können ihm aber, ohne allzuweitläuftig zu werden, nicht Schritt vor Schritt nachgehen, und müssen uns an ein paar Anmerkungen begnügen lassen. S. 150. wird sehr richtig bemerkt, daß lange Allegorien niemals ein dauerhaftes Vergnügen geben, weil man die Bedeutung ihrer einzelnen Theile nicht behalten, und die Bedeutung des Ganzen nicht lebhaft übersehen kann. S. 159. gesteht er, daß nichts mehr Vergnügen gebe, als die Allegorie, wenn das vorstellende Subjekt in allen seinen Umständen demjenigen, das vorgestellt wird, analogisch ist. Zugleich aber behauptet er auch mit Grunde; daß man selten eine so glükliche Wahl treffe, sondern die Analogie meistens so schwach und dunkel sey, daß sie mehr verwirre als ergötze. Daher, sezt er hinzu, ist die Allegorie in der Mahlerey noch schwerer als in der Poesie; denn jene kann nur solche Aehnlichkeiten zeigen, als ins Auge fallen, da diese weit mehr Mittel hat, die Aehnlichkeit zu zeigen. Ferner, ist die Mischung

des Historischen und der Allegorie S. 160. in der Mahlerey ganz unerträglich; es bringt eine Mißhelligkeit in den Theilen hervor, und wirft eine Dunkelheit aufs Ganze. Und diese Mischung tadelt er an der Geschichte der Maria von Medicis, die Rubens im Luxenburg zu Paris gemahlt, darin wir ihm um so mehr Recht geben, je richtiger er uns dadurch den Quell zu dem unangenehmen Gefühl entdekt, das uns auf eine unerklärliche Weise bey der Betrachtung dieser Gallerie begleitet hat. Die historische Wahrheit leidet so sehr von dieser Einmischung der Allegorie, daß man immer gestört wird, diese mit so starken Farben, von Rubens geschriebene Geschichte in ihrem Zusammenhange zu lesen, und das interessante derselben mit seiner ganzen Aufmerksamkeit zu fassen. — Die Metapher in Shakespears Macbeth S. 165. darüber der Verf. auf eine so feine Art unschlüßig ist, ob sie am rechten Orte stehe, oder nicht, würden wir nicht gern weggestrichen sehen, weil sie dem Affekt des Redenden so natürlich ist, und unserm Gefühl nach so große Wirkung thut: ob wir gleich sonst geneigter sind, Methaphern und Gleichnisse bey Engelländischen Dichtern lieber wegzustreichen, als stehen zu lassen. Wir wollen unsre Leser auch davon urtheilen lassen. Macduff erhält die Nachricht, daß der Tyrann sein Weib und seine Kinder umgebracht habe. Mitten in seiner verzweiflungsvollen Betrübniß darüber frägt er den Boten, vor Entsetzen über den ganzen Umfang dieses schreklichen Unglüks, nochmals aus: „alle meine lieben „Kleinen! Sagtest du alle? Wie, alle? O Höllen„drache! alle? Wie? alle meine liebsten kleinen

„Hühn-

„Hühngen mit ihrer Henne auf einen Streich?„ Uns dünkt diese Metapher grade aus dem innigen zärtlichen Gefühl des Vaters und Mannes entsprungen zu seyn. — Von der Figur der Rede. S. 167. f. — Unter diesen Namen begreift der Verf. einen jeden Gebrauch eines Worts in einem andern Verstande, als dem, der ihm eigen ist, und zwar so, daß der neue und ungewöhnliche Verstand mit dem, den das Wort eigenthümlich hat, in einem gewissen Verhältnisse stehet. Er redet also hier von den verschiedenen Gattungen der Metonymien und Synecdochen, wie sie die Grammaticker zu nennen pflegen, und von ihrer Richtigkeit und schicklichen Anwendung, mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn. Wir haben uns aber bereits zu lange bey diesem Kapitel verweilet. Unsere Leser werden aus dem, was wir bisher angeführt haben, sattsam ersehen; mit welchem Tiefsinn der Verf. die Quellen der verschiedenen Figuren, welche von andern als Wesen, deren Entstehen unbekannt sey, verworren genung behandelt worden, in der Natur der Seele selbst aufsuche; mit welcher Scharfsinnigkeit er die Regeln bestimme, nach welchen ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit beurtheilt werden muß; und mit welch einem feinen Geschmak er den Ort anzeige, wo sie mit Anstand gebraucht werden dürfen oder nicht.

Von der Erzählung und der Beschreibung Kap. 21. — Wir wollen hier nur besonders merkwürdige Urtheile des Verf. herausheben. In der Erzählung und Beschreibung müssen dem Leser solche vollständige Bilder gegeben werden, S. 201. daß er sich selbst vergißt, und durch eine Bezauberung an den

Ort selbst, und in die Zeit der Begebenheit versezt, und gleichsam in einen Zuschauer verwandelt wird, unter dessen Augen die ganze Sache vorgeht. Daher muß der erzählende Theil eines epischen Gedichts in der Lebhaftigkeit und Richtigkeit seiner Schilderungen mit der Mahlerey wetteifern; u. s. w. Voltairens Henriade fehlt gewaltig wider diese Regel. Jeder Vorfall wird nur überhaupt berührt, ohne daß sich der Dichter jemals in die Umstände einläßt. Diese Manier ist in einer allgemeinen Geschichte gut, aber in einer Fabel, die einen ganz andern Endzwek hat, ist sie frostig und uninteressant. S. 206. Oft thut ein einzelner, glüklich gewählter Umstand mehr Wirkung, als die mühsamste Beschreibung. S. 208. Einen Charakter zu zeichnen, ist das Meisterstük der Beschreibung. Tacitus ist hierin vortreflich; seine Portraite sind natürlich und lebhaft, kein Gesichtszug fehlt, keiner ist am unrechten Orte. Shakespear übertrift ihn aber noch an Lebhaftigkeit, der irgend einen charakteristischen Umstand erfindet oder ergreift, der besser nach dem Leben schildert, als eine Menge Worte. S. 215. — Der Ton des Ausdruks in der Beschreibung muß dem Subjekt gemäß gestimmt seyn; das erhabene erhaben, das gemeine gemein, das ernsthafte und wichtige simpel und nervigt u. s. w. ausgedrukt werden. S. 225. In einem didaktischen Werke, wie der Esprit des Loix, läßt Montesquieu seiner Einbildungskraft zu sehr den Zügel. Der Ton seiner Sprache hebt sich oft über sein Subjekt. S. 229. Die Sprache des Homer ist ihrem Subjekt so richtig angemessen, als es die Handlungen und Gesinnungen

den

den Charaktern seiner Helden sind. Virgil erreicht diese Vollkommenheit nicht, seine Sprache bleibt immer feyerlich, auch wann er sich zu den gemeinsten Dingen herabläßt. In dieser Kunst ist kein Scribent dem Swift gleich. S. 232. Scribenten von der niedrigern Klasse ruhen nie von der Anstrengung, ihr Subjekt durch Vergrößerungen und Superlative zu beleben und zu vergrößern. Zum Unglük verleiten sie den Leser durch den Kontrast dieses überspannten Tons mit dem Subjekt, noch schlechter von dem Subjekt zu denken, als es verdienen mag. Als schlechte Wirthe erschöpfen sie überdem ihren Vorrath, daß sie für wichtige Dinge keinen Nachdruk übrig behalten. S. 233. (Wie wahr und wie lehrreich ist diese Anmerkung für unsre Dichter und beynahe für alle unsre Redner!) — Scribenten von Genie wissen, daß es der beste Zugang zum Herzen ist, den Leser zum Augenzeugen zu machen. Sie stellen daher jedes Ding so vor, als ob es vor unsern Augen vorginge; sie machen alles dramatisch und individuell, und verwandeln den Leser in einen Zuschauer. S. 235. Shakespears Styl ist aus diesem Gesichtspunkte vortreflich; S. 237. Und es ist einer von Homers Vortheilen gewesen, daß sich zu seiner Zeit die allgemeinen Worte noch nicht gehäuft hatten. S. 238. Die Wiederholungen im Homer, welche so viel kritisirt worden, dienen dazu, die Erzählung dramatisch zu machen, und ihr einen Schein der Wahrheit zu geben, indem sie uns die Unterredungen so vorlegen, als wenn sie vor unsern Augen geschähen. Seite 244.

Von epischen und dramatischen Werken. Kap. 22. — Beyde Dichtungsarten können nach S. 270. f. in zwo Gattungen unterschieden werden, nemlich in die pathetische und in die moralische. Jener Absicht geht nicht weiter, als die Leidenschaften zu erregen, und Gemälde von Tugenden und Lastern zu geben; diese aber soll eine gewisse moralische Wahrheit in ein starkes Licht setzen, indem sie die natürliche Verbindung zwischen unordentlichen Leidenschaften und äusserlichen Unglüksfällen zeigt. Die vortheilhaften Eindrücke dieser leztern werden hier sehr wohl auseinander gesezt. Jene erregt das Mitleid, und diese, ausser dem Mitleid noch eine mit Furcht und Schrecken verbundene Reflexion auf sich selbst, daß man durch ähnliche Leidenschaften in ähnliche Unglüksfälle gerathen könne. Und aus dieser richtigen Bemerkung erläutert der V. S. 278. den Begrif des Aristoteles vom Trauerspiel, den seine Ausleger gar verschiedentlich gedeutet haben, wie uns dünkt, ganz vollkommen; „daß es nemlich vermittelst des Mitleids und Schreckens, alle Gattungen von Leidenschaft in uns reinige.„ Er versteht also den Aristoteles so, daß er seinen Begriff nur auf moralische Dramata eingeschränkt habe; der Verf. will aber S. 281. f. aus Gründen, die man gelten lassen muß, daß die pathetische Art, deren richtige Beschaffenheit er beschreibt, nicht vom Theater ausgeschlossen sey. Was er S. 276. f. von dem schiklichen Subjekt zu einer epischen oder dramatischen Handlung sagt, verdient allen Beyfall. — Die Regel, die er S. 286. f. giebt, daß diese Gedichte nicht willkührlich, sondern nach den Pausen, welche die Hand-

lung

kanig macht, in ihre Gesänge und Akte getheilt werden müssen, ist sehr wichtig für den Eindruk und das Interesse des Ganzen, und sollte von den Dichtern mehr als es gewöhnlich ist, beobachtet werden. — In einem theatralischen Werke sollen nach S. 288. keine höhere Wesen auf die Bühne gebracht werden; und gegen die Einführung der Maschinen und die Vermischung der Handlungen der Götter und Menschen erklärt er sich im folgenden mit vielem Nachdruk: Homers Götter, sagt er S. 290. kann man aus der Religion der Griechen rechtfertigen, aber sie machen doch seinen Gedichten keine Ehre. Im befreyten Jerusalem ist diese Vermischung ein Hauptfehler, und in der Henriade wird sie ganz unerträglich; welches er allein für zureichend hält, derselben kein langes Leben zu versprechen. S. 293. Auch die Einführung der unsichtbaren Wesen unserer Religion findet er S. 297. in der Epopee unstatthaft, wo doch seine Gründe von dem Uebersetzer aus dem Exempel der Meßiade wohl widerlegt werden. (Man könnte noch hinzusetzen, daß die Gottheit, Engel, Teufel und Menschen in die Haupthandlung der Meßiade gleich stark intereßirt sind, und zur Beförderung oder Verhinderung der Katastrophe, vermöge ihrer eigenthümlichen Charaktere mitwirken müssen.) Aber darin hat der V. S. 298. sehr Recht, daß sich allegorische Personen nicht in die Haupthandlung mengen, und mit den wirklichen Personen zusammen wirken dürfen. — Den richtigen Begrif von einer Episode und von der doppelten Fabel in der Tragödie müssen wir S. 300. f. zum Nachlesen empfehlen. — S. 307. führet er den

be-

besten Grund an, den wir noch gefunden haben, warum gewaltsame Handlungen vom Theater ausgeschlossen seyn müssen. Darum, sagt er, weil der Zuschauer dadurch eine solche Erschütterung bekömt, daß er aus der Verblendung, darin er war, als sehe er eine wirkliche Begebenheit, herausgerissen wird, und auf einmal wahrnimt, daß alles Erdichtung sey. — Von der Kunst zu dialogiren giebt er uns noch S. 310. eine sehr angemessene Idee die wir hier auszeichnen wollen, da diese Kunst unter uns noch so selten ist. „Jede „einzle Rede, sagt er, sie mag kurz oder lang seyn, „muß aus demjenigen entspringen, was die vorherge„hende Person gesagt hat; und Materie zu demjeni„gen geben, was nachher gesagt werden wird, bis zum „Ende der Scene. Aus diesem Gesichtspunkte sind „alle die Reden, von der ersten bis zur lezten, so viel „verschiedene Glieder, die sich alle in eine regelmäßige „Kette vereinigen.„ Shakespear ist nach seinem Ausspruch der größte Meister in dieser Kunst unter den Alten und Neuern. Auch die Anmerkung ist sehr fein und wahr S. 311, daß man die Rede im Gespräch nicht weiter fortsetzen müsse, als es die Ungedult der Person (wir sezen noch hinzu: auch ihr Charakter,) erlaubt. Eine Regel, wider welche oft gesündiget, und groser Mißstand verursacht wird.

Von den drey Einheiten. Kap. 23. — Nach einer recht philosophischen Untersuchung der Gründe, welche von Seiten der Natur sowohl, als der menschlichen Seele, die Einheit der Handlung nothwendig machen, S. 314. f. wie fehlerhaft also eine doppelte Fabel S. 319. und wie unnüz und ausstreichens-

chenswürdig jeder Auftritt sey, der sich nicht auf die Hauptbegebenheit oder deren Entwickelung beziehe", S. 321; unternimmt es der Verf. in diesem Kapitel hauptsächlich S. 323. f. zu beweisen, daß die Einheit der Zeit und des Orts dem neuern Theater so wesentlich nicht sey, als dem Theater der Griechen. Wir gestehen, daß wir uns über den Muth gefreuet haben, mit welchem er diese unnöthigen Fesseln der theatralischen Dichtkunst zu zerreissen bemüht ist; nicht weniger auch über die scharfsinnige Art, womit er es zu bewerkstelligen sucht: wir können uns daher nicht entbrechen, unsere Leser mit diesem ganz neuen Versuch bekannt zu machen. — Bey den Griechen wurde der Chor, welcher der Tragödie den Ursprung gegeben, immer als ein wesentlicher Theil ihrer Einrichtung betrachtet. Er blieb das ganze Stük durch auf der Bühne. Das griechische Drama war also eine fortwährende Vorstellung, die nie unterbrochen wurde. Eine solche fortwährende Vorstellung ohne Pause giebt keine Gelegenheit, den Ort der Handlung zu verändern, und hat nebst dem eine kurze Dauer. Wir haben den Chor fahren lassen, und trennen die Vorstellung durch Zwischenräume der Zeit, während denen die Bühne ledig ist, und das Schauspiel stille steht. Die Zeit, welche unterdessen zu vergehen geglaubt wird, wird nicht nach der Zeit des wahren Stillstandes gemessen; und zwischen der Loge, darin wir sitzen, und dem Orte, wo wir annehmen, daß die Dinge in unsrer Abwesenheit vorgehen, wird keine Verbindung gemacht. Unser Drama kann also besser als das Griechische, das durch

Zeit

Zeit und Ort eingeschränkt war, zu solchen Subjekten geschikt seyn, die sich durch einen weiten Umfang der Zeit und des Orts erstrecken. Freylich muß jeder Akt für sich Einheit der Zeit und des Orts haben, weil während desselben die Vorstellung nicht unterbrochen werden darf. Aber in den Zwischenakten, nach einer Pause in der Vorstellung, ist es dem Zuschauer nicht schwerer, sich an einem andern Ort oder in eine entferntere Zeitperiode versezt zu glauben, als Talchlicht für Sonnenschein, und bemahltes Leinen für einen Pallast anzunehmen. Zwar bleibt die Einheit der Zeit und des Orts eine Vollkommenheit, die aber die Handlung und das Genie so sehr einschränkt, daß sie wichtigern und wesentlichern Vollkommenheiten der Handlung selbst aufgeopfert werden muß. Und warum wollen wir das Joch dieser Einschränkung tragen, da wir doch das Chor der Alten nicht haben, dem zu Gefallen sie es vornemlich übernommen hatten. Wäre es aber nicht besser, in unsern Trauerspielen das Chor der Alten wieder herzustellen, anstatt der Pausen, die wir zwischen den Akten machen; wodurch ja die Illusion des Zuschauers ganz vernichtet wird? Nein, sagt der Verfasser. Das Chor verstattet zwar keine Pause in der Vorstellung, aber das alte Drama hat mit dem Ende jedes Akts eben sowohl eine Pause in der Handlung, als die unsrigen, welche der Illusion nicht minder nachtheilig ist. Ueberdem, sezt er hinzu, (und diese Anmerkung scheint uns eben so wahr als fein zu seyn,) ist eine fortwährende Vorstellung ohne Pause unsern Gemüthskräften nicht angemessen. Die durch das Schauspiel angestrengte Aufmerksamkeit und das

be-

dadurch bewegte Gemüth dauert in der Lage, darin es gesezt ist, nicht die ganze Handlung aus: es macht da ohngefähr selbst Pausen, wo der geendigte Akt eine macht, und machte dieser auch keine, so würde doch die Illusion von selbst verschwinden, und die Seele Erquickung und Ruhe von ihrer Anstrengung suchen. Anstatt der Chöre schlägt er also vor, die Zwischenzeit zwischen den Akten, die freylich nach der gewöhnlichen Art unsrer Bühne, den Zuschauer ganz der Zerstreuung überläßt, mit einer Instrumental- und Vocalmusik auszufüllen, welche eine Beziehung auf das Stük hat; und wo nicht den Strom, doch den Ton der Leidenschaft, bis zum Anfang des neuen Akts dadurch zu erhalten. (Ein Vorschlag, der von des Verf. Genie zeugt, und die Verwandschaft der schönen Künste genauer machen würde.) So würden wir, meynt er, alle Vortheile des Chores der Alten, ohne die daher entstehende sclavische Einschränkung der Zeit und des Orts besitzen, deren Zwang alte und neue Dichter zu vielen Unschiklichkeiten genöthiget hat, wie er mit einer Menge von Exempeln beweißt. — Kunstverständige Leser werden durch diesen kurzen Abriß der Gedanken des Verf. gereizt werden, die Ausführung selbst genauer zu prüfen, und seinen Vorschlag zu beherzigen.

Wir haben uns bey dieser Materie so lange verweilt, daß wir das folgende 24. Kap. welches von dem Gartenbau und der Architektur handelt, mit Stillschweigen übergehn müssen. Wir wenden uns also zum lezten Kapitel, darin er die Regel des Geschmaks aufsucht. Hier hätten wir mehr Bestimmung erwartet, als wir gefunden haben. Uns dünkt,

es hätte dem Verf. leicht seyn können, aus denen Beobachtungen und Grundsätzen, die er in diesem Werk entwickelt hat, die Regel des Geschmaks lichtvoller darzustellen, als es von ihm geschehen ist. Indessen findet man auch hier einige feine Beobachtungen, die minder scharfsinnigen nicht so in die Augen gefallen seyn würden, als unserm Verf. Es giebt, sagt er, eine Regel des Geschmaks. Denn ob es gleich eine Menge Ergözungen giebt, die von gleichem Range zu seyn scheinen, oder wo der Unterschied des Ranges so fein ist, daß er von den Menschen kaum bemerkt werden kann; in deren Absicht man also sagen kann, daß man über den Geschmak nicht streiten müsse: so giebt es doch auch eine Menge anderer, die sich auf das Gefühl oder auf die Ueberzeugung einer gemeinschaftlichen Natur gründen; oder die aus dem Grunde gefallen, weil sie der Art oder gemeinschaftlichen Natur des Dinges, darin sie angetroffen werden, gemäß sind. Diese gemeinschaftliche Natur wird als ein Modell, oder als eine Regel für jedes einzelne Geschöpf, das zu der Gattung gehört, betrachtet. Alle Abweichungen davon missfallen uns; S. 432. und Meynungen, die davon abweichen, oder uns davon abzuweichen scheinen, setzen uns in Unruhe und Verdruß. Es giebt also eine Regel, sowohl für die Sitten als für die schönen Künste, die sich auf dieses Gefühl der allgemeinen Natur gründet. — Aber welches ist die wahre Regel der Natur? Das allgemeine Gefühl vom richtigen und unrichtigen ist in den schönen Künsten schwach und wankend; wir können uns auch nicht sicher auf einen örtlichen oder vorüber-

ge-

gehenden Geschmak verlassen, sondern auf den, der unter feinern Nationen am allgemeinsten und dauerhaftesten ist. Zu einem Richter in diesem Punkt wird erfordert, daß er einen guten natürlichen Geschmak habe, welcher im 2ten Theil des zweyten Kapitels beschrieben worden; daß dieser Geschmak durch viel Uebung, Beobachtung und Nachdenken geschliffen sey, welches wohl erläutert wird; er muß, welches wohl die Hauptsache ist, den unauslöschlichen Charaktern des hohen oder niedrigen, des einfachen oder zierlichen u. s. w. angemessen seyn, welche die Natur ihren Werken eingeprägt hat; er muß mit einem Wort, den wahren Grundsätzen der Kritik gemäß seyn, welche der V. aus der Natur der Seele und aus der Natur der Gegenstände ihres Vergnügens oder Misvergnügens hergeleitet hat. — Leser, welche philosophische Aussichten in die feinere Bildung der Natur lieben, werden hoffentlich nicht unzufrieden darüber seyn, daß wir uns bey diesem Werke verweilet haben; und sie werden im Werke selbst noch mehr Befriedigung suchen.

B.

XVIII.

Fr. Cas. Medicus, Churpfälz. Garnisonsphys. in Manheim s. w. Geschichte periodischer Krankheiten. Erstes und zweytes Buch. Carlsruhe bey Maklot, 1764. 370 Seiten in 8. in fortlaufender Seitenzahl.

Periodische Krankheiten sind die, so zu bestimmten Zeiten ohne Fieber erscheinen. Das erste Buch beschreibt ihre Geschichte unter fünf Rubricken, nachdem sie den Körper allgemein, oder den Kopf, die Brust, den Unterleib oder die Gliedmassen befallen und unter diese Rubricken sind eine Menge von Zufällen geordnet, wovon die Bemerkungen der Aerzte nach der Zeitordnung mit ungemeinem Fleiße gesammelt sind. Die Schriften der Akademie der Naturforscher, dies Magazin des Wundervollen in der Arzney, haben dazu eine beträchtliche Lieferung gegeben. Hie und da freylich findet Hr. M. eine Wiederkehr periodisch, wo wir blos eine Wiederkehr finden: aber wenn auch eins und das andre ausfällt: so sind doch noch der Bemerkungen genung, die erweisen, daß nicht leicht eine Krankheit ist, an die sich das Periodische nicht bisweilen anhängt. Hie und da fallen auch die periodischen Zufälle sehr ins Kleine und die Bemerkungen der Aerzte ins Wunderbare. Wir haben oft beym Lesen eine schärfere Wahl und dafür bey Krankheiten, die öfter als andre periodisch werden, als die hypochondrische, hysterische, arthritische u. a. Zufälle sind, mehr Reichthum gewünscht. Auch wundert uns, um nur eins zu nennen, daß der Bemerkungen vom periodischen Blutspeyen nicht mehr sind. Unter andern fehlen die Bemerkungen Stahls, Hoffmanns und Wagners (diss. de haemopt. habitual. curat.) welche lezte Hr. M. auch seiner Theorie wegen mit Vergnügen lesen wird. Dem Monde räumet er keinen Einfluß in diese Krankheiten ein, selbst nicht, wenn sie mit desselben Revolutionen kommen und

gehn. Wo also mondsüchtige Aerzte nach demselben rechnen, ändert er alles auf Tage, Wochen s. w. ab.

Im zweyten Buche folgt die Theorie und Heilungsart derselben.

Wechselfieber und periodische Krankheiten sind unterschieden, weil diese ohne Fieber sind: aber sie sind doch genau verschwistert. Denn 1) Zufälle, die diesmal für sich periodische Krankheiten machen, vereinigen sich ein andermal mit Wechselfiebern und geben eine bösartige Gattung derselben. 2) Oft löset ein Wechselfieber einen periodischen Zufall ab und noch öfter, besonders bey unvollkommen gehobenen Wechselfiebern, trit eine periodische Krankheit in die Stelle. Da muß der Arzt den periodischen Zufall nicht mit einer neuen Heilungsart, als einen morbum primarium, zu heben suchen; sondern auf das ursprügliche Wechselfieber achten. Oft sind auch die Zwischenzeiten der periodischen Zufälle so unordentlich und versteckt, wie unordentliche Wechselfieber es selbst sind, und da gehört ein scharfes Auge dazu, sie auszuspähen. Zwo wichtige Regeln! 3) Wie bey Wechselfiebern, so auch hier giebt es Zwischenzeiten, die aber nicht immer ganz frey, sondern oft mehr Nachlassungen mit kleinen Zwischenzufällen, als eine völlige Ruhezeit sind. Noch mehr aber erhellt die Verwandschaft 4) aus dem Urin der Zwischenzeit, der sich mit dem ziegelfarbigen Bodensatze bricht und 5) aus der Heilungsart, die an beyden dieselbe ist. Das Periodische wird also ein Merkmal einer Hauptklasse von Krankheiten, die vier Gattungen unter sich hat; 1) ordentliche und un-

unordentliche; 2) durch die Länge des Anfalls oder ein ungewöhnliches Symptom bösartige Wechselfieber; 3) periodische Krankheiten; 4) Krankheiten, bey denen durch Fehler der periodische Charakter ausgelöscht ist, die aber doch durch die Kenntniß des vorhergegangenen unter diese Classe gebracht werden müssen. Sollte es nicht besser gewesen seyn, die unordentlichen Wechselfieber unter die zweyte Gattung zu bringen und also ordentliche und abartige Wechselfieber; ordentliche und abartige periodische Krankheiten als vier Gattungen festzusetzen? Morton, Sydenham, Swieten, Senac, Huxham, de Haen, Störk und Lauter haben diese Zufälle als maskirte oder topische Wechselfieber eines bestimmten Theils angesehn und alter, als sie sind, ist die Kenntniß derselben auch nicht. Hr. M. will mit Recht das kein Wechselfieber genannt wissen, was kein Fieber ist.

Die Semiotik der periodischen Krankheiten ist diese: 1) der Anfall trit unvermuthet an und zieht unvermuthet wieder ab, ohne sonderlich etwas nachzulassen. Eine betrügliche Ruhe, durch die der Arzt sich nicht einwiegen lassen muß. Bey periodischen Schlagflüssen besonders wird sie oft mit dem Tode bezahlt und muß also den Arzt in die äusserste Wirksamkeit versetzen. 2) Der wiederkehrende Anfall macht uns gewisser: aber bey langen Zwischenzeiten sieht man oft über das Periodische weg. Aber wenn das erste Merkmal gewesen, sey man nie vor der periodischen Wiederkehr sicher, wo die Sicherheit so leicht tödlich werden kann. Noch mehr Argwohn schöpfe man 3) bey einer Epidemie und wenn schon mehrere leiden. Vorzüg-

züglich, wenn Wechselfieber herrschen, werden auch andre Zufälle leicht ein periodisches Gepräge überkommen und sind jene dazu bösartig; so wird sich der Charakter der Epidemie auch gerne an diese hängen. 4) Den Urin mit ziegelfarbigen Satze haben schon Morton, Sydenham, Huxham, Senac und Lauter, bezeichnend gefunden; er ist es auch sehr; nur ist er nicht stets da; bisweilen verschwindet er, wie er bey Wechselfiebern auch thut; und andre Kennzeichen müssen mit deuten. Doch gebe man von Anfang des Uebels ja darauf Acht, und bey unordentlichen periodischen Krankheiten verräth er oft allein das Periodische.

Die Ursachen des Periodischen sind uns, ungeachtet vieler darüber ersonnenen Hypothesen, unbekannt. Der Antheil der Gestirne und vorzüglich des Monds daran ist ein alter Saz, der durch die newtonische Erklärung der Ebbe und Fluth und durch Meads Ansehen von neuem Glük gemacht hat. Hr. M. ist über jene Erklärung und Meads darauf sich gründende Hypothese fast etwas zu sehr weitläuftig und in der Widerlegung thut er uns nicht völlig Genüge. Der Lauf der meisten periodischen Krankheiten, sagt er, stimmt nicht zum Laufe der Gestirne. Aber wenn er denn nur mit einigen harmonirt. Hat doch Mead auch nicht alle periodische Zufälle daraus hergeleitet. Der Grund dagegen aus der Verwandschaft mit den Wechselfiebern, die noch niemand der Herrschaft des Mondes unterworfen hat, ist von Hr. M. übersehen und die Analogie ist doch in der Arzeney durchaus wichtig. Dem heilenden Arzte, sagt Hr. M. und wir stimmen gerne bey, ist genug, das Periodische in Krank-

 hei-

heiten, (von den meisten sezt er richtig hinzu: ex utero enim alia aegritudinum periodicarum cohors subnascitur) entsteht aus den ersten Wegen und zwar 1) aus derselben widernatürlich vermehrten Reizbarkeit, die desto grösser ist, je lockerer die Consistenz des alle Theile verbindenden Gluten sich findet, woher auch oft stärkende Mittel, die dem Gluten mehr Cohäsion und den Fasern mehr Vestigkeit geben, besonders die Rinde und die Bewegung die ganze Cur vollenden. Es entsteht 2) aus der Menge oder schlechten Beschaffenheit der Galle, die auch ohne Fehler der Leber sich äussern; 3) aus dem zähen beschwerenden oder scharfen reizenden Schleime; 4) aus Unverdaulichkeit aller Art; endlich 5) von Würmern: und nicht selten aus allen vier lezten Ursachen zusammen; (Wir überlassen dem Hr. M. zu bedenken, ob allemal eine erhöhte und nicht zu Zeiten auch eine geschwächte Reizbarkeit bey periodischen Zufällen in die Aetiologie gehöre und ob nicht der Grundsaz der abwechselnden Spannung und Erschlaffung, der in der Natur zu sehr zu Hause ist, wenigstens eine Erläuterung gebe.) Warum aber diese Ursachen oft so lange im Körper ruhen, bevor sie Bewegungen verursachen und warum sie an einem andern Orte, als ihrem Sitze, ihre Gewalt ausüben? Darin gesteht Hr. M. seine Unwissenheit. Der Consensus oder die Sympathie der ersten Wege mit andern Theilen ist dunkel und unbestimmt. Doch kann man sich nicht bestimmter ausdrücken. Man hat sie in dem Zusammenhange des Geäders, der Nerven, der Häute und des zelligen Gewebes; man hat sie in dem gleichartigen Baue der Theile gesucht: aber es

ist

ist alles zu ungewiß. Uns dünkt doch die Sympathie der Nerven, womit diese Gegend so reichlich versehen ist und deren Zufälle unter den periodischen Krankheiten eine so beträchtliche Zahl ausmachen, einigen Vorzug zu verdienen: auch der Gedanke des Sydenham und Swieten von der topischen Schwäche eines Theils vor dem andern einigermassen die Frage aufzulösen, woher Fehler des Unterleibes an diesem oder jenem Orte oft ihre Folge äussern und bisweilen gar ihre Metastasen machen? Uebrigens dünkt es Hr. M. es möchte der Grund des Periodischen wohl in dem Baue des Magens und in dem periodischen Genusse der Speise liegen. Vermuthlich denkt er, der Magen erhalte eine solche Fertigkeit, periodisch zu wirken, daß er auch periodisch zu leiden gewöhnt werde. Der Gedanke ist wenigstens witzig. Endlich nimmt Herr M. auch das an, was die Schulen Deuteropathie nennen; nemlich das ein periodischer Zufall aus obigen Ursachen entstehen: aber durch eine Versetzung den krankmachenden Stoff auf den leidenden Theil werfen kann.

Die Cur erfordert 1) die Wegschaffung der Unreinigkeiten. Brechen ist am besten und zwar mit wenig Granen oder mit dem wässerigen Aufgusse der Ipecacuanha bey empfindlichen Subjecten: bey schweren Fällen aber, als bey der Epilepsie, mit antimonialischen Zubereitungen. Gegen gallige Unreinigkeiten übertrifft Magnesia mit Weinstein auch wohl mit der Rinde alles andre weit, und bey dieser Gelegenheit redet Hr. M. den absorbirenden Mitteln das Wort, die das vorige Jahrhundert vergötterte, und die zu

verachten, wirklich eine Weile her mit zum medicinischen Modeton gehört. Dem zähen verhärteten Schleime gebühren Clystiere und Kämpfs Methode; Oele, besonders Baumöl, mit und ohne Laxirmittel, um die Nabelgegend eingerieben ist diensam, wo der Kranke nicht einnehmen will und nebst Stuhlzapfen und Clystieren nöthig, wo bey Schlagflüssen, Epilepsie, Starr- und Schlafsucht im Anfalle nichts eingegeben werden kann. Unter wurmtreibenden Mitteln empfiehlt er die Rinde und Baum- Nuß- oder Leinöl, etliche Tage gebraucht und dann darauf abgeführt. Nach ausgeführten Unreinigkeiten muß 2) die Reizbarkeit gemindert und die Fasern gestärkt werden. Man sezt deswegen die Rinde von den abführenden Mitteln bey und giebt sie nachher nicht sparsam in kurzen Zwischenzeiten, doch allemal nachdem die Indication ist. Zeigt sich Vollblütigkeit und Entzündung, oder Neigung zur Fäulniß, oder kalter Schleim, oder ein empörtes Nervensystem oder eine große Schwäche der festen Theile; so verbindet man damit Aderlässe und kühlende Mittel, vegetabilische Säuren, oder Arnim, Pimpinell, Rhabarber und Digestivmittel, oder Mohnsaft, oder stärkere Bewegung, die ohnehin bey der Rinde nothwendig ist. Nächst der Rinde preißt er Citronen- und Pomeranzenschalen, Pfeffer und Digestivmittel an. 3) Die nach andern Theilen versezte Materie aber muß man durch Blutigel, Schröpfen, Blasenziehen und abschneiden der Haare von der leidenden Stelle heraus locken. Unsre Leser finden in diesem Abrisse (denn höher schlägt ihn der bescheidne Verf. nicht an) einen gelehrten und denkenden Arzt

mit

mit dem guten Schriftsteller verbunden. Sein System ist nicht neu und darauf macht er auch keinen Anspruch. Es haben schon viele, die er auch treulich nennt, bemerkt, daß andre Krankheiten die Maske der Wechselfieber annähmen: aber ihre Erfahrungen hat er unter einen Blik gesammelt, wohl geordnet und die Betrachtungen andrer in einen Zusammenhang gebracht, verbessert und so erweitert, daß sie wirklich eine große Aussicht im Felde der Pathologie eröfnen, die erst von gestern ist und die in der Pathologie, so uns die Schulen geben, einen Plaz verdienet. Nur nicht sehr viel, aber sehr bewährte Zeugen — nicht häufige, aber die Probe der Kritik aushaltende Bemerkungen — in Kleinigkeiten sparsam — in wichtigen und öfter periodischen Zufällen reichlich — dies empfehlen wir einem Manne, dem seine Wissenschaft so sehr am Herzen liegt und dem sie schon wirklich Verbindlichkeit hat. Im 3ten Buche will Hr. M. seine allgemeine Theorie und Curart auf jeden besondern Zufall anwenden. Wir sind begierig zu sehen, ob alles so ungekünstelt aus einem Grundsatze fliessen wird. Wenn in der Natur mehr Triebfedern in der Regel periodisch wirken: sollten dann periodische Abfälle ohne Zwang alle nur Einer zu Schulden kommen?

M. *

XIX.

Poetische Schriften, von Friedrich Wilhelm Zachariä. Neun Bände in klein Octav, ohne Ort und Jahrzahl.

Herr Zachariä giebt hier der Welt eine neue und sehr ausgebesserte Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Sie ist bekanntermassen auf Pränumeration gedrukt worden. Wir freuen uns aus dem vorangesezten Register der Vorausbezahlenden zu sehen, daß die Liebe zu den Werken unserer besten Dichter sich auch in verschiedene Stände ausbreitet, bey welchen sie sonst sehr fremd war, und daß das Publicum nicht ganz unthätig gewesen ist, das Vornehmen des Hrn. Zachariä zu unterstützen. Auf der einen Seite zwar, scheint eine Zahl von etwa fünf hundert und funfzig Pränumeranten, (denn ohngefähr so viel haben wir gezählet) gegen den großen Umfang Deutschlandes, und die zahlreiche Menge seiner Einwohner eine sehr geringe Kleinigkeit zu seyn, da wir uns erinnern, vor engländischen auf Pränumeration gedrukten Büchern, bloß aus der Stadt London, und den umliegenden Gegenden mehr als tausend Namen der Vorausbezahlenden gelesen zu haben: wenn man aber auch auf der andern Seite bedenkt, daß die meisten Schriften des Hrn. Z. schon oft gedrukt, und in sehr vieler Leute Händen sind, theils auch sich der kalten Gleichgültigkeit erinnert, mit der der größte Theil des deutschen Publici die Werke des Geistes aufzunehmen pfleget; so kann man nicht umhin, auch einen kleinen Anschein einer glüklichen Veränderung mit Vergnügen zu betrachten.

Die

Die Werke des Hrn. Z. sind von ihrer guten und auch von ihrer schwachen Seite bereits so bekannt, daß es sehr unnöthig seyn würde, uns hier über ihren Werth weitläuftig herauszulassen. Zu dem hat Hr. Z. diese Ausgabe so bedächtlich angekündigt, und gegen die vorigen Ausgaben gerechnet, mit so ungemeinem Fleiße verbessert, daß man sehr wahrscheinlich urtheilen kann, daß er izt seine Werke so heraus gegeben, wie sie für die Nachwelt bleiben sollen; (ja so eben sehen wir, daß Hr. Z. wirklich in der Vorrede verspricht, er wolle keine fernere Veränderungen machen.) Es würden also alle Erinnerungen die man etwa zu ihrer mehrern Vervollkomnung machen könnte, doch nur unnöthig seyn.

Bey der Verbesserung seiner Gedichte hat sich Hr. Z. in der That ungemeine Mühe gegeben. Er hat nicht allein verschiedenen Kriticken auszuweichen gesucht, sondern er hat auch auf die poetische Sprache viel Sorgfalt gewendet, um die, sonderlich seinen Hexametern (vielleicht nicht ohne Grund) vorgeworfene Härte und Unbiegsamkeit zu mildern. Insbesondere haben wir uns über den großen Fleiß gewundert, mit dem er seine Tageszeiten durchgeackert hat, so daß von manchem Verse kaum ein Paar Worte stehen blieben. Es ist auch nicht zu läugnen, daß izt viele Scansionen weniger unrichtig, manche Beywörter weniger überflüßig oder schielend, sehr viele Hexameter weniger steif und ungelenk sind. Inzwischen, indem wir seinen mühsamen Fleiß, seinen guten Willen etwas minder fehlerhaftes zu liefern, aufrichtig rühmen, müssen wir doch auch gestehen, daß er uns nicht völlige

Ge-

Genüge geleistet hat
reimfreye Verse hab
noch immer keinen h
immer noch mehr al
sers Erachtens füglich
nigen Stücken, deren
schen Schönheiten bey
Schöpfung der Höl
ne Fehler abzuwischen

Wir wollen nur
dichten sagen, die in
sind. Im zweyte
prosaische mit wenige
die sehr uneigentlich
überschrieben ist. Es
jemand Z. Namens
in Gesellschaft eines
rosenwangigte Hyl
gethan hat. Diese
als sie vorgegangen s
poetische Anlage; M
wollen, daß der Z.
dem Wirthshauße di
herer und eine Zaub
knaben, der ihnen den
sylphen, und ich we
das sie irgendwo in [illegible] mit Wachslichtern er-
leuchteten Saale, wo Wacholderholz in einem
Camin brannte, unter einem krystallnen Spie-
gel eine Cyther lag, und in der Ecke ein Cym-
bal stand, mag bewillkommet haben, die Nymphe
Her-

Hercynia betitelt. Wenn diese wenige Benennungen und etwas ziemlich gesuchter Spaß diese Erzählung zu einem scherzhaften Heldengedichte machen können, so mag es denn unserthalben eins seyn. Doch wäre es unsers Erachtens besser gewesen über diese kleine Reise, einen solchen Brief zu schreiben, als Bachaumont und la Chapelle einst schrieben und in der That, wenn uns die reichlich ausgestreute Beywörter, und eine gewisse pretiöse Wendung der Perioden nicht erinnerte, daß es Poesie seyn solle, was wir lesen, so könnten wir glauben, wir läsen ein sonst ziemlich gutgeschriebenes Stückchen aus einer Reisebeschreibung.

In dem dritten Bande, bestehet das sechste Buch der Oden und Lieder, aus lauter izt zuerst bekannt gemachten Stücken. Es sind verschiedene Gelegenheitsgedichte darunter. Keines von diesen Stücken ist im Ganzen vorzüglich schön zu nennen, obgleich in jedem sich etwas finden wird, das verräth, daß der Verfasser kein schlechter Dichter seyn müsse. In dem Gedichte, (denn der Titel Ode steht hier am unrechten Orte) auf den Tod des Hrn. von Spiegel sind besonders einige sehr schöne und rührende Stellen. Die Empfindungen christlicher Dankbarkeiten sind nach einem sehr vortreflichen geistlichen Gedichte Addisons, halb nachgeahmt, halb umschrieben, ohne daß es Hr. Z. anzuzeigen für gut gefunden. Um zu zeigen, wie weit der Deutsche hinter dem Engländer zurückbleibt, wollen wir nebst Addisons engländischer Urkunde, auch des Hrn. Z. deutsches Stük hieher setzen: Wir sind ohnedem unsern Lesen, wenigstens eine kleine Probe von Hn. Z. neuen Gedichten schuldig.

When

Genüge geleistet hat: Seine Hexameter und andere reimfreye Verse haben, der Verbesserung ohngeachtet, noch immer keinen hohen Grad von Harmonie, er hat immer noch mehr als ein Stük beybehalten, das unsers Erachtens füglich hätte wegbleiben können, ja bey einigen Stücken, deren erste Anlage, sie zu höhern poetischen Schönheiten beynahe unfähig macht, wie z. B. die Schöpfung der Hölle u. d. gl. ist die Bemühung, kleine Fehler abzuwischen, beynahe etwas undankbar.

Wir wollen nur noch zwey Worte, von den Gedichten sagen, die in dieser Ausgabe zuerst erschienen sind. Im zweyten Bande steht Hercynia eine prosaische mit wenigen Versen untermischte Erzählung, die sehr uneigentlich ein scherzhaftes Heldengedicht überschrieben ist. Es wird hier die Reise erzählet, die jemand Z. Namens Zelaidor (vielleicht Hr. Z. selbst) in Gesellschaft eines jungen Menschen, der hier der rosenwangigte Hylas genennet wird, auf den Harz gethan hat. Diese Reise wird so historisch erzählet, als sie vorgegangen seyn mag, fast ohne die geringste poetische Anlage; Man müste denn das Poesie heissen wollen, daß der Z. den Wirth und die Wirthin in dem Wirthshause die Worth in Goßlar, einen Zauberer und eine Zauberin nennte, item einen Bergknaben, der ihnen den Weg wieß, einen kleinen Bergsylphen, und ich weiß nicht, welches Frauenzimmer, das sie irgendwo in einem mit Wachslichtern erleuchteten Saale, wo Wacholderholz in einem Camin brannte, unter einem krystallnen Spiegel eine Cyther lag, und in der Ecke ein Cymbal stand, mag bewillkommet haben, die Nymphe Her=

Hercynia betitelt. Wenn diese wenige Benennungen und etwas ziemlich gesuchter Spaß diese Erzählung zu einem scherzhaften Heldengedichte machen können, so mag es denn unserthalben eins seyn. Doch wäre es unsers Erachtens besser gewesen über diese kleine Reise, einen solchen Brief zu schreiben, als Bachaumont und la Chapelle einst schrieben und in der That, wenn uns die reichlich ausgestreute Beywörter, und eine gewisse pretiöse Wendung der Perioden nicht erinnerte, daß es Poesie seyn solle, was wir lesen, so könnten wir glauben, wir läsen ein sonst ziemlich gutgeschriebenes Stükchen aus einer Reisebeschreibung.

In dem dritten Bande, bestehet das sechste Buch der Oden und Lieder, aus lauter izt zuerst bekannt gemachten Stücken. Es sind verschiedene Gelegenheitsgedichte darunter. Keines von diesen Stücken ist im Ganzen vorzüglich schön zu nennen, obgleich in jedem sich etwas finden wird, das verräth, daß der Verfasser kein schlechter Dichter seyn müsse. In dem Gedichte, (denn der Titel Ode steht hier am unrechten Orte) auf den Tod des Hrn. von Spiegel sind besonders einige sehr schöne und rührende Stellen. Die Empfindungen christlicher Dankbarkeiten sind nach einem sehr vortreflichen geistlichen Gedichte Addisons, halb nachgeahmt, halb umschrieben, ohne daß es Hr. Z. anzuzeigen für gut gefunden. Um zu zeigen, wie weit der Deutsche hinter dem Engländer zurükbleibt, wollen wir nebst Addisons engländischer Urkunde, auch des Hrn. Z. deutsches Stük hieher setzen: Wir sind ohnedem unsern Lesern, wenigstens eine kleine Probe von Hn. Z. neuen Gedichten schuldig.

When

When all thy Mercies, o my God,
My rising Soul surveys;
Transported with the View I'm lost
In Wonder, Love and Praise.

O how shall Words with equal Warmth,
The gratitude declare,
That glows within my ravish'd Heart!
But thou canst read it there.

Thy Providence my Life sustain'd,
And all my Wants redress'd;
When in the silent Womb I lay,
And hung upon the Breast.

To all my weak Complaints et Cries
Thy Mercy lent an Ear,
E'er yet my feeble Thoughts had learnt
To form themselves in pray'r,

Unnumber'd Comforts to my Soul
Thy tender Care bestow'd
Before my infant heart conceiv'd
From whence these Comforts flow'd.

When in the slippery Path of Youth
With heedless Steps I ran,
Thine Arm unseen convey'd me safe,
And led me up to Man.

Thro' hidden Dangers, toils et Death,
It gently clear'd my Way;
And thro' the pleasing Snares of Vice,
More to be feard than they.

Wenn sich mein Geist, Allmächtiger!
Der Gnaden Menge denkt,
Womit du mich, mein Gott und Herr,
So unverdient beschenkt:

Dann ist mein Herz so hoch erfreut,
Ganz deiner Güte voll,
Und weis für heißer Dankbarkeit
Nicht, wie es danken soll.

Als ich noch in der Mutter Schooß
In Nacht verborgen, schlief;
Bestimmtest du, o Herr, mein Loos,
Das mich zum Leben rief:

Du sprichst des Sterblichen Geschik
Eh er geboren ist
Und so ward ich (o welch ein Glük)
Durch die Geburt ein Christ.

Schwach an der Brust vernahmst du schon
Was kein Gebet noch war,
Und neigtest zu des Weinens Ton
Dein Ohr gefällig dar.

Wenn ich als Jüngling von dem Pfad
Der Tugend mich verirrt;
Hat mich unsichtbar Herr dein Rath
Oft wieder drauf geführt.

Du warst mein Schuz und meine Wehr
Für Unglük und Gefahr
Und für dem Laster, das noch mehr
Als sie zu fürchten war.

Ich

When worn with ſickneſs, oft haſt Thou
With Health renew'd my Face;
And when in Sins and Sorrows ſunk
Reviv'd my Soul with Grace.

Thy bounteous Hand with worldly Bliſs
Has made my Cup run o'er
And in a kind et faithfut Friend
Haſt doubled all my Store.

Ten thouſand thouſand precious Gifts
My daily thanks employ
Nor is the leaſt a chearful Heart
That taſtes thoſe gifts with Joy.

Thro'ev'ry Period of my Life
Thy Goodneſs I'll purſue;
And after Death, indiſtant Worlds
The glorions Theme renew.

When Nature fails, et Day et Night
Divide thy Works no more,
My ever-grateful Heart, o Lord,
Thy Mercy ſhall adore.

Thro'all Eternity to Thee
A joyful Song I'll raiſe;
For, o Eternity's too ſhort
To utter all Thy praiſe!

Ich sah, von Krankheit bleich, durch Dich
Mein Leben hergestellt;
Und deine Gnade schmükte mich,
Wenn Sünde mich entstellt.

Von Freudenstrahlen glänzt mein Blik,
Da du so hoch mich liebst,
Und mir in wahrer Freundschaft Glük,
Mehr als ich wünschte, giebst.

Und welche Wohlthat, HErr! ist nicht
Dies Herz, das fühlen kann.
Dies Herz, ganz dein, das dankbar spricht,
Was du an mir gethan.

Kein Tag soll würdger mir vergehn,
Als, Ewger! Dir zum Preis;
Ich will mit Hymnen dich erhöhn,
Als Jüngling und als Greis.

In Schrecken, Angst, Gefahr und Noth,
Trau ich allein auf dich.
Durch dich gestärkt, ist selbst der Tod
Mir nicht mehr fürchterlich.

Wenn krachend, izt der Bau der Welt
Sich aus den Angeln reißt:
Will ich den preisen, der mich hält,
Dich, der mich leben heißt.

Dich, der mich bey der Welten Sturz
Mit starkem Arm erhob! —
Selbst Ewigkeit, HErr! ist zu kurz,
Zu preisen all dein Lob!

Wir überlassen, di
beyden Gedichte unsern
immer einen Plaz unter
nige seiner komischen He
Anzahl sehr artiger Lied
liche Stelle auf dem B
würde es für seinen wah
überwinden könnte, nicht
wenige aber nur bloß seh
zugeben.

Noch eine kleine An
warum manche von uns
auf die Reinigkeit der S
gültig und nachläßig si
weilen Sprachfehler, m
Mangel der Einsicht, N
läßigkeit, die guten Köpf
werden kann, weil schlech
chen Beyspielen hernach
redet z. B. Herr Z. S
„Gedichten die er dem
„immer würdiger mache
bar stehen sollen, „des
dieser Vorrede heißt es:
„richt wird man die Na
„de finden„ Entwede ... essen: „In einer
„Nachricht wird man finden„ oder: „aus einer
„Nachricht wird man ersehen„ Im 8ten Theil
S. 52. stehet: „Dies Beywort ist malerischer, als
„des Homers seines.„ Wir möchten wohl wissen,
durch welche Regel der Grammatik, man eine so feh-

ler-

lerhafte Wortfügung rechtfertigen könnte. Ob sie gleich in gemeinem Leben, und auch bey Schriftstellern, die der Sprache nicht kündig sind, wohl vorkommt, so sollte sie doch ein Mann von bessern Einsichten zu vermeiden suchen.

K.

XX.

Merkwürdige Beyträge zu dem Weltlauf der Gelehrten, von dem Verfasser der vorhergehenden drey Theile. Zweyter Versuch. Langensalza bey Martini, 18 Bog. nebst einem Kupfer.

Der erste Artickel dieses Versuchs ist bestimmt zu zeigen, daß Archimedes die Flotte der Römer nicht mit Brennspiegeln angezündet habe. Der Hr. V. führt zuerst die historischen Gründe dagegen an, welche schon entscheidend genug sind: er sucht alsdenn die Unmöglichkeit zu zeigen, da man ihm auch in der Hauptsache Recht geben wird, ob er gleich sich bey der Ausführung blos giebt, daß er gar nichts gründliches von der Theorie der Hohlspiegel versteht. Folgendes mag dieses Urtheil rechtfertigen: 292. S. heißt es: Ein Brennspiegel muß directe gegen den Sonnenkörper zu stehen kommen, daß die Sonne und der Mittelpunkt des Spiegels in einer Linie sich befinden. (Es ist nicht gesagt, ob der Mittelpunkt des Spiegels, dem Spiegel selbst, oder der Kugelfläche, von der er ein Stück ist, zugehören soll,

Wir überlassen die nähere Vergleichung dieser beyden Gedichte unsern Lesern selbst. Hr. Z. verdienet immer einen Plaz unter unsern besten Dichtern. Einige seiner komischen Heldengedichte, und eine ziemliche Anzahl sehr artiger Lieder versichern ihm eine vorzügliche Stelle auf dem deutschen Parnasse. Wie gut würde es für seinen wahren Ruhm seyn, wenn er sich überwinden könnte, nicht so sehr viel zu schreiben, sondern wenige aber nur bloß sehr vortrefliche Gedichte herauszugeben.

Noch eine kleine Anmerkung: Wir wissen nicht, warum manche von unsern witzigen Köpfen, in Absicht auf die Reinigkeit der Sprache so gar ungemein gleichgültig und nachläßig sind. Auch Hr. Z. machet zuweilen Sprachfehler, wie wir glauben, gar nicht aus Mangel der Einsicht, sondern aus eben dieser Nachläßigkeit, die guten Köpfen um desto weniger verziehen werden kann, weil schlechte Schriftsteller sich mit solchen Beyspielen hernach zu rechtfertigen suchen. So redet z. B. Herr Z. Seite 2. seiner Vorrede, von „Gedichten die er dem gütigen Beyfalle der Leser „immer würdiger machen will.„ Hier hätte offenbar stehen sollen, „des Beyfalls.„ S. 7. eben dieser Vorrede heißt es: „Aus einer gedrukten Nach„richt wird man die Namen der Gönner und Freun„de finden.„ Entweder mußte es heissen: „In einer „Nachricht wird man finden, oder: „aus einer „Nachricht wird man ersehen.„ Im 8ten Theil S. 52. stehet: „Dies Beywort ist malerischer, als „des Homers seines.„ Wir möchten wohl wissen, durch welche Regel der Grammatik, man eine so feh-

lerhafte Wortfügung rechtfertigen könne. Ob sie gleich in gemeinem Leben, und auch bey Schriftstellern, die der Sprache nicht kündig sind, wohl vorkömmt, so sollte sie doch ein Mann von bessern Einsichten zu vermeiden suchen.

K.

XX.

Merkwürdige Beyträge zu dem Weltlauf der Gelehrten, von dem Verfasser der vorhergehenden drey Theile. Zweyter Versuch. Langensalza bey Martini, 18 Bog. nebst einem Kupfer.

Der erste Artickel dieses Versuchs ist bestimmt zu zeigen, daß Archimedes die Flotte der Römer nicht mit Brennspiegeln angezündet habe. Der Hr. V. führt zuerst die historischen Gründe dagegen an, welche schon entscheidend genug sind: er sucht alsdenn die Unmöglichkeit zu zeigen, da man ihm auch in der Hauptsache Recht geben wird, ob er gleich sich bey der Ausführung blos giebt, daß er gar nichts gründliches von der Theorie der Hohlspiegel versteht. Folgendes mag dieses Urtheil rechtfertigen: 292. S. heißt es: Ein Brennspiegel muß directe gegen den Sonnenkörper zu stehen kommen, daß die Sonne und der Mittelpunkt des Spiegels in einer Linie sich befinden. Es ist nicht gesagt, ob der Mittelpunkt des Spiegels, dem Spiegel selbst, oder der Kugelfläche, von der er ein Stück ist, zugehören soll,

 und

und wenn die Sonne wie der V. thut, als ein Punkt betrachtet wird, so mag der Spiegel stehen wie er will, es werden sich allemal der Mittelpunkt und die Sonne in einer Linie befinden, weil zweene Punkte allemal in einer geraden Linie sind. Dieses geometrische Postulatum ist dem V. nicht beygefallen, und er hat nicht gewußt, daß der Saz, den er so undeutlich ausdrukt, so heissen muß: Die Axe des Spiegels muß nach dem Mittelpunkte der Sonne gerichtet seyn.) Der Beweis dieses Satzes heißt so: „Die Sonnenstrahlen gehen in gerader Linie auf den Erdboden, soll nun der Brennspiegel die Sonnenstrahlen auffassen, wenn er brennen soll, so muß er sie in gerader Linie auffassen, er kann sie aber nicht in einer solchen Linie auffassen, wenn er einen andern Winkel als die Sonne macht, denn die Sonne würde entweder über oder unter ihn hinscheinen, daß er ihre Strahlen nicht reflectiren könnte, folglich muß er directe gegen den Sonnenkörper stehen.„ Diesen Beweis von Wort zu Wort abzuschreiben war nöthig, weil sonst vielleicht unglaublich wäre, daß jemand 1766. so schreiben können. Was heißt die Strahlen in gerader Linie auffangen? was für Winkel machen der Spiegel und die Sonne, da der Verf. nicht sagt womit? Man sieht, daß der V. etwas von dem angeführten Satze gehört, aber weder solchen noch viel weniger dessen Gründe verstanden, und nur eine mittelmäßige Kenntniß der Geometrie würde ihn ordentlicher denken gelehrt haben, als daß er so schreiben könnte. Ueberall wo der V. Schlüsse machen will, zeigt sich diese Unwissenheit. So beweist er 205. S. der Brennspiegel thue die meiste Würkung

im

im Sommer und zu Mittage, weil da die Sonnenstrahlen gerade auf den Spiegel fallen, (als wenn man den Spiegel nicht nach der Sonne richtete,) von der Abweichung sphärischer Spiegel muß der V. nicht einmal was wissen, weil er 191. S. sagt: Je grösser der Durchmesser eines Spiegels sey, desto mehr Strahlen fange er auf und reflectire sie auf einen einzigen Punct, und gleichwohl 202. S. lehret: Je weiter der Brennpunct von einem großen Hohlspiegel entfernt sey, desto grösser sey dieser Brennpunct in seinem Umfange. Kurz, schreiben hätte der Verf. von dem Brennspiegel nicht sollen, weil die schlechtesten mathematischen Handbücher bessere Begriffe davon geben als er hier äussert. Er kann einige Handgriffe der dabey nöthigen Arbeiten ohne Theorie wissen. 246. u. f. S. beschreibt er, wie bey ihm wegen des Churfürsten von Maynz, Lotharius Franciscus, große Brennspiegel bestellt worden, und wie er einen von mittelmäßiger Grösse verfertigt, wobey er sich, weil die gewöhnliche Schleifmaschine zu klein dazu war, der Hülfe eines Zinngießers bedient. Fernere Versuche hat des Churfürsten Todt unterbrochen. Nach der Abhandlung von den Brennspiegeln folgt die Lebensbeschreibung eines Polacken, der dem V. zugeschikt worden, ihm bey der Brennspiegelarbeit zu helfen, aber zu unwissend und zu tumm dazu gewesen. Man kann sich vorstellen wie lehrreich sie ist. Das beste darinnen sind noch Nachrichten von den Heydamacken, 314. und f. S. Der V. will aus dem Vortrage dieses Polacken, welcher viel rußisches untermengte, bemerkt haben daß dieses eine Art griechischer Wörter wären (eine

Bemerkung, die bald die ganze Nachricht des Verf. verdächtig machen sollte, als ob er das Rußische nur geschrieben gesehen und nicht gehört hätte, doch vielleicht ist für sein Ohr sclavonisch und griechisch einerley.) Im folgenden Aufsatze redet der Hr. V. von der Art hölzerne Brennspiegel zu verfertigen. Sie müssen aus kleinen Stücken zusammengesezt werden, damit sie sich nicht werfen. Dieses zu verdecken, verguldete Gärtner seine auch auswendig. Nun folgt wieder eine Lebensbeschreibung eines elenden Optici, Müllers. Man wird nicht vermuthen, darinnen einen langen Brief Barbeyracs, von der Rechtmäßigkeit des Spilens mit widerlegenden Anmerkungen zu finden: noch weniger Leßings Lied: Gestern, Brüder! könnt ihrs glauben ꝛc. Dieses Lied ist das Neuste in gegenwärtiger Sammlung, denn die Begebenheiten darinnen sind aus dem Jahr 1718. 1720. und die Einsichten und Kenntnisse, die der V. zeigt, wären auch für diese Jahre erträglicher als für das jetzige. Sein Versuch gehört also zu einem Weltlaufe vor 49. Jahren, und darunter sehr wenig zum Weltlaufe der Gelehrten.

J.

XXI.

Fr. Cas. Medicus, Pfalzzweybrückischen Hofraths, Garnisonsphysici zu Manheim s. w. Sammlung von Beobachtungen aus der Arzneywissenschaft. Erster Band. Zürich 1764. bey Heidegger und Comp. 332 Seiten in 8.

Dieser ganze Band beschäftiget sich mit einer Epidemie von Wechselfiebern, die sich 1761. zu Manheim, besonders bey der Garnison äusserten.

Die Geschichte. Im heissen August hub es an. Auf ein unmerkliches Frösteln folgten unbeschreibliche Hitze und Durst mit Kopf- und Schenkelschmerzen, Uebelkeit, schnellem und harrem Pulse, schmutziger Zunge, funkelnden Augen. Die Kranken phantasirten, griffen mit den Händen, lagen mit verzerrter Mine und halb öffnem Munde, blekten die unsaubern Zähne, zükten mit den Sehnen und äusserten allerhand krampfhafte Bewegungen. Nach vielen Stunden kam ein Schweiß mit geminderten Zufällen und kurzen unerquicklichen Schlummern. In der nie langen Zwischenzeit lagen sie blaß- und ohnmächtig mit beständigem Kopfschmerz und nun unleidlicher Empfindung von der Schwere ihres Uebels. Die Krankheit zeigte sich von erstem Anfange an in ihrer ganzen Wut; auch die Mittel milderten sie nicht; sondern wenn sie anschlugen, kürzten sie nur den Fieberanfall. Geschah auch das nicht: so erschien mit dem dritten

oder vierten Paroxysmus ein allgemeiner Krampfanfall, der alle Sinne und Bewegung raubte, die Brust an den Hals hinauf und den Unterleib so zurük und einwärts zog, daß er platt an den Lendenwirbeln zu liegen schien. Er äusserte sich auch an andern Theilen auf verschiedene Art. Er löste sich endlich in einen kalten, süßlichen, klebrigen Schweiß auf, und unter demselben mit matter Stille oder unter heftigen Gichtern erfolgte der Tod. So dauerte es im September fort, bis sich mit der rauhern Witterung nach der Mitte des Monats, ausser vielen Recidiven, auch ein stärkerer Fieberfraß äusserte, der mit der Kälte an Stärke und Dauer zunahm. Dies ward im unfreundlichen October noch merklicher, die alltägigen Fieber gingen in andertägige und viertägige mit einfachem und gedoppeltem Typus über, die Hitze war milder, die Schweiße länger und dabey von widerlichem und äusserstempfindlichem Geruche. Noch fand sich der Krampfanfall mit ein: aber auch andre anomalische Zufälle: vorzüglich aber zeigte sich ein fauliger ruhrachtiger Durchfall jetzo häufig, der schon mit der Kälte im September sich spüren ließ. Mit einem nagenden Schmerz um den Nabel und mit Stuhlzwang erfolgten, vom Froste an den Paroxysmus durch, bey einigen blutige, bey andern weißschleimige, schäumige; immer aber abscheulich stinkende und bis zum Erstaunen zahlreiche Stühle. Sie hörten mit dem Paroxysmus auf; nur bey täglichen Anwandlungen kamen sie bald wieder, wenn sie sich kaum gemindert hatten und in diesem Falle war auch die Gefahr dringend. Im trüben November war alles eben so. Nur wurden

den die Fieber fast alle viertägig und gegen alle Curarten widerspenstig. Meistens waren es auch Recidive.

Die Betrachtungslehre. Hier waren also bösartige Wechselfieber unter zwo Gestalten; 1. mit einem allgemeinen Krampfsanfall, der sich dort dem Schlage, hier der Schlafsucht oder Epilepsie, am meisten aber der Starrsucht näherte. Die Section zeigte Brand im Darmcanal; Polypen; morsche, misfärbige, große Milz; faulige obre und verdorrte untre Lungenflügel; die Leber natürlich: aber die Gallenblase strozte von einer doch nicht übel beschafnen Galle. Und ihrem Ueberflusse schreibt H. M. den Reiz im Unterleibe und ihrer Beymischung zum Blute die innre Hitze und Entzündung zu. Die Hitze aber und die Fäulniß des Wassers in den Stadtgräben erzeugte diese häufige Galle. Denn nur die Regimenter, so den Dienst auf dem Walle versahen, erlitten die Krankheit: die Garde aber blieb verschont. Hr. M. hat kein pathognomisches Zeichen vom bevorstehenden Krampfsanfalle ausfinden können. Von 850 Kranken starben ihm indessen nur neun, weil er der Seuche früh ihre tödtliche Laune abmerkte und mit seinen Mitteln dem Krampfsanfalle zuvor kam. Als aber 2. das Fieber sich mit einem ruhrartigen Durchbruche zeigte, war die Galle widernatürlich, grünlich, leimig, dik und stinkend und fast alle Eingeweide des Unterleibes brandig und mit einem hohen Grade von Fäulniß behaftet, die sich auch wenig Stunden nach dem Tode an dem ganzen Leichname offenbarte. Hier war also die häufige Galle bey der feuchten und unsteten Wit-

rerung scharf und fäulig geworden: die unterdrückte Ausdämpfung aber bestimmte die scharfen Säfte in den Darmcanal.

Die Heilart. Die Rinde hat hier Wunder gethan und ihre Tugend in bösartigen Wechselfiebern bewähret, die Hr. M. aus vieler Aerzte Munde anführt, denen er noch den grossen Morgagni beyfügen kann. Wegen der innern Entzündung ließ er zuerst und zwar so oft Blut, bis der Puls weicher ward, und gab dabey Salmiak, Weinstein und Samenmilch mit Salpeter. Den Tag darauf ließ er mit einigen Granen Ipecacuanha brechen und wiederhohlte es so lange, bis die unreine Zunge und der leidende Magen keinen Vorrath von Galle verriethen. Durch Blasenpflaster gab er den scharfen Unreinigkeiten einen Ausweg, damit sie sich nicht in der Haut setzen und Friesel zeugen möchten. (Wir finden dies ungeachtet aller Protestationen des Hrn. M. bey so aufgelösten Säften und der Neigung zu Gichtern etwas sonderbar.) So bald diese Mittel die Anwandlung kürzten und die Zufälle minderten, gab er die Rinde und sezte, je nachdem sich Spuren von Entzündung, Fäulniß oder Unreinigkeiten des Magens äusserten, Salpeter, Pflanzensäuren, Rhabarber oder Weinstein hinzu. Wo aber der Krampfanfall einmal eingetretten war, ward alles, aber alles vergeblich versucht. Als sich nachher das Fieber mit der Ruhr zeigte, ließ er mit stärkeren Dosen von Ipecacuanha brechen, und gab gleich darauf die Rinde mit Rhabarbertinctur und Hofmanns schmerzstillendem Liquor; auch wohl Sydenhams Laudano. Bey der Fäulniß brauchte er Mineral und

Pflan-

Pflanzensäuren dabey, und beym Mangel der Kräfte Alkermes. Bey Recidiven aber, so die unstete Witterung verursachte, gab er des Grashuis Mixtur gegen die Bleycolik aus Tragacanth, Catechu, rohem Alaun, Rheinwein und Wasser, zu der er die Rinde und den vom Mercatus gepriesenen Bergcristall setzen und Abends Philonium nehmen ließ.

Die Recidive kamen in den letzten Monaten, meistens unter der Gestalt unregelmäßiger und viertägiger Fieber, weil die Genesenen zu früh aus den Lazarethern, zu früh auf den Wall, in ihre dumpfige Zimmer zurück kamen, und in fast unvermeidliche Fehler der Diät geriethen. Nach Brechmitteln gab er Digestivsalze und dann Rinde mit Salmiak, oder andere Mittel, nachdem die Indicationen waren; bisweilen auch Grashuis Mixtur. Oft aber half alles nichts. Plummers Pulver that etwas mehr, aber den Goldschwefel des Spießglases, den er zu 2 Gran mit Tausendgüldenkrautertract, eine Stunde vor dem Anfalle, zu Anfang des Anfalls und zu Anfang der Hitze nehmen ließ. Er verursachte einen starken, höchststinkenden Schweiß, und tilgte er nicht allemal das Fieber, so schwächte er es doch so, daß es durch die Rinde zu bezwingen stand. (Dies alte Fiebermittel des Glauber und Cotterding verdient also nicht, so gar vergessen zu werden.) Zuletzt befand sich Hr. M. am besten dabey, wenn er Morgens und Mittags 1 Quente Salmiak, Abends aber 1 Quente Rinde, 30 Gran Salz von Tausendgüldenkraut und 2 Gran Goldschwefel nehmen ließ. Dem Goldschwefel und Salmiak hält er Lobreden, die ziemlich weitläuftig sind. Wo

wir

wir aus Erfahrungen die Fieberkraft des Salmiaks kennen, bedarf es nicht, die Erscheinungen zu erzählen, die der Salmiak hervor bringt, wenn er dem Blute oder Fleische zugemischt wird. Dies hat anderwärts seinen grossen Nutzen: aber hier macht es nur einen schwachen Beweis.

In angehängten Betrachtungen über Epidemien und die Grösse der Sterblichkeit sagt Hr. M. den Landesherren ins Ohr, daß sie bey ihrem übrigen Bevölkerungsfleiße gar sehr die Hemmung epidemischer Krankheiten und die Aufnahme der Medicin vernachläßigten. Besonders will er, daß die lebenden Aerzte die epidemischen und endemischen Krankheiten ihrer Gegend und deren Heilart für die Nachkommenschaft aufzeichnen sollen. Er selbst macht einen Vorgang. In Manheim herrschen im Sommer Gallenkrankheiten, unter allerhand Gestalten, selbst unter der Maske von Lungenfiebern und Catarrhen. Die feuchten Wohnungen, die Sümpfe und die kalten Nächte zeugen im Herbste bösartige Wechselfieber: und der feuchte Sommer Fieber von der fauligen Gattung. Das Friesel, das andre so häufig haben, hat er nicht und denkt darüber, wie de Haen. Endemisch aber sind die Auszehrung und ein fast unheilbarer Beinfraß. Dies lezte hat uns etwas befremdet. Hr. M. schreibt ihn der Metastasis verdorbter Säfte zu, die von dumpfigen Wohnungen und vom vorher nicht gewohnten müssigen Leben der Soldaten entstehen sollen. Wir bekennen, daß uns dies nicht völlig ein Genüge thut, da die nemlichen Ursachen an unendlich vielen Orten ohne den nemlichen Erfolg sich finden, und auch nicht eben bey den

Einwohnern und selbst den Kindern in der Stadt zu treffen, die doch häufig daran kranken und ohne Rettung sterben. Zwar soll hier Unreinlichkeit, das Breyessen und das Schlaffen in ungesunden Zimmern die Schuld tragen: aber dergleichen findet sich auch an so viel andern Orten, daß wir mit der Zeit andre Aufschlüsse darüber von einem Medicus wünschen. Bey Soldaten und Weibern hat die Auszehrung ihren Grund in dem starken Getränke: bey andern aber fängt sie mit Catarrhen und häufigen eiterigen Auswürfen, bey doch unverlezten Lungen an. Diese haben bey der Section selten Eiter und Schwären: aber oft Verhärtungen gewiesen. Hr. M. meint, die Manheimer Luft sey zu weich und verursache Erschlaffungen der Lunge. Er hat dagegen noch den meisten Nutzen von Clauders Rußelixir mit dem Extract der Rinde verspürt.

Zulezt vergleicht Hr. M. noch die Wiedergenesenen mit den Erkrankten obiger 4 Monate, von 1227 sturben dreyßig, also eins von vierzig. Ein glükliches Verhältniß, dergleichen sich wenig finden und das einem Manne von Geist und Herzen, wie Hr. M. ist, eine wahre Belohnung seiner saueren Mühe seyn muß.

Wir können dies Werk unsern Lesern als überaus lehrreich und unterhaltend anpreisen. Der Styl ist gut und rein, bis auf einige Provincialausdrücke. Was sind z. E. grasse Augen? Pringle, der Leibarzt der Königin, nicht des Königs, so viel wir wissen, heißt immer Pringle's. Doch das sind Kleinigkeiten: Der Ausdruk ist lebhaft und oft stark: immer aber deutlich

und

und meistens angemessen. Hr. M. gehört zu den geschikten Malern der Krankheiten, die in Sydenhams rechte Fußstapfen treten. Unsre Leser werden auch schon gemerkt haben, daß er nicht zu der Sekte der medicinischen Fabier gehöre, die erst lange auf einen Wink der sich selbst helfenden Natur lauern, bevor sie sich in Thätigkeit setzen. Er reit seine Krankheit mit überlegter Dreistigkeit an und gibt ihr Schlag auf Schlag, bis er sie zu seinen Füssen sieht. Und dazu ist ihm die gelehrte Kenntniß seiner Kunst behülflich, die nie den Arzt allein: aber, wenn geübte Sinne und ein feines schnelles Auge sie begleitet, die den größten Arzt bildet. Hr. M. kennt die Rinde und wer kennt die jezt nicht? aber er kennt mehr, wenn andre die Achsel zucken und sich damit ganz christlich befriedigen, daß sie alles gethan und es ja selbst mit der Rinde nicht will.

Noch ein paar Anmerkungen. Warum merken Hr. M. u. a. Neuere den Stand der Barometer und Thermometer, das Wetter und den Wind täglich und zwar täglich zwey bis dreymal an, wenn sie vom Einflusse der Witterung auf die Krankheiten reden wollen? Arbeiten sie für den Naturkündiger? so ist hier der Ort nicht, und vier Monate von einem Orte sind demselben ein zu unerheblicher Beytrag. Für den Arzt ist die allgemeine Bemerkung der Witterung hinreichend; auf Krankheiten hat die Witterung der verflossenen Monate völlig so viele Einflüsse als deren, in denen sie ausbricht; und will man mit dem Leser die Genauigkeit im Bemerken theilen: so empfehlen wir darin wenigstens die Frugalität des Huxham,

bey

ben der nicht blos die Richtigkeit, sondern auch die feine Absonderung des Unnöthigen Ehre macht.

Hr. M. der immer von seinem Verfahren Rechenschaft gibt, rettet in Gallenfiebern die Brechmittel gegen de Haen; die Aderlässe gegen Tissot und vertheidigt den Gebrauch der Rinde in Entzündungsfiebern gegen Boerhave und van Swieten. Gegen das erste haben wir nichts: von dem lezten werden wir mit der Zeit etwas anmerken, weil Hr. M. im zweyten Bande noch einmal davon handelt; aber Tissot muß er seine Beschuldigung abbitten. Tissot tadelt den allgemeinen Gebrauch der Aderlässe in Gallenfiebern, der besonders da übertrieben wird, wo Tissot studirt hatte und vielleicht auch da, wo er lebte. Tissot sagt nur, daß seine Epidemie und andre die Aderlässe nicht ertragen wollen. Er tadelt sie aber nicht durchaus: sondern macht gar S. 148. 173. de Febr. bil. folgenden Aphorismus: in gastricis putridis simul inflammatoriis venæsectio aliquoties est adhibenda et procrastinandae euacuationes, donec phlogosis evanuerit. Und das war der Fall bey Hrn. M. Epidemie, die Tissot nicht anders, wie er, würde behandelt haben.

M.

XXII.

XXII.

De historia naturali veterum libellus primus. Auctore *Beckmanno*. Petropoli et Gothae. 1766. auf 256 Seiten in 8.

Man würde zu viel Leichtglaubigkeit verrathen, wenn man den Nachrichten der alten Naturgeschichtschreiber, die noch nicht durch neuere Beobachtungen bewiesen worden sind, traute: und wenn wir auf diese Art nur aus den Schriften unserer Zeitgenossen die Wahrheit der Naturgeschichte lernen können, wozu dient uns denn eine so genaue Kenntniß der alten Märchen und Ungewißheiten? Man mag sich aus Eigennuz oder nur aus Neugierde mit dieser Wissenschaft beschäftigen, so findet man allezeit in den neuern Werken mehr wahre und schöne Beobachtungen, als der Fleiß jedes einzeln Menschen fassen kann. Es herrschte unter den Alten der Geist der spekulativischen Philosophie, aber nicht das Genie, mit welchem man die Natur untersuchen muß: und es ist daher die Geschichte ihrer Philosophie unterrichtend und interessant, aber die Geschichte ihrer Entdeckungen in der Naturwissenschaft, scheint von einem sehr geringen Nutzen zu seyn. Wir wundern uns daher über den Eifer, mit welchem Herr Bekmann von der Naturgeschichte der Alten spricht, und wir überreden uns leichter, daß er es aus einem gewissen Vorurtheil thut, als daß er von dem Werthe derselben überzeugt ist. Von der Erklärung der Naturgeschichte der Alten, die er auszuarbeiten sich entschlossen hat, versprechen wir uns nicht viel mehr, als wir vom

vom Aldrovandus erhalten haben, weil Hr. B. diesem Italiener sehr ähnlich ist, und sich besser auf das Zusammenschreiben als auf die Untersuchung der Natur zu verstehen scheint.

In dem ersten Abschnitte (S. 19-89.) erzählt Hr. B. die Geschichte der Zoologie der Alten. Sie ist ganz in Reinmanns Geschmacke geschrieben, der die Geschichte der Wissenschaften immer von Adam anfing, und alles hinein zwang, was nur einen Schatten der Aehnlichkeit hatte. Daß man doch in so aufgeklärten Zeiten die Geschichte der Wissenschaften noch nicht von der Geschichte der gemeinen Kenntnisse unterscheiden lernt! Hr. B. sollte es ja aus den Schriften des Hrn. v. Linne wissen, daß der kein Botanikus genennt werden könne, der die Pflanzen nicht methodisch kennt! Und warum fängt er nun die Geschichte der Zoologie mit den Landleuten an, die ihre Felder zuerst mit Ochsen pflügten — warum nennt er die Thiere alle her, die einmal ein neugieriger Römer gesehn hat — und dies alles mit einer so großen Weitläuftigkeit, und einer solchen Prahlerey mit Belesenheit, daß wir ganz müde darüber geworden sind. Die Nachrichten, die in der Folge von einigen alten Naturgeschichtschreibern vorkommen, sind gemein, und für einen Kenner dieser Wissenschaft gar zu nachläßig.

In dem zweyten Abschnitte (S. 89-118.) wird die Methode untersucht, nach welcher die Alten ihre Naturgeschichtbücher abgefaßt haben. Wir bemerken in dieser Untersuchung oft ein leeres Geschwäz, weil der V. nicht daran denkt, daß die Alten nur für die schrie-

ben, die die Thiere schon kannten; nicht für die, die sie aus gewissen bestimmten Kennzeichen kennen lernen wollten. Wenn wir dieses, das uns der V. selbst zugestehn muß, wenn er sein Vorurtheil verleugnen kann, voraussetzen, so ist die ganze Untersuchung unnöthig. Aristoteles fängt seine Thiergeschichte mit einer großen Mannichfaltigkeit von Unterscheidungszeichen der Thiere an, aber, so sorgfältig wir auch dieses ganze Werk durchgelesen haben, so haben wir doch nirgends bemerkt, daß er nur auf den Gedanken gekommen sey, die Thiere wirklich darnach in einer strengen Methode zu vertheilen — dieser Gedanke ist neu, und das ganze erste Buch der aristotelischen Thiergeschichte ist, man siehe es selbst aus dem Zusammenhange, eine Spekulation des Philosophen. Wir könnten die medicinischen Materien der Griechen, und selbst den Plinius zum Beweise anführen, wenn es die Umstände erlaubten. Das müssen wir nur noch hinzusetzen, daß uns das Urtheil des V. über des Plinius Naturgeschichte, das er dem Hrn. von Buffon so unbedachtsam nachschreibt, am meisten befremdet. Man lese nur einmal z. B. das 33. B. seines Werks, das ausser einer Dissertation de annulo einige sehr rednerische Predigten über die Schädlichkeit der Metalle enthält, und sage uns, ob dieser Schriftsteller methodisch schreibt, und ob die Naturgeschichte der Metalle wohl der Hauptgegenstand seiner Abhandlung gewesen seyn kann! Die Ausfälle die Hr. B bey dieser Gelegenheit auf des Hrn. Denso Uebersetzung des Plinius thut, interessiren uns nicht; aber er hätte doch etwas mehr Nachsicht gegen einen Mann zeigen sollen, der ihn so weit übertrift.

Der

Der dritte Abschnitt (S. 118 - 186.) ist den Mährchen der alten Naturgeschichte gewidmet. Der V. streitet zuerst wider die, die den Alten schuld geben, daß sie ganz unnatürliche Dinge z. B. einäugige Menschen u. d. gl. geglaubt hätten. Wir kennen diese Gegner nicht, aber sie müssen so unwissend seyn, daß sie nicht einmal den Paläphatus gelesen haben. Daß die alte Naturgeschichte wirklich voll Mährchen sey, das bedarf keines Beweises, und tausend Umstände entschuldigen sie wegen dieses Vorwurfs: „Man hat Nachrichten für Mährchen gehalten, die doch Wahrheiten waren,„ ist aber dies nicht die Pflicht des Naturforschers, daß er den Nachrichten der Alten nicht eher traut, bis sie neue Erfahrungen bestätigt haben? Was der V. übrigens in diesem Abschnitte sagt, ist größtentheils so alltäglich, daß wir es keiner Anzeige werth achten.

In dem vierten Abschnitte beschäfftiget sich Hr. V. mit der Geschichte der Naturaliensammlungen der Alten. Wir erstaunen, daß die vielendigten Hirschgeweihe und die wilden Schweinszähne, die die Jäger der Diana weiheten, hieher gerechnet werden. Hat denn der V. sogar zu wenig Beurtheilungskraft, daß er das Widersinnige (wir wollen das gelindeste Wort brauchen) in diesen Gedanken nicht fühlt? Und der ganze Abschnitt ist voll so abgeschmakter Anmerkungen! — —

Nun kömmt der V. wieder darauf, wie man die Thiere der Alten kennen lernen soll; aber er zeigt es nicht wirklich, sondern sagt nur, daß er es zeigen will, und vergißt es über einem sehr philologischen Geschwätze wieder.

In dem sechsten Abschnitte (S. 224-229.) redet der V. von dem Nutzen der alten Naturgeschichte in der Philologie; und in dem siebenden (S. 229-246.) von ihrem Nutzen in der neuern Naturgeschichte. Sollten wir die Wanderungen der Thiere aus den so unvollständigen Nachrichten der Alten wohl genau erklären können? Die Gelegenheit, neue Untersuchungen nach den alten Nachrichten anzustellen, möchten wir vielleicht ohne Verlust entbähren.

Wir haben noch nichts von der Schreibart des Verf. der sich sehr viel auf seine Kenntniß der Philologie weis, gesagt, und wir wünschten, daß wir nicht so schlecht davon urtheilen dürften, wie wir urtheilen müssen. Wenige Zeilen sind ohne Barbarismen, Solöcismen, schülermäßig aus dem Deutschen in das Lateinische von Wort zu Wort übersezten Stellen, und dergleichen. Wir haben dieses Buch genauer durchgegangen, weil wir den V. um seiner Ehre willen warnen wollen, nicht so nachläßig jeden Einfall hinzuschreiben, die Alten mit Nachdenken zu lesen, ausser des Harduins Commentarius über den Plinius auch den Hippokrat, Dioskorides, Galenus, Theophrastes in die Hand zu nehmen, und überhaupt nicht mit Belesenheit allein zu prahlen, sondern die Natur auch selbst zu studiren.

B.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Betrachtungen einer wahrhaftig büssenden Seele, über den Psalm Miserere mei Deus &c. Sodann anmuthige Erhebungen einer mit Gott vereinigten Seele über den Psalm: Benedic anima mea Domino &c. von einem Großen aber reumüthigen Sünder verfertiget. Aus dem Französischen ins Deutsche übersezt, nebst einem sehr nüzlichen in Frag und Antwort bestehenden Gespräch, wie man die Versuchungen überwinden und aus denselben einen Nutzen ziehen solle. Wien und Leipzig bey Joh. Friedr. John 1764. 8. 237 Seiten.

Die Durchlauchtigste Verfasserin schüttet ihr gerührtes Herz mit einer edlen Einfalt und Zuversicht vor dem majestätischen Gott aus. Hie und da einen unbequemen Ausdruk, (daran vielleicht der Uebersetzer schuld ist) und ein Vorurtheil ihrer Kirche, muß man Ihr, als einer Römischen Christin, vergeben.

Trauerrede auf den höchstbetrübten Todesfall Ihrer Königl. Hoheit der Erzherzogin, und Infantin Elisabeth, Sr. Königl. Hoheit des Durchlauchtigsten Erzherzogen und Kronprinzen Josephi Durchlauchtigsten Gemahlin;

so im öffentlichen Hörsaale der regulirten Ordensmänner der frommen Schulen in der Josephstadt, vor einer zahlreichen Versammlung der allda studirenden Schuljugend gehalten worden den 5ten Tag des Christmonaths 1763. Wien, gedrukt bey Johann Thomas Tratner, Kayserl. Königl. Hofbuchdrucker und Buchhändler, Folio 3½ Bog.

Ein sehr merkwürdiges Stük! wir wünschten diesen pathetischen und affektvollen Trauerredner dem Nahmen nach zu kennen; wir haben von einem deutschen katholischen Redner eine so schöne Rede noch nicht gesehen; vielleicht war er der Einzige in Wien, der den Charakter einer großen Prinzeßin so erhaben schildern, und bey ihrem Grabe der Welt mit so rührenden Empfindungen sagen konnte, wie viel Deutschland an Ihr verlohren habe.

Biblische Gebet-Concordanz, als eine praktische und Schriftmäßige Anweisung zum Gottgefälligen Gebet. In welcher alle Gattungen biblischer Gebeter unter vorhergehenden Erklärungen zusammen getreten sind, von Joh. Hieronimus Christian Begen, Herzogl. Lüneburgischer Superintendent zu Warberg. Wolfenbüttel, verlegt Braunschweig von Joh. Christoph Meisner 1764. 8. 1 Alphab. 21 Bogen.

Sie scheinet uns bey der Einrichtung, die ihr der V. gegeben, von sehr eingeschränkten Nutzen zu seyn.

Herrn

Herrn Claudius Fleury, weyland berühmten Abts von Locdieu, Priors von Argenteuil und Königl. Hofpredigers, allgemeine Kirchengeschichte des neuen Testaments, vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis auf gegenwärtige Zeit. Achter Theil. Frankfurt und Leipzig, verlegts Johann Christian Koppe, 1764. 4. 3 Alphabeth und 2 Bogen Vorrede.

Der gegenwärtige Theil dieses bekannten Werks enthält die Begebenheiten der Kirche aus jenen dunkeln, mit Unwissenheit und Verwirrung angefüllten Zeiten, vom Jahr 878. bis 1053, wo man überall die Abschilderung, die der Vorredner davon macht, in ihrer Wahrheit bestätigt finden wird. „Das „Verderben der Religion hatte einen großen Einfluß „in die Zerrüttung des Staats. Bey der eingerissenen Unwissenheit kanten die Leute ihre Pflichten nicht „und liessen sich daher blos von ihren Affecten und Leidenschaften regieren. Der Geist des Aberglaubens „umringte die Thronen der Fürsten und hinderte sie, „das wahre Wohlergehen ihrer Familien und Unterthanen zu erkennen. Die Bischöffe überschritten die „Grenzen ihres Amts und waren gemeiniglich nicht „weit davon, wenn gefährliche Anschläge gefaßt oder „ausgeführt werden sollten. — Der damals so hoch „getriebene Misbrauch des Kirchenbannes war für „die Regenten was furchtbares, die, wenn sie so unglücklich waren, darunter zu gerathen, hülflos und „verlohren waren: Und weil sich der kleine Ueberrest

 „von

„von Wissenschaften und Gelehrsamkeit in die Klöster
„verkrochen hatte, so musten sie sich in ihren Cabinet-
„tern den Händen solcher Leute überlassen, die durch
„Gelübde, Eyd und Pflicht mehr an den Pabst zu
„Rom, als an sie, gebunden waren.„

Friedrich Eberhard Rambachs, Entwürfe der Sonn- und Festtäglichen Vormittagspredigten in der Hauptkirche zur L. Frauen in Halle, auf das 1764ste Jahr Christi. Halle, bey Joh. Emanuel Gebauer. 8.

Johann Just Ebelings, Superintendentens zu Lüneburg, heilige Wahrheiten des Glaubens zur Beförderung eines heiligen Lebens. In Grundrissen der Predigten über Sonn- und Festtägliche Episteln von Ostern bis zum Ende des Kirchenjahrs 1764, und vom Anfange des Kirchenjahrs bis Ostern 1765. Des siebenden Jahrganges erster und zweyter Theil. Bützow und Wismar, bey Berger und Bödner. 8. 20 Bogen.

Die Grundsätze seiner über die Sonn- und Festtagsepisteln, über die Leidensgeschichte, jährliche Buß- und andere biblische Texte gehaltene Predigten, theilte seiner geliebten Gemeine zur Wiederhohlung seines mündlichen Vortrages mit, Anton Kühl, Pred. zu St. Jacobi und St. Gertrud in Hamburg. Zweyter Theil. Gedruckt bey Dietr. Anton. Harmsen, 1765. 8.

Der-

Dergleichen Entwürfe von Predigten drucken zu lassen, ist izt überall Mode. Man findet, aber in den mehresten unter kleinen Abänderungen viel ähnliche Gedanken und Vorstellungsarten. An manchen ist nichts auszusetzen, an andern aber können wir das nicht billigen, daß die V. entweder den Vortrag mit zuviel Sachen auf einmal überladen; oder sich bey Worterklärungen, bey gezwungenen Auslegungen, bey unerheblichen Nebenumständen aufhalten, und darüber fruchtbarere und wichtigere Bemerkungen aus der Acht lassen, welches besonders die Hrn. E. und K. in Gewohnheit haben.

M. Gottfried Büchners, biblische Real und Verbal Handconcordanz, oder exegetisch homiletisches Lexicon, darin die verschiedene Bedeutungen der Wörter und Redarten angezeigt, die Sprüche der ganzen heiligen Schrift, sowohl den Nominibus als auch Verbis und Adjectivis nach, ohne weiter nachschlagen ganz gelesen, imgleichen die eigene Namen, als Länder, Städte, Patriarchen, Richter, Könige, Propheten, Apostel und andere angeführt, die Artickel der christl. Religion abgehandelt, ein sattsamer Vorrath zur geistlichen Redekunst dargereichet, und was zur Erklärung dunkler und schwerer Schriftstellen nüzlich und nöthig, erörtert wird. Vierte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Churfürstl. Sächsischer gnädigster Freyheit. Jena, 1765. Gedrukt und verlegt von Felix Fickelscherr. gr. 8. 3 Alph. 12 Bogen.

Ihre Einrichtung und Brauchbarkeit ist so bekannt, daß wir weiter nichts dabey zu sagen haben.

Homiletische Vorrathskammer oder fortgesezte Sammlung von Predigten und andern Reden aus berühmten und geschikten Federn heutiger Gottesgelehrten. Sechs und sieben und dreyßigster Theil. Langensalza, in Johann Christian Martini Verlage. 1766. 8. 10 Bogen.

Wir haben unser Urtheil schon S. 239. in dem ersten Stük dieser Bibliothek davon gefällt. Der achte Band fängt mit diesem Theil an.

J. M. Guion, christliche Anweisung zum stetigen Wandel in der Gegenwart Gottes, aus allen ihren Schriften gesammlet und in vier Büchern nach der Ordnung beschrieben von T. P. Frankfurt und Leipzig, 1766. 8. Jedes Buch drittehalb Alphabeth.

Dis sehr weitläuftige und vor langer Zeit von Timotheo Philadelpho übersezte Werk von mehr als 3000 Seiten, erscheint hier mit einem neuen Titelblate. Das Herz der Verfasserin ist ganz gut, aber der Verstand nicht helle genug, und die Einbildungskraft ausschweifend.

Salems Wächterstimme, oder schriftmäßige Erklärung und Zueignung über die Sonn- und Festtäglichen Evangelia, zweyter Theil. Zum

Un-

Unterricht der Lehre der Wahrheit, die nach der Gottseligkeit ist, zur Warnung der Sünder und zur Aufmunterung und Trost der Gläubigen, vorgetragen durch D. Conrad Mel, Insp. der Kirchen des Fürstenthums Hersfeld. Vierte durchaus verbesserte Ausgabe. Cassel, in Verlegung Joh. Bertram Cramers. 1765. 4. 1040 Seiten.

Unsere besten Gottesgelehrten, die Jerusalems, die Saks und Spaldings, ob sie gleich wenig schreiben, haben uns durch ihre Art, die Wahrheiten zu behandeln, nun schon so verwöhnt, daß wir dergleichen Schriftsteller, wie Hr. D. M. nicht mit dem Wohlgefallen lesen können, mit welchem man sie etwa vor 50 Jahren möchte gelesen haben. Diese Männer denken, wenn sie nur rechtgläubig und gut emblematisch schreiben und in einem ansehnlichem Amte stehen, so könnten und müsten sie ihre vermeynten erbaulichen Schriften immerfort zu ganzen Alphabeten drucken lassen. Aber die undankbare Welt pflegt dergleichen Schriften mit großer Nichtachtung auf die Seite zu legen.

Biblisches Spruchregister, welches nach der Alphabetsordnung die fürnehmsten Sprüche, wie sie vom Anfang lauten, in sich hält. Zu sonderbarem Nutzen und Vortheil denen Liebhabern heiliger Schrift, damit sie die Schriftörter, so die Glaubenslehren und Lebenspflichten angehen, bequem finden mögen, mit Fleiß zusammen getragen und mit mehr als

als 2700. Sprüchen vermehrt. Basel, bey Joh. Rudolph Imhof und Sohn. 1764. 8. 176 Seiten.

Recht gut und dabey nett und sauber gedrukt.

Briefe an die Freydenker, worin dieselben aus der Natur der Sache und ihren eigenen Schriften widerlegt werden von Joh. Heinr. Christoph Zahn, Prediger zu Marksuhl, Förtha und Burkartroda. Vierter Theil. Eisenach, bey Michael Gottlieb Grießbach, 1766. 8. 165 Seiten.

Herr Z. bemüht sich in diesen Briefen den Ungläubigen ihre eigene Blöße zu zeigen und er ist darin nicht selten glüklich. Was er z. E. in einigen Briefen von der natürlichen Religion, welche durch die heilige Schrift erst aufgeklärt worden, von den Zeugnissen der Heyden für das Christenthum, von der Macht der Eitelkeit, von philosophischen Predigten, von den Gelehrten schreibt, hat uns recht wohl gefallen. In andern Briefen fährt er über die Punkte, die er behandelt, zu leicht weg, beurtheilt die Sachen nicht aus dem rechten Gesichtspunkt, zuweilen gar falsch und bricht zu kurz ab, wenn er auf gutem Wege war, seinen Gegner in die Enge zu treiben. Wir können nicht leugnen, daß wir über die biblische Kritik, über Constantin den Großen, über die Toleranz, die Sacramente und andere Artickel richtigere und scharfsinnigere Urtheile erwartet hätten.

Wie-

Viele undeutsche Wortfügungen und Ausdrücke muß sich der V. auch abgewöhnen. Genauere Aussichten anstellen, der Geschmak empfindet mehr reine Vernunft als Mode, bethunlich, bewirbeln, grämlich u. d. gl. versteht niemand. Die deutsche Grammatik solten unsere junge Schriftsteller erst recht verstehen eho sie schreiben wollten.

Die gottselige Jugend eines fünf Jahr alt gewordenen gräflichen Kindes zu Obergraiz, nebst einem zweyfachen Worte an das Herz der Jugend, von Wilhelm Gottlieb Reiz, Lehrer der Hochgräfl. Reuß-Plauischen jungen Herrschaften zu Obergraiz. Zwote Auflage. Hof, bey Joh. Gottlieb Vierling, 1765. 8. 94 Seiten.

Ein Hochgräfliches Kind, das überall Heldentugenden, auch so gar, wenn es mit dem Rollwagen von der Windeltreppe fält und den Arm bricht, einen Lammessinn und Verleugnung der Welt beweiset, verdiente freylich wohl ein Ehrengedächtniß, worin übrigens der so mitleidswürdige Geist des Fanaticismus bis zur Unverschämtheit getrieben wird.

M. Christoph Gotthelf Stemlers, R. in D. Abhandlung aus der Kirchengeschichte von der Currende und denen Currendanern. Leipzig, bey Christian Gottlob Hilschern, 1765. 8. 69 Seiten.

Der Verf. macht die Einleitung seiner Hauptmaterie durch kurze Nachrichten von dem Ursprun-

ge der Bettelorden und der Lolards Brüderschaft in Sachsen. Von der Currende findet er schon einige Spuren in dem dritten und vierten Jahrhundert, ihre eigentliche Errichtung aber fält in das Ende des 13ten und den Anfang des 14ten Seculums. Die Magdeburgsche und Eisenachsche Currende sollen die ältesten seyn und Luther ist in beyden ein Schüler gewesen. Sie sind nachher unter die Aufsicht der geistlichen Consistorien gezogen worden, die Landesherrn, besonders Churfürst August von Sachsen, haben Verordnungen darüber ergehen lassen, und fast jede Stadt hat ihre Currende bekommen. Aus ihr sind in der Folge die musicalischen Chöre und die Cantoreien entstanden. Daß aus den armen Currendanern zum Theil große und berühmte Leute geworden, wird mit dem Beyspiel des seligen Luthers, des Bischofs zu Merseburg, Michael Helding, einiger Superintendenten und Prediger, des Prof. Taubmann und zulezt eines noch lebenden Premier-Lieutenants in Chursächsischen Diensten bestätigt. Von Trivialschülern lassen sich wohl keine andere als triviale Anmerkungen machen. Sonst scheint der Hr. V. überhaupt kein Mann von übler Laune zu seyn, wie wir aus manchen drolligten Anecdoten gesehen haben, die er mit einstreut, z. E. daß die Gemahlin des Churf. August von Sachsen einmal ihrem Hofprediger, der sie in ihrer Krankheit fleißig besucht, ein wildes Schwein zum Geschenk zugeschikt habe, welches er kaltsinnig angenommen, da es aber ausgeweidet worden, hätten sich 1000. Thaler an Gelde darin gefunden u. d. gl. Solche Nachrichten aus der Kirchengeschichte sind freylich sehr erbaulich.

M.

5.

M. M. F. Roosen, Diac. zu Göppingen christliche Gedanken von der Verschiedenheit und Einigkeit der Kinder Gottes, nebst des seligen Hrn. Superintendenten C. F. Steinhofers Entwurf eines theologischen Sendschreibens von dem Unterschied der gemeinen Kirchenverfassung und der besondern Anstalten und Gemeinen ꝛc. Stuttgard bey Johann Philipp Erhard, Buchdruckern, 1764. 8. 124 Seiten.

Man sieht wohl, daß der Verf. ein rechtschaffenes, von Partheylichkeit und Sectirerey freyes Herz habe und das ist freylich zu loben. Indessen fehlt es ihm an genugsamer Scharfsinnigkeit und an der Gabe zu schreiben, die nicht ein jeder hat, der ein Buch drucken läßt. Er hätte sich selbst nach dem Urtheil, das er S. 13. fället, richten sollen. „Ein jeder brauche die Gabe, die ihm verliehen ist und begehre kein „Universalist zu seyn, der alles wissen, alles können, „alles unternehmen müßte, denn aus solchem Ueber„muth entstehen ungeschikte Werke.„

Die Wichtigkeit des Gebets des Herrn oder Vater Unsers, wie solches die mehresten nicht für sich, sondern wider sich beten, in zehn Predigten aus Matth. 6, 9-13. vorgestellet und auf gnädig. herrschaftlichen Befehl zum Druk befördert von Joh. Fried. Christoph Jasche, Hofdiacono. Wernigerode, bey J. G. Struk, Hofbuchdrucker, 1765. 8. 167 Seiten.

Es sind keine förmliche Reden, sondern nur tabellarische Dispositionen, wornach der Verf. gepredigt hat.

C.

Neueste Sammlung auserlesener und noch niegedrukter Leichenpredigten, welche von angesehenen Gottesgelehrten und andern geschikten und verdienten Lehrern unserer Kirche itziger Zeit gehalten worden: Nebst einem Anhange, darinnen einige zu Leichenpredigten schikliche Sprüche der heiligen Schrift kurz erkläret, wie auch einige Grundrisse zu dergleichen Predigten beygefüget, auch mit nöthigen Registern versehen und ans Licht gestellet worden von Joh. Christian Friedrich Heusingern, Diacono zu Eisenach, sechster und siebenter Theil. Eisenach, verlegts Michael Gottlieb Grießbach, 1766. 36 Bogen, in 8.

Die Predigten, daraus diese Sammlung besteht, sind zwar ganz erträglich; wir finden aber doch fast an keiner einzigen darunter einen so vorzüglichen Werth, daß sie ausser dem Bezirk, wo sie gehalten worden, bekannt gemacht zu werden verdienten. Rührung, und Würde der Gedanken und des Ausdruks, müssen den Redner unterscheiden, der das Publikum vom Tode und von dem wichtigen Uebergange in die Ewigkeit unterhalten will: Sollte Herr Heusinger noch lange fortfahren, Leichenpredigten und Grund-

risse

Muster zu dergleichen zu liefern; so fürchten wir, die Welt wird urtheilen, er habe den geistlichen Handwerksgenossen vielmehr einen hülfreichen und expediten Leichenredner in die Hände geben, als Muster der Beredsamkeit aufstellen wollen.

Versuch eines ganz neuen und unwidersprechlichen Beweises, daß die Lehre Jesu die allerhöchste und seligste Wahrheit sey. Halle, im Verlag des Waysenhauses. 1764. 5 Bogen in 8.

Dieser ganz neue Beweiß ist kein anderer, als den alle unsere Gottesgelehrten zu eines jeden besonderer Ueberzeugung empfohlen; nemlich, man soll dasjenige, was die Religion Jesu lehrt, auszuüben versuchen, so wird man erfahren, daß sie wahr sey. Der Beweiß ist also nicht neu, ob er gleich immer der triftigste und unwidersprechlichste ist. Es ist löblich an dem Verf. daß er mit solchem Ernst auf das praktische Christenthum dringet. Aber den Fehler hat er doch auch nicht vermieden, darin die Frommen so leicht gerathen, wenn sie von ihren Erfahrungen sprechen. Er verwechselt auch zuweilen Einbildungen mit wirklichen Empfindungen; geräth ins übertriebene; geht über die simple Wahrheit der Schrift hinaus, und macht seine besondere Bekehrungsmethode, die mancherley Zusätze hat, wovon die Schrift nichts weiß, zur allgemeinen Form, darin alle Christen gegossen werden müsten. Man wird sich also nicht wundern, wenn unter dem gesunden, das er hier sagt, auch nicht selten Non-sense mit einfließt. Ueberhaupt aber be-

merken wir doch, daß unsere Mystiker, und so genannte Frommen vernünftige Grundsätze nicht mehr ganz bey seite setzen.

Theologische Briefe gesammlet und herausgegeben von Friedrich Eberhard Boysen. Zweyter Band. Quedlinburg, verlegts G. H. Schwans Wittwe und Reußner, 1. 2. und dritte Sammlung, 12 Bogen in 8.

Philologie, Kritik, Historie, Alterthümer, Lebensbeschreibungen, Dogmatik, Auszüge von Predigten, kurz von allem etwas, kann man in dieser Sammlung durch und neben einander antreffen; nur nichts neues, nichts recht durchgedachtes, nichts reifes. Die V. dieser Sammlungen müssen keinen bestimmten Plan haben, und in ihren Grundsätzen sehr von einander abweichen; so verschieden ist der Ton. Die Schreibart sticht auch gegen einander ab; bald ist sie langweilig trocken, bald in strotzenden Worten beredt.

Grundriß des Lebens und der Thaten Jesu des Heylandes der Welt, von Friedrich Eberhard Boysen, J. K. H. der Prinzeßin in Preußen ꝛc. Consistorialrath, Oberhofprediger und des fürstl. Gymnasii in Quedlinburg Inspector. Quedlinburg und Leipzig, bey Andreas Franz Biesterfeld, 1765. 17 Bogen in 8.

Wenn das Leben Jesu mit Salbung und Simplicität geschrieben wird, so muß es nothwendig un-

unter den Christen viel Erbauung stiften. Jede andere Art des Vortrags schikt sich weder zur Würde der Religion, noch zur erhabenen Einfalt des göttlichen Stifters derselben. Die Erzählung der wichtigsten Auftritte und Handlungen seines Lebens muß den Geschichtschreiber auf kurze, aber wahre Betrachtungen leiten, die aus den Begebenheiten selbst entspringen, und grade zum Herzen gehen.

Der Verf. gegenwärtiger Geschichte, hat die Thaten Jesu, welche in diesem Bande nur bis zu seiner Taufe erzählt werden, sehr heraus gestrichen, philologische und gelehrte Anmerkungen eingemischt, und sich auf weitschweifige homiletische Betrachtungen eingelassen, die oft weder durch die erzählten Begebenheiten veranlaßt werden, noch auch in sich selbst zusammenhängend sind. Gewiß, der Verf. hätte den Zwek der Erbauung den er sich vorgesezt hat, wohl besser erreichen können. Solchen Vortrag vergiebt man zur Noth extemporisirten Predigten, nicht Schriften von so wichtigem Inhalt. Und sollen die philologischen Anmerkungen auch zur Erbauung dienen? Gemeine Fassungen unterrichten sie doch nicht; und eigentliche Gelehrte müssen sie aus den Schriften, daraus sie gesammlet sind, vollständiger kennen, und genauer prüfen, als es hier geschehen ist.

Auserlesene Psalmen Davids zum allgemeinen Gebrauch in Reime gebracht. Zürich, gedrukt bey David Bürgkli, 1765. 10 Bogen in 8.

Der ungenannte Verf. hat diejenige Psalmen Davids in Verse gesezt, welche seiner Einsicht nach

am leichtesten und natürlichsten auf verschiedene Gemüthsfassungen der Christen angewandt werden konnten, und folglich von allgemeiner Erbaulichkeit wären. Aus dieser Absicht hat er auch nicht wörtlich übersezt; sondern manches weiter ausgeführt, manche besonders Gedanken Davids in allgemeine verwandelt, und es sich besonders angelegen seyn lassen, das Hauptthema des Psalms durch das ganze Lied hindurch zu entwikeln, und nur die Ausbildungen des Originals zu behalten, die demselben zum Unterricht und zur Erbauung selbst einfältiger Christen angemessen seyn konnten. Sein Ausdruk ist natürlich und meist immer faßlich, ohne gemein; deutlich, ohne schaal, und nachdrüklich, ohne weder schwülstig zu seyn, noch ins Sublime zu gerathen. Und das ist der wahre Ton eines Kirchenliedes. Zu diesem Zwek müssen wir gegenwärtige Psalmen mit Ueberzeugung empfehlen. Man muß sich wundern, daß ganze christliche Gemeinen wörtlich übersezte Psalmen singen, die sie nicht verstehen, und die sich auch nicht einmal auf ihren Zustand passen. Wer diese Psalmen mit Andacht ließt oder singt, wird sich und sein Herz immer darin finden; und so muß eigentlich ein erbauliches Lied seyn. — Einige unrichtige Wortfügungen und Ausdrücke wird man der schweizerischen Mundart zu Gute halten; sie lassen sich auch leicht verbessern. Wer Schriften, die zur allgemeinen Erbauung nicht blos nach dem Vorgeben, sondern nach der Wahrheit dienlich sind, zu schätzen weiß, der wird die Fortsetzung dieser Sammlung mit Vergnügen erwarten.

Denk-

Denkmäle der Gottseligkeit; oder die Macht der Religion in Krankheiten und im Tode in den Beyspielen einiger vortreflichen Personen, mit einer Vorrede Herrn Jakob Herveys. Aus dem Englischen übersezt. Züllichau, in der Waysenhauß- und Frommannschen Handlung. 1765. 1 Alph. 11 Bogen in Octav.

Exempel solcher Personen, an welchen sich die Kraft des Glaubens und der Hofnung, die das Evangelium giebt, in Leiden und selbst im Tode sichtbar bewiesen, gereichen zur Ehre der Religion und zur ungemeinen Erbauung und Befestigung der Christen. Wir billigen deswegen eine Sammlung solcher Exempel, als die gegenwärtige ist, gar sehr; welche, im Ganzen genommen, vielen Lesern erbaulich und nüzlich seyn wird. Noch allgemeiner und reeller würde dieser Nuzen seyn, wenn nicht zuweilen Dinge eingestreut wären, die nachdenkenden Christen bedenklich seyn müssen. Daß aber der V. die Zeit der Bekehrung und Wiedergeburt verschiedener Personen so genau anzuzeigen weiß, daß er der Versuchungen Satans in ihren Krankheiten so oft Erwähnung thut, daß er sich es zuweilen merken läßt, seine heiligen Männer wären Propheten und Wunderthäter gewesen; das muß wohl gegen die Richtigkeit seines Urtheils einiges Mistrauen erwecken. Anstatt der Engelländer, deren Exempel uns hier vor Augen gestellt wird, wünschten wir lieber welche aus unsrer eigenen Nation gesammlet zu sehen. Jene sind den meisten deutschen Lesern unbekannt, diese

aber bey ihnen zu Hauß, folglich würden sie mehr Eindruk zur Erbauung unter uns machen. Allein die Exempel müsten mit nicht gemeiner theologischen Klugheit gewählt, aus zuverläßigen Urkunden, nicht aber aus den Personalien der Leichenpredigten genommen, und von einer interessantern Seite vorgestellt seyn, als es von dem Uebers. bey den meisten einheimischen Exempeln, die er in einem kurzen Anhange beygefügt hat, geschehen ist. Das würde dann ein Werk seyn, welches vielen lehrreich, tröstend und erbaulich wäre, und manche Unchristen bekehren könnte.

B.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Sixti Iac. Kapfii, I. V. L. Suprem. Appell. Tribunal. Assess. Iuriumque Prof. Publ. Extr. Comm. De Curatorum Consensu ad ult. volunt. subinde necessario. Tubingae, apud Ioh. Ge. Cottam, 1766. 4. 38 pag.

Obgleich keines der gemeinen Rechte erfordert, daß ein Vormund oder ein weiblicher Curator zu dem lezten Willen eines Mündels oder Frauenzimmers seine Einwilligung zu gebe, so ist doch ein anderes in einigen Stadt- und Landesgesezen verordnet: So erfordert man z. E. zu Heilbrunn, Wien und Hamburg des Vormundes Willen und Beystand, nach dem alten Colinger und Märkischen Rechte aber muste der weibliche Curator das Testament bekräf-

kräftigen, womit auch das heutige Lübische Recht übereinkömmt. Andre Gesetze verlangen die Einwilligung des Mannes. Der Grund dieser Gesetze ist in der Abneigung der Deutschen von lezten Willens-Verordnungen, und der lezten besonders zum Theil in der Gemeinschaft der ehlichen Güter zu suchen. Ist der Vormund eigensinnig und will nicht einstimmen, so muß die Obrigkeit es statt seiner thun. Soll dem Vormunde selbst etwas vermacht werden, so muß ein andrer, als er, das Vermächtnis bestättigen. Die ganze Abhandlung, so kurz sie ist, zeigt von einer guten Belesenheit und Geschmak in Anführung der Schriften.

II.

Corpus Iuris publici et ecclesiastici Germaniae Academicum. Akademische Sammlung des deutschen Staats- und Kirchenrechts bey Gelegenheit einer öffentlichen Prüfung aus der gesammten Rechtsgelehrsamkeit in der Herzogl. Savoyischen Ritterakademie, des H. H. Carl des H. R. R. Grafen von Salm-Neuburg am Inn, herausgegeben von P. J. von Riegger, K. K. Hofraths, und öffentlichen Lehrer der geistlichen Rechte auf der hohen Schule zu Wien. Wien bey J. J. Edlen von Trattnern, 1764. 1016 Seit. in gr. 8.

Man hat von Schmauß und andern ähnliche Sammlungen, weil aber diese doch in verschiedenen Sachen sich unterscheidet, und sonderlich einige

neue Stücke, sonderlich die Wahlkapitulation des itzigen Kaysers, als römischen Königs, nebst verschiedenen dahin gehörigen Staatsschriften enthält, so wird sie den Liebhabern des deutschen Staatsrechts nicht ganz unangenehm seyn. Warum man aber eine solche wichtige Sammlung bloß bey Gelegenheit, und zwar bey der sehr geringfügigen Gelegenheit einer Disputation oder Prüfung bekannt machen wollen, ist uns unbegreiflich. Wir wollen doch nicht hoffen, daß der Hr. Respondent über diese Sammlung von den H. R. R. Grundgesetzen wird disputirt haben. Es wird zwar freylich im verschiedenen zum H. R. R. gehörigen Staaten, genug über den Verstand der Reichsgesetze gestritten; Nur solte uns wundern wie man in Wien hätte Opponenten finden können.

Joh. Gottlob Heineccii Akademische Reden über desselben Elementa Juris civilis secundum ordinem Institutionum. Dritte und verbesserte Auflage. Frankfurt am Mayn bey Garbe 1766. 5 Alphab. und 15 Bog. in 4.

Dies ist ein nachgeschriebenes Collegium des berühmten Heineccius, über sein Conpendium der Institutionen. Der Hr. Hofr. Heineccius versichert, daß kaum der 20ste Theil dem sel. H. zugehöre. Siehe Bibl. II. B. II. St. 246. S. Inzwischen muß es doch wohl verkaufft werden, das zeigen die wiederholten Auflagen.

Joh. Gottl. Heineccii, Diss. de Vitiis negotiationis collybisticae vel Cambialis Editio quarta.

Ha-

Halae impensis Orphanotrophæi 1764. 5½ B. in gros 8.

In dieser Dissertation haben wir eben nichts anmerkungswürdiges gefunden. Sie hat die unfruchtbare Weitschweifigkeit der meisten akademischen Streitschriften. Inzwischen ist nicht zu leugnen, daß viele bekannte Sachen darin gut auseinander gesetzet sind.

Codex Legum Militarium Saxonicus oder Sammlung der Mehresten in Chursachsen ergangenen, des Militare betreffenden, Mandaten, Generalien, Conventionen, Ordonanzen, Cartels, auch theils General- Special- und Decisiv-Ordres, nach einer systematischen Ordnung in gewisse Bücher und Titel gebracht, und durchgängig mit Summarien und Marginalien wie nicht weniger mit doppelten Real- und Verbal-Registern versehen von T. B. Hofmann, Generalauditeur der sächsischen Armee. Dreßden bey Harpeter, 1764. 171 Bogen in Folio.

Eine sehr nützliche unter öffentlicher Autorität publicirte Sammlung. Sie ist nicht allein allen Chursächsischen Auditeurs und Rechtsgelehrten unentbehrlich, sondern verdient auch, wegen verschiedener sehr merkwürdigen Entscheidungen, die Aufmerksamkeit aller übrigen Kenner der Rechte.

Antiquitates et Jura Pomatii nonnulla strictim edisserit *Godof. Dan. Hofmann* I. C. Tubing. Frfti ad Moen. apud Garbe. 1766. 15 B. in 4.

Die Materie vom Aepfelmost ist in diesen Bogen antiquarisch und rechtlich sehr wohl vorgetragen und erörtert. Am Ende sind verschiedene Herzogl. Würtemb. Verordnungen, die Machung und den Verkauf des Aepfelmosts in dortigen Landen betreffend, angehänget.

D. Justus Claproths, ordentlichen Lehrers der Rechte u. s. w. Grundsätze von Verfertigung der Relationen aus Gerichtsacten, mit nöthigen Mustern, zum Gebrauch der Vorlesungen. Zwote vermehrte und verbesserte Auflage. Göttingen, bey Vandenhöks Witwe. 45 Bogen in gr. 8.

Dis ist eins der besten Handbücher von dieser so nüzlichen und nöthigen Materie. Auch ist es zu akademischen Vorlesungen sehr bequem eingerichtet. Die vorgesezte Vorrede, von der Verhältniß der Theorie und der Praxis des Rechts haben wir mit Vergnügen gelesen: Nur waren uns verschiedene kleine Sprachfehler etwas anstößig. Geschikte Rechtsgelehrten, die wie Hr. C. auch in den schönen Wissenschaften nicht unerfahren sind, solten hierin desto genauer seyn; Jemehr sonst vielen Rechtsgelehrten in Absicht auf die Sprache und Schreibart eine wahre Barbarey mit Recht muß vorgeworfen werden.

Geo. Ludov. Boehmeri, Antecess. in Academia Georgia Augusta Observationes Iuris Feudalis. Goettingae, apud Küblerum, 1764. 25 B. in Octav.

Man

Man weiß wie weitläuftig die Wissenschaft des Lehnrechts ist, und wie viel Aufklärungen sie durch die Bemühungen gelehrter Männer noch erhalten kan. Hr. Hofr. Böhmer gehört zu dieser Zahl. Die gegenwärtig in dieser Sammlung gelieferten Stücke sind schon als Programmata einzeln gedrukt gewesen, erscheinen aber izt hin und wieder vermehrt. Besonders hat uns VI. De succeſſione olim negata in bonis Iure curiae datis, ſeu in beneficiis miniſterialibus und XIII. de Ceſſione Hypothecae Feudalis abſque Domini Conſenſu valida der Aufmerksamkeit werth geschienen.

R.

3. Arzneygelahrheit.

Io. Zachar. Platneri Profeſſoris medicinae nuper apud Lipſiæ primarii Ars medendi ſingulis morbis accomodata. Lipſiæ ſumtibus Caſpari Fritſch MDCCLXV. in 8. Alph. 1. plag 14.

Als einsmals der große Boerhaave von einem seiner Zuhörer gefragt ward, welchen Arzt er für den vollkommensten hielt, so verwieß er ihn, (nicht ohne Befremdung über diese unerwartete Frage seines Schülers) auf die dreyzehnte Abtheilung seiner Einleitung zu den praktischen Grundsätzen. Der Inhalt davon ist dieser: „derjenige verdient ein wahrer Arzt „genannt zu werden, der sich alle bey Krankheiten vor„fallende Umstände, durch eine scharfe Aufmerksam„keit

„keit bekannt macht, einen jeden davon insbesondere
„in genaue Erwegung zieht; und nach geschehener
„Zergliederung alle wieder untereinander verbindet;
„der von diesen Abweichungen auf die Gesetze der Ge-
„sundheit zurük sieht, und alsdann erst mit der gan-
„zen Stärke einer richtigen und geübten Beurthei-
„lungskraft in die Erkenntniß der wahren und be-
„stimmten Ursache der Krankheit und der wirksamen
„Arzneyen eindringt.„ Wie viele grosse und schwere
Bedingungen! Boerhave schildert einen vollkommen
gelehrten und philosophischen Arzt. Er schildert
Platnern; wenn Boerhave lobt, müssen wir
schweigen.

Gleichwohl will es unter der Hand verlauten, als
wenn man nicht durchgängig mit dem Platnerischen
Buche zufrieden seyn wollte; und was kann wohl für
eine Ursache dazu möglich seyn? Eine Muthmassung
fällt uns bey; die Wahrscheinlichkeit davon mag ein
jeder selbst untersuchen. Man muß sich den berühm-
ten Platner, dessen Verlust wir schon seit etlichen
Jahren beklagen, in seiner arte medendi als todt
und als lebendig vorstellen: todt; die ganze Zeit über
da dieses Werk in häuffigen Abschriften das heimliche
Orackel vieler Aerzte war; lebendig aber so bald es
endlich an das Licht gebracht wurde. Fragt man aber
nicht lieber die Schriften der Todten, als die Lebendi-
gen um Rath? Oder ist es nicht sicherer an jenen als
an diesen einen kleinen Raub zu begehen? Was hel-
fen aber Muthmassungen? haben sie auch den völligen
Grad der Wahrscheinlichkeit erreicht, so machen sie
doch Feinde.

Deut-

Deutliche Anweisung wie man sich in einem Nothfall selbsten von den gefährlichsten und meisten Krankheiten befreyen könne, abgefasset von Daniel Langhans, bestelltem Stadtarzt in Bern, vierter Theil von den Krankheiten der Weibspersonen, der Kinder, von der Erhaltung der Gesundheit, und Besorgung äusserlicher Wunden, Verletzungen und Geschwulsten. Die Arzneymittel sind zu finden bey Hrn. Samuel Wagner, oberkeitlichen Apothecker. Bern, gedrukt bey Abr. Wagner, Sohn, 1764. in Octav auf 13 Bogen.

Wir haben eigentlich wider Hrn. Langhans nichts; seine Absicht ist nemlich, Nothleidenden und des Arztes Beraubten dienliche Mittel zu zeigen, sein Unterricht gründlich und sein Buch nach Tissots Sinn. Nur hätte er nicht die Zusammensetzung vieler Mittel für sich behalten sollen. Ein Arzt kann Mittel vor sich behalten, wenn es nur keine Universalarzneyen sind. Herr Langhans aber will wirklich wider alle Krankheiten helvetische Arkana haben; seine Brechmittel, seine Laxiermittel, seine Fliegenpflaster, sind helvetische Arkana! und was das schlimmste ist, so trägt er sie in diesem Werke um einen sehr hohen Preiß zu Markte; das schikt sich unsers Erachtens nicht für einen wahren Arzt: Doch gnug hievon. Des Hn. Verfassers Anweisung kann erst viel gutes stiften; Herr Langhans kennt die besten Arzneyen, und weiß nach Beschaffenheit der Fälle eine geschikte Wahl unter denselben zu treffen. Er ist ein mechanischer Arzt und zeig-

zeigt außer vieler Einsicht, Gelehrsamkeit und Erfahrung. —

E.

Johannis Taylor, Equ. M. D. Imp. Reg. & Princ. plur. Ophthalmiatri, plurimarumque Academiarum Socii. Nova Nosographia ophthalmica. hoc est. Accurata Recensio ducentorum et quadraginta trium affectuum, qui oculum humanum partesque vicinas ullo modo laedere aut visum humanum tollere possunt; iconibus artificiosissime sculptis et coloribus ad vivum expressis incredibili accuratione illustrata. Hamburgi et Lipsiae. Impensis haeredum Grund et Holle, 1766. Folio $17\frac{1}{2}$ Bogen mit 22 Kupfertafeln.

Es war eine Zeit, da Herr Taylor, als Oculist, in Deutschland und ganz Europa ein großes Aufsehen machte. Er hat Freunde und Feinde seines Characters und seiner Kunst gehabt. Von beyden Theilen haben auch einige öffentlich für oder wider ihn geschrieben. Diese Streitigkeiten wollen wir in der Vergessenheit ruhen lassen. Uns liegt es ob, von dem gegenwärtigen saubern Werke zu reden. Man sollte meynen, daß es erst ganz neu wäre. Allein dieses ist nur von den Kupfertafeln wahr. Der Text aber, der lateinisch und deutsch ist, bestehet in der unveränderten Tabelle, welche an des Hrn. Verfassers Mechanismus des Auges, so schon 1750 aus dem Englischen in das Deutsche übersezt in Octavo herausgekommen, hinten angefüget ist. Wenn es denen Herren Verlegern möglich ge-

gewesen wäre, die jetzigen schönen Kupfern, welche die Gebrechen des Auges bezeichnen, einer neuen Ausgabe des vorerwehnten Mechanismus beyzulegen, so würden sie unsers Erachtens besser gethan haben, weil in dem jetzigen Werk die gedachte und in vieler Absicht sehr gute Abhandlung von der Beschaffenheit des Auges und von der Art, wie das Sehen geschieht, fehlet. Was nun die Nosographie selbst betrift, so erkennet man schon aus dem Titel, daß man nichts weiter darinn findet, als eine bloße Beschreibung der Augenkrankheiten. Diese ist meistens kurz, und oft unzulänglich. Denn die nöthigen Kennzeichen, woran die eine Krankheit von der andern deutlich unterschieden wird, sind selten recht angezeigt. So sind z. E. die Tumores, nemlich der erysipelatosus, phlegmonosus, oedematosus, die hydatis, der anthrax; ferner atheroma, meliceris und steatoma, gar nicht erklärt, sondern nur mit ihren bloßen Nahmen angeführet. Die wenigsten Augenärzte haben aber eine solche medicinische und chirurgische Kenntnis, daß sie diese Tumores aus ihrer Analogie mit denen in den andern Theilen des menschlichen Körpers sogleich erkennen und benennen könnten. Den Cataract nennt er eine Verdunkelung der Crystallinse mit einer Verringerung der Größe derselben. Glaucoma ist die Verdunkelung der Crystallinse mit einer vermehrten Größe derselben. Das leztere wundert uns sehr, da doch Brißeau und Heister bewiesen haben, daß das Glaucoma ein Fehler der gläsernen Feuchtigkeit ist. Der Herr Verf. hätte wenigstens diese Meynung nicht so trocken hinschreiben, sondern sie auch rechtfertigen sollen. Von

den

hen Ursachen der Augenkrankheiten und von ihrer Heilung findet man hier nicht ein Wort. Das war aber auch nicht die Absicht des Herrn Verfassers.

F.

---

4. Schöne Wissenschaften.

A. L. Karschin, einige Oden über verschiedene hohe Gegenstände. Berlin, bey G. L. Winter, 1764. 10 Blätter.

Die Sammlung enthält neun poetische Stücke, die die Fr. Karschin an den König, die Königin, und die Prinzen und Prinzessinnen des Königl. Hauses bey verschiedenen Gelegenheiten addressirte. Den Namen Oden, eher möchten wir sie freye Stanzen nennen, führen sie freylich nur ziemlich uneigentlicher Weise. Es ist wahr, die Fr. K. hat Ramlern den Ton der Odensprache ziemlich abgelernt, ja es giebt hin und wieder Stellen, worin wirklich schöne poetische Sprache befindlich ist. Aber dies ist zur Ode noch nicht gnug. Die Fr. K. ist sich ausserdem ziemlich ungleich; man merkt daß sie anfängt die erste Strophe zu schreiben, ehe sie weis was in der dritten stehen soll. Zuweilen läßt sie sich sichtlich von der lezten Gedanke oder dem lezten Worte einer Strophe auf einen ganz andern Weg leiten, sie kommt denn so von einem aufs andere daß man sich wundern muß. Wenn sie den Vers nicht zu füllen weis, so macht sie zuweilen neue Beywörter, es ist wahr, manchmal gelin-

ingen sie ihr vortreflich, aber auch sehr oft werden sie gezwungen, und bleiben bey allem hochtönenden Wesen wahre Flikwörter. Z. E. läuvasuchend, siegerschrittigt, die starkdurchdringlichsten. Wir wollen noch einige schöne Stanzen zur Probe anführen, vielleicht empfinden unsere Leser, daß sie auch in einem Lehrgedichte stehen könnten. Wir haben aber schon oben angemerkt, daß diese poetische Stücke nicht eigentliche Oden zu nennen sind, was wir anführen, ist eigentlich freylich nicht Imagination, sondern nur historische Erzählung, aber es ist gut erzählt:

Zur Zeit als von dem pflugzerrißnen Acker
Bestäubt und braun jedweder Römer kam,
Und für das Vaterland enthusiastisch wacker
Die rostbefreyte Waffen nahm.

Da liefen selbst des Sonnenwagens Räder
Nicht schneller als der Römer Siegesglük,
Wollüstig flog noch nicht in salbenreiche Bäder
Ihr Feldherr aus der Schlacht zurük.

Als aber die Luculle, die Verschwender
Sich brüsteten an Tafeln groß zu seyn,
Da ward die Herrscherin der unterworfnen Länder
In reichgewordnen Bürgern klein.

Als im Senat die Clodiusse sprachen;
Und redend Gold sich um das Consulat
Tief unterm Volk bewarb und der erwürgten Grachen
Vergoßnes Blut um Rache bat:

Da ward von ihrer eignen Kinder Wüten
Gestürzt das stolze hochgesetzne Rom,
Die Königin der Welt, vor welcher Völker knieten
Vom Euphrat bis zum Donaustrom.

Poetische Uebersezungen der Psalmen. Mit Abhandlungen über dieselben, von Joh. Andr. Cramer. Vierter und lezter Theil, nebst Registern. Leipzig bey Breitkopf, 1764. 23 Bogen in 8.

Der Werth dieser Uebersezung ist so bekannt, daß es unnöthig ist, etwas davon zu sagen. Sie werden beständig einen Plaz unter den besten deutschen Schriften behalten. Die beygefügten Abhandlungen müssen wir den Gottesgelehrten zur Beurtheilung überlassen, deren Beyfall sie ohnfehlbar erhalten werden.

Des Hrn. Fr. von Hagedorn sämtliche poetische Werke. Drey Theile. Hamburg bey Bohn, 1764. 28 Bogen in 8.

Eine neue saubere Ausgabe eines unserer besten Dichter.

Des Freyherrn von Caniz Gedichte mehrentheils aus seinen eigenhändigen Schriften verbessert und vermehret, mit Kupfern und Anmerkungen u. s. w. Berlin bey Haude und Spener, 1765. 35½ Bogen in gr. 8.

Gleichfalls eine saubere Ausgabe. Caniz wird immer schäzbar bleiben, weil mit ihm in diesem Jahrhunderte, so zu sagen die Morgenröthe des guten Geschmaks aufgegangen ist.

Periander von Corinth, als ein Strafbild des Meineids, und der Tiranney vorgestellt von

E.

C. H. Schubert. Berlin bey Haude und Speuer 6 Bogen in 4.

Elendes abgeschmaktes Gewäsche, in Hexametern die von aller Harmonie entblößt sind.

Carl von Dorntheim ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin bey Haude und Speuer, 1765. 7 Bogen in 8.

Der V. dieses Stüks hat viel zu früh geschrieben, und hätte noch erst lernen sollen. Er weis noch nicht wie man Charaktere bearbeiten, oder Scenen und Situationen anlegen muß, und wie könnte er dies auch wissen, da man deutlich sieht, daß er weder die Welt noch das menschliche Herz kennt; zu einem Trauerspiele gehört mehr, als ein süsses Geschwäz das man aus einigen Büchern aufgeschnappt hat:

Sumite materiam vestris qui scribitis æquam
Viribus, et versate diu an ferre recusent
Anvaleant humeri.

R.

5. Schöne Künste.

1. Musik.

Quattro Concerti armonici d'Organo o di Cembalo concertanti, coll' Accompagnatura solita, di 2. Violini, Viola &c. e 2 Corni obligati, composti da me *Francesco Giuseppe Lionzio Meyer* di Sciauensee, Proto Notajo apostol.

Canonico &c. supremo Direttore della Capella della Chiesa di S. Leodegario nella Corte di Lucerna &c. Opera Ottava. Parte I. Norinberga presso la Vedova Schmid, 1764. 26 Bogen in Folio.

Diese Concerte sind nicht sehr schwer zu spielen. Vielleicht werden sie auf der Orgel noch bessere Wirkung thun, als auf dem Clavessin. Das dritte ist ohnedem, wegen des an einigen Orten beygefügten aushaltenden Pedals, und wegen anderer Aushaltungen in den Oberstimmen, der Orgel ganz eigentlich gewidmet. Wir bedauren, daß die in allen vier Concerten vorkommenden Passagien einander gar zu ähnlich sehen. Auch ist die Begleitung der Instrumente gar zu simpel, und ohne einige sinnreiche Zergliederung des Ritornells unter währender Concertstimme, eingerichtet. Sonst sind sie nicht unangenehm zu hören. Sie sind dem Herrn Johann Heinrich Fries des grossen Raths in Zürich Hohem und diesmaligem Amtmanne zu Cappel, zugeeignet. Er wird uns zugleich als ein großer Liebhaber der Musik gelobet. An der Fräulein Tochter desselben rühmet die Zueignungsschrift besondere Einsichten in die Tonkunst und Fertigkeiten im Clavierspielen. Wir lesen dieses mit desto größerm Vergnügen aus einem Lande, in welchem bisher, so viel wir wissen, die Musik noch nicht so gar sonderlich im Flor gewesen ist; daher man die aus solcher Gegend kommende musikalische Sachen etwas gelind beurtheilen muß.

Divertimento Cembalo soloo der monatliche Belustigungen des Claviers, bestehend aus Sonaten, Sonatinen, Mourquien, Menuetten und Trios 2c. verfertiget von Johann Anton Musäus. Der Monat Jenner und der Monat Februarii 1765. Kopenhagen, bey Ludolph Henrich Lillies Wittwe, 1765.

Jedes Stük macht vier Bogen in Folio aus. Die Vorrede, einer Seite lang, handelt von den Wirkungen der Tonkunst in die Seele des Menschen. Wir versichern den Herrn Verf. recht treuherzig, daß Stücke, welche die wahre Tonkunst hervorbringen kann, wenn sie auf die Seele des Menschen Wirkung thun sollen, ganz anders beschaffen seyn müssen, als die, welche er für diese beyden Monate hat drucken lassen. Wer kann die äusserst unrythmische Anordnung der Takte, die allerabgedroschenste Gemeinheit der Gedanken, die so grosse Einförmigkeit an vielen Orten, da z. E. in der Sonate S. 14. im ersten Satze, und auch S. 18. im zweyten Satze die linke Hand sich mit einerley und ganz gleichförmigen Brechungen, so wie in einer alten Chaconnen-Variation, beschäftiget, kurz einen Zusammenfluß von lauter musikalischen Schulfehlern, etwan aus Secunda und Kleinprima, ertragen?

Es ist schon mehr als einmal, in den Schriften berühmter Clavierspieler, wider die sogenannten Trommelbässe geeifert worden. Und in der That, auf dem Claviere, in eigentlich ihm geweihten Stücken, thun sie die allerschlechteste Wirkung: obgleich, weit Um-

stände die Sachen verändern, bey andern Arten von Musikstücken, wo das Clavier nichts als den Generalbaß auszuführen hat, ein wohlgeordneter Gebrauch dieser Arten von Bässen, durch sehr gute Gründe vertheidiget werden kann. Was nöthigte also den Hrn. Müsäus, der doch Clavierstücke herausgeben wollte, uns S. 20. und 21. ein Stük mit einem durchaus fortgeführten Trommelbasse vorzulegen? Wollte er uns etwan, nur zur Abwechslung, mit etwas unschmakhaften bewirthen?

Wir rathen ihm, ehe er weiter schreibt, das was wir hier gesaget haben, und noch mehreres dazu, was wir hier nicht anführen können, wohl in Ueberlegung zu nehmen, und seine künftigen Arbeiten darnach zu verbessern. Und damit auch der Titel, ins künftige, so wohl im italienischen als im deutschen, seine grammatische Richtigkeit habe, so schlagen wir, mit Vorbeygehung anderer Schnitzer auf seinem Titel wenigstens folgende Verbesserung vor:

„Divertimento musico, *per il* Cembalo solo, „oder monatliche Belustigungen auf dem Claviere rc. rc." Es steht in der That nicht fein, wenn so viele, leider auch manchmal große Musiker, sich so bloß geben, daß sie weder auf deutsch, noch auf italienisch, noch auf französisch zu sagen wissen, was sie eigentlich haben wollen.

P.

2. Mahlerey.

Abraham Bossens, gründliche Anweisung zur Radier- und Ezkunst rc. Nebst Hrn. Gautier

tier de Nimes Kunst zu tuschen. Vierte Auflage. 8. Nürnberg, bey Monath. 1766. 22½ Bogen, nebst 19 Kupfertafeln.

Bossens Buch von Radieren ist immer noch das beste in seiner Art. Der bey dieser Auflage befindliche Anhang aber, von der Herold-Mahl- und Reißkunst, worinnen begriffen, was man bey dem Kupferstechen, oder in der Aezkunst, davon zu wissen nöthig hat, durch G. A. Böcklern ist mit so vielen unnöthigen Dingen überhäuft und so altväterisch vorgetragen, daß er füglich hätte wegbleiben können; oder vielmehr hätte eine andere besser geschriebnen Abhandlung von dieser Materie an derselben Stelle gesezt werden sollen. Bald hätten wir vergessen, daß zwischen Bossens Buch selbst und diesem Anhange, ein zierlicher in Holz geschnittener Esel zu sehen ist, mit der Ueberschrift: an den Eselartigen Verächter der Aezkünste. Unten stehen folgende schöne Reime:

Schau doch das belaste Thier,
Mit viel bunter Federzier;
Es trägt träge Midas Ohren,
Ist zu Spott und Hohn gebohren:
Seiner hellen Schellen Klang,
Leitet ihn in gleichen Gang,
Seine Augen sind geblendet,
Und nur für sich ausgewendet,
Es komt aus Arcadia,
Und ist seiner Sprache ja,
Denn er folget seines gleichen,
Die Kunstspötter zu bezeugen,

 Das

Das gleich seinen Schrey geacht
Was dein Klügesinn verlacht;
Dein Verstand ist gleich der Pfützen
Die das Thier pflegt auszusprützen.

Des Hrn. Gautier de Nismes Kunst zu tuschen (eigentlich sollte es heißen, Vestungs- und andere Risse zu illuminiren) ist in seiner Art recht gut, wozu es aber einem Buch von der Aezkunst beygefügt ist, wissen wir nicht.

K.

---

6. Romanen.

Die Pagen oder lustige Begebenheiten und Streiche am Hof und auf Reisen. Frankfurt und Leipzig, 1765. 360 S.

Dem Ansehen nach soll diese Schrift eine Art geheimer Geschichte eines Fürstl. Hofes in Deutschland vorstellen, so lange sich der Verfasser als Page an demselben aufgehalten hat; der Leser aber findet darinnen nur einen übelzusammenhangenden Roman. Ein Gemengsel von historischen Wahrheiten und willkührlichen Erdichtungen, wird allemal ein Roman. Was etwan Wahrheit in diesem Buche seyn mag, schränket sich auf einige sogenannte Pagenstreiche oder Kinderpossen, (wenn man sie bey seinen rechten Nahmen nennen will,) und andere unbeträchtliche Dinge ein, die beym Lesen schon Ueberdruß erwecken. Indessen haben diese Kleinigkeiten dem V. den Grundstof

stof zu seiner Schrift gegeben. Er ist es aber bald inne worden, daß es der Leser bey so unschmakhaften Sachen nicht lange aushalten kann, deswegen streuet er allerley Historien mit ein, die allenthalben zusammen geraffet sind. Es findet so gar die abentheuerliche Geschichte von dem herumirrenden Juden hier einen Plaz. Diese Erzählungen werden zwar Pagen, das ist junger unerwachsenen Leuten in den Mund geleget und in so ferne hat der Verfasser, die Regel der Wahrscheinlichkeit beobachtet, daß er sie keine philosophische Streitfragen untersuchen läßt; Es ist auch Pagen zu verzeihen, wenn sie aus Mangel besserer Beschäftigungen, sich mit Mährgen unterhalten und einander erzählen, was sie ohngefähr bey Hofe erhascht haben, oder was ihnen von andern ist aufgeheftet worden: aber die Pagen des V. reden nicht mehr unter sich auf ihrem Zimmer, sondern sie belustigen mit ihrem Gewäsch das Publicum, und da kann man von ihnen verlangen, daß sie schweigen. Die kleine besondere Romanen wodurch der V. sein Buch hat ausschmücken wollen, finden auch sehr zufälliger Weise einen Plaz darinnen: Wenn ein Fremder bey Hofe erscheinet, oder auf irgend eine Weise die Aufmerksamkeit eines Pagen verdienet, so erzählt der V. von ihm auch einen Roman, und so kann es nicht fehlen, er muß noch unendlichen Vorrath zu vielen folgenden Theilen seines Buchs haben. Er verspricht nur vor der Hand den Zweyten, der mit noch andern recht lustigen und merkwürdigen Begebenheiten soll angefüllet seyn. Die Begebenheiten des ersten sind aber weder lustig noch merkwürdig. Dem Verf.

der Willhelmine, dem dieses Buch zugeschrieben ist, hätte er ablernen können, wie Kleinigkeiten, wenn man davon schreiben will, können interressant, oder nach des V. Ausdruk, lustig und merkwürdig vorgetragen worden. Wenn der V. nicht selbst sagte, daß er ehemals ein Page gewesen, so würde man glauben, daß er noch einer wäre.

Unterricht und Zeitvertreib für das schöne Geschlecht, in gesammleten Briefen und Erzählungen aus verschiedenen Sprachen. Leipzig bey M. G. Weidmanns Erben und Reich 1765. und 66. 2ter bis 5ter Theil.

Ich weis nicht ob der Sammlungsgeist der Deutschen ein Nationalfehler oder eine Vollkommenheit ist, wir haben beynahe in allen Theilen der Wissenschaften Sammlungen kleiner dahin einschlagender Schriften, die Absicht dabey ist gut; aber sie haben ein gewisses Vorurtheil gegen sich: durch eine nachläßige Wahl wird das gute mit dem schlechten vermischt, und das lezte erfüllt gemeiniglich den größten Theil derselben. Die Sammler haben seit verschiedenen Jahren auch angefangen kleinere Romane zusammen zu tragen. Doch wie dieses Fach eben so, wie die homiletische Vorrathskammer, eine große Menge und zugleich die schlechtesten Schriften liefert; so sind auch diese Sammlungen beschaffen, sie enthalten viel gemeines und wenig gutes. Das kann man von der gegenwärtigen Sammlung nicht sagen, die darinne befindlichen Stücke sind mit Geschmak gewählet, sie predigen zwar viel

Mo-

Moral, aber doch nicht eine trockene und verdrüßliche, die gemeine Romane langweilig und den Leser schläfrig macht, diese Moral liegt grösstentheils in der Geschichte selbst und ist wirksam. Die Charaktere in den Stücken sind wohl gezeichnet, und diese sind überhaupt voller Handlung und unterhaltend. Die fünf Theile welche heraus sind, enthalten zusammen vier Geschichte aus dem französischen und englischen. Die lezte davon ist noch nicht geendiget. Sie sind insgesammt in Briefen abgefaßt, die wohl geschrieben sind, besonders haben einige im fünften Theile artige Wendungen. Dem Ansehen nach dürfte diese Sammlung ein Werk von vielen Bänden werden; doch wenn der Sammler fortfähret nur gute und kernhafte Stücke zu liefern; so wird die Anzahl derselben nicht so gar hoch steigen. Die Uebersetzung ist von den Fehlern gemeiner Uebersetzungen frey: der V. ist der Sprache, worin er übersezt hat, mächtig, daher haben die Briefe kein fremdes Ansehen und können auch in Absicht auf die Schreibart dem schönen Geschlecht, für welches diese Sammlung eigentlich ist veranstaltet worden, nüzlich seyn. Hin und wieder ist uns einiger Zweifel wegen der Uebersetzung beygefallen, weil gewisse Wendungen gar zu undeutsch lauten.

A.

---

8. Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

D. Anton Friedrich Büschings, Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinen im Rußi-

Rußischen Reich. Erster Theil. Altona, verlegt von David Iversen. 1766. 12 Bogen in 8.

Diese zuverläßige Nachrichten von dem Zustande der Lutherischen Gemeine im Rußischen Reiche durch einen Mann, der sich am genauesten damit bekannt machen können, muß Liebhabern der neuern Kirchengeschichte angenehm seyn. Dieser erste Theil enthält erstlich eine allgemeine Nachricht von den Lutherischen Kirchen in Rußland, daraus man siehet, welche große Freyheiten fremden Religionsverwandten in diesem Reiche verstattet worden. Hierauf folgen die besondere Geschichten von der St. Peterskirche und St. Annenkirche in Petersburg und von der Kirche zu Oranienbaum, bey deren ersterer man vornemlich über den starken Anwachs, den St. Petersburg von Fremden haben muß, erstaunt. Manches hätte wohl ohne Schaden der Hauptsache kürzer erzählt werden können; wie denn besonders viele unbedeutende Begebenheiten in den Lebensbeschreibungen der an diesen Kirchen gestandenen Lehrer wenige Leser intereßiren werden. Die von dem Verf. gemachte nützliche Einrichtung der zur Peterskirche gehörigen Schule in Petersburg, welche in dieser Geschichte auch ausführlich beschrieben wird, macht dem Verf. Ehre; ob er gleich nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß seine dabey übernommene Mühe ihm Verdrießlichkeiten zugezogen, welche ihn genöthiget, seinen Posten zu verlassen. Die Schreibart ist sehr schleppend; hiezu kommt, daß Hr. B. wie wir schon angemerkt,

merkt, viele allzuunbedeutende Begebenheiten in seine Erzählungen mischet, welches besonders in seiner eignen Lebensbeschreibung dem Leser beynahe unerträglich wird.

B.

P. L. Berkenmayers, Geographische Fragen worin die nothwendigsten Stücke der Erdbeschreibung auf eine kurze und leichte Art den Anfängern dieser Wissenschaft gewiesen werden. Hamburg, bey Herolds Wittwe. 1766. 36 Bogen in 8.

Ebend. Anweisung zur Universalhistorie samt deren Erläuterung wodurch der Jugend in kurzer Zeit diese Wissenschaft kann beygebracht werden. Ebendaselbst.

Dis ist die eilfte Auflage eines bekannten Compendii der Geographie und allgemeinen Historie. Es wäre izt wohl einmal Zeit dergleichen Compendia etwas vernünftiger einzurichten, damit die Jugend nicht einfältiges Zeug auswendig lernen müsse. Von dem Geographischen Handbuch wollen wir schweigen, da es ohnedem wenig mehr als die Nahmen der Städte und Länder enthält. Aber das historische Compendium ist fast durchaus so abgeschmakt, als möglich. Wir wollen zum Beweiß nur die erste Seite hersetzen:

Wie lange hat die Welt gestanden?

Ueber 5700. Jahre.

Wie

Wie wird das Alter der Welt in einer alten Weißagung eines Rabbiners Elia abgetheilt?

In VI. Millenarios, oder Jahrtausend.

Wie nennet er die ersten beyden Jahrtausend?

Tempus Inane; die wüste Zeit: weil ꝛc. ꝛc.

Wie werden die andern beyden Jahrtausende von ihm genennt?

Lex, das Gesez! weil ꝛc. ꝛc.

Wie nennet er die lezten beyden Jahrtausende?

Dies Messiae, die Tage des Meßiä ꝛc. ꝛc.

Ist es wohl erlaubt in unsern Zeiten, dergleichen Alberkeiten wieder drucken zu lassen, und der Jugend damit das Gedächtnis zu beschweren? Herr M. Schumann, hätte solch einfältig Zeug ausstreichen sollen. Dahin gehören auch die vielen lateinischen Bracken, die lateinischen Endungen der Nahmen u. s. w. Doch Hr. S. muß gar keinen Geschmak haben, sonst hätte er die Vorrede zu dieser Ausgabe nicht schreiben können, den seltsamsten Mischmasch der zu erdenken ist.

K.

Beschreibung des Landes Kamtschatka, verfasset von Stephan Krascheninnikov, in einem Auszug in englischer Sprache bekannt gemacht von J. Grieve, und in das Deutsche

sche übersezt und mit Anmerkungen erläutert von J. Tobias Köhler, Prof. zu Göttingen. Lemgo bey Meyer, 1766. in 4.

Herr Kraschenninikow hat dieses Werk aus den Beobachtungen, die er auf seinen Reisen in Kamtschatka gemacht hatte und aus den Nachrichten einiger andern Gelehrten, die ihm von der rußischen Akademie der Wissenschaften überlassen worden waren, ausgearbeitet. Die Beschreibung beschäftiget sich zuerst mit der Geographie dieser Länder; darauf erzählt sie die Naturgeschichte derselben; alsdenn geht sie zu den Sitten und Gewohnheiten der Einwohner und beschließt endlich mit einem Unterrichte von der rußischen Entdeckung von Kamtschatka. Wir kennen die Urkunde dieses Werks nicht, und wir würden uns vielleicht irren, wenn wir sie nach dem Auszuge des Hrn. D. Grieve schäzten. Sie mißfiel diesem Engländer wegen ihrer Weitläuftigkeit, und wegen der vielen Märchen und abergläubischen Nachrichten, und insgemein vermissen wir das, worauf wir am neugierigsten waren. Der deutsche Uebersetzer hat sich zwar beständig genau an den englischen Auszug gehalten, aber doch oft, theils zur Bestätigung, theils zur Erläuterung der Erzählung so gute Anmerkungen hinzugefügt, daß das Werk wirklich durch diese Uebersetzung gewonnen hat.

Man ist in Petersburg bemüht, eine getreue Uebersetzung der rußischen Urkunde zu liefern, welche die Fehler des englischen Auszugs verbessern wird.

B.

9. Ma-

8. Mathematik.

Beschreibung und Gebrauch einer neuen und allgemeinen ecliptischen Tafel worauf alle Finsternisse des Mondes und der Erde in ihrer natürlichen Gestalt und Größe vorgestellt werden, nebst der leichtesten Art dieselbe und die dabey vorkommenden Umstände zu berechnen und zu entwerfen durch J. H. Lambert. Berlin 1765. in der Buchhandlung der Realschule. 148 Octavseiten, ein Quartblatt Kupfer und ein Kupferblatt in Folio.

Wenn man eine Linie von einer gewissen Länge, einen Tag bedeuten läßt, so kann man die Größe eines Monates, imgleichen die Zeit, welche verstreicht, indem die Sonne von einem Knoten zum andern kömmt, durch Linien ausdrücken. Thut man dieses, und suche zugleich ob an einem Tage, da die Sonne im Knoten ist, zugleich Neumond oder Vollmond ist, so läßt sich dadurch bestimmen, ob eine Sonnen- oder Mondsfinsterniß und wie groß sie seyn werde. So hat Herr L. auf einen Bogen in Folio 358. Neumonde, und so viel Vollmonde, in den gehörigen Weiten von einander gezeichnet und darunter die, bey denen sich Finsternisse ereignen, angemerkt. Der Anfang der Neumonde ist von einem gemacht worden, bey dem eine Centralsonnenfinsterniß befindlich ist, und beym 358sten ist wiederum eine beynahe central. Man kann also von demselben wieder von neuen anfangen, doch mit einem

klei-

kleinen Fehler, der sich durch die Wiederhohlung vergrößern würde. Hr. L. zeigt aber, wie man diesen zu verbessern hat. Nun sind auch Jahrzahlen beygefügt, vermittelst deren sich die Finsternisse finden lassen, die in gegebene Jahre fallen. Deutlicher läßt sich Hr. L. Verfahren ohne die Tafel selbst nicht vorstellen. Er hat ausserdem eine neue Projection der Sonnen- oder Erdfinsternisse, und andere Vorschriften beygefügt, vermittelst deren sich eine ohngefähre Rechnung der Finsternisse leicht anstellen läßt; der Gebrauch davon würde besonders bey solchen Finsternissen seyn, wo man nicht alle Umstände in der größten Schärfe verlangt, und die man sonst wegen der mühsamen Rechnung gar unberechnet läßt.

J.

---

9. Naturlehre und Naturgeschichte.

Elektrische Experimente im luftleeren Raum, gesamlet von Joh. Friedrich Hartmann, Königl. Churfüstl. Hospital-Cassen-Registrator, der K. Societät der Wissenschaften zu Göttingen Correspondent und der Königl. Landwirthschaftsgesellschaft in Zelle Mitglied. Hannover 1766. 220 Octavseiten 3 Bogen Kupfer.

Herr H. erzählt hier in fünf Sammlungen 78. Experimente von dem Anziehen leichter Körper, und dem Lichte im luftleeren Raume, und stellt nebst einer sehr deutlichen Beschreibung auch die Zurüstung da-

dazu abgebildet vor. Dieses würde nur Belesenheit entdecken, wenn Hr. H. allein solche Erzählungen aus den Schriftstellern von der Elektricität ausgezogen hätte: Das aber wird niemand vermuthen, der aus Hrn. H. andern Schriften weiß, daß er die elektrischen Versuche mit einer ungemeinen Stärke und mit Hinzusetzung vieler ihm eignen macht, und alle dazu erforderliche Zurüstungen in größter Vollkommenheit besizt und zu gebrauchen weiß. Da er überdieß mit einer vortreflichen Luftpumpe versehen ist, so hat er die meisten dieser Versuche selbst geprüft und daher desto lehrreicher beschrieben. In den Vorerrinnerungen giebt er von den allgemeinen Anstalten dazu Nachricht. Die Gläser reiniget er vermittelst eines Schwammes, der in höchstrectificirten Weingeist getaucht ist und etwas feinen Trippel, troknet sie alsdenn mit einem reinen Tuche und verwahret sie an einem troknen Orte. Weil nasses Leder hier nicht kann gebraucht werden, so küttet er die Gläser auf dem Teller der Luftpumpe mit einem Kütte an, dergleichen die Glaser zu den Fenstern gebrauchen. Es wird dazu Kreide aufs feinste geschabt, geschleimt und getroknet, alsdenn mit Glasfirniß zu einem zähen Teige gemacht. Man kann solchen in diesem zähen Zustande fast Jahr und Tag frisch behalten, wenn man öfters kalt Wasser zugießt und ihn an einem kühlen Orte bewahrt, damit er nicht vertrokne und steif werde. Als ein Anhang folgen noch drey Versuche mit Körpern, die in ihrem electrischen Zustand, aus der Luft in einen luftleeren Raum versezt werden.

J.

Die

Die zehnmalhundert und eine Kunst, in zehn Theilen an das Licht gestellt, mit Figuren und einem brauchbaren und vollständigem Register versehn. Nürnberg, 1766. auf 825 Seiten in 8.

Es ist eine Sammlung von Unsinnigkeiten, und den niederträchtichsten Possen. Der Verf. unterrichtet in den abgeschmacktesten Taschenspielerkünsten und Zoten, selten schreibt er Recepta zu sogenannten Haushaltungskünsten vor, und in diesem Falle zeigt er die unerträglichste Unwissenheit. Die Vorrede behauptet eine offenbare Unwahrheit, wenn sie sagt, daß die Erfahrung alle Lehren dieses Buchs bewährt habe, wir könnten, wenn es der Mühe werth wäre, unzählige Beyspiele von dem Gegentheile anführen.

Ganz neu entdekte Schmelzkunst, wie bey der Schmelzung der Metalle und Hüttenwerker alle merkurialische, arsenalische und sulphurische Theile können erhalten und genuzt werden. Dreßden und Leipzig, 1766. auf 12 S. in 4. mit einer Kupfertafel.

Der Verf. schlägt zum vortheilhaftern Ausschmelzen der Erze einen Krummofen mit dem Hute vor. Auf dem Hute stehet ein Gefäß mit Wasser, worinnen der Dampf aus den Rauchlöchern des Ofens geleitet wird. Er bildet sich ein, daß das Wasser die salzigte, schwefeligte und metallische Theile, aus dem Rauche an sich ziehe. Weil sein Ofen keine Blasebälge haben soll, so müssen die Erze darinnen mit ei-

nem Zusatze von Bley im Ansiedescherben angesotten werden. Was das Bley im Feuer verlieret, das ist Quecksilber (nach seiner Meynung) und es sezt sich im Wasser. Dies alles erzählt er auf alchimistisch, ohne zu erwähnen, ob man es im Grossen wirklich versucht habe. Kennern der Untersuchungskunst der Erze ist es leicht, darüber zu urtheilen.

Miscellanea Chymiae et Metallurgiae, oder Hundert und fünf und funfzig wahre Experimente aus den hinterlassenen Schriften eines berühmten Chymici u. s. w. Hof, 1766. auf 152 S. in 8.

Wir haben es oft bedauret, wenn sich Leute mit der Scheidekunst beschäftigen, die weder die Natur kennen, noch von den Grundsätzen ihrer Wissenschaft unterrichtet sind. Sie arbeiten mit dem unverdrossensten Fleiße, ohne daß sie der Verlust ihres Vermögens und ihrer Gesundheit hindert; und ihre Arbeiten sind doch für die ganze Welt unnütze. Der Verfasser des Buchs, das wir jezt anzeigen, gehört in diese Classe. Alle Versuche, die er erzählt, lehren die Kunst, aus gewissen Zusammensetzungen Gold hervorzubringen; und weil wir einige selbst wiederhohlt haben, so können wir dem Verfasser das Zeugniß der Glaubwürdigkeit geben. Unter den Zusammensetzungen sind allezeit gewisse Stücke, die für sich Gold halten z. B. Kupfer, Silber u. d. Es ist also gar nicht wunderbar, daß der Ausgang der Processe immer glüklich ausgefallen ist. Hätte der V. mehrere Kenntnisse besessen, so würde er seinen Entzwek auf eine viel leich-

leichtere Art haben erhalten können. Wie viele Zusätze sind bey seinen Zusammensetzungen, die unnütze sind, und wie viele unnöthige Arbeiten!

Den Freunden der gelehrten Geschichte zu Gefallen errinnern wir, daß der Verf. eben der ist, welcher 1718. der geheimen Natur eröfnete Pforte; und 1721. der sechs Tagewerke in dieser Welt geheime Bedeutung herausgegeben hat.

B.

---

10. Philologie und Kritik.

Ὁμηρου Βατραχομυομαχια. i. e. Homeri Carmen de ranarum cum muribus pugna ex rec. et cum notis *Ioh. Aug. Ernesti.* — Ad cujus praestantissimam editionem in usum Ducalis Anna-Sophianei apud Schoeningenses excudi curavit suisque notis auxit *Io. Adamus Schier.* Lipsiae, prostat apud Ioh. Chr. Meisnerum, Bibliop. Guelpherb. 1765. 8. 5 B.

Ein Abdruk, wie die Aufschrift zur Gnüge lehrt, aus der Clark. Ernestischen Ausgabe auf schlecht Papier. Der Herausgeber hat hin und her einige eigne Anmerkungen beygefüget, deren Werth der Leser selbst beurtheilen soll; welche grössere Mäßigung kann der Herausgeber sich wohl von uns wünschen? 1. V. αρχομενος) von des Worts αρχεσθαι Bedeutung s. Kusterum de usu verb. medior. V. 13. [illegible]) dieß Wort erklärt Didymus über Il. μ. 31.

ηων statt ηιων οὕτω καλεῖται ὁ παραθαλάσσιος τόπος. &c. V. 21. καλόν τε καὶ ἀλκιμεον) wie Clarke über Il. β, 45. gelehrt hat, ist bey den attischen Dichtern die erste in καλος bald lang, bald kurz, bey dem Homer und andern ionischen Dichtern stets lang. V. 23: ἐην) an statt σην oder τεην. Man s. Aemilii Porti Lexic. Doric. et Maittaire de dialect. L. Gr. p. m. 198.

Nova Clavis Homerica: cujus ope aditus ad intelligendos sine interprete Odysseae libros omnibus recluditur. Interspersae sunt selectae clariss. virorum Clarkii, Ernesti, Spondani, cet. Annotationes et Scholia. Opera *Io. Schaufelbergeri*, publici in Schola Zuric. Paedagogi. Tom. V. A. Z. Zurici. Litteris Heideggeri et Soc. 1746. gr. 8.

Wir glaubten, schon mit dem vierten Bande dieß Werkchen ganz geendigt zu sehen. Allein es geht mit der Odyssee von neuem an. Unser erster Wunsch war, daß ein so elendes und für den guten Geschmak verderbliches Werk nie zum Vorschein kommen möchte. Unser zweyter Wunsch ist, daß es bald zu Maculatur werde, und den jungen Leuten nicht in die Hände gerathe, wenigstens nicht in Deutschland in Gebrauch komme, und die geringen Spuren von griechischer Litteratur die sich noch hin und her finden, ganz verlösche.

M. Abraham Kollii, Reg. Acad. Hafniens. Bibliothecarii, Specimen novae Editionis Senten-

tia-

tiarum Theognidis, Megarensis, Poetæ antiquissimi. Gottingæ & Gothæ apud Io. Chr. Dietrich. 1766. 4to 6½ Bogen.

Diese Probe von einer neuen kritischberichtigten und erläuterten Ausgabe des Theognis, die uns zur Zeit noch abgeht, erwekt eine sehr gute Hofnung und Erwartung, indem sie einen jungen Mann von vieler Belesenheit, kritischer Einsicht und antiquarischer Kenntniß verräth.

Argumentorum aliquot in Platonis Phædone de animi immortalitate illustratio & discussio. Specimen primum & alterum —— a *M. Io. Christoph. Pottlebero*, Scholæ Annæberg. Rectore. Annaberg im Erzgebürge, 4.

So wenig die meisten sogenannten Programmata und Einladungsschriften auf Schulen verdienen, ausser dem Ort ihrer Verfasser gekannt zu werden, so ist es doch in Ansehung einiger zu bedauren, daß sie nicht in mehrer Leser Hände kommen. Unter verschiednen solchen kleinen Schriften, von gedachtem gelehrten Schulmanne, die ihn unter dem großen Haufen gar merklich unterscheiden, verdienen obige beyde eine vorzügliche Bemerkung, da die Socratischen Gründe mit vieler gründlichen Gelehrsamkeit und mit Deutlichkeit darinnen auseinander gesezt sind.

Emendationum Callimachiarum periculum, Theologo S. V. *Franc. Ant. Knittel* — gratulans D. D. D. *Iac. Frid. Heusinger*, Scholæ Guelpherb. Rector. Guelpherbyti 4to 2 B.

Memoriam Gymnasii Polyidei refecti ex Ancyrani Marmoris Fragmento repraesentat — *Iac. Fr. Heusinger*, Rector. 4to 2 Bogen.

Diese beyden Schriften unterscheiden sich gar sehr von der gemeinen Art ähnlicher Aufsätze, und selbst auf Akademien kommen nicht viele zum Vorschein, die sich mit ihnen vergleichen liessen. In beyden zeigt sich eine feine und gelehrte Kritik. Die leztere enthält ausser der angeführten Aufschrift noch mehrere andre, die ehemals Joh. Bels, aus Eperies, der in dem Gefolge des Gesandten Ferdinands II. Ant. Wrant, 1555. mit nach Amasia gekommen war, abgezeichnet und dem Joh. Dornschwamm mitgetheilt hatte, dessen Handschriften in der Wolfenbütler Bibliothek befindlich sind.

L.

---

11. Haushaltungskunst.

Sören Abilgaards Abhandlung vom Torf. Aus dem Dänischen übersezt. 8. Koppenhagen, 1765. 6 Bogen.

Wer sich von der Wahrheit, daß der Torfmoor, nachdem der Torf ausgestochen worden, wiederum einen neuen Zuwachs davon erhalte, noch nicht hat überzeugen können, der findet solche allhier sehr deutlich erwiesen. Uebrigens aber, seitdem Degner vom Torf geschrieben hat, hätte Herr Sören Abilgaard dieser Mühe können überhoben seyn, obgleich seine

seine Abhandlung eine Preisschrift ist. Man findet sie auch im 6ten Theil des Dänischen Magazins eingerükt.

Abhandlung von dem allgemeinen Holzmangel, und von den Mitteln solchem Mangel zu steuren, durch J. C. Huberti. 8. Frankfurt und Leipzig, 1765. 17 Bogen.

Das allerschlechteste Buch, das je die Arme des Druckers beschäftiget hat. Der Inhalt und die Abtheilung desselben erhellet aus denen Worten der Vorerinnerung S. 16: „Die Ursachen die ich im ersten Theile, in Ansehung des Holzmangels angegeben habe, deuten schon bey dem ersten Begriffe, „auf die Mittel, so man zu dessen Aushebung zu ergreifen nöthig hat; und welche ich durch den zweyten „Theil zu erleichtern gesucht habe. Ich wünsche, daß „die Aufnahme und der Gebrauch dieses kleinen Werks „meiner ungefärbten Gesinnung und Absichten hierinn „vollkommen gleich seyn mögen.„ Wir aber wünschen, daß man nicht ferner nöthig habe, Zeit, Mühe und Kosten auf Schriften dieser Art zu verwenden, die etwas weniges Gutes, das man aber in zwanzig andern Büchern auch schon antrift, so eckelhaft vortragen, übrigens aber nichts als einen Wust von unnützen Kleinigkeiten und vielen Irrthümern enthalten. Zum Beweis des leztern dienet, daß der Herr H. S. 132. die alte verderbliche Gewohnheit wiederum anräth, die Weidenbäume mit einem Pfahleisen zu pflanzen, wobey er noch will, daß man die Sezstangen einige-

mal ein- und ausstossen soll, bis sie fest stehen. Der Bast des Weidensezlings wird also recht mit Fleiß beschädiget, damit er ja bald in Fäulung gehe, und die junge Weide also desto sicherer verdorben werde; nicht zu gedenken, daß mit dem Pfahleisen, die zunächst an den Sezling befindliche Erde steinhart zusammengedrukt wird, und also den zarten hervorsprossenden Wurzeln keinen Eingang verstatten kann. Richtet dergleichen Anweisung bey Unwissenden nicht wirklich Schaden an? Das Forstwesen hat überhaupt anjezt das Schiksaal, daß so viel schlechte Schriftsteller es zum Vorwurf ihrer Schmierereyen wählen. So lange der alte Döbel, dieser Vater der Forstverständigen noch lebte, so pflegte er noch dergleichen Art Leute einigermassen scheu zu machen, weil er plözlich ein fürchterliches Jagdgeschrey erhob, und wie das wütende Heer mit seinen Streitschriften hinter solche Stümper her war: allein seitdem dieser nicht mehr ist, so heißt es auch hier:

> Hercule est dans la tombe, et les monstres renaïssent.

Schwedisches ökonomisches Wochenblatt. Erster Theil, für den Januar, Februar, März. 1765. Greifswald, 10 Bogen 8.

Ist eine Nachahmung das Musei rustici so in Engelland heraus kommt. Der Plan des schwedischen Herausgebers, welcher hier in der Vorrede mit abgedrukt ist, giebt eine Nachricht von der innern Einrichtung dieses Wochenblatts, in Absicht der Wahl der Materien und anderer dahin einschlagenden Umstän-

stände. Wir wollen davon hier so viel melden, daß der Hauptendzwek darin bestehet, den schwedischen Landleuten wöchentlich einige kurze Abhandlungen von allerley landwirthschaftlichen Gegenständen in die Hände zu geben. Eine Sache die alles Lob verdienet, und auch in Deutschland nicht ohne Nutzen sein würde. In diesem ersten Theil, deren in der deutschen Uebersetzung jährlich viere herauskommen werden, findet man acht und dreyßig kleine Aufsätze aus allen Theilen der Landwirthschaft, die größtentheils nicht übel gerathen sind. Nur gefällt uns die auf dem Titel befindliche vierschrötige Vignette nicht, so in einem groben Holzschnitt, einen aufgerichteten Greif vorstellet, welcher vier Kornhalme in seinen beyden Vordertatzen als eine große Last vor sich herträgt. Hinter ihm ist der Dreyzak des Neptuns, der hier wohl eine Mistgabel vorstellen soll, und vor ihm ein Rechen abgebildet.

X.

---

12. Vermischte Nachrichten.

Historische Beschreibung und kurzgefaßte Nachricht von der K. K. und Königl. Residenzstadt Wien und ihren Vorstädten. Erster Theil. Von der gleichförmigen Lage, und einerley Größe des alt vergangenen Vindobona, und des gegenwärtigen Wiens. Von Ursprung und Aufkommen, innerlich und äusserlichen Beschaffenheit, vom Stifter und Nahmensbe-

benennung dieser Stadt und derselben Vorstädten überhaupt, samt denen dazu gehörigen Grundrissen. Herausgegeben von P. M. Fuhrmann. Wien, in der Kraußischen Buchhandlung, 1766. 28 Bogen nebst 4. Kupfer in 8.

Der Inhalt dieses ersten Theils ist aus dem weitläufigen Titel zu ersehen. Der zweyte Theil wird von Kirchen, Collegien und Klöstern, der dritte aber von Akademien, Fabricken, Spitälern, Armen- und Waysenhäusern, milden Stiftungen, Bibliotheken, Schazkammern, Galerien und andern Merkwürdigkeiten handeln. Der Hr. P. Fuhrmann hat in diesem ersten Theile viele Gelehrsamkeit verschwendet, um die alte Geschichte von Wien zu erzählen. Vielleicht hätten ihm viele Leser etwas Gelehrsamkeit geschenkt, und ihm dafür mehr Auswahl und einen angenehmern Vortrag angewünscht. Wenn er sich des Saintfoix Geschichte von Paris hätte zum Muster nehmen wollen, würde er gewiß mehrern Lesern gefallen. Aber dann hätte er auch seine Sprache müssen von jemand verbessern lassen, der der deutschen Sprache mächtig gewesen wäre, denn izt ist sie voll von Provincialredensarten und barbarischen Wortfügungen, die einem deutschen Ohre unerträglich und zuweilen unverständlich sind. Wir können dies izt einem Wiener um so viel weniger vergeben, da man in Wien sich seit einiger Zeit der Richtigkeit und Reinigkeit der deutschen Sprache mit so gutem Erfolge befleißiget. Er verspricht in der Vorrede unter andern auch, ausführlich von den Reliquien und Leibern

der

der heiligen Diener und Dienerinnen Gottes zu handeln, davon Wien einen grossen Schaz besitzen soll. Dies wird ohne Zweifel manchem andächtigen Pilgrim angenehm seyn, weil aber derjenigen die aus weltlichen Ursachen nach Wien reisen, oder von dieser Stadt Nachricht haben wollen, mehr seyn möchte als derer, die sich um die Reliquien bekümmern, so wollten wir dem Hrn. P. doch wohlmeynend rathen, diesen Artickel etwas abzukürzen. Man kann alle Hochachtung für die Reliquien behalten, und dennoch z. B. in einer Beschreibung von Rom, hauptsächlich Beschreibungen der daselbst befindlichen Alterthümer und anderer Sehenswürdigkeiten suchen.

Der Hr. V. hat diesen ersten Theil, dem heiligen Leopold, weyland Markgrafen von Oesterreich, izt aber mächtigsten Fürsprecher und Schuzherrn dieses Augustalischen Erzherzogthums und der Stadt Wien in einer Art von Gebete zugeeignet. Wir haben nichts dagegen zu erinnern, daß der Hr. V. nach den Grundsätzen seiner Kirche, diesen Heiligen verehret; aber dergleichen Gebete in Form einer Zueignungsschrift streiten wider die Gesetze des guten Geschmaks; Nun könnte man, dächten wir, die Gebote der Kirche mit den Gesetzen des guten Geschmaks sehr leicht vereinigen. Dies thun französische und italienische katholische Schriftsteller, warum nicht auch deutsche? Saintfoix ist gewiß ein guter Katholik, hat aber seine Geschichte der Stadt Paris nicht der heiligen Genoveva zugeeignet, die er als ein frommer Pariser doch gewiß so inbrünstig verehret, als ein frommer Wiener den heil. Leopold.

Va-

Vademecum für lustige Leute — Zweyter Theil, der hochlöblichen deutschen Gesellschaft in Bernburg demüthig zugeeignet. 1766. 16 Bogen in 8.

Diese Sammlung erhält sich noch so ziemlich bey ihrem Werthe; Wir haben darin verschiedene artige Histörchen gefunden. Die Mecänen denen der Sammler jeden Theil zueignet, weis er sehr glüklich zu wählen, denn was konnte sich zu dem Hrn. schwarzen Zeitungsschreiber besser schicken, als die hochlöbl. Gesellschaft in Bernburg. Er ziehet diese gute Gesellschaft auf eine ziemlich drolligte Art auf; wir glauben aber sie könnte sich nicht besser an ihm rächen, als wenn sie ihn zu ihrem Ehrenmitgliede ernennte, so wie man etwa in England die Geistlichen, die wider den Hof schreiben, zu Bischöfen macht, damit sie schweigen sollen. Am Ende der Dedication ist eine Nachricht angehängt, worin derjenige wiederleget wird, der in öffentlichen Zeitungen vorgegeben haben soll, der schwarze Zeitungsschreiber, dem der erste Theil dedicirt worden, sey niemand anders als †† der leidige Teufel. Die Schnurre läßt sich lustig genug lesen.

Histoire de l'Esprit humain ou Mémoires secrets & universels de la République des Lettres par Mr. le *Marquis d'Argens*, à Berlin chez Haude et Spener. Tom I - III. 1765. 71 Bogen in 8. Tom IV - VI. 1766. 57 Bogen.

Der

Der Hr. Marquis hat schon vor 30. Jahren dieses Werk unter dem Titel Mémoires secrets de la Republique des Lettres in einigen Bänden in klein 12. herausgegeben. Izt hat er es aber ganz umgearbeitet und stark vermehret. Seine Absicht ist, das Leben und die Meinungen der berühmtesten Schriftsteller zu erörtern, und dadurch den Fortgang der menschlichen Kenntnisse zu zeigen. In diesen sechs Bänden handelt er von den alten Gottesgelehrten und Weltweisen. In den folgenden wird er von den Geschichtschreibern und Dichtern handeln. Dieses Buch enthält nüzliche Sachen, und sonderlich Weltleute, die sich von der Litteratur einen allgemeinen Begrif machen wollen, werden dasselbe mit Nuzen gebrauchen können.

K.

Gottlieb Christoph Harles, Gedanken von den Realschulen. Bremen, im Verlag Georg Ludwig Försters, 1766. 12 Bogen in 8.

So sehr auch vernünftige Patrioten von dem Nuzen und der Nothwendigkeit der Realschulen überzeugt sind, so wenig wird doch an Errichtung derselben, oder an Verbesserung der wenigen vorhandenen gedacht. Hr. Harles hat also wohl gethan, daß er in dieser Schrift dem Publiko den ausgebreiteten Nuzen derselben vor Augen legt; über die Methode und Eintheilung der darin zu lehrenden Künste und Wissenschaften brauchbare Anmerkungen macht, die zwar nicht neu sind, aber wegen vieler Versündigungen der

Schullehrer nicht zu oft gesagt werden können; und zu leichterer Errichtung solcher Schulen in großen Städten oder an Oertern, wo Universitäten sind, nicht verwerfliche Vorschläge thut. Wir empfehlen seine Anmerkungen über die Methode den Schullehrern; und seine Vorschläge den Staatsbedienten und Patrioten zur Berichtigung und Ausführung. Darunter rechnen wir aber das nicht, was der Verf. S. 96. f. ziemlich verworren von dem Gebrauch der schönen Wissenschaften und Schreibart sagt. Wir wissen das Gute, was er von dem Lesen der Alten sagt, mit manchem seiner Urtheile über die schönen Künste und Wissenschaften nicht anders zu reimen, als daß er hier nicht aus eigener Einsicht spreche. Popens Uebersetzung Homers würde sonst wohl nicht S. 105. als die vollkommenste, die das Original erreiche, angepriesen, auch nicht S. 120. eine Stelle des Horaz zum Subjekt eines Gemäldes vorgeschlagen werden, die in einer Folge von Auftritten besteht. Der Mahler kann nur einen Zeitpunkt mahlen; wie soll er es wohl machen, den Horaz erstaunt, dann erschrocken, zitternd, bittend u. s. w. zu schildern? Die Schreibart würde auch feiner und der Ausdruk grammatischrichtiger geworden seyn, wenn der V. von der Bildung des Geschmaks aus eigenem Gefühl redete. Doch das kann man wohl um des wesentlichen und zwekmäßigen willen dieser Schrift übersehn. Der berühmte Guischard wird, wir wissen nicht, ob aus Versehen des V. oder Druckers, Quintus Joclius anstatt Quintus Icilius S. 71. genannt.

B.

Brie-

Briefe, nebst einer vorläufigen Abhandlung von deutschen Briefen. Von dem Verfasser des Versuchs in Schäfergedichten. Frankfurt und Leipzig, 1766. 9 Bogen in 8.

Der vor einiger Zeit verstorbene Herr Rost hat, wie es scheint, auch einmal einen Briefsteller heraus geben wollen. Die Materialien dazu, daran er offenbar nicht die lezte Hand geleget hat, hat man, wie es scheint, so wie sie in seinem Schreibpult gefunden worden, abdrucken lassen. Die kurze Abhandlung von Briefen ist gut, enthält aber eben nichts besonders, und ist mehr eine Vorrede als eine Abhandlung. Die Briefe selbst sind von sehr verschiedener Art. Der gröste Theil sind Uebersetzungen aus dem Französischen, zwischen diese sind die Originalbriefe ohne alle Ordnung gestreuet. Wir können eben nicht sagen, daß sie uns vorzüglich gefallen hätten, wie Werke eines Rosts gefallen sollten. Aber der S. 114. angehängte sogenannte Versuch kritischer Briefe ist ganz elend. Es ist fast unmöglich, daß es von dem seligen Rost sollte geschrieben worden seyn. Und was sollen junge Leute, die sich im Briefschreiben üben sollen, mit solchem Zeuge machen, das sich zum Theil kaum für Handwerksburschen schikt. Man sehe z. E. nur den 2ten und 4ten Brief dieses Anhangs.

K.

Kurzer Inbegrif aller Wissenschaften zum Gebrauch der Kinder von sechs bis zwölf Jahren. Sechste und vermehrte Auflage. Mit allergnädigsten Freyheiten. Berlin und Stettin,

tin, 1766. bey Joachim Pauli, Buchhändler, 12 Bogen in 8.

Die häufige hinter einander folgende Auflagen dieser Anfangsgründe beweisen schon ihre Brauchbarkeit. Indessen, da sich der Verleger im Vorbericht erbietet, zu mehrerer Verbesserung derselben das seinige beyzutragen, so wünschten wir wohl; daß die darin enthaltene Anfangsgründe der Religion weniger seicht und alltäglich, und die Elemente der Künste und Wissenschaften richtiger und interessanter für die Jugend seyn möchten. Ueberhaupt scheint der V. es nicht verstanden zu haben, den Kindern seinen Unterricht so vorzulegen, daß sie ihn zugleich verstehn und wichtig finden. Aber dann hätte er auch wohl einen ganz andern Weg einschlagen, und die Wissenschaften sowohl als die jugendliche Lebhaftigkeit besser gekannt haben müssen, als es aus dieser Schrift erhellet. — Geringere Verbesserungen hätten wir doch bey einer sechsten Auflage schon erwartet. Wie undeutsch und steif ist die Uebersetzung! Wer versteht wohl die Frage S. 13. Gehet stärker in die besondern Einzelnheiten (nemlich der Vollkommenheiten Gottes) hinein? Wer spricht so? Wie entschütteten sie sich dieser Pflicht? S. 20. die besondern Einzelnheiten kommen S. 31. wieder vor. Wer das Buch brauchen will, muß es erst in besser Deutsch übersetzen. Gewiß, an Schriften von allgemeiner Brauchbarkeit sollte man mehr Fleiß wenden. Wie rühmlich könnte mancher Schulmann seine Zeit anwenden, wenn er sich der Ausbesserung eines solchen Buchs, das zum Un-

Unterricht aller Menschen nothwendig und nützlich ist, unterziehen wollte.

B.

Horams, des Sohnes Asmars, anmuthige Unterweisungen in den Erzählungen der Schuzgeister, aus dem persischen Manuscripte getreulich übersetzt, von Sir Carl Morell, ehemaligem Gesandten der Brittischen Niederlassungen in Indien bey dem großen Mogul, und nunmehr aus dem Engländischen ins Deutsche gebracht. 3 Bände, jeder zu einem Alphabet. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich, 1766. Klein Octav.

Diese Tales of the Genii haben einen großen Theil des Beyfalls, mit welchem man sie aufgenommen hat, zufälligen Ursachen zu danken. Das Gefallen, das einige Personen vom höchsten Rang in England daran fanden, und die edle und rühmliche Absicht des Verfassers, richtige Sittenlehren in eine Art des Vortrags einzukleiden, welcher auf die schläfrigste Einbildungskraft einen Eindruk macht, erwekten eine vortheilhafte Meynung, die sich vielleicht nicht erhält, sobald gefragt wird, ob die Ausführung mit Geschmak geschehe, und dem Charakter dieser Werke angemessen ist. Der orientalische Ton geht gar oft in den europäischen über, oder wird durch übertriebene, riesenmäßige Bilder, schwülstige Gedanken und Ausdrücke unterstüzt. Die Uebersetzung — Nun wir wünschen dem Buche doch nicht viel so flüchtige Leser, als flüchtig der Uebersetzer gewesen ist.

L.

Todesfälle.

Am 15. Februar 1765. starb zu Koppenhagen Herr Eberhard David Hauber, Doctor der Theologie, und Pastor der deutschen Gemeine zu St. Peter daselbst. Seine exegetischen und geographischen Schriften dürften sein Andenken lange erhalten. Als ein noch grösseres Verdienst aber rechnen wir ihm seine Bibliothecam Magicam an, weil sie eines von denjenigen Büchern ist, welche die Progressen einer gesunden Denkungsart unter den Menschen überhaupt befördern können und würklich befördert haben. Er hat ein Alter von siebzig Jahren erreicht.

Am 3. März desselben Jahres gieng der P. Fulgentius Bauer, aus dem Orden der Clericor. Regular. Piar. Scholarum, im 34sten Jahre seines Alters, zu Wien mit Tode ab. Er besaß eine ausnehmende Stärke in der Mathematik und Naturkunde. Seine Dissert. de electricitatis theoria et usu ist besonders wohl aufgenommen worden. Er war ausserdem einer der ersten Römischkatholischen Geistlichen in Deutschland, welche die Sprache ihres Vaterlandes zierlich und beredt geschrieben haben. Die Rede von dem Vorzuge der deutschen Sprache in der Naturkunde und Grössenlehre, welche er zu Wien im Jahr 1763. drucken ließ, ist nicht nur ein Beweis davon; sondern er hat auch den Saz, den er darin behauptete, in einer seiner lezten Schriften: Entwurf einiger vortreflichen Lehren aus der höhern Naturkunde und Grössenlehre, glüklich angewandt. Er verkürzte sein Leben durch unmäßiges Studieren, und wurde sehr bedauert.

1766. den 3. November starb zu Bückeburg Hr. Thomas Abbt, Hof- und Regierungsrath daselbst. Der unvermuthete Tod dieses jungen Gelehrten ist ein wahrer Verlust für unser Vaterland. Sein Werk vom Verdienste zeiget, was er würde geleistet haben, wenn er länger gelebet hätte. Die allgemeine deutsche Bibliothek verlieret auch an ihm einen würdigen Mitarbeiter.

1766.

1766. den 13. November starb zu Erlangen Herr von Windheim, Professor daselbst; er ist durch verschiedene Schriften bekannt, und war ein Schwiegersohn des berühmten Mosheims.

1766. den 12. December starb zu Leipzig Hr. Prof. Joh. Christoph Gottsched, an der Wassersucht. Seine Schriften und verschiedene geführte Streitigkeiten sind bekannt.

Auszüge aus den Briefen einiger Correspondenten.

Nachfolgender, an die Verf. der Briefe über die neueste Litteratur gerichteter Brief ist unserm Verleger kürzlich mit der Post zugesendet worden:

„Beygehendes Buch möchte ich gern in Dero beliebten „Briefen bald recensiret wissen, und falls es etwa „darin nicht sollte seyn können, auch in einer andern be„liebigen Anzeige. Für welche Gefälligkeit ich drey Du„katen beyfüge.

„Der Hr. Verf. ist — der alle Aufmunterung ver„dienet, und der sich durch diesen Versuch bey — in be„sondere Gnade — gesezt hat. —

„Sollten Dieselbe die Gefälligkeit haben, und sich „die Mühe nehmen wollen, zu einigem Lobe des Herrn „Verfassers, in seinem Buche etwas aufzusuchen; und „mit einfliessen lassen wollten, er verdiene als ein fähiges „Genie, von — weiter protegirt und ermuntert zu werden, „so erkenne ich diese vortheilhafte Recension, bevor sie „noch gedrukt worden, sogleich, mit Ueberschickung, eines „Wechsels von zehen Dukaten, und *à Proportion* mit „noch mehrerem, sobald Dieselbe mir eine Abschrift „davon mitzutheilen belieben werden.

„In Erwartung der Ehre Deroselben Antwort und „Gesinnung habe ich die Ehre mit aller Hochachtung zu „verharren.„ u. s. w.

Diesem Brief ist hernach noch ein zweytes Schreiben nachgefolgt, weil die Verf. der Briefe über die N. L. den ersten keiner Antwort würdig gehalten hatten. Die drey Dukaten hat man den Armen gegeben, laut einer Quittung, die unser Verleger jedem, der es verlangt, täglich vorzeigen kan. Hier wird dieser Brief öffentlich abgedrukt, um dem Publico an einem Exempel zu zeigen, was für Schleichwege angehende Schriftsteller zuweilen suchen, um sich gelobt zu sehen, und aus was für niederträchtigen Bewegungsgründen wohl zuweilen die Lobsprüche mancher gelehrten Zeitungsschreiber und Journalisten fließen mögen; denn es scheint uns aus einigen Umständen, daß der Verf. dieses Briefes, an mehrere Journalisten solche Briefe habe abgehen lassen.

Wir verschweigen Ort, Namen und Stand, weil wir niemanden einen Schandfleck anhängen, oder an seinem Glücke hinderlich seyn wollen. Wir wollen nur gerechten Abscheu gegen solche niedrige Prakticken erregen, die leider zur Schande der Gelehrsamkeit noch hin und wieder im Schwange gehen.

Auszug eines Briefes aus dem Holsteinschen vom 5. November 1766.

Wenn sie Oeders Einleit. in die Kräuterkenntniß, ein Werkchen voll von wesentlichen Vorzügen recensiren lassen; so können Sie zur Ehre unseres Vaterlandes dazu setzen, daß Gouan in Montpellier seine ordentliche Vorlesungen darüber hält und es zu gleichem Zwecke in Edinburg bestimmt ist. Der Verfasser desselben wird durch den jungen König von Dännemark nach wie vor in seinen Reisen durch die Dänische Landen unterstüzt. Er hat voriges Jahr Oldenburg und Holstein besucht, wird nächstens Jahr wieder Holstein und Schleswig durchreisen und 1768. mit Jütland schliessen. Die Dänische Flora dürfte zu 20. Fascickeln erwachsen und der König läßt funfzig Exemplar davon umsonst in seinen Ländern vertheilen, die bey kundigen und sicheren Personen zum allgemeinen Gebrauch jeder Gegend niedergelegt werden.

Aus-

Auszug eines Schreibens aus ***. Herrn Störks Abhandlung von der Lichtblum betreffend.

Ailhaud beweist in den gedrukten Erfahrungen über sein universal Pulver, daß in den hartnäckigsten Zufällen besonders solche Arzneyen wirksam sind, die die verstopften Gefäße öfnen, den Schleim losreisen, und die damit verbundne Schärfe abführen; und daß im Gegentheil die Verminderung des Blutes Nachtheil bringt. Es sey nun, daß man aus Ueberzeugung dieser Meynung, oder auf eignen Antrieb darauf gefallen, so ist doch so viel gewiß, daß die Aerzte niemals so sehr als seit kurzen auflösenden Arzneyen nachgeforschet haben. Mit der Wirkung des Quecksilbers, des wohl gereinigten Schwefelpulvers aus Spiesglas, des Salmiaks, Kamphers, Opium, des Gummi, Ammoniackum und anderer bekannter auflösender Mittel unzufrieden, haben sie ihre Hofnung auf die Kraft seiffenartiger und giftiger Kräuter und Wurzeln gesezt, und fangen an damit Erfahrungen anzustellen. Kann das Gift gemildert, und die Wirkung so eingeschränkt werden, daß das Fieber mäßig und die Auflösung in gewissen Schranken bleibt; so ist der Einfall dergleichen Wurzeln zu Versuchen zu bestimmen sinnreich und gut; er macht Herrn Störk Ehre, in welchem wir den Vorgänger in ähnlichen Untersuchungen seit einiger Zeit haben kennen gelernt.

Kürzlich hat Herr Störk die Wirkung der Lichtblumwurzel in ein helles Licht gesezt, seine Mühe und sein Fleiß verdient gelobt und nachgeahmt zu werden. Aus Liebe zur Wahrheit stellte er die vier ersten Versuche, worunter der lezte nicht ohne Gefahr war, an sich selbst an, den fünften und tödtlichen aber, an einem Hunde, und fand, daß diese Wurzel unvorsichtig und häuffig gegeben, ein Gift, hingegen mit Eßig und Honig gemildert und sparsam verordnet, nüzlich sey; und in denen Fällen gebraucht werden könne, wo der wäßrichte Theil des Blutes stokt oder angehäuft ist, und er durch den Urin als eine schädliche Materie abgeführt werden kann. Er suchte also die Wurzel seinen Absichten gemäß zuzubereiten, und stellte eine Unze frische in kleine Scheibgen zerschnittne Wurzel, mit einem Pfunde Eßig, in einer gläsernen Phiole,

le, 24. Stunden, einem mäßigen Grade des Feuers aus, und kochte diesen gereinigten Eßig mit zwey Pfund Honig zu einem Sauersafte. Dieses Mittel that sich in 10. Fällen ungemein herfür, in dreyen war die Uebermacht der Krankheit zu groß. Zu den ersten zehlen wir zwey Wassersuchten nach einem dreytägigen Fieber, zwey Wassersuchten des Unterleibes, eine Wassersucht des Unterleibes und der ganzen Fetthaut, eine allgemeine Wassersucht, einen harten Geschwulst des Bauches und der Schenkel, eine Gelb- und Wassersucht, einen heftigen Husten mit drauf folgender Wassersucht, eine Engbrüstigkeit benebst einem eingewurzelten Husten und Wasserbrennen. Die drey unüberwindlichen Fälle beziehen sich, auf eine Wassersucht der Lungen, auf einen heftigen und gefährlichen Husten mit Auswurf und Geschwulst des Leibes, und auf eine beynahe ähnliche Krankheit. Aus diesen Erfahrungen zieht Herr Störk folgende Schlüsse: Der Sauersaft der Lichtblumwurzel ist sicher; wirkt in hartnäckigten Krankheiten; und auch in kleiner Dosi; befördert den Auswurf; mildert dadurch den Husten; und erleichtert das Athemholen, vertreibt die Wassersucht; und vermehrt den Abgang des Urins. In Ansehung des Gebrauchs wird dieses angemerkt: Ein Erwachsner bekömmt täglich zweymal ein Quentlein, den dritten Tag drey bis viermal, erfolgt keine Wirkung, acht bis zwölf mal; eine vermehrtere Dosis hat keine stärkere Gewalt über die hartnäckichste Krankheit; nach Beschaffenheit der Umstände ist auch der Gebrauch anderer Arzneyen neben dieser erlaubt. In den Zugaben wird die Kraft des angefochtenen Schierlings gerettet, und dessen Wirkung, in dem weissen Fluße, in der unterdrükten Monatszeit, in Geschwüren, in Schwachheiten des Gesichts und in andern Fällen, erhoben.

Was hat aber der Uebersetzer gethan? mehr als andere; er beschreibt die Lichtblume botanisch, prüft die Bestandtheile, untersucht ihre Wirkung, und beweist den Nutzen der Wurzel in der Wassersucht.

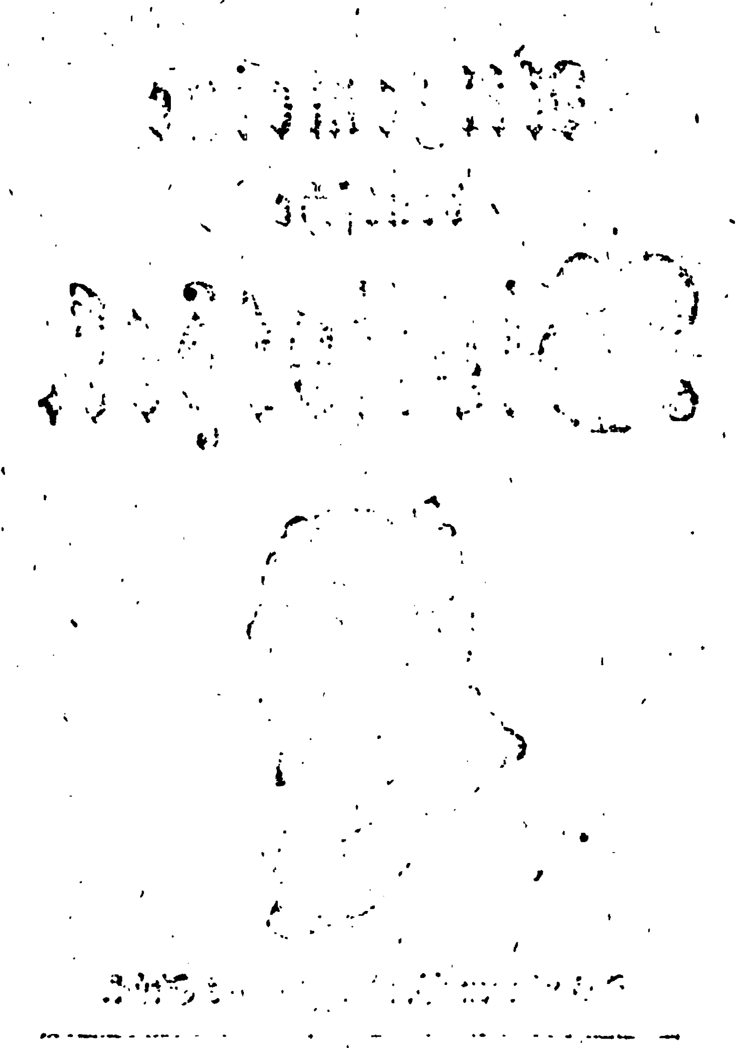
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des vierten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Sächßl. allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1767.



Vorrede
zum zweyten Stük des vierten Bandes.

Bey dem Schlusse dieses vierten Bandes der allgemeinen deutschen Bibliothek wird es nöthig seyn, von einigen dieselbe betreffenden Umständen, den Lesern Rechenschaft zu geben.

Es sind zween Jahrgänge der Bibliothek itzt gedrucket, und gleichwohl werden die Leser bemerken, daß viele Bücher sogar noch vom Jahre 1764 fehlen, und daß unter diesen nicht wenig wichtige Werke sind, von denen mancher eine Anzeige gewünschet, und vielleicht lieber, als von einigen andern Büchern, die in dieser Bibliothek bereits sind angezeiget worden. Daher die Besorgniß, daß viele und wichtige Bücher gar möchten unangezeigt bleiben.

Die Verf. der Bibl. aber haben nirgend versprochen, alle Bücher, sobald sie herauskommen, anzuzeigen, und wenn man nur ein wenig überlegen will, wie ein solches Werk zu Stande gebracht werden muß, so werden billige Leser einsehen, daß es nicht möglich sey, ihnen lauter Neuigkeiten zu liefern.

Zwar gewisse Leute, die sich nicht ausreden lassen, daß zwey oder drey Berliner Gelehrte, die allgemeine deutsche Bibliothek schreiben, diese feine Kenner, die mit einer so allerliebsten Schlauigkeit die unterzeichneten Buchstaben zu erklären wissen, die ganz genau unterrichtet sind, von wem und

warum dieses oder jenes Buch so und so beurtheilet worden, stellen sich die Zusammentragung eines solchen Werks als sehr leicht vor, und wenn sie manche Recensionen nicht geschwind genug erblicken, so können sie ausser einigen gemeiniglich sehr glaubwürdigen geheimen Ursachen, nichts finden, was an diesem Verzuge Ursach seyn könnte.

Diese Herren will ich nicht unternehmen zu widerlegen, sie sind ihrer Sache allzugewiß. Andere Leser aber werden mir vielleicht glauben, daß fast keiner von den ordentlichen Mitarbeitern an der deutschen Bibliothek sich in Berlin befinde, und daß izt beynahe vierzig Gelehrte, die in allen Provinzen Deutschlandes, und in den Ländern wo deutsche Litteratur ist, zerstreuet wohnen, eigentlich die Verfasser der deutschen Bibliothek sind, aus deren einzeln eingeschikten Recensionen, Nachrichten und Briefen dieses Werk zusammengetragen wird.

Diese Zusammenvereinigung verschiedener Verfasser aus verschiedenen Provinzen, die sich theils unter einander selbst nicht kennen, theils sicherlich durch nichts, als durch die Liebe zur Wahrheit verbunden sind, hat zur Freymüthigkeit, zur Unpartheyligkeit, ja selbst zuweilen zur Vollständigkeit der Nachrichten ihren grossen Nutzen, aber die unumgänglich nöthige Correspondenz, erfordert ausser ihrer Weitläuftigkeit, Mühsamkeit und Kostbarkeit hauptsächlich Zeit; Daher läßt sich leicht abnehmen, warum von manchen Büchern noch keine Recensionen vorhanden sind, die schon seit geraumer Zeit in den Buchläden liegen.

Allen Recensenten müssen die Bücher, die zu recensiren sind, vorgeschlagen werden, denn sonst wür-

würden von manchen Büchern mehrere, und von den meisten gar keine Recensionen einlaufen. Gesezt nun ein Buch sey in der Ostermesse erschienen; so ist es bekannt, daß erst etwa nach dem Pfingstfeste die Meßgüter an dem Orte ihrer Bestimmung anzulangen pflegen, man wird also leicht glauben, daß das Johannisvierteljahr meist herannahen werde, ehe die neue Bücher an alle Recensenten die zum Theil mehr als funfzig ja hundert Meilen von Berlin entfernet sind, können ausgetheilt werden. Jedermann wird begreifen, daß auch der fleißigste Recensent nicht allemal die Muße habe, sich augenblicklich an diese Arbeit zu machen. Zum Anschaffen der Bücher, zum Lesen, zum reifen Ueberdenken, zum Schreiben und Ausbessern des geschriebenen gehört auch Zeit rc. also ist leicht zu erachten, daß auch die Recensionen, die geschwind eintreffen, nicht eher als ohngefehr um die Zeit der Michaelismesse anzulangen pflegen. Nun müssen meine Leser bedenken, daß es nöthig ist, allemahl auf ein oder zwey Stüke Vorrath zu haben, um einer ununterbrochenen Fortsetzung vergewissert zu seyn. Wenn also um Michaelis Recensionen einlaufen, so sind mehrentheils, diejenigen so das Stük so auf das Neujahr herauskommt, ausmachen sollen, bereits in die Druckerey gegeben, also bleibt das zulezt eingelaufene zu dem Stüke das auf Ostern des folgenden Jahres herauskommen soll, bestimmt.

Nunmehr werden meine Leser begreifen, wie es zugehe, daß Recensionen, auch wenn sie geschwind eingeschikt werden, dennoch erst ein Jahr nachdem das Buch gedrukt worden, in der Bibliothek erscheinen. Nun nehme man hiezu, daß viele Recensenten ihre Stücke so gar zeitig nicht einsenden, daß viele vielmehr, aus Mangel der Muße, die ihnen vorgeschla-

genen Bücher erstirspät oder wohl gar nicht recensiren, daß man, aber, so lange noch Hofnung ist von einem Mitarbeiter eine erbetene Recension zu erhalten, dieselbe keinem andern zuschreiben könne, daß wenn ein Recensent (vielleicht erst nach einiger verflossenen Zeit) abschlägt, dieses oder jenes Buch zu recensiren, es manchmal auch nicht eben leicht fällt, wenn alle Mitarbeiter schon beschäftiget sind, einen neuen Recensenten zu finden, u. d. gl. mehr. Man bedenke endlich die gar große Menge der Bücher, und den Zeitverlust der durch ein weitläufiges hin und her Correspondiren, verursachet wird, und man wird alsdenn von einigen Mängeln der deutschen Bibliothek hoffentlich etwas gelinder urtheilen.

Ich lasse mich ungern in eine so umständliche Erörterung ein, aber sie war nöthig, damit der Leser diejenigen, die dieses mühsame und mit vielen Schwierigkeiten verknüpfte Unternehmen angefangen haben, Gerechtigkeit wiederfahren lasse, und merke, daß es öfters beynahe unmöglich sey, gewisse Dinge zu leisten, die sich mancher als sehr leicht vorstellet.

Weil in der deutschen Bibliothek viele neue Bücher nicht sogleich in der ersten Neuheit können angezeigt werden, so wird hoffentlich niemand deßwegen das ganze Unternehmen für unnütz erklären. Die Lage der deutschen Litteratur die nicht in eine Hauptstadt oder Hauptprovinz eingeschränkt, sondern in viele Länder zerstreuet ist, ist an dieser Unbequemlichkeit Schuld. Und eben deswegen ist es um desto nöthiger, diese so sehr zerstreute Litteratur in etwas zu sammlen, und davon in einer allgemeinen deutschen Bibliothek, wenn es auch etwas später geschehen müste, Nachricht zu geben.

Ver-

Vernünftige Leser haben schon eingesehen, daß man auf diese Weise die ungeheure Menge von Büchern eher übersehen, und das Merkwürdige herauslesen könne.

Ausserdem muß man auch bedenken, daß wenn man Deutschland ins Ganze betrachtet, sehr wenige Bücher absolut Neu heissen können. Denn wie viele Beyspiele hat man, daß Bücher die in einer Provinz z. B. im Jahr 1764 gedrukt sind, in vielen andern Provinzen, ja zuweilen in benachbarten, erst im Jahre 1765 ja 1766 bekannt werden und neu heissen. Es ist also leicht möglich, daß gewisse Recensionen, wenn sie in der Bibliothek auch noch so spät erscheinen, dennoch manchen Lesern, zumal in kleineren Städten und Provinzen, wo die Buchläden eben nicht so häufig sind, ein ihnen noch unbekanntes Buch bekannt machen.

Inzwischen ob man sich gleich nicht anheischig macht, lauter Neuigkeiten zu liefern, so wird man doch inskünftige sich immer mehr Mühe geben, daß die Nachrichten nicht allzu alt werden. Jedermann wird einsehen, daß im Anfange viele Schwierigkeiten zu übersteigen waren, daß noch nicht alle Correspondenzen eingerichtet waren, daß zu verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit noch Mitarbeiter fehlten, diese Schwierigkeiten fangen an sich zu mindern, und man wird daher vorzüglicher weise auch dafür sorgen, so viel es die Umstände erlauben, das Neue geschwind anzuzeigen. Man findet daher in diesen vier Bänden, die eigentlich nur das Jahr 1764 und 1765 enthalten solten, schon viele in den Jahren 1766 und 1767 gedrukte Bücher. Und da seit kurzen die Anzahl der Mitarbeiter sehr zugenommen hat, so wird man sich auch alle Mühe

geben, die noch von den Jahren 1764 und 1765 übrige Werke, sobald als möglich, nachzuholen, damit diese deutsche Bibliothek den Namen einer allgemeinen nicht ohne Ursach führe.

Freylich haben schon einige Leser den Zweifel geäussert, ob es möglich seyn werde, alle in dem weitläuftigen Deutschland herauskommende Bücher anzuzeigen. Man befürchtet nemlich, daß uns manches unbekannt bleiben möchte; solte dieses aller Bemühungen ohnerachtet dennoch geschehen, so wird jeder Liebhaber der Litteratur uns durch eine gegebene Nachricht sehr verbinden. Buchhändler, (sonderlich in den entlegenen Provinzen) denen daran gelegen ist, daß ihr Verlag bekannt werde, werden wohl thun, wenn sie ihn einsenden, doch bittet man sich aus, daß es postfrey geschehe, und daß man uns mit Disputationen, einzelnen Predigten und andern kleinen Tractätchen, die wir doch nicht anzeigen können, verschonen.

Einige Freunde haben auch die Besorgniß geäussert, daß der Plaz von vier Stücken für einen Jahrgang der ganzen deutschen Litteratur zu enge seyn werde. Hierauf erwiedere ich, daß die Verfasser der Bibliothek, künftig sich möglichst befleißigen werden, sich verhältnißweise kurz zu fassen, solten sich aber dennoch die Materien allzusehr häufen, so würde man zuweilen ein Stük mehr, als gewöhnlich, herausgeben.

Ich muß noch eines Einwurfs erwähnen, den ich sehr oft habe hören müssen, nemlich, „daß der „theologischen Recensionen allzuviel wären.“ Vielleicht waren im Anfange die theologischen Recensenten die fleißigsten, und da in andern Fächern

noch

noch hin und wieder Recensenten fehleten, so kamen daher in die ersten Stücke mehr theologische Recensionen, als vielleicht sonst geschehen wäre. Izt aber, da wir so glücklich sind, daß mehrere gelehrte Leute die Bibliothek mit ihren Beyträgen unterstützen, wird auch mehrere Abwechselung in den Materien bemerkt werden. Und da wir Hofnung haben, daß künftig noch mehrere geschikte Männer Beyträge aus verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit liefern werden, so schmeicheln wir uns, daß künftig kein Theil der Litteratur weniger fleißig, als der andere bearbeitet werden soll. Man wird z. B. in den Medicinischen und Historischen in kurzem einen starken Zuwachs bemerken, und vielleicht auch noch in einigen andern.

Diejenigen übrigens, denen die Menge der theologischen Nachrichten so verdrüßlich fällt, müssen auch bedenken, daß mehr als der vierte Theil der jährlich herauskommenden Bücher theologisch ist, und daß also natürlicher Weise die theologischen Nachrichten immer ziemlich zahlreich seyn müssen. Uebrigens bemerke man, daß es in theologischen Sachen zuweilen am wenigsten angehet, ein freymüthiges Urtheil zu wagen, ohne es zugleich ausführlich zu beweisen. Die theologischen Recensenten in der deutschen Bibliothek, mußten sonderlich im Anfange sich über gewisse Dinge etwas weitläufiger erklären, sie mußten verschiedene an sich richtige aber nur etwas neuscheinende Meynungen in ihrer Verbindung mit andern theologischen Wahrheiten zeigen, damit der blinde Eifer gewisser Leute, die ihren heiligen Haß gegen die Aufklärung dieses wichtigen Theils der Wissenschaften, so gern mit dem Namen der Orthodoxie beschönigen, ihre Consequenzenmacherey nicht allzustark an ihnen ausüben

 möch-

möchten. Ganz haben sie derselben freylich nicht
entgeben können. Da sie i
einsichtsvolle Leser ihre Den
kennen werden, da sie sich sch
partheyische Leser, ihnen auch
trauen, so werden sie sich k
Stellen kürzer fassen können,
theile wagen, unbesorgt, ob
und Consorten verketzert werd

Allen Lesern kan kein S
Am wenigsten Kunstrichter, di
und ohne Umschweife sagen.
bliothek aber wünschen den b
zu gefallen, denen die Gelehrs
mit einer edlen Denkungsar
Dis Werk nicht ganz vollkomm
sehr wohl, ihr Bestreben wird
so vollkommen zu machen, als
keit und Schwierigkeit dieses U
wenigstens in Deutschland das
ist) zulassen will. Der Beyst
ner, wird es hauptsächlich einer
menheit nähern, und so sie ihn
bloßer Name ein Lob ist, schon
licher Weise erhalten haben, so
angenehmste Hofnungen für di

Schließlich erinnere ich,
Bänden der Bibliothek künftig
gister geliefert werden wird.
1767.

Friedrich Nicolai.

In-

Inhalt

derer in diesem zweyten Stük des vierten Bandes recensirten Bücher.

XVI.

möchten. Ganz haben sie derselben freylich nicht entgehen können. Da sie inzwischen glauben, daß einsichtsvolle Leser ihre Denkungsart nun genugsam kennen werden, da sie sich schmeicheln, daß selbst unpartheyische Leser, ihnen auch Unpartheylichkeit zutrauen, so werden sie sich künftig auch an vielen Stellen kürzer fassen können, und freymüthige Urtheile wagen, unbesorgt, ob sie von Herrn Ziegra und Consorten verketzert werden.

Allen Lesern kan kein Schriftsteller gefallen. Am wenigsten Kunstrichter, die ihre Meynung frey, und ohne Umschweife sagen. Die Verf. der Bibliothek aber wünschen den besten unter den Lesern zu gefallen, denen die Gelehrsamkeit und Geschmak mit einer edlen Denkungsart verbinden. Daß dis Werk nicht ganz vollkommen sey, wissen sie selbst sehr wohl, ihr Bestreben wird nur dahin gehen, es so vollkommen zu machen, als es die Weitläuftigkeit und Schwierigkeit dieses Unternehmens, (das wenigstens in Deutschland das erste in seiner Art ist) zulassen will. Der Beystand gelehrter Männer, wird es hauptsächlich einer mehreren Vollkommenheit nähern, und so sie ihn von Gelehrten, deren bloßer Name ein Lob ist, schon einigemal so vorzüglicher Weise erhalten haben, so giebt ihnen dis die angenehmste Hofnungen für die Zukunft.

Schließlich erinnere ich, daß zu jeden zehn Bänden der Bibliothek künftig ein allgemeines Register geliefert werden wird. Berlin den 1 März 1767.

Friedrich Nicolai.

In-

Inhalt

derer in diesem zweyten Stük des vierten Bandes recensirten Bücher.

XXX

Kurze Nachrichten.

1). Gottesgelahrheit.

D.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

Theo-

4) Philosophie.

5) Schöne Wissenschaften.

6) Schöne Künste. Musik.

7) Geschichte, Geographie u. Staatsrecht.

Neue



I.

Neues Organon, oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein, durch J. H. Lambert. Zweyter Band. S. III. Bandes I. St.

In diesem Bande untersuchet Herr Lambert, was 1) die Zeichenerkenntniß, und 2) der Schein in Erforschung der Wahrheit für einen Einfluß habe. Da hier ungemein viel Neues vorkömmt; so werden wir uns der eigenen Anmerkungen enthalten, und so viel der Raum erlaubt, den Leser lieber etwas genauer mit den vortreflichen Betrachtungen des V: bekannt machen. Das erste Hauptstük handelt von der symbolischen Erkenntniß überhaupt. Den vornehmsten Nutzen der Zeichen setzet Hr. L. darin, daß wir es vermittelst derselben in unserer Gewalt haben, die Begriffe in Abwesenheit der Gegenstände zu erneuern und zum Theil aufzuklären, wodurch die

Zeichenerkenntniß ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Denken wird. Wir bedienen uns der Bewegungen des Leibes, der Figuren oder Zeichnungen, und der artikulirten Töne, um unsere Gedanken auszudrücken, weil die Empfindungen dieser Art von Zeichen am leichtesten von uns erneuert werden können. Wir haben Gebärden, Hieroglyphen, Buchstaben und vernehmliche Töne, dadurch wir unsere Begriffe nicht nur andern andeuten; sondern uns selbst erinnerlich machen und aufklären, und erhält der Schall und die Rede vor allen übrigen Zeichen in keiner andern Absicht den Vorzug, als weil die Empfindung derselben zu allen Zeiten leicht, hurtig und vernemlich erneuert werden kann. Die symbolische Erkenntniß machet sich auch von einer andern Seite zum Denken nothwendig, weil alle allgemeine und abstrakte Begriffe nicht empfunden, und also nicht anders, als durch Zeichen gedacht werden, können. — Die Zeichen sind entweder natürlich oder willkührlich. — Die Wurzelwörter der Sprachen sind fast alle willkührlich, weil gar nicht auf die Aehnlichkeit des Eindruks der Zeichen und des Bezeichneten gesehen worden. Jedoch merkt hier Lambert von der Metapher an, daß sie den natürlichen Zeichen schon näher komme, wenn nemlich die eigene Bedeutung vorausgesezt wird, weil in diesem Falle, die dadurch benennten Dinge einige Aehnlichkeit haben, und die metaphorische Bedeutung des Worts sich auf diese Aehnlichkeit gründet. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit vielen abgeleiteten und zusammengesezten Wörtern.

Die

Die Zeichen der Begriffe und Dinge sind wissenschaftlich, wenn sie so genau mit den bezeichneten Sachen übereinkommen, daß die Theorie der Sache und die Theorie ihrer Zeichen mit einander verwechselt werden können, das heißt, wenn aus der Betrachtung der Zeichen, in Absicht auf das, was wir zu wissen verlangen, eben das erfolget, was aus der Betrachtung der Sache selbst erfolget seyn würde. In diesem Falle wird das Denken ungemein erleichtert, wenn wir von der Sache selbst abstrahiren, und unsere Aufmerksamkeit auf die Begriffe der Zeichen einschränken. Nach diesem sehr fruchtbaren Begriffe von wissenschaftlichen Zeichen beurtheilt Hr. L. die Arten von Zeichen, die in verschiedenen Künsten und Wissenschaften eingeführt sind. Von den Noten in der Musik sagt er, daß sie vielbedeutend sind, aber den Fehler haben, daß aus blosser Betrachtung der Zeichen, ohne Rüksicht auf die Regeln der Composition, das Gute vom Fehlerhaften nicht unterschieden werden kann. Von der Choreographie des Feuillet bemerkt er fast das nemliche, jedoch findet er die Zeichen derselben natürlicher, und das Willkührliche etwas mehr eingeschränkt, als bey den Noten in der Musik. — Die Wörter Barbara, Celarent u. s. w. sind ihm, wie schon Köstner irgendwo erinnert, weniger wissenschaftlich, als die Namen der Winde, deren sich die Schiffer bedienen. Hingegen sagt er von der von ihm erfundenen Bezeichnung der Schlüsse, sie sey in dem strengsten Verstande wissenschaftlich, weil die blosse Betrachtung der Zeichen die Unmöglichkeit unzuläßiger Schlüsse angiebt, indem dieselben gar nicht gezeich-

 net

net werden können, bey den zuläßigen Schlüssen hingegen, alle Folgerungen, die aus den Vordersätzen grade und umgekehrt gezogen werden können, mit einemmale vor Augen stellt. Daher die Theorie der Zeichen allhier vollkommen anstatt der Theorie der Sachen dienen kann.

Die Algeber ist das vollkommenste Muster der Charakteristik. Sie hat als Zeichenkunst ihre eigene Theorie, die man niemals weit genug wird treiben können. Wird aber eine Aufgabe aus andern Wissenschaften auf die Algeber reducirt, so kan man von denselben ganz abstrahiren, und die Auflösung der algebraischen Aufgabe ist zugleich auch die Auflösung von derjenigen, die man auf die algebraische reducirt hat. Zwar haben die primitiven Zeichen der Algeber viel Willkührliches. Die Buchstaben als Zeichen der Grössen noch mehr als die Zeichen + — < > V wodurch Verbindungen und Verhältnisse ausgedrukt werden. Auch läßt sich aus der bloßen Natur der Zeichen keine Regel folgern, wie sie verbunden, versezt und verwandelt werden müssen, sondern man muß die Theorie der Größen zu Hülfe nehmen, und durch dieselben die allgemeinen Möglichkeiten der Operationen festsetzen. Ferner ist der Ort in der Algeber nicht allezeit bedeutend, obgleich in gewissen Fällen darauf gesehen worden. Wenn aber die einfachen Möglichkeiten, als Postulata der Größenlehre festgesezt sind; so kan man durch Anwendung und Verbindung derselben mit den Zeichen der Größen die zusammengesezten Möglichkeiten herausbringen, und bestimmen, wie weit sie reichen, welche Verhältnisse sie haben, und wie sie sich in einander

ver-

verwandeln lassen. Sie hat auch den Vorzug, daß sie nicht nur antwortet, was gefragt wird, sondern wenn die Frage mehrere Antworten leidet; so giebt sie alle zugleich an. Sie zeiget ferner, ob die Data hinreichend, mangelhaft, überflüßig oder widersprechend sind. Herr L. macht die Anwendung hiervon auf die allgemeine Zeichenkunst des Leibniz, und zeigt, was dazu erfordert wird, wenn sie durchaus wissenschaftlich seyn soll.

Das zweyte Hauptstük, von der Sprache an sich betrachtet, enthält allgemeine Betrachtungen über die Natur der einfachen Laute, Sylben, Worte, im Sprechen sowohl als im Schreiben. Hr. L. verspricht sich, wie es scheinet, nicht viel von der längst gewünschten allgemeinen Schrift, die aus Sachcharaktern bestehen, und in allen Sprachen zu lesen seyn soll. Da uns die Rede, spricht er, immer unentbehrlich bleiben wird; so werden auch die einfachsten Zeichen der Buchstaben und einfachen Laute von gleicher Nothwendigkeit bleiben, weil sie dazu dienen, daß wir die Rede vor Augen malen, und weil man ausser dem Alphabet keinen kürzern Schlüssel zur Zeichnung der Rede wird finden können.

Dritter Abschnitt, von der Sprache als Zeichen betrachtet. In einer vollkommen wissenschaftlichen Sprache würde alles, bis auf die Buchstaben und ihre Ordnung bedeutend seyn. Man würde mit Bezeichnung der allgemeinen Begriffe und der einfachsten Figuren anfangen, und zu zusammengesezteren Dingen fortgehen müssen. Am allerspätesten würde man zu Handlungen und Bewegungen der Menschen

und zu Bezeichnung der natürlichen Gegenstände kommen. Da diese zwar sehr in die Sinne fallen, aber aus unendlich mannigfaltigen Bestimmungen zusammen gesezt sind; so müssen die zu ihrer Andeutung festgesezten Zeichen, wenn uns auch alle diese Bestimmungen bekannt wären, von unendlicher Weitläuftigkeit seyn, und das Wort z. E. wodurch man Mensch andeutet, die ganze Anatomie, Physiologie und Psychologie enthalten, oder man würde, wie in der Algebra auf Abkürzungen fallen müssen, die dem Gedächtnisse wiederum viel zu thun machen würden. Die wirklichen Sprachen haben, von Natur und Nothwendigkeit geleitet, den Rükweg genommen. Mit Bezeichnung der in die Sinnen fallenden Gegenstände, als Handlungen und Bewegungen, auch Thiere, Pflanzen und anderer Körper machten sie den Anfang, und gaben ihnen beliebige Namen, als eben soviel abgekürzte Zeichen, zu welchen die wissenschaftliche Sprache doch zulezt hatte kommen müssen. Vom Ganzen giengen sie zu den größern, und von diesen zu den kleinern Theilen über, und so nahmen die Sprachen zu, wie die Erkenntnis erweitert worden.

Ob nun gleich die Sprachen auf eine solche Weise nicht völlig wissenschaftlich haben werden können; so sind sie gleichwohl in einigen Stücken dem Wissenschaftlichen ziemlich nahe gekommen. Um bestimmt ausdrücken zu können, ohne die Menge der Wörter ins Unendliche zu vervielfältigen, hat man gesuchet die Veränderungen und Verwandelungen, denen die Sachen und ihre Begriffe unterworfen sind, ihre allgemeine Bestimmungen, Beziehungen und Verhält-

 nisse,

wisse, zum Theil durch analogische Veränderungen der Worte, (ableiten, zusammensetzen, abändern, abwandeln, vergleichen u. s. w.) zum Theil durch dazu festgesezte besondere Wörter (Beywörter, Zuwörter, Vorwörter, Zwischenwörter, Bindewörter u. s. w.) anzudeuten. — Man siehet hieraus, daß Herr L. die würklichen Sprachen wie Systeme von Zeichen ansiehet, die von Weltweisen mit Ueberlegung, Wahl und Absicht erfunden worden sind. Da sie aber, wie wir wissen, mehrerntheils ohne Philosophie entstanden, und vom Zufall und Gelegenheit ausgebildet worden; so verdiente untersucht zu werden, woher das Wissenschaftliche kömmt, das wir in den Sprachen bemerken; und wie es ohne Vorsaz hat erhalten werden können?

Von vollkommen wissenschaftlichen Zeichen haben wir gesehen, daß die Theorie derselben mit der Theorie der Sachen, die sie vorstellen, verwechselt werden kann. Von den eingeführten Sprachen, sagt Hr. L. kann man nun verlangen, daß jedes Wort, so viel es seine Struktur zuläßt, den Abänderungen der Sache entsprechen solle, obgleich noch allemal viele Veränderungen und Versetzungen in den Worten nach den Regeln der Sprache möglich bleiben werden, denen keine Veränderung der Sache entspricht. Es ist eine Sprache vollkommner, je mehr sie Möglichkeiten enthält, aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zusammenzusetzen und abzuleiten, dergestalt, daß man aus der Struktur des Worts seine Bedeutung verstehen könne. Die deutsche Sprache besizt hierin einen grossen Reichthum. Manche Wörter leiden ungemein viele Ablei-

nungen und Zusammensetzungen. Hr. L. wünschet eine Theorie für die deutsche Sprache, in welcher die Grenzen dieser Möglichkeiten bestimmt, und die verschiedenen Bedeutungen, die jeder Art von Zusammensetzung und Ableitung zukommt, durch allgemeine Regeln festgesezt werde. Von dieser Theorie verspricht er unserer Sprache einen Reichthum von bedeutenden, nachdrüklichen und genau bestimmten Worten, weil die wenigsten Wörter durch alle Verwandelungen und Ableitungen, die sie theils ihrer Bildung, theils ihrer Bedeutung nach leiden, durchgeführt sind. Die Ordnung der Sylben, die in einer vollkommen wissenschaftlichen Sprache so sehr bedeutend seyn müßte, ist auch in den üblichen Sprachen nicht ganz unbedeutend gelassen worden. Im Deutschen sind, Rathaus und Hausrath, Bruchstein und Steinbruch u. s. w. solche Wörter, deren Versetzung die Bedeutung ändert. Ferner die Ableitungstheilchen werden den Wörtern bald vorgesezt, bald angehängt, zwischeneingeschoben, oder ganz abgesondert, und diese Ordnung ist theils an sich, theils dem Sprachgebrauch nach nicht gleichgültig. Wir sagen igkeit, ichheit, lichkeit, keitlich, barung, barlich, barkeit, barlichkeit, barschaft, schaftlich, thümlich u. s. w. unver, verun, unab, unum, unzu, verur, einver u. s. w. Die Regeln dieser Ordnung und Verbindung der Ableitungstheilchen sollen gleichfalls in vorerwähnter Theorie untersucht werden.

Von den abstrakten Wörtern merket Hr. L. an, daß die Haupt- und Beywörter, welche abstrakte metaphysische Begriffe vorstellen, sich durch ihnen eigene

dungen unterscheiden. Im Deutschen die Hauptwörter durch die Endungen: heit, keit, niß, sal, schaft, thum, ung u. s. w. die Beywörter durch die Endungen: icht, ig, ley, lich, sam, selig, bar u. s. w. Da hingegen die Zeitwörter, im Deutschen wenigstens, kein so unterscheidendes Merkmal haben, woran man sehen könnte, ob sie körperliche Handlungen oder abstrakte vorstellen, woraus Verwirrung und Vieldeutigkeit entspringen muß; indem die abstrakten Zeitwörter fast durchgehends von den körperlichen entlehnt sind, z. E. verstehen, begreiffen, fassen, einsehen u. s. w.

Viertes Hauptstük. Von den Zeitwörtern. Herr L., der es bey der gemeinen Erklärung bewenden läßt, daß durch die Zeitwörter ein Thun oder Leiden angezeigt wird, kann nur in einem sehr uneigentlichen Verstande unmittelbar darauf sagen, daß eine Redensart oder Phrasis wenigstens ein Zeitwort haben müsse. Diese Regel hat nur alsdenn ihre genaueste Richtigkeit, wenn durch das Zeitwort eine blosse Assertion, ein Urtheil unserer Seele durch Bejahen oder Verneinen angedeutet wird, denn in diesem Verstande giebt es allerdings keine Redensart ohne Zeitwort. Indessen mag Hr. L. seine Gründe gehabt haben, diese Erklärung zu verwerfen, weil die Fragen, die er durch Infinitiva ausgedrukt wissen will, vielleicht keine Assertionen zu nennen sind.

Ueber die Mittelwörter macht Hr. L. folgende Betrachtungen: die Bedingung, daß sie so viel als Beywörter seyn sollen, scheint ihm willkührlich, und er will den Begrif derselben auch auf die Hauptwörter

und Zuwörter ausdehnen, die mit dem Zeitwort den Begrif des Thuns oder Leidens gemein haben, und nach einer allgemeinen Form davon gebildet werden. Daher will er die Infinitiva, wenn sie zu Hauptwörtern gemacht werden, als das Setzen, das Lesen u. s. w.; die von dem Zeitworte durch Verwandlung der Sylbe en in er, oder erin, als Liebhaber, Richter, Beherrscherin u. s. w. gebildeten Hauptwörter, zu den Mittelwörtern zehlen. Jedoch verweiset er diese Betrachtung, so die über die Sylben ig, isch, z. E. in zänkisch, gläubig, die mehrern Zeitwörtern angehängt werden und eine neue Art von Mittelwörtern bilden könnten, in die vorhin erwehnte Theorie der deutschen Sprache. — Wir würden dabey zu überlegen geben, ob nicht die Participia vornemlich mit den Zeitwörtern dieses gemein haben, daß sie nicht sowohl Dispositionem oder habitum, als actum anzeigen, in welchem Verstande sich die Idee des Mittelworts nicht so leicht erweitern ließe.

Fünftes Hauptstük. Von den Nennwörtern. Hr. L. will die Hauptwörter von den Beywörten dadurch unterscheiden, daß sich die Dinge, die jene vorstellen, zählen lassen, und unter diesem Merkmale sollen die Nomina abstracta mit begriffen seyn. Wir sehen nicht ein, wie von den Abstractis: das Lesen, das Denken, die Weisheit, die Furcht u. s. w. gesagt werden kann, daß man sie zählen könne? Da man wenigstens im Deutschen von vielen solchen Abstractis keine mehrere Zahl bilden kann; so ist dieses Criterium nicht allgemein genug.

Von

Von dem Unterschiede der Geschlechter bemerket Herr L. daß sie sehr willkührlich sind, und an ihrer Stelle weit schicklichere Unterschiede hätten gewählt werden können. So wie die Abstrakta im Deutschen durch die Endungen ziemlicher Maße kenntlich gemacht worden sind; so hätten auch bey den übrigen Hauptwörtern die Arten und Gattungen des Naturreiches gleichfalls durch die Endungen, unterschieden werden können. Auch die Verschiedenheit der Declinationen hat nichts bedeutendes, und ist blos willkührlich. Nach den Regeln der Charakteristik hätte entweder jede Abänderung für eine gewisse Classe oder Gattung der Dinge bestimmt seyn, oder jedes Hauptwort sich durch alle Abänderungen durchführen lassen, und in jeder eine besondere Bestimmung in der Bedeutung erhalten müssen. Beydes ist in denen uns bekannten Sprachen nicht geschehen. Hingegen findet er in der Comparation schon viel Metaphysisches, und eine Unterscheidung der Grade, die für die gemeine Erkenntniß keiner größern Genauigkeit bedarf.

Wie die abstrakten Hauptwörter in die Sprachen gekommen, hält Hr. L. für sehr schwehr zu erörtern, zumal da die Sprachen dadurch einen Schwung bekommen, der sie vom Sinnlichen zu dem Abstrakten, Allgemeinen und Metaphysischen erhöhet hat. Es muß dem ersten Erfinder nothwendig schwer geworden seyn, das Eis zu brechen, und zu dieser ihm ganz neuen Gattung von Begriffen zu gelangen. — Wir glauben diesen Uebergang einigermaßen begreiflich machen zu können. Der erste, welcher das Prädicat eines Satzes zu einem Subjekt eines andern Satzes

und Zuwörter ausdehnen, die mit dem Zeitwort den Begrif des Thuns oder Leidens gemein haben, und nach einer allgemeinen Form davon gebildet werden. Daher will er die Infinitiva, wenn sie zu Hauptwörtern gemacht werden, als das Setzen, das Lesen u. s. w; die von dem Zeitworte durch Verwandlung der Sylbe en in er, oder erin, als Liebhaber, Richter, Beherrscherin u. s. w. gebildeten Hauptwörter, zu den Mittelwörtern zehlen. Jedoch verweiset er diese Betrachtung, so die über die Sylben ig, isch, z. E. in zänkisch, gläubig, die mehrern Zeitwörtern angehängt werden und eine neue Art von Mittelwörtern bilden könnten, in die vorhin erwehnte Theorie der deutschen Sprache. — Wir würden dabey zu überlegen geben, ob nicht die Participia vornemlich mit den Zeitwörtern dieses gemein haben, daß sie nicht sowohl Dispositionem oder habitum, als actum anzeigen, in welchem Verstande sich die Idee des Mittelworts nicht so leicht erweitern ließe.

Fünftes Hauptstük. Von den Nennwörtern. Hr. L. will die Hauptwörter von den Beywörten dadurch unterscheiden, daß sich die Dinge, die jene vorstellen, zählen lassen, und unter diesem Merkmale sollen die Nomina abstracta mit begriffen seyn. Wir sehen nicht ein, wie von den Abstractis: das Lesen, das Denken, die Weisheit, die Furcht u. s. w. gesagt werden kann, daß man sie zählen könne? Da man wenigstens im Deutschen von vielen solchen Abstractis keine mehrere Zahl bilden kann; so ist dieses Criterium nicht allgemein genug.

Von

Von dem Unterschiede der Geschlechter bemerket Herr L. daß sie sehr willkührlich sind, und an ihrer Stelle weit schicklichere Unterschiede hätten gewählt werden können. So wie die Abstrakta im Deutschen durch die Endungen ziemlicher Maße kenntlich gemacht worden sind; so hätten auch bey den übrigen Hauptwörtern die Arten und Gattungen des Naturreiches gleichfalls durch die Endungen, unterschieden werden können. Auch die Verschiedenheit der Declinationen hat nichts bedeutendes, und ist blos willkührlich. Nach den Regeln der Charakteristik hätte entweder jede Abänderung für eine gewisse Classe oder Gattung der Dinge bestimmt seyn, oder jedes Hauptwort sich durch alle Abänderungen durchführen lassen, und in jeder eine besondere Bestimmung in der Bedeutung erhalten müssen. Beydes ist in denen uns bekannten Sprachen nicht geschehen. Hingegen findet er in der Comparation schon viel Metaphysisches, und eine Unterscheidung der Grade, die für die gemeine Erkenntniß keiner größern Genauigkeit bedarf.

Wie die abstrakten Hauptwörter in die Sprachen gekommen, hält Hr. L. für sehr schwehr zu erörtern; zumal da die Sprachen dadurch einen Schwung bekommen, der sie vom Sinnlichen zu dem Abstrakten, Allgemeinen und Metaphysischen erhöhet hat. Es muß dem ersten Erfinder nothwendig schwer geworden seyn, das Eis zu brechen, und zu dieser ihm ganz neuen Gattung von Begriffen zu gelangen. — Wir glauben diesen Uebergang einigermaßen begreiflich machen zu können. Der erste, welcher das Prädicat eines Satzes zu einem Subjekt eines andern Satzes

hät machen wollen, war genöthiget es in ein Nomen abstractum zu verwandeln. Der Saz sey: Die Menschen empfinden; will man von dem Prädicate dieses Satzes aussagen, daß es auch den Thieren zukomme; so muß dieses Prädicat in ein Abstraktum umgebildet werden; das Empfinden kömmt auch den Thieren zu. — Am Ende untersucht Hr. L. warum man bey Abwandelung der Zeitwörter auf die Verschiedenheit der Zeit und nicht auf die Verschiedenheit des Orts und dessen Bestimmungen, bey den Nennwörtern aber auf keines von beyden gesehen.

Das sechste Hauptstük handelt von den unveränderlichen Redetheilen. Was Herr L. über die Vorwörter und Zuwörter vorbringet, hat uns nicht völlig Gnüge gethan. Wir vermissen gewisse Merkmale, die diesen Redetheilen besonders eigen zu seyn scheinen, und wodurch sie sich von allen übrigen unterscheiden. So sind die Zuwörter niemals Bestimmungen der Sachen, sondern der Eigenschaften oder der Handlungen, daher sie sich allezeit entweder auf ein Beywort, oder auf ein Zeitwort beziehen. Die Vorwörter hingegen drücken das Verhältniß aus, in welchem ein Hauptwort, das weder Subjekt noch Prädicat des Satzes ist, mit einem von diesen stehet. Selbst in dem Falle, wenn das Vorwort ein Ableitungstheilchen des Zeitwortes wird (§. 216), scheinen diese Hauptwörter ausgelassen oder unbestimmt zu bleiben. Hierdurch läßt sich erklären, warum folgende Redensarten z. B. ein Land durchreisen, durch ein Land reisen, etwas aufstellen, auf etwas stellen, nicht gleichgeltend; sondern von ganz verschiedener Bedeu-

tung

tung sind. Die Ausführung hievon würde uns zu weit führen, und wir begnügen uns dem Leser, der diese Spekulationen liebt, einen Wink gegeben zu haben, der ihn auf weitere Betrachtungen führen kann. — Hingegen sind die Betrachtungen des V. über die Bindewörter so fruchtbar als gründlich. Er siehet sie als Meisterstücke der Sprache an, weil sie auf eine sehr kurze Art der Rede Verstand, Bestimmung und Zusammenhang geben. Sie geben den Gesichtspunkt an, aus welchem ein Saz in Absicht auf das Vorhergehende und Nachfolgende muß betrachtet werden, ob er ein Grund, Beweis, Folge, Erläuterung, Ausnahme, Hinderniß, Nebenumstand, Zusaz, Mittelglied zum Schlusse, Einwurf, Gegensaz, Fortsezung, Anmerkung, Absicht, Endzwek, Bedingung, Trennung, Verknüpfung, u. s. w. sey. Sie thun in der gemeinen Rede den Dienst, den in dem Vortrage der Mathematicker die Benennungen der Säze verrichten. Denn die Mathematicker haben für ihre Säze besondere Namen, als Erklärung, Grundsaz, Forderung, Lehrsaz, Lehnsaz, Beweis, Zusaz, Aufgabe, Auflösung, Anmerkung, u. s. w., wodurch sie anzeigen, was der Saz ist, wozu er dienet, woher er genommen ist, in welcher Verbindung er mit dem vorhergehenden, oder mit dem folgenden stehet, was zu seinem Behufe erfordert wird, u. s. w. — Die Beywörter gehören daher unter allen Sprachtheilen am unmittelbarsten zum Gebiete der Vernunft, und sind im eigentlichsten Verstande das Werk dieser Erkenntnißkraft, sowohl in Absicht auf ihren Ursprung, als in Absicht auf ihren Gebrauch, denn sie erstrecken sich nicht auf einzelne

Be-

Begriffe von Dingen, Handlungen, Eigenschaften u. s. f. so sondern auf die Verbindung derselben, und stellen daher logische Verhältnisbegriffe vor, die eine reife und geübte Vernunft erfordern. Die besondern Anmerkungen bey dieser Gelegenheit müssen in dem Werke selbst nachgelesen werden.

Wir übergehen der Kürze halber die Hauptstücke von der Wortforschung und Wortfügung, ob sie gleich sehr gründliche Anmerkungen enthalten, und diese Theile der Sprachkunst in einem sehr philosophischen Gesichtspunkte darstellen. Herr L. unterscheidet in allen seinen Betrachtungen über die Sprache das Metaphysische, von dem Charakteristischen und Grammatischen. S. 185 erkläret er, was er hierunter verstehet. Das Metaphysische gehet auf die bezeichneten Sachen, ihre Natur, Eigenschaften und allgemeine Verhältnisse, das Charakteristische betrift die Zeichen, in so weit sie sich durch das Metaphysische bestimmen, und auf Regeln bringen lassen; da hingegen das Grammatische dasjenige begreift, was in den wirklichen Sprachen an statt Charakteristisch zu seyn, blos willkührlich, und weder in den Sachen, noch in den Zeichen gegründet ist. Allenthalben richtet er sein Augenmerk auf die allgemeine Charakteristik, und zeiget, was in einer vollkommen charakteristischen Sprache geleistet werden sollte, und worinn die uns bekannten Sprachen zurük bleiben. Man denke aber nicht, daß er die Sprache blos für den philosophischen Vortrag zurichte, das heißt, deutlich und bestimmt machen will. Vielmehr hat er auf die schönen Wissenschaften mit gesehen, und bey verschiedenen Gelegenheiten wohl ange-

ge-

gemerkt, was Leben, Nachdruk, Rührung und Wohlklang von einer Sprache fordern. — Wir kommen zum neunten Hauptstücke von der Art einer Sprache, (genius, indoles linguæ).

Er rechnet das zu dem genio einer Sprache, wodurch sie zu einer gewissen Art und Form der Erkenntnis biegsamer ist, als zu andern. Jede Sprache hat nemlich eine gewisse Anzahl von Wörtern, wodurch unsere Erkenntnis eine gewisse Form oder Gestalt erhält. Die Mittel aus den Wurzelwörtern zusammengesezte und abgeleitete zu bilden, und ihre Anzahl durch Metaphern zu vermehren, geben gleichfalls jeder Sprache einen ihr eigenen Schwung, eine besondere Biegsamkeit, die Sprache von einer gewissen Seite leichter, klärer, natürlicher, bestimmter, nachdrüklicher, männlicher darzustellen. Ferner sagt Herr L., kömmt auch sehr viel darauf an, von welcher Art der Gelehrsamkeit die classischen Schriftsteller einer Sprache sind, und dieses ist nicht zu läugnen. Wenn er aber glaubt, die Philosophen machten eine Sprache nicht nur bestimmter, sondern auch nachdrüklicher, dahingegen Dichter und Redner die Sprache weicher, flüßiger und auch zum Theil kraftloser und weibischer machen; so glauben wir, daß dieses Urtheil etwas partheyisch sey. Durch die Bemühungen der Weltweisen wird eine Sprache zwar bestimmter, aber selten nachdrüklicher. Ihren Nachdruk erhält sie vielmehr von gewissen Gattungen der Dichtkunst, als Epopee, Drama, Ode und Lehrgedicht, die Reden bereichern die Sprache durch die mannichfache Wendungen, die sie den Gedanken geben, und guten Geschichtschreibern hat sie meh-

mehrentheils die Flüßigkeit und Nettigkeit im Vortrage zu verdanken. Nur der Mißbrauch der Dichtkunst und Redekunst machet eine Sprache weibisch und kraftlos; so wie der Mißbrauch der Weltweisheit sie dunkel und geschwätzig machen kann. Hr. L. ist sonst gewohnt den schönen Wissenschaften Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und wir haben uns nicht wenig gewundert, allhier ein so ungerechtes Urtheil über dieselben zu finden. Daß sie mehr für die untern Erkenntnißkräfte arbeiten, ist ein zur Mode gewordener Ausdruk, der vieler Einschränkungen bedarf. — —

Das Eigenthümliche einer jeden Sprache fängt, wie Hr. L. bemerkt, schon bey den ersten Bestandtheilen derselben an. Den meisten Wörtern kann man es anhören, zu welcher Sprache sie gehören, und dieses läßt sich vornemlich an den Endungen derselben, die in Ableitungstheilchen bestehen, erkennen. — Der Unterschied der Ableitungstheilchen erstrekt sich auf ihre Bedeutung. Man findet nicht für jedes Ableitungstheilchen einer Sprache ein gleichbedeutendes in einer andern. Da sie indessen metaphysische Verhältnisbegriffe und Bestimmungen vorstellen; so erhält dadurch jede Sprache, in so weit sie von andern abgehet, einen ihr eigenen Schwung, und sie kann öfters mit einem Worte ausdrücken, was man in andern Sprachen durch Umschreibungen, oder durch Wörter geben muß, die einen ganz andern Ursprung haben, oder Wurzelwörter, oder Metaphern sind. Die Art, die Ableitungstheilchen anzuhängen, vorzusetzen, oder einzuschieben, und die Ordnung, Wörter zusammenzusetzen, hat ebenfalls in jeder Sprache etwas besonderes,

wel-

welches dem Charakteristischen in derselben eine eigene Gestalt giebt.

Der Schwung, den eine Sprache hierin nimmt, machet einen Theil ihrer Art, oder ihres Genius aus, und äussert sich in allgemeinen Sprachähnlichkeiten, nach denen man sich in Ableitung und Zusammensetzung neuer Wörter richtet. Was dieser Aehnlichkeit zu einer gewissen Zeit zuwider ist, oder was noch kein Beyspiel für sich hat, das siehet man als dem Genio der Sprache zuwider an. Da indessen in lebenden Sprachen neue Wortfügungen entstehen, so bleibt auch hierbey zu untersuchen, warum einige in Aufnahme kommen, andere aber nicht. Der Verf. erläutert dieses durch Beyspiele aus der deutschen Sprache.

In dem zehenten Hauptstücke von dem Hypothetischen der Sprachen, werden vornemlich die Gelegenheiten zu Wortstreiten angezeigt, und Mittel an die Hand gegeben, wie sie zu vermeiden sind. Alle Wörter, die in ihrem ersten Verstande genommen, ein in die Sinne fallendes Ganze vorstellen, machen in Absicht auf das Hypothetische der Sprache die erste Classe aus. Hier können die Wortstreite unmittelbar durch Vorzeigung der Sache gehoben werden, und dieses Mittel ist in der Naturlehre, besonders aber und leichter noch in der Meßkunst, durchaus möglich, daher in diesen Wissenschaften aller Wortstreit leicht zu vermeiden ist. — Die zweyte Classe gründet sich auf die Aehnlichkeit des Eindruckes, den die Dinge der Intellectual- und Körperwelt in die Seele machen. Zu Benennung derselben werden Wörter gebraucht, die in ihrem eigentlichen Verstande Dinge der Kör-

„Körperwelt, in metaphorischem Verstande aber ab-
strakte Begriffe vorstellen. Bey dieser Classe sind die
Wortstreite schon häufiger und leichter, und zu Ver-
meidung derselben muß man die Vergleichungsstücke,
so weit sie immer reichen mögen, auseinander setzen,
wodurch der Begrif aufgeklärt, das Schwankende ab-
gesondert, und auf ein nettes Ganze gebracht wird.
Denn da die Dinge der Intellectualwelt nicht unmit-
telbar vorgezeigt werden können; so ist die Verglei-
chung derselben mit den Dingen der Körperwelt, die
den Grund der Metapher enthält, das einzige Mittel,
das klare Bewußtseyn derselben bey andern zu erwe-
cken. — Die Wörter der dritten Classe bedeuten
solche Begriffe, die durch Zusammensetzung und Ver-
bindung der Begriffe von der zweyten Classe entsprin-
gen. Hier hat keine unmittelbare Vergleichung mit
sinnlichen Bildern Statt, sondern die Wörter dieser
Classe müssen durch andere ebenfalls abstrakte Wörter
erklärt werden. Daher fällt die Klarheit in der Vor-
stellung weg, und sie geben am häufigsten Anlaß zu
Wortstreiten. Was Hr. L. am Ende dieses Haupt-
stückes wider den ontologischen Saz: Modi possunt
adesse et abesse salvâ rei essentia, erinnert, hat
uns nicht völlig überzeugt. „Die darin angezeigte
„Möglichkeit, spricht er, wird vorausgesezt, wenn man
„die Begriffe des Wesens und der Modificationen de-
„finiren und die Definitionen beweisen will. Und über-
„haupt will dieser Saz nichts mehr sagen, als daß
„wir den Sachen einerley Namen beylegen, ohne auf
„gewisse kleinere Veränderungen zu sehen, die sie lei-
„den. Und dieses thun wir theils zur Abkürzung der
„Spra-

„Sprache, theils zum Behufe des Gedächtnisses, theils „auch, weil die Veränderungen uns nicht immer in „die Sinne fallen, und mehrerntheils auch der Zeit „nach durch unmerkliche Stufen gehen.„ Wir merken hierüber nur dieses an: Die Möglichkeit des gerügten ontologischen Satzes wird zwar alsdenn vorausgesezt, wenn wir beweisen wollen, daß die Definition mit dem Sprachgebrauch übereinkomme. Allein der Begrif vom Wesen und Modification ist auch an und für sich, ohne auf den Sprachgebrauch zu sehen, ein wahrer Begrif, und würde nicht aufhören wahr zu bleiben, wenn auch in keiner Sprache ein Wort zu finden wäre, das ihm zukömmt. In dieser Betrachtung also ist besagter Saz ein Axioma, das unmittelbar aus der Vergleichung zweyer wahren Begriffe fliesset, nemlich aus dem Begriffe des Wesens und der Modification. Ferner gehet dieser Saz nicht blos die Namen an, die wir den Sachen unverändert beylegen; sondern er gründet sich auf die Natur der Sachen selbst. Auch die Sachen bleiben eben dieselbe, wenn sich ihre Modificationen gleich verändern. Die Identität der Dinge und der Personen, bey Abwechselung der Modificationen, hat etwas mehr auf sich, als eine bloße Abkürzung der Sprache. Ja unsere Seele erlanget Fertigkeiten durch wiederhohlte Handlungen von einerley Art, das heißt, die im Wesentlichen übereinkommen, ob sie gleich im Zufälligen unterschieden sind. Mithin scheint dieser Saz keine bloße Bequemlichkeit im Reden; sondern eine sehr fruchtbare Wahrheit zu enthalten.

Wir kommen zur Phänomenologie, oder zu der Lehre vom Scheine, wie derselbe zu erkennen, und

davon auf die Wahrheit zu schliessen sey. Hr. L. begnüget sich den klaren Begrif des Scheines, wie wir im gemeinen Leben dieses Wort brauchen, vorauszusehen, und unterscheidet in denselben folgende Arten: Alle unsere Seelenkräfte, die Sinnen, das Bewußtseyn, das Gedächtnis, die Einbildungskraft, die Leidenschaften, können uns die Dinge anders vorstellen, als sie wirklich sind, das heißt, einen Schein verursachen und denselben verstärken, oder überhaupt modificiren. Wenn der Eindruk in die Sinne durch einen äusserlichen Gegenstand verursachet wird; so nennet ihn Hr. L. den physischen; entstehet er aber in den Empfindungsnerven, ohne äusserliche Veranlassung, den pathologischen Schein. Die Bilder der Einbildungskraft, bevor sie nach sichern Regeln geprüft und geläutert worden, machen ihm den psychologischen Schein aus, und wenn gar nichts wahres noch reales dabey zum Grunde liegt; so werden sie Hirngespinster genannt. In so ferne aber die Leidenschaften einen Einfluß in eine Vorstellung haben und dieselbe modificiren, verursachen sie den moralischen Schein.

Dieses sind die subjektiven Quellen des Scheins, in so ferne die Ursachen davon in uns selbst anzutreffen sind. Es giebt aber Ursachen des Scheins, die von den Objekten und ihren Verhältnissen gegen die subjektiven Ursachen herrühren, und diese nennt er die objektiven und relativen Quellen des Scheins. Alle diese Quellen und Ursachen des Scheins sind in der Natur selten einzeln anzutreffen; sondern es kommen mehrentheils verschiedene davon zusammen, und ver-

ur-

ursachen eine vielfältig zusammengesezte Erscheinung, dabey zwar manches wahre und reale zum Grunde liegt, aber auch viel falsches und leeres mit unterlaufen kann. Hr. L. suchet die Theorie der Optik und Perspektive, welche eigentlich eine Phänomenologie für das Gesicht ist, durch die Reduktion allgemeiner zu machen, und nicht nur auf alle unsere Sinne, sondern überhaupt auf alle unsere Erkenntnisvermögen anzuwenden. Die Lehre von der Wahrscheinlichkeit machet nur einen sehr specialen Theil dieser allgemeinen Theorie aus, denn sie gehet blos auf das Scheinbare in dem Urtheile, dahingegen seine allgemeine Theorie das Scheinbare in den Begriffen, in den Fragen und endlich auch das Scheingute mit begreift. Man siehet, daß Hr. L. das Wort Schein in einem sehr erweiterten Sinne nimmt, in welchem selbst Wahrheit und Irrthum darunter begriffen werden, in so weit sie jemanden wahr zu seyn scheinen. Da aber der Sprachgebrauch Irrthum von leeren Schein, oder bloße Erscheinung unterscheidet, und durch Irrthum ein falsches Urtheil des Verstandes, hingegen durch leeren Schein ein falsches Urtheil der untern Seelenkräften verstanden wissen will; so hätte dieser Unterschied vielleicht nicht aus der Acht gelassen werden sollen.

Zweytes Hauptst. von dem sinnlichen Schein. Zur Beurtheilung des physischen Scheines hat Hr. L. den Saz aus der Optik entlehnt, und allgemeiner gemacht; daß nemlich einerley Empfindung entstehet, wenn eben der Sinn einerley Eindruk leidet. Einerley Empfindung, aber das Bewußt-

seyn kan verschieden seyn. Einerley Sinn, nicht nur eben denselben, sondern in so weit auch keine Veränderung damit vorgegangen, die in die Empfindung und ihre Grade einen Einfluß habe; Endlich fordert der Saz einerley Eindruk, ohne auf die Gegenstände zu sehen, die den Eindruk machen sollen, diese mögen einerley, oder verschieden seyn. Auf diese Art genauer bestimmt dienet dieser Grundsaz zur Vergleichung der Empfindungen, besonders aber ihrer Grade, welches Hr. L. umständlich zeiget, und durch sinnreiche Beyspiele erläutert. — Wenn in dem Schein eine Aenderung vorgehet; so gehet auch in der That eine Aenderung vor. Entweder in dem Objekt, oder in dem Sinne, oder in dem Verhältnis von beyden, oder in zwey, oder endlich in allen diesen drey Stücken zugleich. Die Aenderung im Scheine giebt das Relative von der wirklichen Aenderung an. Z. B. die Sonne scheinet in 24. Stunden 360. Grade eines Zirkels zu durchlaufen. Dieser Schein kann hervorgebracht werden, es sey, daß die Erde, oder die Sonne ruhe, oder beyde sich bewegen. Drehet sich die Sonne und die Erde zugleich: so giebt der Schein nur die Summe oder die Differenz der Bewegungen an, welche in 24. Stunden zwar 360. Grade ausmachet, aber es muß aus andern Gründen entschieden werden, wie viel der Erde und der Sonne besonders davon zu zuschreiben ist.

Den subjektiven Theil zu erkennen, dienet der Lehrsaz, daß die Veränderung in dem subjektiven Theile des Scheines sich zugleich auf mehrere Objekte erstrecke. Wenn also in mehrern Objekten

eine

eine Veränderung des Scheins zu spühren; so ist die Ursache davon wahrscheinlicherweise dem Subjekt zuzuschreiben, und in dem empfindenden Sinne zu suchen. — Um den relativen Theil des Scheins zu entdecken, ist es gut, die Umstände der Sachen auf alle Arten abzuwechseln. In der Geometrie z. B. lehret man aus der an zween Standorten beobachteten scheinbaren Lage der Gegenstände ihre wahre Lage bestimmen. Die gemessenen Winkel geben die scheinbare Lage an, da hingegen zu der wahren Lage auch die Entfernungen gehören. — Bey Gelegenheit des objektiven Theils des Scheines untersuchet Hr. L. weitläuftig die in der That sehr schwere Frage: was in den Körpern wahr, real, und blosser Schein ist? — Nach sehr tiefsinnigen Betrachtungen, die er über diese Materie anstellt, entscheidet er endlich die Frage dahin, daß er die Begriffe der Farben, des Schalls, des Geruchs, des Geschmackes, der Härte, Flüssigkeit, Wärme, Kälte und des Schmerzes schlechthin in das Gedankenreich verweiset, und für Erscheinungen erkläret, die zwar durch würkliche Eigenschaften, Modificationen der Körper, und den dabey vorgehenden Mechanismus veranlaßt werden, die uns aber diese Eigenschaften und Modificationen, diesen Mechanismus nicht unmittelbar empfinden lassen, sondern unter ganz andern Bildern zeigen. Hingegen Ausdehnung, Solidität und Bewegung hält er für drey wahre allgemeine Eigenschaften des Körpers, die sich bey großen und festen Körpern, wo sie in die Sinne fallen, nicht unter fremden Bildern, sondern so wie sie sind, darstellen, und auch als solche von

uns empfunden werden. Zwar ist auch in Ansehung dieser Grundbegriffe die wahre Ausdehnung, Solidität und Bewegung von der scheinbaren fast immer verschieden, also daß sie nicht ganz vom Schein befreyet sind, indessen stellen sie sich doch nicht unter fremden Bildern vor, sondern ihr Schein ist mit der Wahrheit von einerley Art, und nur dem Grade nach von derselben unterschieden; auch giebt es Fälle, wo Wahrheit und Schein bey ihnen zusammentreffen, und die Bestimmung derselben machet die Auflösung der Frage vollständig.

Drittes Hauptstük, von dem psychologischen Schein. In diesem Hauptstücke wird untersucht, in wie weit der sinnliche Schein sich in die Erkenntniß der Wahrheit einmenge, und darin das Scheinbare mit dem Wahren vermische. Am Ende kömmt auch die Frage vor, wie ferne es uns möglich sey, Wahrheiten ohne sinnliche Bilder deutlich zu denken. Nach Hrn. L. Entscheidung giebt es Fälle, wo auch der reine Verstand die Bilder der Einbildungskraft beybehält. Bey den vorhererwehnten Grundbegriffen, Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit gehöret das Bild mit zur Sache, und der reine Verstand, sagt Hr. L., kann nicht davon abstrahiren. Bey abstrakten Begriffen hingegen muß der reine Verstand von den individualen Bestimmungen, welche die Einbildungskraft mit einmenget, abstrahiren, und sich blos Worte oder Zeichen vorstellen, mit dem Bewußtseyn, daß sie etwas Wahres und Allgemeines ausdrücken, das sich auf eine bestimmte Anzahl von Fällen anwenden läßt. Auf diese Art kann man vermittelst

des

das Abstrahirens und der Schlüsse die abstrakte Erkenntniß weit über die Einbildungskraft hinausschwingen. Will man aber diese abgezogne Wahrheiten brauchbar machen; so müssen sie auf andere minder abstrakte Säze angewandt, und dadurch den Individualen näher gebracht werden.

Viertes Hauptstük, von dem moralischen Schein. Die erste hieher gehörende Frage ist, in wie weit ist in den Begriffen vom Guten Wahres und Scheinbares? dieses wird durch die Anwendung der Lehre von physischen und psychologischen Schein auf das Gute entschieden. Wir hätten gewünscht, bey dieser Gelegenheit des Herrn V. Gedanken über den Einfluß des Verstandes auf den Willen zu erfahren. Eine Untersuchung, die zu dieser Frage zu gehören scheinet, in die sich aber Herr L. nicht einläßt. — Man kann aber diese Frage auch umkehren, und in so weit ist sie, nach der Erklärung des V. vom moralischen Schein, der eigentliche Vorwurf dieses Hauptstückes; wieferne nemlich die Vorstellung des Guten und Bösen, Lust und Unlust, einen Einfluß haben auf die Erkenntniß der Wahrheit? — Die hierbey vorkommende Betrachtungen sind von der Beschaffenheit, daß sie keinen Auszug leiden, und vorzüglich verdienen, in dem Werke selbst gelesen zu werden.

Das fünfte Hauptstük, von dem Wahrscheinlichen, ist eins der tiefsinnigsten in diesem Werke. — Ein Wahrheitsgrund, der den Saz nicht völlig ausser Zweifel sezt; sondern noch immer für das Gegentheil Möglichkeit übrig läßt, ist ein Argument. Wenn

Argumente zum Besten eines Satzes gehäuft werden, wie in einem rednerischen Vortrage geschiehet; so werden wir überredet, den Saz für wahr zu halten, ob wir gleich nicht völlig überführt sind, daß durch alle diese Argumente zusammen genommen, das Gegentheil unmöglich wird. — Man nennet dieses die moralische Gewißheit. — Indessen giebt es Fälle, wo man diese Argumente nur auseinander zu lesen, und in Ordnung zu bringen hat, um die moralische Gewißheit in eine geometrische zu verwandeln. Denn öfters sind in einem solchen unlogischen Vortrage die Argumente in zureichender, oder wohl gar in überflüßiger Menge vorhanden, und blos der Mangel der gehörigen Form und Ordnung macht, daß wir ihre Vollständigkeit nicht einsehen, und ungewiß sind. Herr L. zeiget die Wege, wie eine moralische Gewißheit, durch Ausführung der Induction, oder auch durch andere künstliche Umwege im Schliessen, in eine logische verwandelt werden könne.

Läßt sich aber aus allen diesen Argumenten keine vollständige Demonstration herausbringen; so ist der Saz nur wahrscheinlich, und zwar ist die Wahrscheinlichkeit desto grösser, je mehr von einander unabhängige Argumente zu seiner Bestätigung beygebracht werden, denn die von einander abhängen, tragen zur Wahrmachung des Satzes nichts bey. — Die Theorie von wahrscheinlichen Schlüssen und Schlußketten enthält viel Sinnreiches. Man kann die Wahrscheinlichkeit eines Satzes durch einen Bruch neben dem Bindewörtgen ausdrücken, und dadurch zugleich den Grad der Wahrscheinlichkeit andeuten. A $\frac{3}{4}$ ist B, A $\frac{1}{4}$ ist nicht

nicht B, will sagen, der Grad der Wahrscheinlichkeit) daß A B sey, verhält sich zur Gewißheit, wie drey zu vier, der Wahrscheinlichkeit aber, daß A nicht B sey, verhält sich zur Gewißheit, wie eins zu vier.

Wenn der Obersaz von einer bestimmten Particularität ist, z. E. $\frac{3}{4}$ A ist B (dieser Saz ist nicht wahrscheinlich, sonst müßte der Bruch vor dem Bindwörtgen und nicht vor dem Subjekt stehen. Vielmehr zeigt er auf eine bestimmte Art an, daß von allen A immer drey B und eins nicht B ist); so verursachet diese Particularität eine Wahrscheinlichkeit im Schlußsatze.

$\frac{3}{4}$ A sind B
C ist A
folglich C $\frac{3}{4}$ ist B

Das heißt weil unter allen A immer drey B sind, gegen einem das nicht B ist, wir aber von C wissen, daß es unter A gehöre; so ist dreymal wahrscheinlicher, daß C auch B, als daß es nicht B seyn sollte, mithin der Grad der Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit, wie drey zu vier.

Oefters rühret die Wahrscheinlichkeit des Schlußsatzes von dem Untersatze her, nemlich wenn wir von dem Untergliede nur so viel wissen, daß ihm einige Merkmale des Mittelglieds zukommen, von den übrigen aber es noch ungewiß ist. Es seyn z. B. M N P Z die Merkmale des Begriffes A, von C aber wissen wir nur, daß ihm M N P zukomme, von Z aber wisse man es nicht; wenn nun

Alle M N P Z (= A) sind
C ist M N P

so

so verhält sich die Wahrscheinlichkeit, daß C, A sey, zur Gewißheit, wie M N P : M N P Z. Setzet

Alle A sind B.
C ist $\frac{2}{3}$ A;
also C $\frac{2}{3}$ ist B.

Aus diesen beyden einfachen Arten von wahrscheinlichen Schlüssen läßt sich leicht eine dritte zusammensetzen. Sie wird so ausfallen:

$\frac{3}{4}$ A sind B
C ist $\frac{2}{3}$ A
folglich C $\frac{1}{2}$ ist B.

Herr L. verfolget diese Theorie durch alle Schlußfiguren, allein wir brechen hier ab. — Was Hr. L. in der Folge vom Gebrauch der Teleologie anführt, und von einer Theorie des Beharrungsstandes erwehnt, scheinen einen Fond von tiefsinnigen Betrachtungen zu verrathen, die uns Hr. L. vielleicht bey einer andern Gelegenheit deutlicher auseinander setzet. Am Ende kommen noch Betrachtungen über die Glaubwürdigkeit der Zeugen und über die historische Gewißheit vor.

In dem lezten Abschnitte, von der Zeichnung des Scheins, suchet Hr. L. den Begrif der Perspectiva transcendent zu machen, und auf alle Arten der Zeichen anzuwenden, wodurch der Schein der Dinge angedeutet wird. Dahin gehören alle nachahmende Künste, die Sprache u. s. w. — „Die Dichtkunst, sagt Hr. L. beschäftiget sich vornemlich, uns „die Dinge nach ihrem Schein vorzumalen, und durch „ihre Vorstellungen diejenige Eindrücke vollständig her-

„hervor zubringen, die die Empfindung der Sache „selbst in uns machen würde, wenn wir sie aus dem „Gesichtspunkte sähen, aus welchem sie der Dichter „vorstellet, und in den er uns in Gedanken gleichsam „versezt.„ Durch diese Merkmale wird die Dichtkunst nicht nur von dem philosophischen und historischen Vortrage unterschieden, sondern Hr. L. giebt auch die feinen Nuancen an, welche die Dichtkunst von der Redekunst unterscheiden. Wir haben aber die uns vorgeschriebenen Grenzen schon allzusehr überschritten, und ob uns gleich die Wichtigkeit des Werks entschuldiget; so würden wir doch zu weitläufig seyn müssen, wenn wir alles Merkwürdige daraus anführen wollten.

Wir vernehmen, daß dieses trefliche Werk des Herrn L. in fremde Sprachen übersezt werden soll. Wenn die Uebersetzung nicht in sehr glükliche Hände geräth; so muß sie nothwendig mißlingen. Es ist daher zu wünschen, daß sie nicht anders, als unter der Aufsicht des Verf. selbst unternommen würde. Wir haben bey Anzeigung des ersten Theils schon über einige Dunkelheit geklagt, die blos von der geringen Sorgfalt herrühret, die Hr. L. auf die Einkleidung seiner Gedanken wendet. Er ist so voll von seinen tiefsinnigen Meditationen, daß er sich begnügt, sie zu Papier gebracht zu haben, ohne darauf zu sehen, ob sie auch für den Leser in das erforderliche Licht gesezt sind. Sein Vortrag gehet auch selten den graden Weg auf das Ziel los, sondern was ihm unterweges aufstößt, giebt ihm Gelegenheit zu Nebenbetrachtungen. Unbekümmert, ob sie den Leser zerstreuen, oder zu sehr abführen werden, sucht er nur sich ihrer zu entladen,

und sie gleichsam aus dem Kopfe zu haben. Für sich ist er allemal versichert, daß er sein Ziel nicht aus den Augen verlieren wird, und in den Gesichtspunkt seiner Leser scheinet er sich selten zu versetzen. So klein auch dieser Fehler in den Augen der Kenner und Freunde der Wahrheit ist, so kann er doch den Haufen der Leser abschrecken, und ein Werk auf hohen Schulen und Akademien unbekannt machen, das in Absicht auf die Weltweisheit und Beförderung der Wissenschaften überhaupt von so großer Wichtigkeit ist.

G.

II.

Johann Schmidts, weyland Doktors und Professors der Theologie zu Leipzig, kurze Anmerkungen über eines ungenannten neue Gedanken vom Ersten und Andern Adam, auf Veranstaltung und unter der Aufsicht Hrn. D. Tellers zu Helmstädt aus dem Lateinischen übersezt. — Nebst einer Geschichte dieser Uebersetzung, einem Beytrag zu einer genauern Bestimmung der Gränzen der Nachahmung, und Anhang einiger Beylagen. Halle und Helmstädt, verlegt von Carl Hermann Hemmerde. 1766. Das erste 17. und das zweyte 8 Bogen in 8.

Einige Aehnlichkeit, welche die Gedanken des Hrn. D. Tellers in seinem Lehrbuche vom ersten und andern Adam mit den Ausdrücken des

Sam.

Sam. Crells in seinen cogitationibus novis de primo et secundo Adamo, zu haben schienen, haben einige seiner Widersacher veranlaßt, ihn ohne sattsame Prüfung zu beschuldigen, daß er seinen Lehrbegrif aus diesem socinianischen Buche entlehnt habe; und, wie es denn so unter Gelehrten zu gehn pflegt, andere haben es ihnen ohne weitere Untersuchung auf guten Glauben nachgesagt. Ob nun gleich Hr. T. keinem Gegner seines Lehrbuchs zu antworten entschlossen war, so hat er es doch für Pflicht gehalten, den Ungrund solcher harten Beschuldigung dem Publiko darzulegen. In dieser Absicht hat er die Uebersetzung gegenwärtiger akademischen Streitschrift, welche im Anfang dieses Jahrhunderts zu Leipzig gehalten worden, veranstaltet. Die vornehmsten Ideen von Crells oben gedachtem Buche werden darin angeführt und widerlegt; und wer nur irgends die Gabe zu unterscheiden hat, der wird von selbst einsehen, wie weit die Tellerische und Crellische Vorstellung vom ersten und andern Adam in Form und Zwek von einander verschieden sey. Zum Ueberfluß sind noch in einigen angehängten Beylagen nicht allein beyder ihre Begriffe vom ewigen Tode, von den Folgen der Sünde und von dem Baum des Lebens einander gegenüber gestellt; sondern es wird auch der ganze Tellerische Lehrbegrif mit dem Crellischen verglichen: dadurch so gar Leute von schwachen Fähigkeiten in den Stand gesezt werden, es mit Händen zu greifen, daß die Beschuldigung der Uebereinstimmung beyder Verf. weit eher aus allen andern Ursachen, als aus Einsicht und Liebe zur Wahrheit entsprungen sey. — Dieses Ur-

theil

theil fällen wir um desto zuversichtlicher, je unpartheyi-
scher wir bereits bezeuget haben und noch bezeugen,
daß die Vorstellung vom ersten und andern Adam
uns auch bey aller biblischen Richtigkeit keine schikliche
Grundlage zu einem theologischen Lehrgebäude zu seyn
scheine, da sie in ihrer Entwickelung den Hn. D. T.
auf lauter figürliche Begriffe geleitet hat. — In
diesen Beylagen verspricht Hr. T. auch S. 270. die
Lehrpunkte von den heiligen Geist, von dem ewi-
gen Tode und von den Engeln in Zukunft beson-
ders abzuhandeln, und thut dabey eine Versicherung,
welche vielleicht seiner feindseligen Verketzerer lärmen-
des Geschrey mildern, und die Achtung der unpar-
theyischen gegen des V. Charakter vermehren wird.
Wir wollen seine eigene Worte hersetzen: „Was die
„beyden Beweißarten von der Gottheit des heiligen
„Geistes anlangt,„ (die nemlich; aus dem Grunde
der Sicherheit, und die, aus der eignen Herzenser-
klärung von seinen Wirkungen, S. 204. des Lehr-
buchs:) „so hält er sie nur bey ruhiger Ueberlegung
„selbst für aberwitzig und enthusiastisch; hat das Ue-
„bergewicht der Tauformel reiflicher erwogen; be-
„theuret aber auch, daß er vom Anfang an keine an-
„dre Absicht gehabt, als die weise Einfalt des seligen
„Luthers in seinen drey Hauptartickeln nachzuah-
„men, — und unter so deutlichen Merkmalen nur
„dem Forschen des menschlichen Verstandes nach dem
„wesentlichen Verhältnissen zwischen Gott Vater,
„Sohn und Geist, Gränzen zu setzen.„

Von der Schmidtischen Schrift selbst brauchen
wir wenig zu sagen. Einige Schriftstellen von der
Gott-

Gottheit Jesu als Joh. 1. Kol. 1, 15. 16. Hebr. 1, 2. 3. u. f. sind gegen Crells Verdrehungen gut gerettet; einige seiner grundlosen Vorstellungen wohl ins Licht gesezt; und manchmal schön gezeigt werden, wie er selbst in seiner Vorstellungsart hin und her gewankt habe. Aber im Ganzen genommen hat er und konnte er auch wohl nicht zu seiner Zeit den Ungrund dieses Systems in seiner völligen Blöße aufdecken. Sam. Crell hat sein System in dieser Schrift unter Anleitung seiner Einbildungskraft aufgeführt, und es durch manche Züge, die wirklich romanhaft sind, ausgebildet; dieß mußte in der Widerlegung, als erdichtet, herausgehoben werden: er hat manches dunkle; das entweder deutlich gemacht oder in seiner Dunkelheit auch gelassen werden mußte: er ist irrig und unschriftmäßig in seinen Begriffen; das mit genauer exegetischer Wahrheit entblößet seyn will: er ist unbedeutend in manchen Nebenbegriffen, die man übersehn kann: er hat aber auch manches wahre oder halbrichtige, (denn welcher Irrende irret in totum?) das rectificirt werden muß. Allein der feyerlichen Weitläuftigkeit nicht zu gedenken, welche meist allen akademischen Streitschriften, und auch dieser Schmidtischen, eigen ist; so führt sie auch den Charakter der polemisirenden Theologen, welche keine Zeile und kein Wort ihres Gegners unangefochten wollen hingehen lassen, den Leser in ein weites Feld mit sich herumschleppen, durch jede Kleinigkeit zerstreuen und von der Hauptsache entführen, und ihn am Ende in Ungewißheit verlassen, wie und wofür er sich eigentlich entscheiden, oder was er von der ganzen Materie den-

ken solle. Ueberdem sind manche Beweise, darauf es hier vornemlich ankam, erstaunend seicht. S. 22. u. 24. wird auf eine seltsame Art gefordert, daß Adam sich bey dem Worte Tod eben die Idee von der dreyfachen Art desselben habe machen müssen, die man sich jezt nach der Belehrung der Schrift oder des Systems davon macht: grade als ob er diese Belehrung schon gehabt hätte! S. 128. f. wird Crells Einwendung, daß Christus, der Gottmensch, vom Teufel gar nicht versucht und verführet werden konnte, und er also auch nicht eigentlich, sondern nur zum Schein, die Versuchung ausgehalten, der Hauptsache nach ganz unbeantwortet gelassen. S. 137. f. würde es weder Crell noch manche unpartheyische für Beweisgründe gelten lassen, womit der V. die Gültigkeit der Begriffe von Genugthuung und Verdienst in dem Werke der Erlösung erhärten will, u. s. w. Ueberhaupt stehet oft neben einem tüchtigen Beweisgrunde ein anderer, der aus dem System z. E. von der Unendlichkeit einer Beleidigung Gottes, von der Zurechnung der Sünde Adams u. s. w. hergenommen ist, welche doch für den Gegner, der das System verwirft, ganz ungültig sind. Diese zweckwidrige Methode der meisten Polemicker macht alle ihre mühsame Arbeit zur Besserung des irrenden vergeblich. Wenn sie ihn mit einer Hand an die Gränzen der Wahrheit geführt haben, machen sie ihn mit der andern Hand wieder scheu, daß er zurükfährt, oder stoßen ihn auch wohl selbst mit blinder Unbedachtsamkeit zurük.

Für das untersuchende Publikum wird der Beytrag des Hrn. D. Tellers zu einer genauern Bestim-

stimmung der Gränzen der Nachahmung der wichtigste Theil gegenwärtiger Schrift seyn. Mit einem recht edelmüthigen Herzen hat er die Ablehnung der gegen ihn gemachten harten Beschuldigungen in eine angenehme und lehrreiche philosophische Untersuchung verwandelt; in wie fern Gedanken verschiedener Schriftsteller um ihrer Aehnlichkeit willen für Nachahmung zu halten sind oder nicht. Wir wollen uns hierbey ein wenig verweilen, und zugleich, mit Erlaubniß unsrer Leser, der S. 67. f. an uns geschehenen Aufforderung Genüge thun; ob wir gleich gestehen, daß sie uns ganz unerwartet ist, und der Ton derselben uns ganz beschämt macht.

Sehr feine Beobachtungen über den Gang der Seele im Denken, mit schöner Belesenheit und freymüthiger Beurtheilung einiger seiner eignen Gedanken und Ausdrücke erläutert, machen den Inhalt dieses Beytrages aus. Wer selbst forschende Blicke in seine Seele thun, und sie in der Arbeit ihres Denkens ausspähen mag, der wird den Erfahrungssätzen und daraus gezogenen Folgerungen aus eigner Beobachtung und Empfindung Beyfall geben. Es ist sehr wahr, und eine häufige Erfahrung bestätiget es, daß man oft nach S. 39. etwas wirklich erfindet, das man hernach bey einer zufälligen Lectüre von andern bereits gedacht, antrift. Man erstaunt darüber, wird in seinem Gedanken bestärkt, und freuet sich über die erhaltene Bestätigung. Es ist eben so häufig wahr, S. 46. daß man oft einen Gedanken, Ausdruk oder Bild gebraucht, das man ursprünglich andern zu danken hat; man weiß aber nicht, daß es von andern genommen

 sey,

sey, und hälts für sein Eigenthum. Dieß nennt der Verf. zufällige Nachahmung. Solcher zufälligen Nachahmungen muß es sehr viele, und bey den besten Genies geben, weil doch ein großer Theil unsrer Erkenntniß von Instruction herrührt. Wir wollen hier selbst einen kleinen Beytrag aus eigener Erfahrung thun. Bey jeder Lectüre heftet sich unsre Aufmerksamkeit nur auf das, was uns bey eignem Nachdenken bereits interessant gewesen. Der Aufschluß eines Zweifels, das angezündete Licht in einer Dunkelheit, die Aehnlichkeit und weitere Ausführung eines bereits gedachten Gedanken u. s. w. werden begierig aufgenommen, und nach vorhergegangener Prüfung in die Reihe der Gedanken, die man schon über die vorliegende Materie gehabt hat, eingeschichtet, und zu dieser Einschichtung auch wohl durch eine nähere Ausbildung oder Bestimmung tüchtig gemacht. Dies ist, wie uns dünkt, das eigene Gepräge, das man ihm giebt. Nun gestehn wir aber offenherzig, daß wir es fast immer vergessen, von wem wir den Gedanken empfangen haben; und sollte es auch gleich undankbar scheinen, so müssen wir es doch gestehen: es ist uns mehr um den Gedanken, als um den Mann, der ihn gab, zu thun, gegen den zwar ein gewisses Gefühl der Hochachtung, aber nicht immer die bestimmte Erinnerung dessen, warum man ihn schätzt, zurück bleibt. Ja es ist uns gar zuweilen so vorgekommen, als ob eine besondere Treue des Gedächtnisses in dieser Absicht den Mangel der Geschäftigkeit und Wichtigkeit eigenes Nachdenkens verrathe. Wenigstens möchte sich unsre Eigenliebe gern damit entschuldigen. Wenn wir nun einen

auf diese Art erworbenen Gedanken wieder hervorzie-hen, so ist es uns unbewußt, daß er irgend jemand anders als uns zugehöre; und die Art seiner Behandlung; die Stellung, die er bekömt; die Gesellschaft, in welcher er auftritt; und die Gelegenheit, die ihn ans Licht zieht, müssen Kenner hinlänglich belehren, ob er Eigenthum oder geraubtes Gut sey. Doch wir kehren wieder zu unserm Verfasser zurück. Die Erfahrung S. 44. daß zwey in einer Gesellschaft gleiche Gedanken fassen, und gleiche Urtheile fällen; ist so allgemein, daß jeder auch für ihre Wahrheit zeugen wird. Er führt hierauf in der Folge verschiedene Beobachtungen und Beyspiele sehr ähnlicher Gedanken an, van denen es ganz klar ist, daß keiner von dem andern entlehnt seyn könne; sondern wo es die Natur der Sache, die Aehnlichkeit des individuellen Gegenstandes, die Allgemeinheit der Empfindung u. s. w. nothwendig machen, daß die Gedanken und auch wohl gar die Ausdrücke bey zweyen verschiedenen Personen ähnlich lauten. Und hieraus zieht er zulezt verschiedene wohlüberdachte Folgerungen, welche darauf hinauslaufen, zu zeigen, wie schwer es sey, etwas mit Grund und Recht für eine Nachahmung zu erklären. — Wir wagen es hinzuzusetzen, daß dies, in Absicht einzelner Gedanken, Ausdrücke und Wendungen seine völlige Richtigkeit habe. Es giebt aber unter den Gelehrten auch eine Menge Nachahmungsgeister, welche fremde Gedanken sammlen, kommentiren, wässerigt machen oder zersplitern; und doch auch für Denker gelten wollen, ohne es zu seyn. Diesen kann man eher die Nachahmung auf den Kopf Schuld geben.

Der ungleichförmige Ton ihres Denkens, das Wanken zwischen verschiedenen Grundsätzen, die abstechende Bildung ihres Styls, der unvermuthete Stillstand ihrer Gedanken, wenn sie grade an der Pforte des Anschauens oder der Ueberzeugung zu stehn scheinen; giebt höchst wahrscheinlichen Grund zu muthmassen, daß sie selbst in ihrer eignen Seele nicht Schicht gemacht, ihren Gegenstand nicht durchzudenken verstanden, und ihre ausgekramte Waare erborgt, erbettelt, geraubt sey, wenn sie auch noch so viel Kunst anwenden, es zu verstecken.

Nun muß ich des Hrn. W. allzugeneigtes Urtheil über einen in dieser Bibliothek 2. B. 1. St. S. 211. geäusserten Gedanken von einer allgemeinen Geschichte der Kräfte der Seele, noch kürzlich beantworten. Der Wunsch nach einer solchen Geschichte ist vermuthlich nicht neu; ob ich gleich nicht sagen kann, wer ihn zuerst mag gethan haben. Die Fassung des Gedanken selbst vielleicht auch nicht; und historisch gedacht, ist er bey weitem so groß nicht, als wenn man ihn auch in der Art seiner Ausführung denkt. Doch ich habe nur davon Rechenschaft zu geben, wie er bey mir entstanden sey. Einzelne Beobachtungen über den ungleichen Gang, den die Seele im Denken nimmt, oft ohne Nutzen in Arbeit ist, oft unangestrengt auf neue Aussichten geräth, bald für eine Erkenntniß wie erstorben ist, bald ohne scheinbare Veranlassung Leben und Thätigkeit erhält: Bemerkungen, daß bey manchen Menschen gewisse starke Fähigkeiten erkranken und gar absterben; daß bey andern die herrschende Fähigkeit von der Mitwirkung der übrigen, wie verlassen

sey;

ey; daß Genies sich so ungleich denken, sich von der individuellen Regel ihrer Denkungskraft so entfernen können; mit einem Wort, die unzähligen Nuancen, nach welchen die Natur auf eine ganz erstaunenswürdige Art die Seelen der Menschen abändert, und unsere eigene oft in so ungleicher Mischung von Kräften arbeiten läßt: diese und ähnliche Beobachtungen haben mich bald belehrt, daß die allgemeinen Regeln der Psychologie, so wahr sie auch sind, nur aus Blicken auf die Oberfläche der Seele entsprungen sind; bald den Eifer erregt, ihrem Gange genauer nachzuspüren; bald überzeugt, daß das Detail für Einen Forscher unendlich sey, und so zu dem Wunsche gebracht, daß jeder sein eigener Forscher seyn, auf die Ausbildung, den Wachsthum und Verfall jeder Fähigkeit besonders merken, seine Beobachtungen aufzeichnen, und der Nachwelt seinen Beytrag von Materialien und Dokumenten zu einer allgemeinen Geschichte der Seelenkräfte, vielleicht nur zu einem unvollständigen Entwurf derselben, liefern möchte. — Aber kann das ein Fremder auch thun? — Ja, viele sind bey sich selbst nicht zu Hause, und kennen den Gesichtspunkt nicht, daraus sie sich beobachten sollen. Ja, was noch mehr ist, es giebt selbst Genies, welche auf den Weg nicht merken, den ihre Seele nimmt, und sich an dem Resultat begnügen, das sie hervorgebracht hat. Solche können nicht ihrer eignen Seele Geschichtschreiber seyn. Aber wie nun ein Fremder? Ich antworte: Auf eben die Art als man aus äusserlichen Handlungen die Gesinnungen und den Charakter ziemlich zuverlässig errathen kann; so kann auch ein philosophischer Geist,

 der

der sich in Seelenbeobachtungen geübt hat, aus dem Werke eines Gelehrten, noch mehr aus seinem Umgange und Privatunterredungen Züge sammlen, die ihn unter Anleitung ähnlicher Fälle, die er an sich oder andern beobachtet hat, auf die Spur bringen, den Gang der unsichtbaren Seele in ihrem Denken zu errathen. Und solche Geschichtschreiber der Gelehrten habe ich gewünscht: wer es wirklich ist, der ist gewiß der große Mann, dessen Bild den Hrn. V. in Enthusiasmus gesezt zu haben scheint. — Uebrigens ist es Edelmuth von dem Hrn. Verf. daß er dem Recensenten des Lehrbuchs die unpartheyische Wahrheitsliebe und die Achtung gegen des Verf. Genie, welche jedes Recensenten Pflicht sind, vielleicht im Kontrast gegen unbillige Richter höher angerechnet hat, als es erwartet werden dürfte, wenn Billigkeit eine allgemeine Mode theologischer Recensenten wäre.

B.

III.

Johann Wilhelm Wolfgang Breithaupts, D. H. M. C. kurzer Begrif aller Heilswahrheiten zum besondern und öffentlichen Gebrauch junge Personen vom Stande, zu unterrichten. Halle im Magdeburgischen, verlegt von Carl Heinrich Hemmerde, 1766. 8. 19 Bogen.

Einen Catechismus für junge Leute vom Stande zu schreiben, dürfte nun wohl manchem im ersten Gehör etwas seltsam vorkommen, aber

doch

doch ist es kein unrechter Einfall, und würde sich derjenige ohne Zweifel das ausgebreiteste Verdienst machen, der ihn mit glüklichem Erfolg durchsezte. Aber das, das ist eben die grosse Schwierigkeit! denn wie wird nun ein solcher leichtfaßlicher und verfeinerter philosophisch-christlicher Unterricht aussehen müssen, und wer wird der Mann seyn, der ihn ertheilen kann? Wie er aussehen müßte? Das liesse sich nun wohl leicht ausrechnen, und wollen wir wenigstens die Idee, die wir uns davon im Ganzen gemacht, bey dieser Gelegenheit niederschreiben. Vor allen Dingen also dünkt uns, müßte nichts darein aufgenommen werden, was nicht bey geseztem ruhigen Nachdenken und nach wiederholter Prüfung sich als ein nothwendiges Erkenntnißstük des Menschen und des Christen behauptet und als ein solches bey jedem Wahrheitsliebenden und aufrichtigem Forscher auch leicht Eingang und Beyfall finden wird. Das Problematische, das, was die Schrift selbst unentschieden gelassen, was nicht für unsre gegenwärtige Einsichten gehört, müßte durchaus, entweder ganz übergangen, oder doch nur blos historisch vorgetragen werden. Dann würde man von der natürlichen Religion anheben, Schritt vor Schritt sich den mehr eigenthümlichen Besitzen der schriftlichgeoffenbarten nähern, bey diesem allmählig steigenden Unterricht keinen Saz vor der Zeit dem Schüler aufdringen, jederzeit die Anlage zu einer höhern Einsicht so machen, daß er sie selbst beynahe erwarten und wünschen müßte, und so ihn durch alle Aussichten hindurchführen, daß am Ende das freye Geständniß der Wahrheit und Vortreflichkeit einer solchen Religion von selbst folgte, und

man alsdenn mehr die Person des Freundes annähme, der über das weise und herzhafte Glaubensbekenntniß des jungen Herrn sich mit ihm in einem gesellschaftlichen Tone unterredete. Da versteht sichs denn aber auch drittens, daß der Lehrer die genaueste Sorgfalt in der Wahl der Schriftbeweise anwenden, eine gesunde Erklärungsart durchgängig beobachten, und ums Himmelswillen nicht so viele kleine witzige Spöttereyen in der Religion, auch nicht einmal alle gutgemeinte Zweifel gegen dieselbe wörtlich anführen, und nun jene ernsthaft widerlegen und diese nach der Reihe auflösen müßte. — Nein! wohl aber sie alle ingeheim mit in Anschlag bringen und dann seinem Unterricht so viel Licht und Stärke ertheilen, daß, wann nun einmal der Junker bey reifern Jahren auf einen Witzling in Gesellschaften stößt, er vermöge seines Catechismus schon so viel eigne Kraft habe, sich zu erhalten, und wann er bey einer Lectüre auf einen Zweifel geräth, er nicht über das Stillschweigen seines Lehrers stützig werde; sondern noch spät die Weisheit und Gewissenhaftigkeit ehre, mit der er ihn in voraus dagegen gewafnet. Und so müßte endlich nicht nur der polemische, sondern auch eigentlich didactische Ton ganz wegfallen, ein männlicher Ausdruk durchaus von dem Ernst des Lehrers zeugen, und die Sprache selbst standesmäßig seyn. Nun stelle man sich, würde ein Anderer sagen, den Leichtsinn vor, mit dem ein Candidatus Ministerii sich an einen so wichtigen und schweren Beruf wagt! Doch das wollen wir nicht sagen, um nicht das Ansehen zu gewinnen, als ob wir den ganzen Stand der Herren beleidigen wollten, aus dem sich

alle-

allezeit Männer, die in der künftigen Zeit zur Ehre der Religion auftreten, hervorgehen müssen. Das werden wir aber doch ohne Beleidigung behaupten können, daß ein Candidatus Ministerii, er sey so hoch und tiefgelehrt, als er wolle, der Mann nie seyn kann, der einem so großen Geschäfte gewachsen ist. Er habe nun auch die weitläuftigste Belesenheit, die besten Verdauungskräfte, die durch philosophisches Nachdenken geläuterteste Vernunft, die hellsten Einsichten; er wisse sich noch so richtig und anständig auszudrucken; so wird ihm doch allezeit das Ansehen fehlen, welches nur Stand und Jahre und schon allgemein erkannte Verdienste verschaffen können. Es würde auch dazu nicht einmal das blosse Ansehen zureichend seyn! Hier würde nun auch ein Mann seyn müssen, der mit der großen Welt bekannt wäre, in lebendigen Beyspielen tumme und kluge Spötter, leichtsinnige und ernsthafte Zweifler hätte auftreten sehen, die unter ihnen gangbarste Müntze genau kennte und oft Zeit und Gelegenheit gehabt hätte, Diesem oder Jenem auf seinen gekrümmten Gängen zum völligen Unglauben unvermerkt nachzuschleichen; Kurz, wir wissen etwa drey oder vier Gottesgelehrte unter den Deutschen, in unsern Tagen, denen ein dergleichen raisonnirender Catechismus für Standespersonen gelingen würde. Wir wollen aber auch tausend gegen Eins verwetten, daß, wenn ein solches Haupt am theologischen Körper sich erhübe, die Hände und Füsse sich gegen dasselbe empören und indem Jene an der Erdroßlung arbeiteten, diese fleißig dazu stampfen würden.

Nun

Nun genug, Hr. Br. ist izt der Mann noch nicht, der einen kurzen Begrif der Religionswahrheiten für junge Personen von Stande, und das, nach einem unbegreiflichen Eigendünkel, zum besondern und öffentlichen Gebrauch hätte schreiben, oder auch nur im Ernst sich das sollen einfallen lassen. Bey allen den hin und wieder herausfahrenden Funcken gewisser natürlicher Fähigkeiten, welche hoffen lassen, daß er mit der Zeit einer Gemeine nicht unnüzlich seyn werde, wann er die Sachen länger und reifer überlegt, die Wahrheit der Schrift nicht aus abgerissenen Stellen, sondern aus ihren zusammenhängenden Vortrag zu beurtheilen sich gewöhnt, und Sprachen nebst andern Wissenschaften mehr in Verbindung mit derselben studirt; Bey dem allen ist sein Unterricht, wie er izt ist, nicht einmal so gestaltet, wie er billig auch den gemeinsten Christen ertheilt werden sollte. — Das könnte man doch am ersten erwarten, daß der, der einen Catechismum schreiben will, sich ordentlich, deutlich und bestimmt ausdrücke: Aber wie nun, wenn gleich die zweyte Periode im Vorbericht ist: „Ich glaube „zwar nicht etwas sonderliches — — geliefert zu haben, wohl aber etwas nüzliches. Wenigstens wird „kein Vernünftiger an der Wahrheit dieses Buches „zweifeln:„ Er wollte nemlich sagen, es werde kein Vernünftiger an den in diesem Buch enthaltenen Wahrheiten zweifeln, welcher stolze Schriftsteller-Gedanke denn, wie es sich gebührte, zur Straffe in der Ausgeburth verunglükte. Gleich darauf heißt es: „man wird mir Recht geben, wenn ich sage, daß die„ser Aufsaz anfangs nur aus sechs Bogen bestanden.„

Aber

Aber welcher Leser will denn das wissen, der nun nicht auch weis, wie grob oder klar der Verf. schreibt, und was er von Zeit zu Zeit in seinem Manuscript dazu gesezt? S. 46. in der Anm. wird gesagt: „Ob die „Schrift Gott gleich Hände, Finger, u. s. w. beyleget, „so hat sich hierinn der heil. Geist nach den menschlichen „lichen Begriffen ausgedrücket.„ Dies ist ja eine offenbahre Verwirrung im Ausdruk! Nach unserer endlichen Vorstellungskraft hat er sich gerichtet; dazu herabgelassen — daß sich der grosse Hauffe Gott als körperlich vorstellt, das ist der grobe menschliche Begrif; daß aber auch der feineste Verstand, sich seine Grösse fühlbar zu machen, ihn unter körperlichen Bildern vorstellen muß, das ist Schwäche unsrer Denkungskraft. S. 364. ist die Anm. „die Lehrer „überhaupt stellen dasjenige vor, was wir das Predigtamt nennen,„ wo es richtiger heissen sollte, was wir den Lehestand, Predigerstand nennen; die Lehrer stellen das Amt nicht vor, sondern führen es —. doch diese und dergleichen unzählige Zweydeutigkeiten und Unschiklichkeiten (worunter auch der einigemal vorkommende Ausdruk des schönen Geschlechts gehört) mehr, sind immer noch das Geringste von dem, was uns misfallen hat, und werden die Leser unserm Tadel ganz gewiß beystimmen, wenn wir sie mit der Denkungsart und dem Vortrage des Verf. etwas bekannter machen. „Ich glaube, sagt er unter andern „in dem Vorbericht, nicht nur alles — gelehrt zu haben; was dem Grund unseres Glaubens unmittelbar „betrift, sondern auch dasjenige, was die Neugier unseres Geistes immer mehr erregen kann. Ich habe

„dieses um soviel nöthiger gehalten, weil man der „Wisbegierde der Jugend auf alle Art und Weise „Nahrung geben müße.„ Das wollten wir uns doch im Ernst ausbitten, daß Hr. Br. und alle, die mit ihm in gleichem Beruf stehen, das nicht für nöthig halten, sondern im Gefolg der Schrift der Wisbegierde ihrer anvertrauten Jugend in den Dingen der Religion gehörige Schranken setzen, und sie nur auf das Wahre, Gründliche, in jedem Stand des Lebens Nüzliche, einlenken. Wer nun mit einer solchen Maxime für junge Standespersonen einen Unterricht schreibt, der wird freylich mit dem Verf. S. 77. f. f. Anm. 3. einen weitläuftigen Beweis des Daseyns der Mondbewohner führen, und sich über alle ärgern, die daran zweifeln wollen. Wer aber seine Pflicht besser versteht, der wird entweder gar nichts davon sagen, oder wenn nun ja der junge Herr die neugierige Frage thun sollte, ihm kurz antworten: Lieber Junker! das kann ich, das kann kein Mensch ihnen mit Gewisheit sagen, das kann uns auch, nach unserm gegenwärtigen Zustand einerley seyn. Unsre Bestimmung ist, darauf zu denken, was wir auf Erden seyn sollen, um Gott zu gefallen! Lassen sie uns dafür sorgen, daß wir es werden, und wann bey einem nächtlichen heitern Himmel dieser Körper in seiner Pracht erscheint, so erhalten sie fein in sich die Davidische Rührung: wann ich den Himmel, deiner Hände Werk betrachte, so denke ich, u. s. w. — Aus eben dieser Betrachtung, sind, nach dem Bericht des Verf. im sechsten Capitel die weitläuftigen Anm. von Engeln entstanden. Wir waren doch neugierig zu sehen, was das seyn würde, und

kan-

fanden denn S. 141-148. einen sehr ausgedehnten Vortrag von den Körpern der Engel, ihren Eigenschaften und den Beweisgründen des Besitzes derselben, wo, unter andern, zur Erläuterung, daß die englischen Körper wie der Leib Christi menschliche Handlungen vornehmen, gesagt wird: „Was diese lezte Ei„genschaft anbetrift, so verstehe ich dadurch bloß ein „Vermögen solche Handlungen hervorzubringen, „nicht aber, daß diese Handlungen einen solchen Ein„fluß in ihren Körper haben, wie in den Unsrigen, „weil sie diese Handlungen nur auf den Erdboden ver„richten. — Was ist dies nun für ein kauderwelsches „Gewäsche, und welcher Unsinn, wann er nun fortfährt: „die Speisen haben sie daher nicht verdauet, sondern „wieder von sich gegeben, weil Gott sanst ein Wun„der hätte thun müssen, sie zu zernichten, und die En„gel dem Bitten Abrahams und Loths kein Gehör „würden gegeben haben.„ Das ist wahrhaftig auch zum übergeben, könnte die Junkers mit der Zeit weit eher zu Spöttern machen, gehöret unter die allzustarken Speisen, die kein gesunder Verstand jemals verdauen kann, und ist nicht die starke Speise, die er ihnen nach der Vorrede vorsetzen wollte. Denn wenn man ja mit dem Apostel diese Redart, die er in einem ganz besondern Verstand braucht, auf unsre Lehrart anwenden will, so wird man nicht eigne Geburten seines Verstandes darunter verstehen müssen, sondern Wahrheiten, die den von Vorurtheilen verblendeten Menschen gar zu schwer eingehen, Beweise, die aus dem innersten der menschlichen Seele hergenommen, und daher nicht für alle gleich faßlich sind u. s. w. Es

ge-

gehörte also auch eben so wenig unter die starken Speisen, durch die der Wisbegierde sollte Nahrung gegeben werden, wenn S. 80. f. f. in der 6. Anm. der Streit von dem Ursprung der menschlichen Seele in jedem Individuo durch ein angenommenes Vorherbestehn der Seelen, und einen darauf gesezten unphilosophischen — „diese Meynung muß Statt finden, „weil die übrigen ganz und gar der Natur eines Gei„stes und der Schrift zuwider sind,„ entschieden wird. Sind denn nun dadurch alle Schwierigkeiten gehoben? Treten nicht eben soviel neue von einer andern Seite ein? Weis denn der Verf. nicht wie die Gnostiker und Manichäer durch diesen Lehrsaz und mit Beyhülfe ihrer syllogistischen Kraft auf eine Einsperrung der Seele in dem Körper verfielen? Wenn werden doch einmal die Menschen anfangen wollen zu glauben, daß es selbst zum vernünftigen Vortrag der Religion gehöre, nicht alles beantworten wollen, was man fragen kann? Die Frage ist freylich gar zu natürlich: wo kommt das in mir her, das denkt, schließt u. s. w.? Es ist gar zu schmeichelhaft, wenn man viel darüber raisonniren kann: allein es ist auch gar zu gewis, daß wir mit allen unsern Dispütiren nichts ausmachen werden. Genug, die Seele ist da! das weis ich und bin es mir bewußt. Verlangt jemand von mir ihren Ursprung zu wissen, so werde ich ihm die verschiedenen Meynungen mit ihren Gründen und Gegengründen unpartheyisch vortragen, und übrigens durch meine Furchtsamkeit im Entscheiden ihm eine ähnliche Zurükhaltung seines Urtheils empfehlen.

Zu

Zu den starken Speisen rechnet übrigens der V. die förmlichen Schlüsse, die er zur Erweisung gewisser Lehrsätze in den Anmerkungen fabricirt: „Die Schlüs„se, heißt es, welche in den Anmerkungen vorkommen, „müssen Anfangs ganz wegbleiben, und sind nur für „bereits erwachsene Jünglinge.„ Wir wollen doch hören, ob sie nicht etwa ganz hätten wegbleiben sollen, und was nun etwa der erwachsene Jüngling durch sie gewinnen möchte! S. 118. schließt der Verf. die Zurechnung der Sünde Adams aus Röm. V, 12. 18. 19. folgendergestalt heraus: 1) „Welche Sünde gemacht „hat, daß alle Menschen gesündiget haben, und Sün„der worden sind, die muß ihnen auch zugerechnet „werden: N. A.; 2) Welche Sünde alle Menschen „dem Tod unterworfen hat, die muß ihnen auch zu„gerechnet werden: N. A.; 3) Welche Sünde die „Menschen auf eben die Art ungerecht machet, wie „die Gläubigen durch Christum gerecht werden, die „muß ihnen auch zugerechnet werden: N. A.„ S. 121. rüstet sich der V. zum Beweise der Allgemeinheit des natürlichen Verderbens mit folgenden Schlüssen: „1) Wenn das Dichten des menschlichen Her„zens von Jugend auf böse ist, so muß auch jeder „Mensch mit der Erbsünde gebohren werden: N. A. „2) Wenn vom Unreinen kein Reiner kommen kann, „so muß auch ein jeder Mensch mit der Erbsünde ge„bohren werden: N. A. 3) Wenn der Mensch in „Ungerechtigkeit gebildet, und in Sünden von seiner „Mutter empfangen wird, so muß auch jeder Mensch „mit der Erbsünde gebohren werden: N A. 4) Wenn „derjenige Sünde hat, der vom Fleische gebohren

„wird, so muß auch jeder Mensch mit der Erbsünde „gebohren werden: N. A. 5) Wenn kein Mensch „seelig werden kann, ohne aus dem Wasser und Geist „gebohren zu werden, so muß jeder Mensch mit der „Erbsünde gebohren werden: N A.„ So wird auch S. 132. f. Schluß auf Schluß gesezt, um zu beweisen, daß Hebr. VI, 4. f. f. ingleichen X, 26. von der Sünde wider den heil. Geist die Rede sey, und doch noch am Ende hinzugesezt: „Man kann in diesen „Schlüssen noch weiter gehen, allein weil ich solche „Sätze zum Grund gelegt habe, die niemand einer „Unwahrheit beschuldigen wird, der die Natur unsers „Glaubens kennet, so bin ich dabey stehen geblieben— „und überlasse ich die weitere Ausführung den Lehrern, „welche sich etwa dieses Buchs bedienen werden.„ Wir wollen uns nun dabey nicht aufhalten, was jedem ordentlich denkenden sogleich in die Augen fallen muß; nicht sagen, daß in der ersten Reihe n. 1. 2. offenbahre Trugschlüsse sind, und allenfalls aus dem, durch Einen Sünder werden, in Adam sterben, nichts weiter gefolgert werden kann, als daß dieses Verderben auf alle gekommen ist, und da also immer noch das Wie unausgemacht bleibt, und daß in der zweyten Reihe n. 3. der Vordersaz seyn müßte: wann jeder Mensch wie David u. s. w. wann aus dem was David eigentlich von sich sagt, eine auf alle anpassende Folge gezogen werden soll; n. 4. es heißen müßte: wann alle, die durch sündliche Eltern gezeuget werden, eben dadurch sündliche Menschen werden u. s. w. und endlich n. 5. die Folge nicht seyn kann, so muß jeder Mensch mit der Sünde gebohren werden und lä-

big.

diglich daraus nichts weiter folgt, als daß wir alle in einem sündhaften und einer Verbesserung bedürftigen Zustande leben — dabey wollen wir uns also nicht länger aufhalten, und dem Verf. nur zu überlegen geben, wie übel seine Schulformalitäten in jedem Vortrage der Religion und am allermeisten in einem solchen simpeln und einnehmenden Unterrichte in derselben angebracht sind! das sollte er doch wissen, daß man die Definirkunst, die Syllogistik auf Akademien nicht deswegen lernt, um Andern streng vorzudefiniren, sie durch Schlüsse zu bekehren; sondern die lezte: um für sich, so lange man noch nicht im Denken geübt ist, zu prüfen, in wie weit ein Saz in die Reyhe andrer passe; und die erste: um sich selbst ein weites Ganze auf Einmal vorstellig zu machen. In einem freyem, ungekünstelten und eindringenden Religionsgespräch, dergleichen ein Catechismus ist, sind das offenbahre Kindereyen, die man ablegen muß, nachdem man ein Mann im Denken geworden ist! Laßt uns lieber die ganze Bibel in solche Schlußfolgen bringen! Das wäre doch wohl recht hochgelahrt! Eine Bibel für Herren vom Stande!

Nun genug hievon! Wir bedauern nun auch, daß der Verf. gar nicht die große Kunst versteht, eine wichtige Wahrheit von weiten anzulegen, gar nichts von der Zurükhaltung weis, welche gebietet, nicht vorläufig eine Wahrheit zum Beweis einer andern zu brauchen, wenn dieselbe nicht schon dem Lehrling aufgeklärt worden, weil er sonst den Beweis unmöglich verstehen kann; und endlich an unzähligen Orten ganz und gar unrichtig definirt, falsche und wahre Beweise durch-

einander wirft, u. s. w. Und dergleichen Fehler trift man fast Blatt für Blatt an. Wir wollen sogleich die Probe machen, S. 1. des Unterrichts oder 42. die Vorrede mitgerechnet, ist die Ueberschrift, das erste Capitel — von GOtt, und Fr. 1. Was ist GOtt? Aber nein! So gerade zu läuft man nicht in dieses Heiligthum hinein! So unweise wollte Paulus die Christen nicht geführt wissen, wenn er von der unbegreiflichen Natur GOttes redet, die man wahrnimmt an der Schöpfung der Welt! Das ist nicht der langsame und bedächtige Gang der menschlichen Seele zum hohen Erkenntniß GOttes, und vermuthlich hat der V. geglaubt, weil GOtt der höchste Gegenstand unsers Wissens seyn soll, daß man nun auch sogleich fragen müsse: Was ist Er? Auf eben der Seite ist die Antwort auf die Frage: Wie erlangt der Mensch ein Erkenntniß GOttes? — Zweytens durch die Offenbarung, und gleichwohl ist noch keine Sylbe von der Offenbarung gesagt worden. S. 43. Fr. 5. heißt es; Ist die natürliche Erkenntniß nicht schon hinlänglich — Nein, weil sie uns nicht das Mittel zeigt, GOtt völlig zu versöhnen: Und doch ist noch mit keinem Wort des Verderbens der Menschen, der Nothwendigkeit der Versöhnung u. s. w. gedacht worden. S. 58. Anm. wird gesagt: „weil noch izt einige Gottesgelehrte das „Buch Hiob bald für eine Erdichtung, bald für ein „Trauerspiel oder poetisches Stük halten, so will ich nur einige Gründe für das Gegentheil anführen.„ Nun wohlan! Wie lauten sie? 1) weil sowohl die Geschichte selbst als die verknüpften Umstände nicht un-

unmöglich sind! 2) weil Hiob in der Schrift unter den Personen aufgeführt wird, die würklich gelebt haben 3) weil der Apostel Jacobus ihn andern zum Beyspiel vorstellt u. s. w. Hat er nun diejenigen widerlegt, welche sagen, Hiob hat gelebt, er ist ein geplagter Mann gewesen, und endlich wieder in blühende Umstände gekommen, und dis hat Gelegenheit gegeben, seine Geschichte zum Grunde zu legen, um durch eine allegorische Erweiterung eine wichtige Moral, auf eine für das Herz interessante Weise vorzutragen? S. 61. Fr. 6. soll die Eingebung der Worte bewiesen werden, und da heißt es, sie sind eingegeben, „weil man sonst für die Worte in der Schrift andre „setzen könnte, die eine gleiche Bedeutung haben, wel„ches aber Gott ausdrüklich verbietet,„ Offenbarung Joh. XXII, 18. 19. Aber er verbietet auch sein Wort nicht zu mißbrauchen! Und leugnet man denn deswegen, daß die Apostel sich richtig ausgedrukt? Wagt man es denn sogleich einem jeden andern Schriftsteller seine Worte unterzuschieben? S. 66. ist die Frage; wie viel Arten von Gesetzen hat Gott den Menschen gegeben? und die Antwort, drey, nemlich ein Kirchengesez, bürgerliches u. s. w. Nicht doch! den Juden hat er ein Kirchengesez, ein bürgerliches und einen kurzen Auszug aus dem Moralgesez gegeben. S. 82. muthmasset der Verf. daß die Engel am sechsten Tag erschaffen worden, „weil die Engel den Endzwek „ihres Daseyns, nemlich die Herrlichkeit Gottes zu „bewundern, am sechsten Tag besser erfüllen konnten, „indem damals die Werke Gottes in ihrer völligen „Schönheit erschienen.„ Also, wenn sie am ersten

Tag erschaffen worden, so hätten sie am sechsten Tag die ganze Pracht der Schöpfung nicht bewundern können? Wie unweise und überhaupt wie unnütze sind dergleichen Muthmaßungen in Dingen, die wir nie ausmachen werden, und die auch für uns gar keinen praktischen Nutzen haben würden, wenn wir sie auch errathen könnten! S. 90. ist Fr. 13. Was ist die Erhaltung? Fr. 14. woher beweiset man dieselbe? Fr. 15. Sorget Gott nicht vorzüglich für den Gläubigen? Wo nun diese Frage gleich herkomt, möchte wohl schwerlich zu begreifen seyn. S. 95. heißt es, die Schrift verwirft die natürliche Religion Ephes. II, 3.-7. Mit Erlaubnis, die Schrift ehret die natürliche Religion Röm. I, 19. 20. und so redet auch Paulus in der angeführten Stelle, von dem praktischen Unglauben unter den Heyden. S. 100. ist Fr. 16. Welche Religion ist der Mensch anzunehmen verpflichtet? Antwort: die wahre. Da ein andrer würde gesagt haben: Diejenige, welche er nach seiner besten Ueberzeugung für die wahre hält. S. 103. will er, diejenigen widerlegen, die die Mosaische Geschichte vom Fall im allegorischen Verstande nehmen, und da wollten wir denn darauf wetten, daß, wenn sein Lehrling einmal unversehens über den Middleton gerathen sollte, er nach einem so seichten Unterricht sogleich übergehen würde. Man höre nur: „1) weil keine Um„stände in dieser Geschichte vorkommen, die unmög„lich sind,„ gleich als ob nicht lediglich von der Wirklichkeit die Rede wäre. 2) „Weil keine Ursache vor„handen gewesen, warum uns Gott den Ursprung des „Uebels in einer solchen Dunkelheit lassen wollen. —

„Die

„Die Offenbarung würde unvollständig seyn, wenn sie „uns eine so wichtige Lehre verschwiege„! Aber nein! wird Middleton sagen, die Lehre hat sie uns nicht verschwiegen, sie hat sie uns nur dem orientalischen Styl gemäß in hieroglyphischen Ausdrücken vorgetragen. Was hat er nun widerlegt? Traurig ist es, daß Leute, die offenbar nur aus einem Wort, das der Professor in seinen Vorlesungen fallen läßt, gewisse Meynungen kennen, doch nun auch gelehrt darüber raisonniren wollen. S. 109. will er die Mosaische Erzählung vom Fall auf eine vernünftige und wahrscheinliche Weise ergänzen, wofür wir gewünscht hätten, daß er sie auf eine vernünftige und wahrscheinliche Weise erklärt hätte. S. 115. wird auf die Frage: „war es möglich, daß der Mensch auf einmal so „verderbt werden konnte?„ Ja! geantwortet; und nun folgen drey Beweise, wie sie der V. zu geben pflegt, und am Ende wird gleichwohl in der Anmerkung wieder gesagt: „Zwar gebe ich gern zu, daß die Zerrüt„tung unserer Natur erst nach und nach zu einem so „hohen Grad gestiegen.„ S. 129. werden die Himmelschreyenden Sünden definirt als solche „wobey alle „Empfindungen der menschlichen Natur unterdrükt „werden, und die mehrentheils noch in diesem Leben „von Gott bestraft werden.„ Wer die Natur der Personirung versteht, würde gesagt haben: „Jede „gewaltsame Unterdrückung des Nächsten, gegen wel„che er keinen richterlichen Beystand auf Erden „findet.„ S. 154. Fr. 17. wodurch sind die Teufel gefallen? ist die Antwort: durch eine Uebertretung des Gesetzes, 2 Petr. 2, 4. In der Anmerk. der Schluß:

 „Wenn

„Wenn die Engel durch eine Sünde gefallen sind, „jede Sünde aber eine Uebertrettung des göttlichen „Gesetzes ist, so müssen sie durch eine Uebertrettung „des göttlichen Gesetzes gefallen seyn. Hiermit ist auf „einmal aller Streit entschieden, den man von je her „über die Frage: Was die erste Sünde der Teufel „gewesen? geführet hat.„ Nun, wo ist denn aber die Entscheidung? Da bleibt ja noch eben dieselbe Frage, gegen welches sittliche Verhalten sie verstossen? S. 228. N. 17. wird gefragt: „Warum „bekehrt der heil. Geist die Menschen nicht wirklich? „und geantwortet:„ Weil Gott beschlossen hat, einige Menschen selig zu machen, einige aber zu verdammen — und nun folgt die Anmerk. „Man muß sich „wohl hüten, unter der Verwerfung, eine Bestimmung „zur Verdammniß zu verstehen, wie die Reformirten „thun.„ Nun so wollen wir uns denn wohl hüten, daß wir der Antwort nicht trauen, und übrigens dem Verf. zutrauen, daß er es nicht so böse meynt. Das müssen wir auch von S. 249. Fr. 21. nebst der Anm. sagen. In der Frage heißt es: Geniessen wir Christi Leib und Blut geistlicher Weise im Abendmahl? Die Antwort ist Nein, und die erste Anm. daß man durch die geistliche Geniessung den Glauben verstehe. Wenn die jungen Herren durch das öftere, ich schliesse, des Verf. ein bisgen schlußsüchtig geworden sind, so werden sie nun wohl schliessen: Wenn es keine geistliche Geniessung im Abendmahl giebt, so ist auch kein Glaube bey demselben nöthig, N. A. Wenn kein Glaube beym Abendmahl nöthig ist, so ist auch keine Vorbereitung nöthig, N. A. Es ist eben Zeit,

daß

daß wir aufhören, und dem Verf. rathen, künftig, wie seine eignen Worte in der Vorrede sind, für die Wahrheit solcher Lehren (und wie wir noch hinzusetzen, für das Vernunftmäßige eines solchen Unterrichtes) seine Ehre nicht so voreilig zum Pfande zu setzen. Ein solches Pfand läßt sich schwerlich wieder einlösen.

A.

IV.

Ovids Verwandlungen, ins Deutsche übersezt, und mit Anmerkungen herausgegeben, von Joh. Samuel Saft, Prediger zu Mariendorf und Marienfelde, und Mitgliede der deutschen Gesellschaft in Halle, sind von A. Mylius verlegt. Berlin, 1766. in gr. 8. auf 2 Alph. 3 Bogen.

„Dem deutschen Künstler den Ovid dergestalt in die Hände zu geben, daß er seinen Geschmak darnach bilden, oder verbessern und beurtheilen könne, ist der Hauptzwek bey gegenwärtiger Uebersetzung gewesen;„ Dieses ist die Versicherung, welche uns der Herr Uebersetzer in seiner Vorrede selbst giebt, indem er nemlich die Erlernung und Kenntniß der Götterlehre und mythologischen Erzählungen, die dem Künstler so nothwendig ist, und die Wahrheit und Richtigkeit, den Anstand, das Costume ꝛc. in mythologischen Vorstellungen von des Künstlers Hand, im Sinne hat; denn nur in so fern, deucht uns, kann des Künstlers Geschmak im eigentlichen Verstande aus dem Ovid Vortheile ziehen. Allein

dieser Vortheil ist ungemein gros und wichtig, und der Herr Uebersetzer hat unsern deutschen Künstlern einen Wunsch erfüllt, den wir selbst oft von einigen unter ihnen gehört und den wir auch selbst für sie gethan haben. Ovids Verwandlungen können als eine Art von mythologischen Handbuch angesehen werden, das durch die vom Hrn. U. beygefügten mythologischen Erklärungen ungemein vollständiger geworden ist. Wir hätten daher auch gewünscht, daß der Hr. Uebers. diese Absicht ganz allein gehabt, oder nie aus den Augen gelassen, und folglich nichts eingemischt hätte, als was blos dem Künstler dienlich seyn könnte. Auf diese Weise würden einige Ableitungen von Nahmen die nicht die glüklichsten sind, und besonders so viele Erklärungen und Auslegungen weggefallen seyn, in welchen der Hr. Uebers. mehr andern mythologischen Schriftstellern als seinen eignen Urtheilen gefolget ist: Denn in der Vorrede schicket er einige Grundsätze über die Entstehungsart der mythischen Erzählungen und einige Regeln zur Erklärung ihres Sinns voraus, welche viel Einsicht und eine eigne Beobachtung und Erwägung anzeigen. Zur Zeit haben wir in der Mythologie noch wenig Gesundes; entweder mit schwerer Gelehrsamkeit beladne Compilatoren, oder Ausschreiber, oder Wizlinge haben sich damit abgegeben: ein philosophischer Kopf, welcher zugleich die Natur der Poesie überdacht, und die ältere Geschichte mit einigen kritischen Kenntnissen inne hat, fehlt diesem Theil der menschlichen Kenntnisse, der unter dem menschlichen Geschlechte einmal die Stelle der Weltweisheit, Gottesgelahrheit und der ganzen Gelehrsamkeit überhaupt

ver-

vertrat, noch fast ganz. Doch für den Künstler ist eine richtige und ausführliche Erzählung hinlänglich; und diese hat ihm gegenwärtige Uebersetzung von Ovids Verwandlungen ziemlich vollständig geliefert. Wir wünschten nur noch, daß dem Künstler einmal ein Buch, wie Hedrichs mythologisches Lexicon in die Hände geliefert würde, doch mit einer Art der Umarbeitung, daß alles, was kritisch, grammatisch und philologisch darinnen ist, und just die schlechte Seite des Buchs ausmacht, weggelassen; dagegen aber alles, was die Erzählung und Vorstellung selbst angienge, so vollständig als möglich gemacht würde. Fügte ein Herausgeber noch die Stellen der Dichter und Schriftsteller, welche beschreiben und die Stellen in den Sammlungen alter Denkmäler, Münzen, Bildsäulen rc. bey, wo diese Vorstellungen vorkommen, so würde es ein Hauptbuch und nebst dem deutschen Ovid eine Bibliothek für unsre deutsche Künstler seyn; wenn wir aber wollen, daß der gute Geschmak unter unsern Landsleuten allgemeiner werden soll, müssen wir allerdings für diese Art Kenntnisse unter unsern Künstlern ein wenig mehr Sorge tragen. Unsere Leser erwarten indessen vielleicht auch eine Anzeige von der Uebersetzung, als Uebersetzung betrachtet, und in so fern können wir nicht in gleichem Tone des Beyfalls fortfahren. Alles das abgerechnet, was eine prosaische Uebersetzung eines Gedichtes zur Entschuldigung angeben kann, die Leichtigkeit Ovids, die vielleicht von keinem andern Dichter nach ihm erreicht worden ist, sein sich oft in der blosen Wendung und Wortfügung äussernder Wiz, die Monotonie des Werks bey der un-

unendlichen Mannigfaltigkeit, alles das abgerechnet, müssen wir gestehen, wir können doch noch nicht über den Werth der Uebersetzung mit uns selbst eins werden. Wir verkennen die vielen glüklichen Wendungen mit denen der Hr. Uebers. verschiedne der lateinischen Dichtersprache eigne Bilder ausgedrucket hat, oder dem eignen witzigen Schwung und Flug des Originals oft ausgewichen ist, nicht; er hat auch seinen Dichter verstanden; aber warum hat er überhaupt so wörtlich, so ängstlich, übersetzet? Wir wollen keine Beleidigung sagen, aber gar zu oft hat man mehr exponirt, als übersetzet, der Charakter der deutschen Sprache ist selbst da der lateinischen Sprache und dem poetischen Ausdrucke aufgeopfert, wo ein eben so guter eigentlicher deutscher, und auch poetischer Austruk vorhanden war; und wie oft muß sich also nicht der gute Geschmak hiebey beleidiget finden? Da die Hauptabsicht auf den Künstler gerichtet war, so war ein so ängstliches Bestreben, das ganz der Natur einer guten Uebersetzung widerstrebet, eine unzeitige Beeiferung. Wir wollen unsre Meynung an einigen Beyspielen darlegen. Die Gewohnheit bringt es mit sich, daß man bey dem ersten Blatt anfängt.

„Ich habe mir vorgesezt, die in so viele neue Gestalten verwandelten Körper zu besingen.„ Wir sehen wohl, daß die gemeine Art der Erklärung hier angenommen ist, da man eine Hypallage voraussezt, ein Unding von einer Figur, das nur im Gehirn der Grammaticker hat entstehen können. 'Formae sind nach der Dichtersprache eben das was corpora, nur mit einem neuen Begriffe verstärkt, und beyde bezeich-

zeichnen eine allgemeine Notion, die wir wohl mit Körper ausdrücken können, da Geschöpf hier unschiklich seyn würde. In Prosa würde der Dichter gesagt haben: formas mutatas in novas formas und ein Deutscher würde sich ausdrücken: — „Die „Verwandlung der Körper in andre zu besingen.„ Doch wir wollen zu deutlichern Beyspielen fortgehen. „Phöbe füllte noch nicht, indem sie wuchs, die Lü„cken ihrer neuen Hörner.„ Die Lücken des Monds stehen selbst im Lateinischen nicht. — „Noch schwebte „im hohlen Raume der Lüfte kein Erdball, den eigne „Gewichte abwogen: „ ponderibus librata suis, der sich selbst im Gleichgewichte hielt. — „Allein „ein Gott und bessere Natur endigte diesen Streit.„ Hiedurch ist dem deus et melior natura sehr gut ausgewichen, welches allerdings nicht ganz leicht zu erklären ist. Indessen kömmt es mit denen Begriffen der Weltweisen, denen Ovid folget, gar wohl überein, daß der νοῦς, die mens mundi, der Weltgeist, angedeutet sey, welcher im Gegensaz der Materien melior Natura genennt werden kann. — „Die — Last des Erdballs, onus inclusum; d. i. den Erdball selbst, denn unser Wort Masse ist auch nicht ganz schiklich — „ nach den Reichen des Nabath. Nabathaeaque regna. Wer hat dieß je so ausgedrukt? „Scythien — überfiel der Boreas — horrifer invasit Boreas hat sich dessen bemächtiget.„ — Als die Gestirne — am ganzen Himmel auf einmal anfiengen zu lodern, effervescere; Erreichen dürften wir das Mahlerische dieses Worts vielleicht in unsrer Sprache nicht; aber lodern bedeutet

es auch nicht, eher, in großer Anzahl hervorbrechen. Es hat die Nebenbegriffe des Gewühls eines grosen Haufens, einer innerlichen Bewegung, wie bey einer Gährung, oder beym Kochen in sich. Gleich nachher die Bilder der Götter, formae deorum, sind wohl die Götter selbst? „Auf solche Weise „zog die — Erde die — Gestalt der Menschen an:„ induit nahm an, indem der Mensch daraus gebildet ward. — „Keinem unverneuerten Acker: nec renovatus ager — braunes Erz fulvum aes, jedermann spricht, rothes Erz.„ — Mit blutiger Hand die krachenden Waffen schüttelt crepitantia arma, schwirrenden. „Fürchterliche Stiefmütter mi„schen schwärzliches Gift,„ lurida terribiles miscent aconita novercae. — „Und damit sogar „der Himmel nicht sichrer als die Erde seyn „möchte, so sagt man,„ daß rc. Neve foret terris &c. statt: Doch auch der Himmel sollte eben so wenig sicher, als die Erde seyn. Denn man sagt rc. — „Der allmächtige Vater zerbrach mit abgeschosse„nen Donnerkeilen den Olymp,„ perfregit Olympum fulmine, zerschmetterte. — Faßte wider diesen Bösewicht — einen Zorn — statt, faßte einen — Unwillen.

Doch diese und ähnliche Unrichtigkeiten sind doch alle von der Art, daß sie nicht leicht das Verständniß der Erzählung hindern, und folglich die Uebersetzung dem Künstler auf keine Weise unbrauchbar machen; sie können uns blos dienen, uns einen desto völligern Begrif von den Schwierigkeiten einer guten Uebersetzung überhaupt zu geben, und dem Hrn. Uebersetzer ein

ein desto grösseres Verdienst in allen den übrigen Fällen beyzulegen, wo er die Schwierigkeiten überwunden hat.

L.

V.

Paraphrastische Erklärung des Buches Hiob, zweyter und lezter Theil, nebst dreyfachen Register von D. Joh. Friedr. Bahrdt, d. h. Schrift ordentlichen Lehrer, u. s. w. Leipzig in der Heinsiusischen Buchhandlung 1765. 4. 4 Alphab. 7 Bogen, Register und Vorrede mit eingeschlossen.

Hr. B. wird es uns vergeben, wenn wir frey gestehen, daß uns auch bey diesem zweyten Theil seiner Erklärung, oft der Ausspruch jenes Gelehrten beygefallen, Hiob hat noch lange nicht so viel von seinen Feinden erlitten, als ihm die Ausleger von Zeit zu Zeit leiden lassen. Es bleibt wenigstens bey dem Urtheil, welches wir bey der Anzeige des ersten Theils (1. B. 2. St. S. 178. f. f.) über das von dem Verf. in diesem Buch gefundene christliche Glaubenssystem gefällt haben. Wir wollen ihm deswegen gar nicht das Lob eines fleißigen Schriftforschers streitig machen; wir gestehen es nochmals, daß wir seine ungemeine Schriftstellerfertigkeit bewundern und dieselbe nie zu erreichen hoffen: Auch lassen wir ihm gern die Gerechtigkeit wiederfahren, daß er in vielen einzeln Stellen sehr wahrscheinliche

Ex-

Exegesen beygebracht. Allein das Schriftforschen macht die Sache nicht aus; die Schriftstellerfertigkeit ist auch oft mehr schädlich als fruchtbringend, und wer sich zum Ausleger eines ganzen Buchs aufwirft, den beurtheilt man nicht nach einzelnen Erklärungen. Dunkelheiten, die bald auf diesem bald auf jenem Blatte eines Schriftstellers aufstossen, kann sich nun allenfals wohl ein Jeder noch selbst zerstreuen, man hat immer wieder neue Kraft, weil man von Zeit zu Zeit Ruhepunkte antrift, und wer nun ja uns hier noch einen Beystand leisten will, der thue es in vertheilten Anmerkungen. Hätte also Hr. B. uns dergleichen geliefert, oder liefern wollen, so würde man nach der Güte des größten Theils derselben ihren Werth im Ganzen bestimmen. So ist aber seine Absicht, den Plan eines Buchs, welcher so verwirrt ist, zu entwickeln, und da er nun versichert, er habe, ohne eine willkührliche Hypothese zum Grunde zu legen, und die Data genommen, wie er sie nach richtigen Auslegungsgesetzen gefunden, herausgebracht, daß das Ganze eine Vertheidigung der evangelischen Religion seyn solle, zu deren Abfall Satan den Hiob durch Leiden, und durch seine drey Freunde verleiten wollen, wogegen ihn aber Elihu gewafnet, und Er selbst gestritten, so kann und muß man auch lediglich die Arbeit des Hrn. D. nach denen Stellen schätzen, aus welchen er so etwas herausgebracht zu haben vorgiebt, und dem daraus entstehenden geraden Verhältniß aller Theile zu dem Ganzen. Zeigt es sich hier, daß Sprache, Context, Sitten und Gesinnungen der auftretenden Personen dafür sprechen, so ist das Verdienst des

Hrn.

Hrn. D. als Auslegers des Buchs Hiobs bewiesen. Aber das ist nun eben das, was der Auslegung des Verf. so offenbahr fehlt. Er erklärt nicht nur an unzähligen Orten und gerade in den Stellen, wo er sein System anbringt, dem Hiob die größten Schönheiten der Rede weg, sondern baut auch auf zwo oder drey dunkele Stellen die Hypothese so, daß er nun in andern den Worten die offenbahrste Gewalt anthun muß, um sie wieder zu finden. Wir wollen deshalb sogleich aus diesem zweyten Theil die Hauptörter, auf die er sich beruft, auszeichnen, und nur noch vorläufig folgendes erinnern. Der V. betheuret in der Vorrede zum ersten Theil, daß es nicht eine vorgefaßte Meynung sey, nach welcher er die Erklärung in der Folge erzwungen. Gleichwol wird der Verdacht, daß der V. von dieser Hypothese schon vorher eingenommen gewesen, desto größer, je weiter man ihm im Erklären nachgeht. Was soll man sagen? daß der Hr. D. den Leser getäuscht? Nein! dies hieße den ehrlichen Mann beleidigt: Also was sonst? das, daß er sich selbst täuscht, sich selbst einen Betrug spielt. Er hatte die rohe, noch unausgebildete Idee wirklich schon gefaßt, da er sich zu einer genauern Erklärung entschloß; der Gedanke war schon da, sollte nicht etwa der größte Theil eine Offenbahrung und Vertheidigung der messianischen Religion seyn, um uns seines Ausdruks zu bedienen? Wie er sie durchsetzen würde, unter welchen Einschränkungen oder Erweiterungen, das konnte er sich freylich noch nicht sagen, und dies erforderte nothwendig eine nochmalige in dieser Absicht vorgesezte Durchlesung. Weil nun der Verf. sich keiner vorläu-

sigen Enthaltung dieses Gedankens bewußt ist, und eine lebhaftwirksame Einbildungskraft allmählich dazu geholfen, daß er immer mehr Unterhalt, Wachsthum und Festigkeit bekommen, so kann er nun freylich sagen, ich habe die Erklärung nicht nach meinem System eingerichtet, sondern die Erklärung hat es hervorgebracht, und es ist doch allezeit ein Selbstbetrug. Ein blos dogmatischer Ausleger ist ja nicht ein Mann, der sich vorhersagt, das willt du finden, da und da, so und so! In diesen Verstand möchte auch wohl noch keiner existirt haben, und wenn er sich finden sollte, so wüßten wir nicht, ob wir uns enthalten könnten, ihn einen Betrüger zu nennen. So ungewissenhaft wird aber auch, wie gesagt, keiner handeln, er sey auch noch so systemenfernd. Er wird aus ehrlichen Eyfer sich fragen: könnte der Prophet nicht davon geredt haben? wünschen, daß es so seyn möchte, dann niedergesezt, wird er an Stellen gerathen, wo er das Irrlicht für einen wahren Schein hält und so auf Abwege verführt werden. Wir lassen uns gern auf dergleichen Geschichtgen der Uebereilungen des menschlichen Verstandes ein, um uns für ähnlichen zu verwahren, und wollen uns also noch einen Augenblik bey diesem aufhalten. Wir getrauen uns nemlich zu beweisen, daß dies der erste Fehlschritt des Hrn. D. zur Auslegung gewesen, und sogar ihm den Standort zu zeigen, von welchen er ausgegangen. In dem Buch Hiob vom Anfang bis zu Ende wird kein Laut von den Wörtern und Redarten, Glaube, Meßias, Werkheiligkeit, Gerechtigkeit des Glaubens, meßianische Religion, u. s. w. gehört, man kann auch nicht

sagen, es wären keine Worte für diese Begriffe in der Sprache vorräthig, und wie z. E. יראת יהוה gesagt wird, so könnte auch eben so gut יראת משיח gesagt werden; Wer nun gleichwohl alle diese Begriffe in die Paraphrase einflicht, wo der nachdenkendeste Ausleger sie nie würde gemuthmaßet haben, kann man da etwas anders, als einen vorsezlichen Zwang vermuthen? Sollte der Hr. D. da nicht oft selbst ihn gefühlt haben? Und gesezt, er hat ihn nicht gefühlt, so ist das am Ende nur ein Beweis, daß er die Gabe in einem hohen Grad besizt, sich Aehnlichkeiten zu dichten. Wie sehr verräth er sich nicht auch selbst in der Vorrede zu diesen Theil, wann er so oft und gleich im Anfang versichert: „ich bin eben dadurch von der „Wahrheit meines Systems, das ich bey dieser „Erklärung zum — Grunde gelegt — — immer „mehr und gewisser überzeugt — — daß ich damit „den rechten Schlüssel zur Erklärung dieses Buchs „gefunden.„ Er hatte also schon sein System, das er zum Grunde legte. Wie deutlich! Nun weiter; der Verf. wählt sich zum Mittelpunkt, von welchen er ausgeht, die Stelle, in welcher der Erscheinung des Geistes gedacht wird. Da steht er nun gleichsam, übersieht von da aus, das weite unwegsame Feld, und geht mit sich zu Rathe, wie er sich den leichtesten Ausgang verschaffen will. Er muthmaßt, ob es nicht ein böser Geist gewesen seyn könne; die Sprache, denkt er, die er führt, scheint freylich ganz unschuldig zu seyn, aber er ist auch listig, weis sich zu verbergen — der apostolische Ausdruk von den listigen Anläufen des Teufels wird dabey erinnerlich, und mit ihm der

Widerstand der gläubigen Bekenner J. C. gegen denselben: bey der Idee des Widerstandes, stellt sich das Bild des vom Satan geprüften und endlich triumphirenden Hiobs der Einbildungskraft dar, und so war auch die Muthmaßung reif, wie wäre es, wenn man annähme, daß Hiob den listigen Anläufen des Teufels auf seinen Glauben an J. C. widerstanden hätte! Nun war aber auch schon der freye Ausleger gefangen, der damit verglichene Grundsaz, daß ein jedes Buch des A. T. eine gerade Beziehung auf die Oeconomie des N. T. haben müßte, fesselte ihn vollends, und die Aussichten des Predigers in den Reichthum dieser Materie zur allgemeinen Erbauung machten, daß er die Bande so gar lieb gewann. —

Doch es wird Zeit, daß wir einlenken, und nun dem Leser einige Proben aus diesem zweyten Theil vorlegen. Der V. verweiset selbst auf K. XXVI, 5. 6. 12. 14. XXXI, 8. XXXII, 8. 13. 14. XXXIII, 14. 15. XXXIV, 5-9. XXXVI, 18. 20. 32. 33. XL, 14. Hier ist also die umschriebene Erklärung XXVI, 5. bey deren Anzeige wir, was zur Paraphrase gehört, einschliessen, und das durch gröbere Schrift unterscheiden wollen, wogegen wir einige Anmerkungen machen werden. („Prüft selbst, sage ich, eure „Reden, von was für einen Geiste sie euch eingeblasen „sind, da ihr mich Cap. 15, 16. 25, 5. 6. auf die „Einwohner des Himmels weisen, und aus dem Bey„spiel der Engel meine Glaubens-Gerechtigkeit „an den Erlöser verdammen wollt, damit ich vor GOtt „zu bestehen gedenke. Gedenket dafür an das Bey„spiel der göttlichen Gerichte, so er an den ungläubi„gen

„gen Einwohnern der ersten Welt eben um dieses
„verworfenen Heylandes willen bewiesen und ganz
„anders, als ihr meynet, Cap. 25, 2. gezeiget hat,
„daß er Herr bleibt.) Mit was für Angst und
„Quaal erzittern nun diese Verdammten, die (als
„Tyrannen, Verächter und Verfolger des evan-
„gelischen Glaubens) in die Tiefen der Wasser,
„(damit sie die Sündfluth bedekt, dem Leibe nach)
„versunken (und der Seele nach zugleich in den Ab-
„grund der Höllen herabgestürzt) sind, wie zit-
„tern und ängstigen sie sich nun, samt ihren Einwoh-
„nern (die als Mitgenossen ihres Unglaubens mit ih-
„nen zugleich hingerissen worden in den Ort der
„Quaal, dagegen Noah der Prediger der Gerechtig-
„keit des Glaubens, dazu ich mich auch bekenne, nicht
„nur in der Sündfluth erhalten, sondern auch der
„Freude des Himmels theilhaftig worden ist:)„
Und nun denke man, das ist die Uebersetzung der Worte,
die Luther giebt: Die Riesen ängsten sich unter
den Wassern und die bey ihnen wohnen, dies
die Paraphrase, und der Beweis, „Riesen können
„ganz wohl Verdammte seyn, allein da man nicht sieht,
„was sie unter den Wasser machen sollen, so kann es
„wohl eine Anspielung seyn, auf die Menge, die in der
„Sündfluth umkam, und so ist auch ein gerades Ver-
„hältniß in dieser hiobischen Antwort zu der Rede
„Bildads Cap. 25, 5. und wie sie ihn da auf die
„Einwohner des Himmels wiesen, so führet er sie da-
„gegen zu den Einwohnern der ersten Welt, von der
„Höhe der Sterne zur Tiefe des Abgrunds, u. s. w.„
Aber wenn man nun auch einmal alle diese Beweise gel-

 ten,

ten, und sich den lezten rednerischen Schwung mit hinreissen liesse; wenn man nun auch bey der Uebersetzung weiter nicht fragen wollte, warum der Verfasser den Hiob in einem ausrufenden Tone reden lasse, mit was für Angst, da doch kein Zeichen davon im Texte ist? so wird es ihm doch ewig unmöglich seyn, die Verbindung, die er zwischen dem 4. und 5. V. durch die eingeschobene Erweiterung Prüft euch selbst, — Gedenket dafür — macht, zu erweisen: sie ist offenbar ganz willkührlich, nicht aus der Situation, aus der Hiob gegenwärtig spricht, hergenommen, aus der man allein die schnellen Uebergänge des Geistes eines Schriftstellers errathen muß. Woher weis der V. ferner, daß Hiob, das Tyrannen, Verfolger, Verächter des evangelischen Glaubens — sie sind der Seele nach zugleich in den Abgrund gestürzt, im Sinn gehabt? Ist es zuviel, wenn wir es homiletische Geschwätzigkeit nennen? Hier, wo der überlegende Dogmaticker noch allezeit zu furchtsam seyn würde, zu entscheiden, ob nun auch die Menschen, die in den Wassern der Sündfluth umkamen, deshalb im systematischen Sinn verdammt worden! Oder getraut sich Hr. B. in einer ruhig durchdachten Vorlesung dies Urtheil der Verdammniß über sie zu sprechen, so handelt er wider seine eigne Hypothese von der zu aller Zeit gleich deutlichen Erkenntniß der Religion Jesu? Denn wie nun, wenn ein großer Theil jener Unglücklichen noch im lezten Augenblik des völligen Untergangs die evangelische Glaubensgerechtigkeit ergriffen hätte? Wir kommen zu V. 12-14. („Gedenket nur was der Herr gethan hat; an seinem Volke;

„ das

„das eben den Glauben an den Erlöser bekennet hat, „aber auch an seine Feinde, die sie deswegen verfolg„ten, wie ihr mich dränget) durch seine Macht hat er „das Meer gescholten und in solche Bewegung ge„sezt, daß es stehen mußte (wie Mauern, bis seine „Erlößten trocken durchhin gegangen waren) durch „den Rath seiner Weisheit aber, hat er die Macht „Egyptens zu Boden geschlagen (da er die aufgethürm„ten Meereswellen plözlich über sie herabstürzen ließ „u. s. w.) Durch seinen Othem (und allmächtigen „Willen und Befehl) hat er den Himmel aufgeklärt „und am heitern Morgen, nachdem er sein erlößtes „Volk glüklich durch den Abgrund des zertheilten „Meeres hindurch geführet — — hat er die Wunder „seiner Macht und Gnade an ihnen selbst — — am „hellen Tage vor ihm offenbar werden lassen.) Seine „allmächtige Hand hat das grimmige Ungeheuer (der „egyptischen Macht, die als eine gerade Schlange „oder Crocodil das Israel GOttes verschlingen und „damit den evangelischen Glauben des Erlösers gänz„lich vertilgen wollte) recht schimpflich erwürget u. s. w. „Siehe, das sind die endlichen Vollendungen der Wege „GOttes mit dem Menschen (die doch nur alle dahin„auslaufen, daß er seine Herrlichkeit, und die Wahr„heit der Religion Jesu unter ihnen offenbar mache, „ausbreite und vertheidige, aber auch endlich mit den „schreklichsten Gerichten an denen räche, die sie mit „muthwilligen Unglauben verworfen. So hat Gott „sein Werk an Pharao V. 12. 13 und an der ersten „Welt V. 5. ausgeführt, und so wird er es auch künf„tig noch weiter vollführen und gewiß zu Ende bringen.

„Was ist nun gegen diese herrliche Werke des Herrn,
„damit er die Wahrheit des evangelischen Glaubens
„bestätiget hat) was ist nun dagegen der kleine und
„geringe Theil der Rede von ihm, so ihr (durch eine
„vermeinte göttliche Offenbarung) wollt vernommen
„(ja nur durch ein verstohlnes Wort wollt aufgefangen)
„haben? (Ist das wohl so wichtig, als diese Offenba-
„rung GOttes von dem Erlöser der Welt, die nun von
„alten Zeiten her so öffentlich der ganzen Welt
„verkündiget, und mit solchen Wundern seiner Macht
„bewiesen worden ist? und darauf wollt ihr es gleich-
„wohl wagen, um dieser betrüglichen Eingebung wil-
„len, davon ich schon V. 4. geredet, meine Religion
„zu verdammen?) Wer merket aber auf die donnernde
„Stimme seiner Macht, (auf das offenbarte Wort
„der göttlichen Wahrheit, das nicht so verstohlner
„Weise wie einer Geist geredet hat, sondern als ein
„Donner mit durchdringendem Schalle, in aller Welt
„erschollen ist? das wollt ihr dagegen vor nichts ach-
„ten? Das will niemand zu Herzen nehmen? O welch
„ein Unglaube?„) Beynahe wollten wir darauf wetten,
daß Hr. B. hier aus Versehen das Blatt, auf wel-
ches er die erbauliche Ahndung von der Canzel geschrie-
ben hatte, statt eines andern in die Druckerey geschikt,
welches die eigentliche Paraphrase enthielt? Sollte es
aber wirklich die Paraphrase des bedächtigen und gründ-
lichen Schriftauslegers seyn, so müssen wir die reiche
Einbildungskraft des Hrn. D. mit Schultensen be-
wündern — quid non allegoriae fabricat officina,
ubi semel fornacem exsufflauit vis imaginationis.
Auch das *semel* paßt recht eigentlich auf den Verfasser:
denn

denn wenn er nun den Hr. Reimarus in der Anm. widerlegen will, der so einsichtsvoll bemerkt, man könne bey 12. V. an keinen besondern historischen Vorfall denken, weil im vorhergehendem und nachfolgenden ganz deutlich von den allgemeinen Naturwundern die Rede sey, so antwortet Herr Barth: „Da „Hiob nach der gegebenen Erklärung Vers 5. „sehr deutlich auf die Sündfluth zielt, so könnte er „auch hier wohl auf den Durchgang durch's rothe „Meer — zielen, sic *semel* fornax vim imagina-„tionis exsufflauerat! Aber fühlte es denn der Herr B. nicht, wie sinnlich schön Hiob redet, wenn er V. 12. sagt, durch seinen Sturm macht er das Meer brausend V. 13. (denn die streitigen Worte wollen wir izt aus uns eignen Ursachen übergehen) durch seinen Wind klärt er den Himmel auf." Merkte er es nicht, daß in der Uebersetzung, die donnernde Stimme seiner Macht, das Wort Stimme zu viel ist, nicht im Texte steht, in welchem kurz gesagt wird, sein mächtiger Donner, und von ihm hineingeflikt worden, um die Erklärung von dem geoffenbarten Wort der göttlichen Wahrheit nur etwas wahrscheinlicher zu machen? Und wo ist der Beweis, daß damals in der ganzen Welt das Evangelium Jesu ausgebreitet gewesen, und mit (auch wohl zu merken) durchdringenden Schalle in aller Welt erschollen gewesen? Welcher Prophet hat dazumal das Credi-tiv aufzuweisen gehabt, Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium? Wir wundern uns, daß er nicht zur Bekräftigung Ps. XIX, 3. angeführt habe, da er nun einmal mit dem Wort Stimme den Leser geblendet.

„aber hat man nicht Ursache dabey zu achten, und „sich viel darum zu bekümmern: nemlich auf Träume, „auf nächtliche Erscheinungen, da die Menschen in „tiefen Schlaf fallen, wenn sie einschlummern auf „ihren Lager (da wohl nichts gewöhnlicher ist, als „daß uns die Phantasie mancherley Bilder vor„stellt, dabey Gott wohl bisweilen seine Hand haben „kann, die geheimen Rathschlüsse seines Willens je„mand zu offenbahren, oder ihn zu errinnern, zu war„nen, von seinen Vorhaben abzuhalten, darauf man „sich aber nicht allezeit verlassen — — — kann, wie „deine Freunde thun.„) — — — Wie viel Unrichtigkeiten, die hier zusammen kommen! Wenn באחת und בשתים einander in zwoen Helften entgegengesezt werden, so erfordert es der Sprachgebrauch zu übersetzen: Einmal, Zweymal — das Einemal, das Zweytemal — dann sind ja offenbahr, Träume und nächtliche Erscheinungen nicht zwo verschiedene Dinge, wenn sie gleich durch ein Comma getrennt werden, sondern die nächtlichen Phantaseyen bethören uns im Traum; endlich würde auch diese Erklärung weit eher gegen die Hypothese des Verf. geschärft, und sie als ein Beweis gebraucht werden können, daß Hiob selbst die vorgegebene Erscheinung für eine Phantasey gehalten. Aber nein! Hiob hält auf Träume, und liegt dem Ausleger nichts daran, ob er sich geirrt oder nicht, da es seine und nicht Gottes Rede ist; er will daß man darauf achten soll, weil Gott sich durch Träume offenbahre, macht sie zur ersten Gattung der göttlichen Offenbahrungen, zur Besserung des Menschen, Krankheiten V. 19. zur zweyten. Wir können un-

mänmiglich dem Verf. auf allen diesen einzeln Auslegers Krümmungen weiter nachgehen, und wollen also bey K. XL, 14. stehen bleiben. „Nur der selbst, „welcher der Anfang aller Wege (und ewigen Rathschlüsse) Gottes ist (der Sohn des Allerhöchsten, „die selbständige Weisheit Sprüchw. 8, 22. nur der „allein) sein Schöpfer der ihn gemacht hat, kann ihn „auch mit seinem Schwerde erreichen (damit ihm sonst kein Mensch beykommen kann u. s. w.„) Nun entweder der Hr. D. sey ein heimlicher Arianer, welches er doch gewis nicht seyn will, und auch nicht seyn wird, oder er nehme diese Erklärung zurük. Denn die Redart der Anfang der Wege Gottes ist ganz ebräisch, und umgewendet im Deutschen bedeutet sie, das vorzüglichste herrlichste Geschöpf Gottes, so wie das: die Furcht des Herrn ist der Anfang der Weisheit, deutscher gegeben werden sollte: Religion ist die höchste Weisheit. — So will auch Hiob sagen: Er (der Behemoth) ist das edelste Geschöpf Gottes. Wo steht denn auch das Nur, das welcher, im Texte?

Wir waren nun wohl nicht willens uns bey Stellen, die mit dem System des Verfassers eben in keinen Zusammenhang stehen, aufzuhalten! Zwey bis drey müssen wir aber doch noch ihrer Seltenheit wegen auszeichnen: Kap. XXVII, 23. ist die Uebersetzung der ersten Hälfte nebst der Paraphrase: „man wird über ihn mit den Händen klatschen, (so daß alle Heilige im Himmel und auf Erden gleichsam Triumphlieder zum Lobe der Gerechtigkeit Gottes anstellen.„—) Aber die Heiligen im Himmel mit den Händen klatschen, oder auch nur die Heiligen,

diese

unserer Anzeige) und so heißt es in der Zueignungsschrift an den Freyherrn von Hohenthal beynahe mit eben den Worten. Und nun nur noch ein Wort von dem auswärtigen collegialischen Besuch, den er dem Hrn. D. Ernesti in der Vorrede macht. „Ich kann „mir, sind nicht weit vom Anfang seine Worte, nicht „den Beyfall aller Gelehrten darinn versprechen, oder „auch nur begehren. Ich habe selbst viel zu niedri„ge Gedanken von dem geringen Werth meiner Ar„beit u. s. w.„ Und gleich darauf fordert er den Hrn. D. Ernesti mit ganz ungestümmen — Eyfer heraus, nächstens das Urtheil, das er in seiner Bibliothek gefällt, wieder zurükzunehmen und seiner Meynung beyzutreten. — Hier sind seine Worte: „Ich zweifle „nicht, wenn ein so einsichtsvoller und unpartheyischer „Richter, als Hr. D. Ernesti ist, diese Uebereinstim„mung der ganzen Begebenheit — — nunmehro „reiflich überlegt, daß er mir seinen Beyfall nicht ver„sagen, alsdenn aber auch der Wahrheit und beson„ders der Ehre der hier von Gott selbst so herrlich „offenbahrten und gegen die listigen Anläufe des Teu„fels vertheidigten Religion J. C. unsers Hochgelob„ten, obgleich vor der Welt verschmähten Heylandes, „daß er dieser göttlichen Religion des Evangelii, „davon er selbst so ein redlicher Bekenner und Ver„theidiger ist, die Ehre thun wird, seine Ueberzeugung „auch öffentlich, nicht mir, denn ich suche nicht meine „Ehre, sondern dem Heyland zu Ehren zu bekennen, „und durch sein Urtheil und Zeugniß von der Wahr„heit die gute Sache des Herrn Jesu und den Nutzen „den ich durch diese Arbeit zu erlangen suche, zu

„be-

„befördern, da ich weis, daß hier viel darauf ankommt,
„wann Männer von solchen Credit ihr Ansehen
„zum Vortheil der Wahrheit gegen unbillige Urtheile
„derer anwenden, von denen es heißt, sie vernichten
„alles und reden übels davon.„ Welcher Contrast von Demuth und Stolz, Furcht und Dreistigkeit! Welche Verwirrung! Thun sie der Wahrheit meiner Auslegung die Ehre und bekennen diese göttliche Religion des Evangelii! Welches erniedrigende Geständnis, einen solchen Mann von Credit brauche ich, wenn meine Auslegung sich erhalten soll! Hätte der Hr. D. nicht durch sein ganzes Buch das rührende Gemählde der Vorsehung ausgewischt, so würde er an denselben erkannt haben, daß es mit in den weisen Plan der Vorsehung gehört, einen einsichtsvollen und unpartheyisch denkenden Elihu einem sich im Affekt leicht verwirrenden Eliphas auf einer hohen Schule an die Seite zu setzen.

A.

VI.

Wilhelm Lewis, Historie der Farben. Erste Abtheilung von den schwarzen Farben. Aus dem Englischen übersezt, von Johann Heinrich Ziegler, Zürch, 1766. auf 210. S. in 8.

Wir empfinden den Nutzen der Naturwissenschaft nie lebhafter, als wenn wir sie auf die Künste und die Geschäfte des menschlichen Lebens angewandt sehen, und gemeinnützige Endeckungen,

gen, Verbesserungen, und Erleichterungen unserer Arbeiten von ihr erhalten. Hr. Lewis, der bey einem guten Genie und ausgebreiteten Einsichten noch einen unermüdeten Eifer zu versuchen besizt, hat sich in diesem Felde schon längst einen vorzüglichen Ruhm erworben, und die Historie der Farben, wovon wir nun den ersten Theil in der Uebersetzung erhalten haben, macht ihn uns noch merkwürdiger.

Er untersucht in diesem Werke alle schwarze Farben, die Ihm bekannt geworden sind. Nach einigen allgemeinen Anmerkungen über diesen Gegenstand zergliedert er jede Art der Farbe, und bestimmt darauf aus mehreren Versuchen ihre Güte. Die schwarze Kreide, wovon er nichts gewisses sagt, ist ein zarter weisser Thon, der mit erdpechichen Theilen geschwängert ist. Man könnte sie auch aus verschiedenen groben schwarzen Thonarten ausschlemmen, und es ist uns einmal zufällig gelungen, sie aus weissem Thone, den der Dampf einer erdpechichen Torfart durchdrungen hatte, zu erhalten. Der Herr Verf. merkt an, daß sich die Steinkohlen nicht gut zur schwarzen Farbe schicken, und die Versuche mit den Säften vieler Pflanzen sind auch nicht nach seinem Wunsche ausgefallen. Die Weiskohlen sind nur in Ansehung ihrer zarten und härtern Fasern verschieden. Weil die härtern Kohlen würklich mehr irrdische Theile haben, so glauben wir, daß dies an jener Verschiedenheit schuld sey: der Hr. Verf. hält den Ruß für den besten, welchen er von dem Lichte seiner Lampe aufgefangen hat. Wir wundern uns, daß er in vielen Abschnitten keine Versuche mit den Kohlen der mit Schwefel verbrannten Metalle angestellet hat. Bey der Beschreibung der Mischung schwarzer Farben mit Oehl oder Wasser sagt er viel merkwürdiges; zur Zeichnung der Schafe lehrt er, Fett unter den Theer mischen, damit

die

die ganze Mischung sich durch Laugen auch wieder auswaschen lasse. Wann das Holz noch naß ist, so faulet es, wenn man es mit Theer bestreichet. Zum Bernsteinfürniß giebt er zwo Arten der Auflösung des Bernsteins an. Die Farben der Buchdrucker, und Kupferdrucker lehret er sehr genau zubereiten. Alle Versuche, die er, eine bessere Dinte zu erfinden, angestellet hat, sind beynahe fruchtlos gewesen. Die am wenigsten mangelhafte Zusammensetzung besteht aus einem Theil grünen Vitriol, einem Theil Blauholzpulver, und drey Theil Galläpfel, mit etwas Gummi in Eßig aufgelößt. Die Abhandlung von dem Schwarzfärben der Wolle und Seyde sind meistens aus andern Schriften und Erfahrungen der Künstler zusammen getragen worden; nur wenige Versuche sind dem Hrn. Verf. eigen. Zum Schwarzbeitzen des Holzes und der Steine zeigt er, daß die Silberauflösungen beynahe noch am besten sind. Wir wünschten, daß es ihm gefiele, einen vollständigern Unterricht vom schwarzen Glase, und Schmelzwerke zu geben. Der Braunstein macht, wie es der Hr. Verf. vermuthet, das Glaß würklich flüßiger, aber damit kommen unsere Erfahrungen nicht überein, daß ein Zwanzigtheil desselben das Glaß schwarz färbe. Wir haben immer nur eine Bläße, die in die amethysten Farbe fällt, wahrgenommen.

Der Uebersetzer, ein Correspondent des Hrn. Verf. redet beynahe nirgends zürchisch, und ist im Ausdrucke der Kunstwörter besonders glüklich.

Ferner:

H. W. Lewis, Zusammenhang der Künste, philosophisch-praktisch abgehandelt. Ein Versuch für die Beförderung der Künste, Gewer-

be und Manufacturen, aus dem Englischen übersezt, und mit einigen Zusätzen herausgegeben, von J. H. Ziegler. Des ersten Theils zweyter Band, mit K. Zürch, 1766. auf 544 S. in 8.

Dieser Band enthält den ersten Theil der Farbenhistorie, den wir aber besonders angezeigt haben, die Historie der Platina, und einen Anfang zu dem ersten Bande.

In der Historie der Platina erzählt der V. alle Versuche, die man bisher mit diesem Metalle angestellt hat. Er bringt die Nachrichten der Scheidekünstler in Ordnung, vereinigt ihre verschiedene Meinungen, und füllt die Lücken aus, die man in ihren Untersuchungen wahrnimmt. Die Schwere der Platina mit dem Wasser verglichen, sezt er zwischen 16, 500. und 17, 200. Er hat dieses Metall dem Feuer so ausgesezt, daß es von der Brennmaterie unmittelbar berührt wurde, und es ist dem ohngeacht nur wenig zusammengeschweißt; die Körner der Platina werden im Feuer um $\frac{1}{100}$, und der schwarze Staub, der daran hängt, wird um $\frac{1}{40}$ schwerer. Des Herrn Maquer Versuch, die Platina mit dem Brennspiegel zu schmelzen, befriedigt den Herrn Lewis noch nicht. Er beweiset ungemein sorgfältig, daß die Platina selbst kein Gold halte. Die Versuche, die er im nassen Wege mit diesem Metalle gemacht hat, scheinen uns sehr genau, und die Abhandlung über die Vermischung der Platina mit anderen Metallen, ist ihm fast allein eigen. Mit Quecksilber hat sie sich zum Theil verquikt; mit Wißmuth schmolz sie zusammen; mit Zinn und Bley vermischte sie sich, vielweniger aber mit dem Arsenik. Von einem Zusatze aus Galmey und Koh-

len.

lengestübe wird sie um ⅓ schwerer, und mit Zink schloß sie in einen Körper, eben so vereinigt sie sich mit dem Spießglaßkönige; mit Silber, in welcher Vermischung immer ein Theil des Metalles verspritzt wurde; und mit Golde, wenn nur ¼ demselben zugesezt wurde, sie nahm auch Kupfer, Meßing, und zum Theil Eisen an. Alle diese Versuche sind mit veränderten Umständen vorgenommen worden, und der V. erzählt sie mit so schönen Anmerkungen, und so wichtigen Folgerungen, als wir es von seinen Einsichten, die mit einem so gutem Genie verbunden sind, erwarten könnten. Im siebenden Abschnitte erklärt er die Würkungen des Feuers und der Luft auf Vermischungen der Platina mit gewissen Metallen, und im achten zeigt er ihre Verwandschaften. Die Brennung der Platina vom Golde macht er desto genauer bekannt, je grösser die Furcht gewesen ist, die man deswegen für der Platina gehabt hat. Die gelben Körner, die mit der Platina vermengt sind, sind nach des Hrn. L. Versuchen, wirklich goldhaltig. Seine Nachrichten von der Naturgeschichte der Platina, sind eben so unvollständig, wie wir sie bishero von andern Schriftstellern erhalten haben. Er zweifelt, daß sie das sey, was Becher und Stahl unter dem spanischen Schmirgel verstanden haben. In des *d'Ulloa* Reisebeschreibung findet er die ersten Nachrichten von diesem Metall. Der Anhang enthält vortrefliche Zusätze zu dem ersten Bande des ersten Theils. Sie erweitern, und verbessern den Unterricht von den tragbaren Oefen, dem Golde und dem Luftzuge durch den Fall des Wassers.

Die Uebersetzung hat durchaus die guten Eigenschaften, die wir bey der Geschichte der Farben gerühmt haben. Des Hrn. Z. Anmerkungen sind etwas selten, und zu der Geschichte der Platina finden wir gar keine.

B.

VII.

Jo. Ludov. l'Estocq, ICti, Königl. Preußl. Krieges- und Staats-Raths, Ober- und französischen Richters, Doctoris und Professoris Ordinar. II. auf der Universität zu Königsberg in Preußen, Grundlegung einer Pragmatischen Rechtshistorie, oder Einleitung in die Allgemeinen, Natürlichen, Göttlichgeoffenbarten, Völker- Römisch-Deutsche sowohl, als besondere Preußische, Pohlnische, Lief- und Curländische auch anderer Nordischen Völker Rechte, in Akademischen Vorlesungen vorgetragen. Königsberg, bey Hartungs Erben und Zeise, 1766. 392 Seiten in 8.

Wenn dieses Buch von einem ehrlichen Schulmanne des vorigen Jahrhunderts geschrieben wäre, so würden wir uns weniger über die schlechte Einrichtung desselben wundern, als jezt, da wir den Namen eines Rechtsgelehrten unserer Zeiten auf dem Titel lesen. Muß uns nicht bey diesem eine unnüße Weitläuftigkeit bey bekannten Dingen, ein Geheimnißvolles Stillschweigen von wichtigen Sachen, eine sehr mittelmäßige Bekanntschaft mit den besten Schriften, eine durchgehends herrschende Unordnung, die schlechte Schreibart und die sonderbarste Vermischung der deutschen Sprache mit der französischen und lateinischen befremden? — Ueberhaupt ist es schwer zu begreiffen, daß ein Mann, welcher sich zugleich für einen Kenner der gelehrten Geschichte ausgiebt, nicht durch die traurigen Beyspiele derer furchtsam geworden sey, welche ihrem Namen durch die Ausgabe ihrer Akademischen Vorlesungen

den größten Schaden gethan. Gundling würde gewiß bey den Ausländern einen allgemeinern Ruhm behaupten, und die holländischen Gelehrten würden sich die Lust, ihren Vorrath von römischen Schimpfwörtern zu nutzen, haben vergehen lassen müssen, wenn seine Akademischen Vorlesungen ungedrukt geblieben wären. Der Professor soll auf Universitäten seinen Zuhörern nicht die verborgensten Wahrheiten einer Wissenschaft bekannt machen, sondern ihnen nur die ersten Grundsätze derselben vortragen. Er macht nicht Gelehrte aus seinen Zuhörern, aber er zeigt ihnen den Weg, daß sie mit der Zeit Gelehrte werden können. Daher erlaubt man ihm nicht allein die Wiederhohlung bekannter Dinge in einer weitläuftigen Erklärung der Anfangsgründe, sondern man fordert sie auch mit Recht von ihm. Der Schriftsteller hingegen muß eine größere Wahl der Sachen beobachten, er muß sorgfältiger auf die Quellen zurükgehen und sie allezeit anzeigen, sich mit kritischen Untersuchungen seiner Materie beschäftigen, in das Innere der Wissenschaften dringen, und allezeit bedenken, daß er mit Leuten rede, welche schon in diesem Theile der Gelehrsamkeit einige Schritte weiter gekommen sind, als die Anfänger, welche selbst denken können und wollen, und eine gründliche Unterweisung verlangen. Der Vortrag vom Catheder erlaubt auch gewisse Nachläßigkeiten in der Sprache, und nach Beschaffenheit der Umstände verlangt er eine Art des Ausdruks, welche dem jungen Zuhörer nicht mißfällt, und dem Leser unerträglich ist. Wenn der Verf. (S. 323.) bey Gelegenheit der deutschen Ritter die Verse anführt:

Qui bibit ex nagibus ex frischibus incipit ille, &c.

so mochten leicht die Commilitones Generosiss. Doctiss. & Aestumatissimi, denen er diesen Universitätsspaß

vorsagte, hiemit zufrieden seyn und seinen gefälligen Wiz mit einem lauten Gelächter belohnen. Allein der Leser wird gewiß hierüber unwillig und sieht, daß er sich in seiner Hofnung betrogen habe.

Doch an diesen Unterschied muß der V. nicht gedacht haben. Was er in seinen Collegiis geredet, hat er auch auf gut Glük drucken lassen. Er unterrichtet uns selbst in der Vorrede hiervon. „Es tritt hiermit,„ sagt er in seinem altväterischem Tone, „ein Büchlein „ans Licht, welches nur zum besten der studirenden „Jugend, die sich zu Königsberg in Preussen der „Rechtsgelahrheit gewidmet hat, zusammen getragen, „oder vielmehr aus mündlichem Vortrag in Collegiis „von Zeit zu Zeit nachgeschrieben worden, endlich aber „dahin angewachsen, daß es die Nachschreibenden „ermüdet, die dahero theils wegen der hie und da in „ihren Manuscriptis gefundenen Lücken, theils wegen „der Fortsetzung, solches als ein Handbuch gedrukt „gewünschet.„

Eine Anzeige der Sachen, welche der Hr. P. abgehandelt, wird dem Leser deutlich zeigen, daß dieses Buch gleichfalls jeden Lesenden ermüden, und daß jeder, der es mit dem V. gut meynt, wünschen müsse, daß es auf immer ungedrukt geblieben wäre. Er sagt, daß er den Heineccius, (welcher sich nicht wenig ärgern würde, wenn er sich in Kopps Gesellschaft sähe) zum Grunde gelegt habe. Allein, der Verf. hat noch mehr leisten wollen, als jener vortrefliche Mann in seiner Geschichte des Rechts vorgetragen: um, wie er sich auf die ihm eigene Art ausdrükt, mit ungegründetem neuen Lichte seiner Akademie und der darauf wachsenden Jugend, deren Begriff und Umständen noch (ja vielmehr nach den Begriffen des Verf. und den sehr eingeschränkten Umständen seiner Gelehrsamkeit!) nüzlich und förderlich zu werden. Wir finden

den also erstlich eine Einleitung in die pragmatische Historie der Rechtsgelahrheit. S. 3-24. Er trägt hierinnen theils sehr bekannte, theils zweifelhafte und falsche Dinge von dem Ursprunge der menschlichen Gesellschaft und Gesetze; von der Einrichtung des Studii der Rechtsgelahrheit, von dem Nutzen der Rechtshistorie, von den Vorzügen des Heineccischen Buches u. s. w. vor.

Besonders redet er viel S. 4. von einer natürlichen und innern Empfindung, die uns alle vereiniget, und wovon er den Ursprung der Gesellschaften herleitet. Er nennt dieselbe ein Erbgut, das wir durch die Zeugung aus dem Herzen unserer Väter empfangen, und das, so zu sagen, unserm Blute eingeprägt ist. Diese Redensarten vertreten die Stelle deutlicher Erklärungen und Beweise. — S. 17. empfiehlt er des recht nützlichen Polyhistoris Stollens Schriften, welche nach unserer Meynung in allen Theilen der Gelehrsamkeit sehr unbestimmte und triviale, von der Rechtsgelehrsamkeit aber höchst elende Nachrichten, enthalten. Unter andern werden auch die hamburgischen gelehrten Zeitungen empfohlen. Eine Ehre, die der Hr. Verf. derselben sich gewiß niemals vermuthet! Denn Hr. M. Ziegra weis am besten, daß er seine schwarze Zeitungen nur für die Hrn. Prediger im Lande Hadeln schreibt. Daß der Verf. Eisenharts Institutiones historiæ Iuris litterariae, welche vornemlich hierher gehörten, wenn er auch des Bünemannischen Entwurfs nicht hätte gedenken wollen, übergehet, darf uns nicht wundern. — Wie unvollkommen, unordentlich und ohne Wahl ist das Verzeichniß der Schriftsteller S. 18. abgefaßt, die zum Studio der Rechtshistorie gehören! Die auctores classici sollten billig nicht die lezte, die ihnen doch angewiesen worden, sondern die erste Stelle erhalten. —

Welchen Contrast machen die Namen eines armen Hellfelds, B. Schmidts, und Kopps mit den berühmten Männern, Bach, Selchow, Brunquell und andern. S. 19. und gleichwohl zählt der Verf. in einem Odem ihre Compendia her, ohne ihre sehr verschiedene Verdienste zu bestimmen. — Nach der S. 20. gegebenen Definition der Rechtshistorie, könnten wir von dem Verf. eine Nachricht von den Statuten und Gebräuchen aller Handwerker und Innungen fordern — Zur Chronologie werden S. 22. Pappens synchronistische Tabellen angepriesen, und eben so sonderbar klingt folgender Saz: „Zu den Staatsveränderungen Vertôt, Leti, Les Memoires reconditers, und zum Gebrauch deren Leibnitzii Præfatio codicis Diplomatici.„

Das andere Stük, welches der Verf. dem heineccischen Buche vorgesezt, ist der erste Theil des gegenwärtigen, welcher in drey Abschnitte eingetheilt ist, wovon er den ersten überschrieben hat: Historie des Natürlichen- und Völkerrechts, in soweit es mit den allgemeinen Rechten verbunden: den zweyten: von der Verbindung des natürlichen Rechts mit den bürgerlichen Rechten: den dritten: von der Verbindung des geoffenbarten Willen Gottes mit den allgemeinen Rechten der Christen, und daher angenommenen Erläuterungen des natürlichen Rechts, wie auch den Gründen der bürgerlichen sowohl allgemeinen als special- oder besondern Landsgesetze. S. 25 - 106. Es verlohnt sich in Wahrheit nicht der Mühe, des Verf. unordentliche und verworrene Art zu schliessen, mit Exempeln zu beweisen. Denen aber, welche daran zweifeln, wollen wir folgendes Stük vorlegen, nach dessen Durchlesung sie gewiß keine weitern Beweise von uns verlangen werden.

Ganz

Ganz unvermuthet hebt der Verf. seine Sprüche S. 98. also an: „Ist nun das alte Testament, was „das Ceremonialgesez betrift, auch nur eine Handlei„tung auf Christum, und dieser, in soweit er sich zur „Genugthuung Gott selbst aufgeopfert, des Mosai„schen Gesetzes Ende gewesen, so daß mit dem ent„wandten Zepter von Juda der jüdische Staat oder „Theocratie mit seinen Gesetzen sich geendigt, wie sol„ches die Stellen Galat. III, V. 19. 21. 22. zeigen, „verb. Wie? ist denn das Gesez wider Gottes Ver„heißung? das sey ferne. Wenn aber ein Gesez ge„geben wäre, das da könnte lebendig machen, so käme „die Gerechtigkeit wahrhaftig aus dem Gesetze. Si „enim data lex esset, quæ ad vitam ferre posset, „plane in lege sita foret iustitia. v. 22. Sed „conclusere litteræ omnia sub peccatum, ut pro„missum per Christi Iesu fiduciam daretur fideli„bus. Aber die Schrift hat es alles beschlossen unter die „Sünde, auf daß die Verheißung käme durch den „Glauben, an Jesum Christum, gegeben denen, die da „glauben. V. 24. Itaque lex pædagogus noster „fuit ad Christum. Also ist das Gesez unser Zucht„meister gewesen auf Christum. Matth. V., 18. „Hoc enim vobis confirmo citius periturum cœ„lum atque terram, quam ut unum j aut unus „apex pereat ex lege quin fiant omnia. Denn „ich sage euch warlich, bis daß Himmel und Erde ver„gehen, wird nicht zergehen der kleinste Buchstab, „noch ein Titel vom Gesez, bis das alles geschehe, „Röm. X, 4. Christus ist des Gesetzes Ende; wer „an ihn glaubet, der ist gerecht. Und Genes. XLIX, „10. A Iuda sceptrum non recedet, nec de ejus „fœmore rector donec veniat sospitator, cujus „erit populorum congregatio. Es wird das Zepter „von Juda nicht entwendet werden, noch ein Meister

„von

„von seinen Füssen, bis daß der Held kommt, und den„selben werden die Völker anhangen: So ist doch „dasjenige (wahrhaftig ein mehr als Pindarischer „Sprung!) was daraus mit der allgemeinen Sitten„lehre, Politik, Natur- und Völkerrecht einstimmig, „in vielen Stücken das annehmlichste. Und daher „das Mosaische Gesez von Trismegistus, einem Schü„ler des Mosis auf die Egyptier,„ (Möchte es doch dem Verf. gefällig gewesen seyn, hier seinen Gewährsmann anzugeben!) „von diesen auf die Griechen, und „von den leztern auf die Römer per traducem nach „dem Beweiß des Zepnerus de legibus Mosaicis „L. I. p. 23. (ein sehr wichtiger Mann!) fortgesezt, „und sehr nüzlich in Zusammenhaltung dessen bey Er„klärung vieler Stellen des römischen Rechts, auch zu „diesen Quellen zu gehen, und daraus zu ersehen, in „wie weit die heydnische Moral der Römer davon ab„gegangen.„ — Wer hätte sich wohl in einer Rechtshistorie diese Stelle vermuthen sollen, die aus einer Predigt eines Maynzischen Augustinermönchs genommen zu seyn scheint? Sollte man sich bey einem solchem Schriftsteller auch wohl noch die Mühe nehmen können, sein ganzes System zu wiederholen, ihm in seinem Labyrinthe zu folgen und dem so oft zerrissenen Faden seiner Gedanken nachspühren? Doch eins und das andere wollen wir auszeichnen. — S. 32. stehn Robinet de la Nature und ein Jenaischer Magister, welcher de obligatione ad religionem geschrieben, sehr unerwartet beysammen — S. 34. glaubt der V. auch wohl zu bemerken, „daß schon die ältesten Phi„losophen, Poeten und Historici von den Schriften Mo„sis und der Propheten, noch mehr aber der Apostel und „Kirchenväter gewußt, wovon sie in ihrer Moral und „Iure naturæ Gebrauch gemacht.„ Nach Anführung einiger Bücher fährt er fort: Addatur Metamorphosis

sis Ovidii, ob gleich sonsten viel Gelehrsamkeit darinne liegt. Wir begreiffen nicht, was der Verf. hiermit sagen will. — Eben daselbst sind die Grundsätze der Stoicker mit Gatakers Worten erzählt, welches ganz unnöthig ist. — Grotii Leben wird weitläuftig erzählt S. 48. theils lateinisch, theils französisch. Um vielleicht den Mangel anderer Sachen, die wir hier suchen können, zu ersetzen, redet er eben so weitläuftig vom Hobbes, Cumberland, Puffendörff, Wolf. Der V. ist hierinne bis zur Artigkeit genau und giebt Proben seiner Kenntniß von Abfassung der Biographien z. E. S. 53. von Hobbes, „in seiner Jugend liebte er mit dem Anacreon etwas den Wein und das Frauenzimmer.„ S. 68. „Wolf ist über ein halbes Jahr mit einem podagra anomala behaftet gewesen, und in einen wirklichen Marasmum verfallen.„ S. 70. Gottscheds Lobschrift auf Wolfen, die er auch S. 69. zierlich, klüglich und beglaubigt nennt, ist ein Meisterstük der deutschen Sprache, ohnstreitig weil er von des Canzlers dicken Kopffe so gerne darinne geredet, als der V. von seinem Podagra.

— Welcher Lehrer der Philosophischen Geschichte muß den Verf. verführt haben S. 89. zu schreiben: „Selbst die bis zur Vielgötterey verfinsterte Heyden „waren durch die in der Weltweisheit verbesserte Ver„nunft so weit gekommen, daß sie wenigstens die Wahr„heit der Existenz Eines Gottes über alle Götter er„kennt, den sie eine Zeitlang unter dem Namen Ju„piter verehrt, bis die Griechen mit Aristotele gesagt: „Ens entium miserere mei, und dieses unter kei„nem Bilde, noch irgend gemachtem Gleichnisse, wei„ter zu verehren, dem unbekannten GOtt einen Tempel „gebaut.„ Bald darauf sagt er wieder, daß die Hey„den „nach der Juden- und Christenlehre aus Wißbegierde geforscht„ (man sieht dieses aus dem, was

man

man hin und wieder beym Tacitus, Juvenal, und andern findet, eben nicht!) und Ovid wird wiederum als ein Zeuge davon angeführt. — Ueberhaupt geht der Verf. in diesem ganzen Abschnitte unbarmherzig mit seinen Lesern um. Er vermengt seine Ideen und vermischt alles so sehr untereinander, daß es gewiß schwer ist, sein System zusammenzusetzen und zu übersehen. Diese Dunkelheit und Verwirrung wird durch die Begierde, seine Belesenheit zu zeigen, noch größer. Bald bringt er Verse aus dem Hagedorn, bald aus dem Psalmen an, bald zeigt er seinen Lesern die Vignette für Lichtwehrs Recht der Natur, bald wechselt Paulus mit Popen ab, u. s. w. Wir freuten uns, als wir endlich S. 106. das Ende sahen und die Worte lasen: „Gott segne hiezu die Sonntags-Andacht und Lectüre eines jeden Gott getreuen Juristen!„ Aber in Ansehung dieses Buchs mögen wir den Wunsch nicht wiederhohlen, man mag es auch lesen, an welchem Tage man wolle.

Wir kommen auf den andern Theil, welcher die Historie des römischen Rechts begreift. Wenn wir unsern Lesern sagen, daß sie von S. 109. bis 228. erzählt werde, und dennoch die sämmtlichen Fragmenta duodecim tabularum, deren Abdruck in diesem Buche ganz unnöthig war, enthalte, von 156-172. so werden sie sich von der Kürze des V. bey wichtigen Dingen leicht eine Vorstellung machen. Wir erschraken, als wir S. 110. den Hübner angeführt sahen, und bey folgendem Perioden vergieng uns die Lust weiter zu lesen. „Rom war eine Stadt in Italien, wel„che der griechische Landbezwinger, Aeneas, zuerst in „die Form eines bessern Staats gebracht hat, und von „seinen Nachkommen weiter cultiviret worden.„ An Unrichtigkeiten fehlt es überhaupt hier nicht. S. 158. sagt der Verf. „post mortem Romuli *Quirini*

vo-

vocabantur anstatt Romani." Erstlich hätte er sagen sollen, Quirites, und dann ist der erste Ausdruk sehr unbestimmt, man sehe Ritters Anmerk. zum Heinec. §. 11. — S. 139. u. f. wird sonderbar von des Numa *Conference* mit der Egeria geurtheilt. — S. 131. was Ancus Marcius mit dem Iure feciali vorgenommen, ist dem Verf. unbekannt gewesen. — S. 135. Wie zu den Worten ordinis equestris erat jus aurei annuli, sich das allegatum schicke: videatur Gorlæi *Dactilotheca* sehen wir nicht ein. — Was S. 136. gesagt wird, ist alles fehlerhaft. — Unbegreiflich ist, warum der Verf. S. 139-143. die Apotheosis so weitläuftig beschrieben hat. Bey dem allen ist die vornemste Schrift, welche Hr. Schöpflin über diese Sache geschrieben, dem V. unbekannt. — S. 144. Wie kann der dictator *ordinaire Consul* genennt werden, da der V. selbst sagt, daß er zu den Magistratibus extraordinariis gehört habe? — S. 145. servi publici werden erklärt durch herrschaftliche, obrigkeitliche Unterthanen. — S. 149. Lex Ateria und Tarpeia waren nicht zwey verschiedene Gesetze, sondern Lex Ateria Tarpeia ein einziges. — Eben daselbst §. 29. begeht der V. einen großen Fehler wider die Chronologie, da er die leges sacratas erwehnt, wo sie gar nicht hingehören. Schon im 25. §. hätte er ihrer Erwehnung thun sollen. — S. 152. Kein vernünftiger Mensch hat wohl jemals behauptet, daß die Legg. XII. tab. in Reimen geschrieben gewesen. Warum beweißt also der V. das Gegentheil? Der V. hätte dafür §. 153. das Verzeichniß der Interpretum XII. tab. vollständiger und richtiger abfassen sollen. Holbergs Historie hierbey zu citiren S. 154. ist mit einem Worte lächerlich. Was Actiones legis und actus legitimi gewesen, hat der Hr. V. S. 175. gleichfalls nicht gewußt, ob er gleich

nur

nur des Bachs Histor. Iur. S. 221. hätte nachschlagen dürfen. —. Eben daselbst nimmt er die irrige Meynung an, daß, was Cicero von den Patribus nach dem bekanntgemachten Iure Flaviano sagt, notas composuerunt, von siglis zu verstehen seyn. Uns dünkt, daß es einige Gelehrten deutlich genug gezeigt, daß man es durch novas formulas erklären müsse. Eben dieses glauben wir vom prætore und jure honorario, gegen welche der V. S. 182. die oft gesagten und eben so oft widerlegten Vorwürffe erneuert. — Eine legem Cinciam de donis et muneribus, deren Urheber M. Cincius Alimentus ist, kennen wir, aber eine legem Cynthiam eben so wenig als einen Cynthium Alimentum, S. 197. — Doch wir sind müde, mehrere Fehler aufzusuchen und zu verbessern. Die meisten werden jedem Leser leicht in die Augen fallen. Eben deswegen halten wir uns auch nicht länger bey dem dritten Theile auf, von S. 231 - 304. welcher die Historie des deutschen Rechts begreift. Der V. ist vom Anfange an, wo er von der Benennung der Deutschen handelt, bis an das Ende sich gleich, wo er schließt: Sit bonæ rei ad minimum optimæ studiosam juventutem perficiendi inventioni semper bonus finis! Es folgt im vierten Theile die Historie des Preußischen Rechts. Der Verf. handelt erstlich vom Zustande des Preußischen Rechts vor dem Orden, welcher Abschnitt mehr die Historie überhaupt angeht, als die Rechtsgeschichte insbesondere, dann unter den Ordensrittern, ferner unter den Herzogen und endlich unter den Königen. Den Beschluß machen die Formalien eines zu hegenden peinlichen Halsgerichtes in Preußen. Dieser Theil ist in Ansehung der Preußischen Geschichte zu weitläuftig und in Ansehung der Gesetze und des Rechts zu kurz, unterdessen doch noch der brauchbarste Theil

des

des ganzen Buches. Warum der V. diesem Buche übrigens den Tittel einer pragmatischen Geschichte gegeben hat, sehen wir nicht ein. Nirgends finden wir die Ursachen, welche die Gesetze veranlasset, entwickelt, die geheimen Absichten der Gesezgeber entdecketen den Inhalt der Gesetze nach ihren nüzlichen oder schädlichen Folgen betrachtet. Die Anmerkungen, welche der V. in französisch- lateinisch- deutscher Sprache bisweilen eingestreut hat, geben dem Buche kein Recht auf jenen Tittel.

E.

VIII.

Haoh Kjöh Tschwen, d. i. die angenehme Geschichte des Haoh Kjöh, ein chinesischer Roman in vier Büchern, aus dem Chinesischen in das Englische, und aus diesem in das Deutsche übersezt. Nebst vielen Anmerkungen, mit dem Inhalte eines chinesischen Schauspiels, einer Abhandlung von der Dichtkunst, wie auch von den Sprüchwörtern der Chineser und einem Versuche einer chinesischen Sprachlehre für die Deutschen. Leipzig bey Junius 1766. fast 2 Alphab.

Die deutschen Leser dürfen sich nicht beschweren, daß ihre Neugierde, ausländische Schriften in ihrer Muttersprache zu lesen, nicht befriediget würde. Die Aemsigkeit der Uebersetzer kommt ihrer Wißbegierde zuvor, nachdem die französisch- und englischen Schriften lange gnug der Gegenstand ihres ge-

 schäf-

schäftigen Fleißes gewesen sind, kommt endlich auch die Reihe an die Chineser. Wir tadeln inzwischen den Uebersetzer, Hrn. von Murr keinesweges, daß er diese Bemühung über sich genommen, als eine Probe des chinesischen Genies betrachtet, müssen wir diesen Roman für ein Geschenk annehmen, und in dieser Absicht ist er auch mehr werth als ein Dutzend Uebersetzungen von französischen Romanen, wenn diese auch nach chinesischem Geschmak wären: denn daran haben wir einen eben so großen Ueberfluß, als Mangel an Originalen. Zwar eigentlich ist die Arbeit des Hrn. von Murr nur eine Uebersetzung, und man kann sich leicht vorstellen, daß das Buch manche wichtige Veränderung erlitten hat, das muß man aber so gar genau nicht suchen. Eben diese Nachsicht muß man gegen die Geschichte selbst haben, man weis, wie sehr die Denkungsart der Chineser von der unsrigen unterschieden ist. Der englische Herausgeber verlangt mit Recht, daß man dieses Buch nicht nach den Gesetzen der europäischen Kritik beurtheilen müsse. Der Plan des chinesischen Verf. ist sehr einfach, nach einigen Nebengeschichten, welche seine Helden vorläuffig charakterisiren, öfnet sich die Hauptscene. Der Sohn eines Mandarins verliebt sich in ein junges Frauenzimmer, die Tochter einer Mandarine, welche er aus den Händen eines ihr verhaßten Liebhabers befreyet. Es ereignen sich aber auf Seiten des Frauenzimmers viele Schwierigkeiten, die seine Wünsche aufhalten, die aber doch nach und nach durch seine Klugheit und Muth überwunden werden. Nun kommt die Reihe an ihn, es finden sich auf seiner Seite eben so viele Hindernisse, das gehet alles in der besten Ordnung, ohne Verwirrung, ohne Nebenfabeln, recht systematisch. Nachdem endlich der V. alle tugendhafte Personen in der Geschichte belohnt und die Lasterhaften abgestraft hat, so macht

er den Liebhaber durch den Besiz seiner Schönen glüklich. Das Naive in der Erzehlung giebt dem Buche ein gefälliges Ansehn und macht, das man die schlechten Stellen williger übersieht. Hoah Kjöh ist nicht der Held der Geschichte, wie man vermuthen könnte, sondern der Verf. jener heißt Lieh Tschong – und der Versuch einer chinesischen Grammatik im Anhange, ist ein so schlechter Versuch, daß er kaum diesen Namen verdient; er enthält weiter nichts als chinesische Complimente, womit die persönlich für Wörter ausgedrükt werden.

A.

IX.

Der Christ in der Welt. Leipzig, bey Joh. Mislern, 1766. 8. 230 Seiten.

Eine moralische Schrift, die in der Folge schon gut werden könnte, wenn der Hr. Verf. wollte. Vielleicht muntert ihn eine ausführliche Beurtheilung derselben zur Fortsetzung, aber auch zur Verbesserung seiner Arbeiten auf, und dann soll es uns nicht gereuen, einige Erinnerungen darüber gemacht zu haben. Wenn der V. in dem Fache der christlichen Moral bleibt, wenn er die falsche Andacht, die Heucheley der Moderchristen u. s. w. aufdekt und die verborgenen Triebfedern mancher tugendhaft scheinenden Handlungen ans Licht ziehet; wenn er diese und jene von Christo und den Aposteln bey ihren vorgetragenen Sittenlehren gebrauchten Ausdrücke erklärt und bey Bestimmung der christlichen Vorschriften selbst, auf die Lage, worin sich die leztern befanden und auf den

damaligen Zustand der Gemeinden, an welche sie schrieben, billigermassen mit Rüksicht nimmt; so geben wir ihm völlig Beyfall und lassen seiner guten Einsicht und richtigen Beurtheilung der Sachen alle Gerechtigkeit wiederfahren. Ein wenig mehr Kenntniß der Welt und der menschlichen Natur würde ihm freylich nach der Absicht seiner Schrift, dabey vortrefliche Dienste gethan haben. Aber daran fehlt es nun unsern deutschen Moralisten noch größtentheils. Sein Styl ist indessen leicht und fliessend, aber nicht körnigt genug. Der Ausdruk ist den ehrwürdigen Wahrheiten, davon er schreibt, anständig, aber zuweilen sollte er ein wenig edler und nicht so platt seyn. Allein, wenn der V. aus dem Felde der Moral in die Dogmatik übergehet, und das geschieht oft, so hat man Noth, den vorigen aufgeklärten Mann wieder zu finden, der sich hier und da sogar widerspricht. Da sind gar nicht mehr die hellen Begriffe, die klaren Vorstellungen der Sachen, der deutliche und präcise Ausdruk, die richtige Auslegung der heiligen Schrift und die gute Bekanntschaft mit der biblischen Sprache, die wir vorher mit Vergnügen an ihm wahrgenommen hatten. So unbestimmt und dunkel diese und jene Glaubenswahrheit nur je in einem verlegenen Lehrbuche vorgetragen worden, so unbestimmt trägt er sie auch vor, und was das übelste ist, man fühlt beym Lesen den Zwang, den der V. sich anthat, um von den praktischen Wahrheiten, die seine Seele eingenommen hatten, manchesmal auf theoretische Betrachtungen zu kommen, worauf die vorhergehenden Vorstellungen ihn natürlicher Weise eben nicht leiten konnten. Wir glauben gern, daß das seine wahre und völlige Ueberzeugung sey, wie er diesen und jenen dogmatischen Lehrsaz vorträgt, und daß er durch lange Gewohnheit verleitet, sich die Sachen allemal so vorgestellt habe. Ob

er

er aber über solche Materien den Sinn der heiligen Schrift recht gefaßt und die Begriffe, die er aus seinem System gehabt, nicht in die Bibel unvermerkt hineingetragen habe, das ist eine andere Frage. Zu tadeln ist es indessen allemal, daß er in seinen Betrachtungen, die von Seiten der Moral ganz gut sind, spekulativische Untersuchungen und abstrakte Ideen eingeschaltet hat, die er nach seiner Vorstellungsart nicht bis zur Klarheit und Faßlichkeit erheben konnte. Lieber hätte er sie weglassen sollen, denn seine moralischen Bemerkungen hätten völlig eben die Wahrheit und Richtigkeit behalten und dennoch, seiner eigentlichen Absicht gemäß, anders als blosse Betrachtungen aus der natürlichen Sittenlehre eingerichtet werden können. Sie wären alsdenn durchs Ganze klar, verständlich und überzeugend geblieben, anstatt daß nun eine jede Betrachtung ihre gewissen dunkeln und unverständlichen Stellen hat, die der Ungelehrte, zu dessen Unterricht sie doch angestellt sind, nicht nutzen kann, die den scharfsinnigen und nach kläreren Vorstellungen in der Religion denkenden Leser nicht befriedigen und von unverständigen gar gemißdeutet werden können. Es wird sich bey der Beurtheilung der einzelnen Stücke dieser Sittenschrift, Gelegenheit finden, unser allgemeines Urtheil zu rechtfertigen.

Die erste Betrachtung, welche den Christen nach der Mode abschildert, hat viel gute Züge. Aber den Hofprediger, (S. 8.) der in einer Predigt von der Menschwerdung Christi, die im Traum von Jacob gesehene Leiter, auf der die Engel Gottes auf- und absteigen, als ein Fürbild derselben vorgestellet hatte, hätten wir weggelassen. Die Hofdame, die über der Tafel spottweise fragte: „Warum sind doch die Engel „damals auf einer Leiter in den Himmel auf- und ab- „gestiegen, da sie doch bequemer und geschwinder mit

 „ihren

„ihren Flügeln hätten hin und wieder fliegen können„? und von dem Hofprediger zur Antwort bekam: „sie „hätten kurz vorher einen Freydenker in die Hölle ge„tragen, wobey ihnen die Flügel versengt worden wä„ren„ vergaß sich und hätte was klügeres sagen können. Aber der gute Mann hatte gewissermassen Anlaß dazu gegeben. Er hätte eine ungegründete Vorstellung, die jemanden ins Lächerliche fallen konnte, nicht vorbringen sollen — Bey den Ursachen (S. 11. 12.) warum der öffentliche Gottesdienst von vielen Leuten verabsäumt wird, hätte der V. nur auch sollen mit einfliessen lassen, daß die schlechten Vorträge mancher Prediger zum Theil sehr Schuld daran wären. — Der Nachbar in B. (S. 16.) der mit seinem Weibe Singstunde hält, sticht gegen den Cavalier, der vorher geschildert worden, nicht gut ab. Doch das gehört für die Feinheit des Geschmaks, den Uebelstand in solchen Contrasten zu empfinden. S. 21. stossen wir uns an den Scharfrichterknecht. Ein ganz geringer Mensch hätte da immer in seinen Plaz gestellt werden können. S. 30, 31. scheint es, als ob der Hr. V. von dem Einfluß guter Beyspiele auf die moralische Besserung des Herzens zu obenhin urtheilte. O wenn wir nur von Jugend auf mehr gutes sähen, der Einfluß davon würde sich schon zeigen. Beyspiele können uns freylich allein nicht tugendhaft machen, aber sie können einen starken Antrieb abgeben, es durch die gehörigen Mittel zu werden. S. 94. und 95. heißt es ja ausdrüklich: „Rechte und löbliche Beyspiele wir„ken am allerleichtesten auf den Menschen.„

Die zweyte Betrachtung beschreibt den Christen nach seiner Schönheit und Würde. Die Grundideen sind gut, aber der V. hat sie nicht ausgebildet. Ueberhaupt ist das Stük mehr dogmatisch als moralisch, und hat mehr als eine dunkle Stelle. Wir hätten in den

den Vorstellungen der ganzen Sache einen ganz an
dern Gang genommen. Aber es möchte zu diktatorisch
klingen, wenn wir ihn anzeigen wollten. Ein jede
hat seine eigene Weise. S. 38. deklamirt der Verf
mehr, als er beweiset. Manche an sich wahre Sätz
hätten wohl näher bestimmt zu werden verdient. Abe
wir können uns nicht dabey aufhalten, sie sind auch i
den Vorstellungen des Hrn. Verf. allgemein angenom
men. „Der Christ, eine Werkstatt des dreyeinige
„Gottes. (S. 41.) Der Glaube sezt uns in die Per
„son des Gottmenschen„ (S. 43.) ist sehr mystisch
gesprochen. Ueberhaupt kommen auf dieser und de
folgenden Seite Stellen vor, die aus einer alten Po
stille, oder Dogmatik abgeschrieben zu seyn scheinen
Warum verhüllt man doch die Wahrheit so sehr i
Wolken? Uns fällt besonders die Stelle auf: „Ma
„setze noch dies hinzu, wie liebreich, wie gelinde Got
„mit dem Menschen verfahre, daß er den Glaube
„zur Bedingung und zum Mittel der Seligkeit ge
„macht, und von ihm keine eigene Werke, keine de
„menschlichen Natur schwere und beynahe unmöglich
„Bedingungen erfordere, so wird man von der Lieb
„Gottes zu dem Menschen und dem hohen Werth ih
„rer Seelen, mit einem Wort von der Würde de
„Christen vollkommen überzeugt werden.„ Das hät
ten wir nicht gesagt und uns dünkt diese Rede volle
Verwirrung, Trugschlüße und der größten Misdeu
tung unterworfen zu seyn. Nichts beweist mehr di
Liebe Gottes zu dem menschlichen Geschlecht, als di
Veranstaltung, den Sünder durch einen göttliche
Mittler zur Seligkeit zurükzuführen, das ist für sic
ausgemacht und ein Grundsaz. Aber das übrige i
nicht klar auseinander gesezt. Der V. gehört zu de
nen, die die verschiedenen Bedeutungen des Wort
glauben in dem N. T. nicht unterscheiden, den Gl

 be

ben subjektivisch genommen, den Werken immer ent-gegenstellen; rechtschaffene Gesinnungen und Handlungen der Gottseligkeit und Tugend mit äußerlichen Beobachtungen des Gesetzes und den sogenannten operibus operatis verwechseln; Paulum und Jacobum in der Lehre von dem Glauben und den guten Werken nicht genug vergleichen, und den ersten über seine wahre Meynung in den Briefen an die Römer und Galater nimmermehr verstehen lernen wollen. Der Glaube, subjektivisch erwogen, oder die zuversichtliche Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangelii, wie ihn der V. S. 23. selbst erklärt hat, wirkt unmittelbar Gottseligkeit und Tugend, und diese gehört so wesentlich dazu, daß wenn wir uns in der Erkenntniß des Christenthums nicht mit leeren Wortspielen und unnützen Subtilitäten, in Absonderung der Begriffe aufhalten wollen, wir das eine von dem andern niemals trennen müssen, oder wir reden ohne zu denken und verstehen Paulum nicht. Eine aus Ueberzeugung von der christlichen Wahrheit entspringende Befolgung derselben in der Gottseligkeit und Tugend, macht nach dem wahren Verstande der heiligen Schrift und der einstimmigen Erklärung der Gottesgelehrten selbst, den lebendigen, thätigen Glauben eines Christen aus, und der ist die Bedingung zur Seligkeit für alle Menschen, denen das Evangelium geoffenbart worden. Aeußerliche Ceremonien, Beschneidung, Fasten, Opfer, Festtäge und dergleichen, worauf die Israeliten im alten Testament einen so großen Werth legten; Dinge, welche die aus dem Judenthum bekehrten Christen in den Gemeinden zu Rom und Galatien, neben der gläubigen Annehmung des Evangelii auch noch für nothwendig zur Seligkeit hielten und den Heyden aufdringen wollten; Wallfarthen, Kasteiungen, Mönchsgelübde, die man in der verderbten christlichen Kirche

als

als verdienstliche Werke ansahe, oder was sich sonst der Aberglaube und die Andächteley der Menschen in dieser Art, zur Genugthuung für ihre unmoralischen Gesinnungen und Handlungen erdichten mag, die fordert Gott freylich nicht von dem Menschen, und die werden uns nie zur Gemeinschaft mit ihm führen. Aber ein gebessertes Herz, eigene tugendhafte Handlungen, die aus Ueberzeugung und Annehmung der evangelischen Wahrheit mit freywilliger Entschließung verrichtet werden, fordert Gott schlechterdings und unter Bedingung der Glükseligkeit von dem Menschen, und wenn sie ihm noch so viel Schwierigkeiten, Mühe und Ueberwindung kosten sollten, die sie der menschlichen Natur auch wirklich kosten. Wer das leugnet, muß der heiligen Schrift grade widersprechen. Wir wissen, weder wie jemand die Absicht des Evangelii, welche in allen Stücken am Ende auf moralische Rechtschaffenheit derer, die es annehmen, hinausgeht, so sehr mißkennen kann, noch wie der Hr. V. dazu kommt, daß er das Christenthum den Lesern an diesem Orte so sehr leicht und gemächlich macht, da er anderswo (Seit. 50.) selbst gestehet: „Sich überwinden, koste „mehr, als die stärksten Mauern übersteigen.„ Bey allen Aufklärungen, die das Evangelium dem Verstande des Menschen zu seiner Glükseligkeit giebt, bey allen Erleichterungsmitteln, die die Tugend des Christen in dem Beystande Gottes selbst findet, behält doch die Theorie des Christenthums ihre dunklen Seiten und Unbegreiflichkeiten, wie die Praxis desselben ihre Schwierigkeiten. Das kann aber schlechterdings nicht anders seyn, denn der Verstand des Menschen hat eingeschränkte Fähigkeiten und die Tugend bedarf Prüfungen. Wiewohl, wenn man in dem Geschäfte seiner höchsten Glükseligkeit weiter nichts als glauben darf, das Wort in so eingeschränkter Bedeutung genommen,

 als

als der Verf. es hier zu nehmen scheint, so kommt man freylich ganz leicht davon. Wir wollen keine Consequenzen machen, sonst könnten wir manche für das thätige Christenthum äusserst gefährliche und der Tugend höchst nachtheilige Folgerungen, daraus herleiten, die der Verf. selbst nicht billigen würde und wogegen seine ganze Sittenschrift zeugen muß. Wozu sollen denn aber solche Anmerkungen, die nur Verwirrung machen? Die Tugend giebt dem Christen den einzigen wahren Werth und der Verf. kennt selbst (S. 40.) nichts schöneres denn sie, ja ausser ihr ist kein sicheres Kennzeichen des Glaubens, der in gewisser Bedeutung selbst zur ersten Tugend wird. Wo nun die Würde des Menschen herkommen soll, wenn man den Glauben, Gott weiß in was eine abstrakte Idee sezt, das wissen wir uns wenigstens nicht vorzustellen. Die Begnadigung oder sogenannte Rechtfertigung des Sünders bey Gott bleibt indessen immer ein Urtheil, welches er nach seiner bloßen Gnade über ihn fället und eine Folge der Vermittelung Christi. Der Christ verdient eigentlich nichts bey Gott, wenn seine Gesinnungen und Thaten auch noch so rechtschaffen sind. Denn Gott ist ihm nichts schuldig. Seine Handlungen der Gottseligkeit sind Pflicht, er kann durch eine ganze Welt voll Tugenden keine einzige Sünde ungeschehen machen und deren Folgen abkaufen. Aber die Tugend müßte aufhören Tugend zu seyn, wenn sie jemals aufhören sollte, eine unmittelbare Quelle der Glükseligkeit für die moralische Natur des vernünftigen Menschen zu werden. Diese Begriffe sind so klar, in der heiligen Schrift so gegründet und lassen sich so leicht mit einander vereinigen, daß nur ein von Vorurtheilen freyer Verstand dazu gehört, sie richtig und einleuchtend zu finden. — S. 43. heißt es: „Der Glaube „macht den Christen zu einem Tempel und Wohn-

„hause

„hause des Dreyeinigen Gottes, besonders des heili-
„gen Geistes. Eph. 3, 17. Joh. 14, 23. 1 Cor. 3,
„16. Ein jeder wahrer Christ hat alle die Schön-
„heit, ja noch mehrere Vorzüge als der Tempel zu
„Jerusalem in sich. In ihm wohnt der Dreyeinige
„Gott, nicht etwa nur mit seinen Gaben, sondern auch
„nach seinem Wesen — denn er hat den Gnadenstuhl
„in seinem Herzen.„ Ein Fanaticus könnte diese
Stelle, wenn das die Lehre der angeführten Schriftör-
ter wäre, ungemein gut brauchen, das ganze Gebäude
seiner Einbildungen und Träumereyen darauf zu grün-
den. Gott soll nach seinem Wesen — wir irren uns
doch nicht, wenn wir glauben, daß der V. das Wort
in metaphysischem Verstande nehme? Denn sonst hieße
der Unterschied zwischen Gaben und Wesen gar nichts —
in dem Menschen wohnen: Das denke sich einer ein-
mal, ohne zugleich den Irrthum davon einzusehen.
Wenn das κατοικῆσαι τὸν χριστὸν διὰ τῆς πίστεως ἐν
ταῖς καρδίαις ὑμῶν Eph. 3, 17. etwas anders heißen
soll, als die Epheser sollten ihre Herzen durch die
Wahrheit des christlichen Glaubens regieren lassen
und die Gesinnungen Christi annehmen; wenn die Re-
de Jesu Joh. 14, 23. wo er von denen spricht, die
ihn und seinen Vater liebten, nicht anzeigen soll: wir
werden uns ihm offenbaren, und ihm durch Mitthei-
lung ausserordentlicher Gaben noch näher bekannt ma-
chen, wie der Heyland es V. 21. durch ἐμφανίσω αὐ-
τῷ ἐμαυτόν selbst erklärt; und wenn die Redensart
des Paulus 1 Cor. 3, 16. was anders bedeuten soll,
als: habt ihr nicht an den ausserordentlichen Gaben
des heiligen Geistes, die euch mitgetheilt sind, und fort-
währen, einen sichern Beweis, daß ihr Gott angehö-
ret, daß der sein Werk unter euch habe, und eure Ge-
meinde gleichsam als sein Tempel und seine Wohnung
anzusehen sey? Wenn dies nicht der Verstand dieser
Stel-

Stellen ist, so sage man in aller Welt was sie vernünftiger Weise anzeigen sollen. Das unendliche Wesen Gottes soll sich dem Wesen des Menschen, einem jeden Gläubigen communiciren, wo bleibt bey dieser Vorstellung die gesunde Vernunft? Der V. weiß ohnstreitig, daß der Geist Gottes in den ersten Gläubigen die von ihm empfangenen Wundergaben waren, folglich Wirkungen der göttlichen Kraft, aber nicht das göttliche Wesen selbst? Er muß es nur vergessen haben, daß die Redensarten der angeführten Schriftstellen im A. und N. Testament häufig vorkommen und es nichts ungewöhnliches sey, daß die Caussa pro effectu gesezt werde? wir bedienen uns ja sogar in unserer deutschen Sprache ähnlicher Ausdrücke. Wenn man z. E. sagt, der ganze Geist des Vaters wohnt in dem Sohn, will man damit was anders anzeigen, als: der Sohn hat ganz die Gaben, Neigungen und Gesinnungen des Vaters? Der Widerspruch, daß das unendliche Wesen in einer gläubigen Seele anzutreffen sey, verdient keine weitere Widerlegung. Haben wir den Hrn. V. nicht recht verstanden, so ist es seine Schuld. Warum drükt er sich nicht klärer und deutlicher aus? — S. 49. 50. merkt er sehr richtig an, daß das Leben der wahren Christen kein unaufhörliches Leiden seyn solle, sondern daß Apostelgesch. 14, 22. 1 Thessal 3, 3. und andere Schriftstellen auf den Zustand der ersten Christen giengen. — Warum giebt er sich aber doch S. 53. 54. die Mühe, die großen Gesinnungen mancher weisen und tugendhaften Heyden zu verkleinern. Man lasse sie doch seyn, was sie sind, es war ja ebenfalls Gottes Werk, der sie durch das Licht der Vernunft dazu fähig gemacht hatte. Des Sokrates Gesinnung, „er wolle lieber Unrecht leiden als Unrecht thun; man „müsse niemanden beleidigen, auch den nicht einmal, „der uns beleidige. Das halte er dafür, obgleich der

„Pö-

Pöbel anderer Meynung sey,, bleibt immer groß und gereicht ihm zu desto größerer Ehre, da er ein Heyde war und von der christlichen Moral nichts wußte. Wir hätten gesagt, Sokrates und seines gleichen beschämen mehr als die Helfte der Christen, die sonst alle so edel denken könnten und sollten, wenn sie ihrer Erkenntniß von Gott und der Religion, die sie haben, gemäß dächten. Die Heyden hatten die natürliche Moral. Die haben wir Christen auch noch, nur mehr aufgeklärt und mit ihr eigenthümlichen, weit stärkern Bewegungsgründen unterstüzt, wie der V. selbst in der folgenden Betrachtung S. 64. anführt. — S. 56; „Wir erblicken ihn (den Christen im Tode) unter der „Zahl der Morgensterne, als einen Stern der ersten „Größe„ ist eine unerwartete und sehr gesuchte Anspielung auf Hiob. 38, 7., welche Stelle citirt wird — Der Verf. wird sich doch den Aufzug der Seligen im Himmel nicht so bildlich vorstellen, als er Offenb. Joh. 7, 11 - 17. beschrieben wird, wie es S. 57. fast das Ansehen hat. — Der Schluß des Stüks ist überaus exclamatorisch. Fünf Ausrufungen, die sich alle mit O! anfangen in wenig Reihen.

In der dritten Betrachtung, wo der Christ in der Welt nach seiner Absicht vorgestellt werden sollte, hält sich der V. mit viel Nebendingen auf, und sagt von der Hauptsache am wenigsten. Der Anfang ist gut, die Mitte langweilig und gedehnt und eine Stelle aus der Mosheimschen Sittenlehre, womit geschlossen wird, das beste in der ganzen Betrachtung. S. 63. hat er die Verf. der Litteraturbriefe Theil. XIX. S. 48, wie uns dünkt, nur nicht recht verstanden. Wir haben die Stelle nachgeschlagen. Man leugnet da nicht, daß unser gegenwärtiges Leben ein Stand der Prüfung sey. Es wird nur gesagt: „Denke nicht, „dieses Leben sey blos Vorbereitung, das künftige blos „Ent-

„Endzwek. Beyde sind Mittel, beyde sind Endzwecke. „Mit gleichen Schritten gehen die Absichten Gottes „und die Veränderungen einer jeden Substanz ins „Unendliche fort.„ Sehr wahr, und dies widerspricht dem Stande der Probe, auf der wir hier in so mannigfaltiger Absicht stehen, im geringsten nicht. — Der Saz (S. 64.) „die unendliche Gerechtigkeit, welche „durch die Sünde beleidigt wird, verlangt eine unendliche Genugthuung,„ muß allerdings angenommen werden, wenn man über die Genugthuung Christi philosophiren und ihre Nothwendigkeit a priori beweisen will. Aber mit diesem Beweise a priori geräth man ganz gewiß ins Stecken, denn ohne die Offenbarung wüßten wir von derselben nichts, gar nichts. Wir glauben die Erlösung durch den Sohn Gottes nach der Schrift, zu unserm größten Trost. Allein sollte sich jener Saz wohl aus dem Wesen Gottes und seinen Eigenschaften an sich selbst herleiten, und bey der Unmöglichkeit, daß durch die Sünde eines endlichen Wesens dem Wesen des unendlichen Gottes eine Art von Beschädigung zugefügt würde, vertheidigen lassen?

Uns dünkt immer, als wenn dabey die Vorstellung zum Grunde läge, daß durch die Sünde des menschlichen Geschlechts eine Veränderung in Gott, eine Kränkung und Störung seiner Glükseligkeit wäre angerichtet worden, welches doch niemand behauptet; indem die Sünde Gott nur in so ferne beleidigt, als sie ihm aufs höchste mißfällt und seiner Heiligkeit zuwider ist; nur in so fern, als der Mensch dadurch zum Aufrührer gegen ihn wird und die Absichten stört, die Gott durch ihn erreichen will. — S. 65. Macht sich der Verf. einige Vorstellungen von der Ewigkeit. Wer hat jemals gehört, daß in derselben keine Folge und Veränderung der zufälligen Dinge auf einander seyn werde? — S. 69. „Unsre ganze Bekehrung geschieht

„izt

„igt mittelbar.„ Sehr recht, aber in andern Stellen scheint es, als ob man das wieder hätte vergessen gehabt.

Die vierte Betrachtung handelt von dem Wandel der Christen. Sie ist gut, aber die Schilderung der Tugenden des Erlösers hätte noch stärker werden können. Einzelne Urtheile und Ausdrücke, die nicht so ganz richtig und wohl gewählt sind, muß man gehn lassen. S. 85. heißt es: „Wir sollen von Jesu, dem „Dreyeinigen, uns selbst und unsern Nächsten lieben „lernen.„ Ist es nicht Affektation, hier das Wort Dreyeinigen zu setzen? Sagt Gott etwa nicht genug?

Die fünfte Betrachtung über den Gebrauch der Welt hat uns vorzüglich gefallen. Hier und da ist sie ein wenig weitschweifig, aber sonst natürlich und lebhaft. Warum schreibt der Hr. Verf. nicht immer so? Er hat es hier mit den mürrischen Sonderlingen und mit den sinnlichen und wollüstigen Weltmenschen zu thun, und giebt und nimmt auf keiner Seite weder zuviel noch zu wenig — Daß wir in dem zukünftigen Leben auch Beschäftigungen und Ergötzungen für unsere verfeinerte Sinne haben werden, das glauben wir ebensfalls zuverläßig. Aber so eigentlich möchten wir doch die biblischen Beschreibungen nicht verstehen, als sie der Verf. S. 114. zu nehmen scheint.

Die sechste Betrachtung hat uns völlig mit dem Verfasser ausgesöhnt und unsern ganz besondern Beyfall. Sie ist gegen diejenigen gerichtet, die sich auf der Kanzel und im gemeinen Leben auf eine affektirte Art der biblischen Sprache bedienen und sich dadurch das Ansehen einer ganz besondern Heiligkeit und Andacht geben wollen. Wir können uns nicht die Genugthuung versagen, ein paar Stellen auszuziehen, worinn wir zu des Verf. Urtheil unser volles ja sagen

und

und empfehlen das ganze Stük zum Nachlesen. Nur wundern wir uns, wie er zuweilen selbst dagegen hat handeln können. S. 165. heißt es: „Man gebe gewissen Zeichen oder Worten eine Bestimmung, so ist „es gleichviel, ob ich sie in diesen oder jenen Ausdrü„cken sage. Gott bleibt gütig, weise, gerecht, ich mag „diese Sätze in französischen, englischen, oder griechi„schen und hebräischen Worten bekennen. Selbst der „Erlöser bezeuget dieses durch sein Verhalten. Er „trägt die heiligsten und geheimnißreichsten Offenba„rungen in der Sprache vor, in der ihn die damalige „Welt verstund und redete in solchen Ausdrücken, die „damals unter Juden und Heyden bekannt, begreiflich „und verständlich waren. Erforderte es nicht die „Nothdurft, um einreissenden Unordnungen vorzubeu„gen, so deucht mir, wäre es nicht nöthig, in Lehrbü„chern, Glaubensbekenntnissen, oder im öffentlichen „Vortrage uns so genau an gewisse Ausdrücke der „Schrift zu binden. Ja wir tadeln diejenigen, die „sich ein Gewissen machen, in ihren Predigten ande„rer als deutschmorgenländischer Ausdrücke sich zu be„dienen. Die wenigsten Zuhörer können sich einen „Begrif von diesen Redensarten machen. Warum „trägt man die göttlichen Lehren nicht in seiner Spra„che, die allen bekannt ist, vor? Gewiß eine große „Ursache der Unwissenheit im Christenthum, daß man „das zum Nachdenken unfähige Volk in solchen Aus„drücken zu lernen nöthiget, die ihnen viel zu hoch und „dunkel sind; aber auch eine fruchtbare Quelle zu vie„len Zwistigkeiten in der Kirche werden. Hätte man „von dem Geiste, von der Gnade, von dem Lichte, von „der Kreuzigung, von der Wiedergeburt so geredet, „als ein jeder in der ihm angebohrnen Sprache„ (man versteht, was der V. mit der angebohrnen Sprache sagen will) „die Sache verstünde, wie leicht würde

„man

„man den Geist des Inspirirten, der unreinen Mysti„cker erkannt, und wie viele hingegen zur wahren Er„kenntniß Gottes gebracht haben? Allein diese Art „zu lehren hat für diejenigen Lehrer eine große Be„quemlichkeit, die die Ausdrücke der Schrift selbst „nicht verstehen, oder sich um die Natur und den In„halt derselben nicht bekümmern.„ — S. 168. „Es „giebt auch in Deutschland solche Leute, die das Wort „Gnade ohne Verstand brauchen und gleichsam zu „einem Modeworte machen. Was ist gewöhnlicher, „als daß man sagt: Die Gnade allein muß das Herz „bekehren. Verstehen aber nicht viele diesen Satz „eben so, als wenn der Herr in denen, die er heiligen „will, nicht anders wirke, als in den leblosen Geschöp„fen, in denen er neue Veränderungen hervorbringen „will. — Er verrichtet durch die Wahrheit und Er„leuchtung des Verstandes die Bekehrung des Men„schen. Sind nun Verstand und Vernunft eine Ga„be Gottes, so kann man mit Recht das ein Wort „Gottes heißen, und eine Gnade, was durch dieselbe „geschicht.„ S. 179. „Ob das Wort Gottes an und „für sich selbst kräftig ist, will es doch eben sowohl „deutlich, gründlich und angenehm vorgetragen, als „gelesen und gehört werden. Die wahre Beredsamkeit „hindert den Nachdruk des göttlichen Worts gar „nicht; — zur wahren Beredsamkeit aber gehört, „nach dem Zeugniß eines ihrer größten Lehrer, daß „man ordentlich, bestimmt und zierlich rede. (Cic. de „officiis. L. 1. apte, distincte, ornate.) Man „kann also vor dem einfältigsten und unwissendesten „Haufen die stärkste Beredsamkeit brauchen, ja sie ist „da recht nöthig, u. s. w.„

Die siebente Betrachtung von der Liebe der Christen zum Vaterlande, ist durch die Urtheile des Hrn. von Justi, und der Briefe über die neueste Lit-

teratur Theil XVII. S. 125. und Theil XV. 140. f. f. veranlaßt worden, als ob aller Unterricht der Leute bey uns bloß auf die Religion gienge und die Unterthanen nichtweniger als über die Pflichten gegen den Regenten, den gesamten Staat und die Mitbürger belehrt würden. Der Hr. V. bemüht sich zu zeigen, daß in christlichen Staaten mehr bürgerliche Tugenden angetroffen würden, als man gemeinhin glaubte, daß die Biebel alle Pflichten eines guten Bürgers und Unterthanen vorschriebe, obgleich nicht weitläuftig, welches auch für eine Offenbahrung, als die heilige Schrift, nicht nöthig wäre; Und wenn sie auch nicht unmittelbar lehre: Liebt das Vaterland und sterbt fürs Vaterland! doch mittelbar ebenfals alle patriotische Tugenden lehre, da sie Ehrfurcht gegen den König, Gehorsam gegen die Obrigkeit, Menschenliebe, Gerechtigkeit u. s. w. predige: Er beruft sich auf sein Vaterland, Sachsen, wo über dergleichen Materien öfters von der Kanzel geredet würde, und ist um deswillen unzufrieden mit dem Urtheil in den Litteraturbriefen, wo es heißt: „von den Predigern, darf man nicht erwarten, daß sie diesen Unterricht auf sich nähmen. Sie haben sich einmal gewisse Materien gewählt, über welche sie nicht wegschreiten„ führt aber Fälle an, wo es nicht möglich und nöthig sey, die Unterthanen zum Tode fürs Vaterland aufzufordern. Derjenige verdiente das gröste Gelächter, sagt er S. 196. „der den Unterthanen eines kleinen Fürstenthums „oder einer Grafschaft zurufen wollte: Sterbet fürs „Vaterland! wird der Tod unsers kleinen Haufens einer Armee Widerstand thun können? Und wo sind „die Feinde, die uns bekriegen? Glükselig, würden sie „sagen, sind wir, daß uns der Himmel dieser Nothwendigkeit überhoben hat„. Das ist ganz wahr, und in solchen besondern Fällen würde freylich eine Aus-

nahme von der allgemeinen Regel statt finden, wie denn überhaupt der V. in dieser Sache einige Urtheile gefällt hat, die ganz richtig sind und denen wir gerne beystimmen. Indessen dünkt es uns auf der andern Seite allerdings nöthig und nüzlich zu seyn, daß die Geistlichen auch ihre Gemeinden öfters auf die Pflichten im bürgerlichen Leben führten. Allein, wie selten hört man davon etwas auf den Kanzeln! Trägt dieser und jener würdige Prediger so specielle Wahrheiten auf der Kanzel vor, so wird es ihm wohl gar von solchen verdacht, die die christliche Moral nicht auch auf das gegenwärtige Leben angewendet wissen wollen, und meinen, sie enthalte bloß Vorschriften zur Zubereitung auf das zukünftige. Wird doch bey der Anweisung unserer christlichen Jugend der Unterricht in der Sittenlehre überhaupt sehr vernachläßiget, oder wohl gar für überflüßig gehalten, und deshalb sehr mangelhaft und seicht eingerichtet, weil man sich blos auf die Glaubenswahrheiten einschränkt, was Wunder, wenn an die bürgerlichen Pflichten gar nicht gedacht wird. Die Anmerkung, womit der Verf. S. 203. diese Betrachtung schließt, finden wir sehr gegründet. „Man macht es verkehrt, wenn man den Patriotismus „zu empfehlen, bey dem Bürger den Anfang macht. „Die Härte und Strenge mancher Häupter, noch „mehr aber der Mißbrauch einer verliehenen Gewalt „der Diener des Staats, verursachen oft bey dem „Niedern einen Haß gegen die, welche das Ruder führen. So lange nun der Unterthan siehet, er werde „als ein Geschöpf betrachtet, das man nur nach seinem Eigensinn und Vortheil gebrauchen könne, wie „man wolle; solange kann die erforderte Liebe zum „Vaterlande ohnmöglich Wurzel schlagen. Man bearbeitet ein Land, auf dem der beste Same verdirbt, „wo es nicht erweicht wird und die Dornen ausgerot-

„tet werden. Soll der Bürger sein Vaterland lieben,
„muß man ihm mit Liebe zuvorkommen. Diese Liebe for-
„dert er von seinem Regenten sowohl, als denen, die
„ihm zur Seite stehen und seine Befehle ausführen.
„Wo die Rathgeber mehr sich, als ihren Fürsten und den
„Wohlstand des Landes und dessen Früchte, ihres ei-
„genen Vortheils wegen, lieben, und der Unterthan den
„Schuz, den ihm der Regent versprochen hat und wil-
„lich angedeihen lassen würde, von dessen Dienern
„erst erkaufen muß, da sind Haß, Mishelligkeiten,
„Rebellionen und endlich der Untergang des Staats
„unvermeidlich. Es kommt also hauptsächlich darauf
„an, daß man erst in einem Lande treue, uneigennützi-
„ge und christliche Räthe habe. So lange Gleichgül-
„tigkeit und Verachtung des Christenthums die Vor-
„steher beherrschet, eine Sache, die man leider in un-
„sern Tagen zur Größe eines Mannes rechnet, ist es
„unmöglich, den wahren Patriotismus unter den Bür-
„gern überall in den Schwang zu bringen.„

Die achte und lezte Betrachtung von der Freund-
schaft der Christen fällt gegen die vorhergehende sehr
ab, und enthält mehr Sentenzen aus der Biebel und
den Profanskribenten, als eigenes Raisonnement. Der
V. schreibt nicht aus vollem Herzen, wie man hier
hätte vermuthen sollen, sondern sucht die Gedanken
mühsam zusammen, und wirft sie ohne Wahl und Ord-
nung aufs Papier. — Unsre Leser werden aus dem
allen, was bisher angeführt worden, sehen, wie weit
der Verfasser des Christen in der Welt bey seinem
an sich rühmlichen Vorhaben, moralische Betrachtun-
gen über einzelne Lehren aus der christlichen Sitten-
lehre zu schreiben, dabey Vernunft und Offenbahrung
gehörig, zu verbinden und die widrigen Begriffe, die
man sich hier und da aus Mangel der Einsicht vom
Christenthum macht, ausrotten zu helfen, hinter dem

En-

Engeländer Steele zurükgeblieben sey, wenn er auch den französischen Formen und den deutschen Greis, die er in der Vorrede rühmt, bis auf eine gewisse Entfernung eingehohlt hätte, wie weit ist doch noch der Abstand zwischen einem Steele und Addison und unsern deutschen Moralisten! Und woran mag es wohl liegen, daß es diesen lezteren noch gar nicht glücken will, den erstern beyzukommen? Wenn uns recht ist, so haben wir bemerkt, daß sich die christlich-philosophischen Sittenlehrer unserer Nation seit einiger Zeit, vielleicht seit dem Hrn. Kruzelt mit seinem Christen in der Einsamkeit so sehr angelaufen ist, mit einer unbeschreiblichen Furcht vor dem intoleranten Argwohn der falschen Orthodoxen und Ketzermacher zu ihren Arbeiten niedersetzen. Es kommt uns immer so vor, als wenn diesen Männern beym schreiben beständig der Gedanke im Sinn läge, hier mußt du Sätze einschalten, die deine Orthodoxie kennbar machen, dort Anmerkungen einstreuen, die dich gegen alle Angriffe ihrer streitbaren Vertheidiger in Sicherheit setzen. Geschähe es nicht, um allem Verdacht einer Unrechtgläubigkeit vorzubeugen und auf keine Seite anzustoßen, so sehen wir nicht ein, warum sie nicht zwo Seiten schreiben könnten, ohne mit einfließen zu lassen, zu welcher Parthey der Christen sie sich bekennen. Eine oder zwey Perioden lang wird moralisirt und denn kommen wieder Seiten lange trockene dogmatische Betrachtungen, die mit den vorhergehenden Sittenlehren in keiner unmittelbaren Verbindung stehen. Bey jeder kleinen Gelegenheit, sollte sie auch von einem einzigen Worte hergenommen seyn, zwingen sie sich, die unbestimmtesten Lehrsätze in dem vollen ausgedrükten Gepräge des Alterthums ihren moralischen Gedanken einzuweben, und wenn sie Schriftstellen anführen, um ihre Sätze zu beweisen, so werden denn die nicht natürlich

aus ihrem Zusammenhange, nicht nach der hermenevtischen Wahrheit und nach dem Sprachgebrauch der heiligen Schrift, sondern nach dem einmal angenommenen Lehrbegrif ihrer Kirchencommun erklärt. Der Schade, der daraus entspringt, besteht darin, daß ihre moralische Betrachtungen fast niemals ein zusammenhängendes Ganze ausmachen, weil es ihnen an der leichten, natürlichen und ungezwungenen Ordnung und Verbindung der Gedanken fehlt, die dazu nöthig ist. Daher kommen so viel seltsame Uebergänge von einem aufs andere, so viel Trugschlüsse, so viel weit hergeholte halb wahre halb falsche Bemerkungen, die man an dem Ort gar nicht lesen will und da auch nicht hingehören; so viel Mystik, die einen Theil der Abhandlungen mit Schatten und Dunkelheiten überzieht; wo lauter Licht, lauter intuitive Klarheit in den Vorstellungen seyn sollte. Da man so viel Materien einschaltet, die nicht den Verstand eines jeden Lesers überzeugen, nicht zur Klarheit der Erkenntniß erhoben und vor die Empfindung gebracht werden können, so ist es denn kein Wunder, wenn sie nicht durchgängig alle Leser intereßiren und unmittelbar das Herz treffen, welches doch bey dergleichen Betrachtungen nothwendig wäre, die die Ausübung der christlichen Tugend und der Moralität der menschlichen Handlungen befördern sollen. Man verstehe uns recht. Unsre Meynung ist nicht, daß die theoretischen Wahrheiten des Christenthums von dessen moralischen Lehren sollen ganz abgesondert werden, das wäre die ungereimteste Forderung. Man mache nur die Theorie so klar und anschauend als möglich, wenn man sie ja bey der Betrachtung unumgänglich braucht; man lege die Schrift nicht nach seinen angenommenen Vorurtheilen und Ideen aus; man zünde für jeden Leser ein helles Licht über solche Stellen an, wo sie dunkel zu reden scheinen

und sich in ihrer eigenthümlichen Sprache ausdrükt; man binde sich nicht so sklavisch an das System, das man im Kopf hat, und mische nicht die erkünstelten Vorstellungsarten dieses und jenes ehemaligen Lehrers der Dogmatik unter die reine lautere Moral der christlichen Religion, so wird man es recht machen. So lange unsre deutschen Gottesgelehrten die Fessel einer vermeinten Orthodoxie nicht zerbrechen, solange wird ihr moralischer Geist, in Schriften wenigstens, gewissermaßen von deren Schwere immer niedergedrükt bleiben und sich nicht mit edler Freyheit zu der männlichen Stärke erheben können, die wir ihnen wünschten.

Ausserdem liegt es aber noch an einer andern Hauptsache, warum unsre deutschen Verfasser moralischer Sittenschriften noch immer zu weit hinter den Engländern zurükbleiben. Es fehlt den meisten an der grossen ausgebreiteten Weltkenntniß und an der damit verbundenen seltenen Gabe, die geheimen Falten des menschlichen Herzens auseinander zu legen und den menschlichen Leidenschaften in ihren verborgenen Gängen nachzuspüren, deren ein Sittenlehrer nicht entbehren kann, wenn er mit brittischer Stärke schreiben will und die Zahl seiner Leser nicht auf eine gewisse Mittelgattung von Leuten eingeschränkt bleiben soll. Die Sphäre, worin sie selbst handeln und andere handeln sehen, ist gemeiniglich sehr klein. Sie kennen die Welt etwa aus dem Ort oder der Provinz, wo sie leben; aus dem Umgange, den sie da mit Menschen haben; oder aus Büchern, und weiter nicht. Mit den feineren Sitten und Denkungsarten in der grösseren Welt völlig unbekannt, und selbst durch unzählige Vorurtheile der Erziehung, des Religionsbegrifs, der Nationalneigungen und der vaterländischen Lebensart gebildet, mahlen sie denn mehrentheils ziemlich groteske, und zeichnen den Bürger und den Einwohner ihres

Orts, anstatt den Menschen zu treffen. Hier und da ein Zug aus dem Charakter eines bekannten Professors und Magisters, eines Richters, Advocaten und Fähndrichs oder eines Frauenzimmers von mittelmäßigem Stande, zusammengesezt und daraus neue Personagen formirt; hier und da zur Abwechselung ein kleiner Uebergang aus der bürgerlichen in die kirchliche Verfassung des Landes, aus der natürlichen in die geoffenbarte Theologie, doch so, daß der Zaun, den man dazwischen gemacht hat, nicht niedergerissen, sondern nur überklettert wird; denn einmal wieder eine lustige Erzählung und wieder einmal eine gemeine Satyre und wieder einmal ein paar Erbauungsblätter bey Gelegenheit eines Fasttages, und die christlich moralische Sittenschrift ist fertig. Das verdient denn freylig nur in die Hände einer gewissen Mittelgattung von Lesern zu kommen, und wir müssen die Zeit abwarten, da unsre moralischen Schriftsteller sich mehr in der Welt umsehen, die menschliche Natur besser kennen lernen, und sich nicht sowohl zu der niedrigern Denkungsart gewisser Leser herunterlassen, sondern sie zu einem höheren Geschmak mehr hinaufzuziehen suchen werden. Wollte sich einst ein Gelehrter, der der Sache in aller Absicht gewachsen wäre, daran machen, und für den besten Theil des christlichen Publicums moralische Betrachtungen schreiben, so würde auch einmal etwas vollkommenes in dieser Art von einer deutschen Feder zum Vorschein kommen.

C.

X.

X.

Die Nürnbergischen Münzbelustigungen. Erster Theil, in welchem so seltne als merkwürdige Schau- und Goldmünzen sauber in Kupfer gestochen, beschrieben und aus der Geschichte erläutert worden, nebst einem Vorbericht, die Sammlung der Nürnbergischen Goldgülden enthaltend. Herausgegeben von Georg Andreas Will, Kayserl. Hof- und Pfalzgrafen, der Weltweish. und Dichtkunst öffentl. ordentlicher Lehrer zu Altdorf, — der deutschen Gesellschaft zu Altdorf Vorsteher. 1764. Zweyter Theil. 1765. jeder 422 Seiten stark in 4.

Es sind diese Münzbelustigungen ohnstreitig eine Nachahmung des bekannten Werkes, welches seinem Verfasser, dem Prof. Köler, so viele Ehre gemacht hat. Die ganze Einrichtung desselben zeigt dieses deutlich. Wir befürchten aber sehr, daß man an ihnen eben das entdecken möge, was man an den meisten Nachahmungen wahrnimmt, — daß sie unter dem Originale sind, und daß sie viel verliehren, wenn man sie mit denselben zusammenhält. Ohne eine Vergleichung der Talente zwischen diesen zwey Gelehrten anzustellen, so fällt der weit allgemeinere Nutzen des Kölerischen Werks von selbst in die Augen. Dasselbe breitet sich über alle Theile von Europa aus, wo nur Münzen geschlagen worden sind. Dieses begreift einen sehr kleinen Theil des Ganzen. Jenes mußte wegen der Wichtigkeit der Begebenheiten und der Verschiedenheit groser Thaten, deren Zeugnisse die Münzen sind, für jedem Leser interessant seyn.

Allein was sind denn nun die Sachen, welche in Nürnbergischen Münzbelustigungen vorkommen können? — Ein neues Rathhauß — ein Nashorn, welches 1748. in Nürnberg gesehen worden — die Hochzeit eines Patricii — ein solennes Stahlschiessen, — grosses Gewässer — die Erbauung des Waizenbrauhauses — ein Nürnbergischer Prediger, Altdorfer Professor, oder irgend ein Mitglied des Nürnbergischen Raths — alles Dinge, um welche man sich ausser dem Nürnbergischen Gebiethe nicht bekümmern will und kann. Der Hr. Verf. scheint auch blos für seine Landsleute geschrieben zu haben. Wie würde er es sonst haben wagen können, in dem bisweilen sehr wunderbaren Tone eines Clienten von verschiedenen Nürnbergischen Familien zu reden, oder mit grosser Sorgfalt alle die zu erzählen, welche aus einem Geschlechte die Aemter eines Losungers, Pflegers der Reichsveste, Rugsherren u. s. w. verwaltet haben. Nur den Familien konnte daran gelegen seyn, zu wissen, wer in diesem oder jenem Jahre Deputatus zum Schiesgraben und zur Herren-Trinkstuben, Vierthelmeister am Salzmarkte oder Pfleger des Siechkobels bey St. Jobst gewesen sey. — Es ist nicht zu läugnen, daß der Hr. Verf. bey dergleichen Kleinigkeiten weitläuftig seyn müssen, weil er sich einmal vorgenommen hatte, mit der Erklärung einer Münze einen ganzen Bogen anzufüllen. Allein warum erwählte er diese Methode, da er die Unbequemlichkeit derselben in voraus sehen konnte? Auch bey denen Münzen, welche auswärtige Leser noch eher angehen, weil sie zu der Geschichte der Münzen gehören und die Lücken füllen, z. E. bey dem ältesten Nürnbergischen Thaler, Güldengroschen, Heller, Pfennigen u. s. w. ist der Verf. in eine unerlaubte Weitschweifigkeit verfallen. War es denn nöthig, allezeit die ganze Geschichte

die-

dieser Münzsorte überhaupt zu erzählen, welche in vielen andern Büchern zur Gnüge bereits abgehandelt worden? Wenn Hr. W. den ersten Nürnbergischen Ducaten (II. 41.) anführt, so sind wir damit zufrieden, wir sehen nicht ein, warum die Geschichte der Ducaten überhaupt zugleich von ihm erzählt worden. — Doch alles dieses hat uns vielweniger beleidigt, als die schlechte Schreibart des Verfassers. Von einem Vorsteher einer deutschen Gesellschaft glauben wir mit Recht fordern zu können, daß wenigstens sein Ausdruk rein sey. Allein der Verf. bedient sich so vieler Provinzialausdrücke, niedriger und ungewöhnlicher Worte, er verbindet die Sätze seiner Rede auf eine seltsame und oft juristische Art, mit einem Worte, er schreibt so schlecht, daß wir ihm ausser der Stadt, deren Münzen diese Sammlung enthält, kaum Leser versprechen. Wir können einige Beyspiele anführen, die wir beym Durchlesen angezeichnet haben, z. E. strittig, schier, Beweggründen, ein manchmaliger Tadel, S. 47. es ist ersichtlich. 154. Das Geuderische Geschlecht ist auf den Böhmischen Gebürgen gesessen. S. 28. dankneniges Gefallen. 257. ist in Rotenburg zu Rath gegangen. 27. je heftiger dieser Frieden widersprochen werden wollen. u. s. w. Denn es wird nicht viel Mühe kosten, mehrere Beyspiele zu finden. Wir glauben aber dieses mit Recht bey der Schrift eines Mannes erinnern zu können, welcher sich auf dem Tittel derselben für einen Lehrer und Kenner der deutschen Sprache ausgiebt. Ueberhaupt bedauern wir, daß der Verfasser den Entschluß Nürnbergische Münzbelustigungen zu schreiben gefaßt habe. Es fehlt ihm weder an einem anhaltendem Fleiße noch an mancherley Wissenschaften, etwas nüzlichers zu schreiben. Wir geben ihm dieses Lob gern. Aber in Ansehung dieses Buches müssen wir von ihm sagen: Infelix operis summa! —

Wir

Wir wollen unsern Lesern die Münzen, welche beyde Theile enthalten, mittheilen. Aus diesem Verzeichnisse wird wenigstens der Verf. selbst ersehen, wie wahr er an einem Orte seines Buchs, S. 362, sagt: „Schier weis man nichts zu nennen, worauf nicht „eine Medaille geprägt ist. Die schlechtesten Gegen„stände und geringsten Personen haben die Ehre er„halten, im Schaustücke verewigt zu werden, die ehe„hin nur wahren großen Männern und Begebenhei„ten zuerkannt wurden.„

Die Münzen hat Joh. Sebastian Leitner genau und ziemlich gut in Kupfer gestochen. Unter der Abbildung einer jeden steht ihre Beschreibung, und dann folgt eine weitläuftigere Abhandlung, zu welcher sie Gelegenheit gegeben. Am Ende des Bogens sind die Bücher angeführt, deren sich der Verf. hierbey bedient hat. Wer die Kölerischen Münzbelustigungen kennt, der weis, daß eben diese Ordnung in denselben herrscht.

Dem ersten Theile ist statt der Vorrede eine Sammlung der Nürnbergischen Goldgülden vorgesezt. Es folget der Inhalt der Bogen. 1. Eine Schaumünze auf den Kayserl. und Königl. Spanischen Rath und Secretair, Paul Pfinzing von Henfenfeld, von 1556. (Was der V. hin und wieder von dem Ursprunge und hohen Alterthume der Patricier sagt, wollen wir nicht untersuchen, indem die Sache ohne unser Erinnern klar ist.) 2. Der älteste und seltenste Nürnbergische Thaler von 1527. Hier wird zugleich von dem Ursprunge der Thaler gehandelt. 3. Ein Schaustük auf den berühmten Johann Kupetzky, dessen Leben nach Fueßli Nachrichten beschrieben wird. 4. Jubelmünze auf das zweyhundertjährige Gedächtniß des Religionsfriedens von 1755. 5. Nürnbergische Gedächtnißmünze auf die vier vornehmsten Banquen in Eu-

Europa von 1624. 6. Eine ähnliche Münze von 1665. 7. Medaille auf Siegmund Stromer, von 1435. 8. Medaille auf Johann Hefner, J. V. D. von 1602. Weil der V. in einem guten alten Manuscript die Nachricht gefunden, daß dieser Mann ein guter Stahlschütze gewese, so wird hiervon verschiedenes und nöthiges beygebracht. 9. Ein Goldgülden auf ein Stahlschießen von 1573. 10. Gedächtnißmedaille auf die Erbauung des Waizenbrauhauses, von 1671. Eine kleine Chrie, in welcher bewiesen wird, „daß keine Gegend in Deutschland sey, in welcher in einem so kleinen Bezirk von wenigen Meilen, so viele der delicatesten und kräftigsten Biere gebrauet werden, als die Nürnberger, Altdorfer, Hersbrucker, Gräfenberger und Laufer braunen Biere sind.„ Dieser Aufsaz müßte sich gut in der Zusammenkunft der deutschen Gesellschaft ablesen lassen! 11. Ein Nürnbergischer sogenannter halber Guldiner, denn der erste Nürnbergische Güldengroschen oder Sechziger von 1559. 12. Die grössere Gedächtnißmedaille auf die Nürnbergische Verwahrung der Reichskleinodien und Heiligthümer, 13. 14. gehören gleichfalls hierher. 15. Auf die Wahl und Crönung Kaiser Carl VI. 16. 17. Auf die lezte Römische Königswahl und Krönung. 18. Auf die Kaiserwahl Carls des VI. 19. Auf die Krönung Josephi II. In diesen Bögen werden die Reichskleinodien genau beschrieben, und die Schriften, in welchen von ihnen gehandelt wird, angeführt. 20. Eine ovale Medaille auf den Rathsherrn Anton Geuder von Heroldsberg, von 1603. 21. Zwey Jettons von zwey Nürnb. Münzmeistern, Matthäus und Johann Laufer. 22. Ein Nürnb. Heller von 1356. 23. Eine Waldstromerische Vermählungsmedaille von 1764. 24. Auf das Amtsjubiläum, welches 1763. Bernhold Dannreuther und Jantke gefeyert. 25. Auf

die

die Erneurung der Kirche zu St. Sebald von 1657. In der Auslegung handelt der V. von Münzen mit biblischen Sprüchen. 26. Der erste Nürnb. Conventionsthaler von 1754. 27. Zwey Schaustücke auf Johann Willhelm und Johann Jacob Baiern. 28. Ein rarer Nürnb. Heller aus dem 15. Jahrhunderte. 29. Vier alte Nürnb. Pfennige. 30. Ein Ducaten zum Gedächtniß des Hubertsburger Friedens. 31. Eine Medaille auf das Amtsjubiläum Joh. Georg Volkamers und Gottfried Thomasii. 32. Auf den zu Nürnberg 1611. gehaltnen Churfürstl. Collegialtag. 33. Auf Wolf Topplern von 1606. 34. Ein einseitiges Schaustük auf Valentin Filzhoffer. Hier erboßt sich der Hr. V. sehr über den Blainville. „Er hat, sagt er, rebellische Grundsätze (wie? ein Engelländer, der über den Nürnb. Magistrat spottet, sollte deswegen ein Rebelle seyn?) und ist ein wahrer Majestätslästerer.„ 35. Ein Schaustük auf D. Christoph Hardesheim. 36. Dreyerley Medaillen auf das Nashorn, welches 1748. in Nürnberg gewesen ist. 37. Ein Schaustük auf Wenzel Jamnitzer, von 1584. 38. Ein Goldgülden auf den Einzug Kayser Maximilians II. in Nürnberg von 1570. 39. Zweyerley seltne hallerische Jettons von 1510. 40. Ein Schaustük auf Albrecht Dürer. 41. Auf den Vater dieses Künstlers. 42. Ein alter und seltner Nürnb. Schilling. 43. Ein Schaustük auf Wilibald Pirkheimer. Der V. sagt unter andern: „Pirkheimer war alles und mehr als ein deutscher Xenophon.„ Gewiß weil er einmal Hauptmann über einige Nürnb. Reuter gewesen ist! 44. Ein Goldgülden auf die erwartete Ankunft Kayser Rudolphs II. zu Nürnberg von 1580. 45. Eine silberne Klippe von 1650. Die Geschichte, welche diese Münze veranlasset, hat uns sehr wenig erbaut und ist nicht werth aufbehalten zu werden. Der

Hr.

Hr. Professor hätte wohl wichtigere Dinge sagen können, als von dem wihern und stampfen der hölzernen Säule S. 354. 46. Eine Medaille auf die Blüthe einer Americanischen Aloe von 1726. 47. „Agnes Dürerin, unsers berühmten Albrecht Dürers Hauskreuz, ein gegossenes Schaustük von 1508.„ Diesen Bogen hat der V. gewiß für die Nürnberger Matronen geschrieben. Denn er fängt seine Erzählung so an: „Schier ist es über die Agnes Dürerin „nicht werth, daß ich einen eignen Bogen von ihr „schreibe, wenn sich nicht etwann ein böses Weib an „diesem saubern Urbild spiegelt, und sich die gute Lehre „daraus nimmt, daß die Plageteufel rechtschaffener „Männer auch noch spat nach ihrem Tode mit einen „verhaßten Angedenken betrachtet und zu ihrer Schande verewigt werden.„ 48. Vier alte verschiedene Nürnb. Dreyer. 49. Ein silberner Medaillon auf Albrecht Dürer. Hier wird ein Verzeichniß der dürerischen Werke beygebracht, welches uns angenehmer ist, als die Stammtafeln der Nürnb. Patricien. Unterdessen irrt der V. sehr, wenn er sagt, daß nirgends ein Verzeichniß der dürerischen Werke zu finden sey. In Knorrs Künstlerhistorie hätte er von S. 33-91. ein sehr weitläuftiges Verzeichniß finden können. 50. 51. 52. Drey Münzen auf den Bau des Nürnb. Rathhauses von 1616. und 1619. 53. Ein Nürnb. Friedensthaler von 1763.

Wir kommen auf den zweyten Theile, welchem eine Sammlung Nürnb. Ducaten vorgesezt ist. Der Inhalt der Bogen ist folgender. 1. Gedächtnißmünze auf Joh. Siegmund Pfinzing von Henfenfeld, von 1764. 2. Auf die Vermählung Kayser Josephi I. von 1699. 3. Auf ein Stükschiessen von 1592. 4. Auf Joachim Pömer von 1567. 5. Auf Adam Rudolph Folger von 1746. 6. Der erste Nürnb. Duca-

Ducate von 1632. 7. Eine Münze auf den berühmten Joh. David Köler. 8. Auf die zweyte Vermählung Josephi II. 9. Auf die bey dem Einzuge Kayser Caroli VI. zu Nürnberg errichtete Ehrenpforte von 1712. 10. Ein Nürnb. Sebalder Goldgülden von 1623. 11. Zwey Schaustücke auf Friedrich Beheim. 12. Ein alter Reichsgroschen von 1552. 13. Eine Medaille auf Christoph Jürer von 1526. 14. Auf Thomas Löffelholz von 1516. (Wenn uns der Hr. V. beweisen kann, daß er in diesem Bogen keinen Panegyricus geschrieben habe, so wollen wir unser oben gefälltes Urtheil gerne widerruffen.) 15. Auf Alexander im Hof von 1527. 16. 17. Zwey Nürnb. Stadt- und Pflegmünzen von 1580. und 1596. 18. Ein Jetton auf den Münzeisenschneider, Valentin Maler. 19. Ein Schaustük auf Johann von Oberniz von 1525. 20. Auf Christoph Kreß von Kreßenstein von 1533. 21. Eine Denkmünze auf das Altdorfische Collegiengebäude von 1571. 22. Auf Christoph Weldhammern von 1626. 23. Dreyerley Malerische Gedächtnißmünzen. 24. Eine Medaille auf die berühmte Preislerin. Daß der V. zur Ehre dieser Künstlerin diesen Bogen geschrieben, ist uns lieb: Aber warum mußte er nun der starken und tödlichen Gelbsucht S. 188. Meldung thun? 25. Auf einen Kaufmann Siegmund Richter. 26. Eine Denkmünze auf die von Nürnb. angenommene Augspurgische Confeßion. 27. Auf Ulrich Storken von 1519. 28. Auf die Huldigung Kayser Carls VI. 29. 30. Auf Philipp Camerarium. 31. Ein Jetton auf die Erbauung der Fleischbänke zu Nürnb. 32. Eine Jubelmedaille auf D. Feuerlein zu Göttingen. 33. Ein N. Sechziger von 1602. 34. Eine Medaille auf D. Georg Roggenbach. 35. Auf den seeligen Heumann von Teutschenbrunn. (Als ein Zeichen der Enthaltsamkeit steht es

es der Verf. an, daß erst nach Heumanns Tode bekannt geworden, daß er ein Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Duisburg gewesen. Wir wollen es lieber als ein Zeichen der Klugheit ansehn, daß er diese Ehre beständig verschwiegen hat.) 36. Ein Nürnberger Doppelthaler von 1627. 37. Ein einseitiges Schaustük auf Hieronymus Ebnern. 38. Ein Lorenzer Goldgülden von 1512. 39. Eine Medaille auf Siegmund Gabriel Holzschuher von 1642. 40. Auf „die berühmte und milde Stifterin Elisabeth Kraußin.„ 41. Auf Hieron. Paumgärtner. 42. Ein Schaustük zu Nürnb. Ehren. 43. Ein Ducat von 1633. 44. Ein Schaustük auf Nicol. Groß von 1477. 45. Auf die Erbauung des Nürnb. Zucht- und Arbeitshauses von 1673. 46. Auf Andreas Volkamer. 47. Ein Nürnb. Thaler von 1628. 48. Ein Schaustük auf Jacob Welser von 1519. 49. Ein Gulden von 1622. 50. Eine Medaille auf das große Gewässer im Jahr 1595. 51. Auf die beyden Rechenmeister, Johann Neudörfer. 52. Auf die Errichtung der Altdorfischen Universität von 1623. (Wie ist es aber dem Hrn. Verf. möglich gewesen, folgenden Perioden hinzuschreiben? „An dieser Tafel „gieng zum erstenmal der schöne Pokal herum, mit „welchem E. E. Magistrat die Universität beschenkt „hat. Es hat derselbe vermuthlich viel zu thun und „auszustehen gehabt, weil er sogleich beym ersten Ge„brauch einigen Schaden gelitten, dem hernach die „Herren Curatoren (sind dieses vielleicht auch zugleich „Deputati zu den Pokalen? so wie S. 5. Deputati „zu den Hochzeitladern und zur Musik und Deputati zum Waizenbräuamt vorkommen) wieder ab„helfen liessen.„ Daß doch unsere Gelehrten so wenig Weltkenntniß besitzen!) 53 Die zwey neusten Nürnb. Conventionsthaler.

XI.

Allgemeine praktische Civilbaukunst, welche zum Vortheil aller Hauswirthe und Bauverständigen abgefaßt worden, von J. G. Angermann, Königl. Preußl. Landbaumeister des Fürstenthums Minden u. s. w. mit 57. Kupfertafeln. Halle, 1766. auf 592 S. in 8.

Deutschland hat noch immer nicht einmal ein erträgliches Lehrbuch der Baukunst; und wir müssen alle Hofnung aufgeben, es zu erhalten, solange keine Perraults unter uns leben werden, die mit einem grossen Genie, eine ausgebreitete Kenntniß der Mathematik, Naturwissenschaft, und des Alterthums verbinden. Unsere meisten Schriftsteller in dieser Art haben, wenn sie gelehrt thun wollen, ihre ganze Gelehrsamkeit aus des Vitruvs Uebersetzungen und Erklärungen; und, wenn sie praktisch seyn wollen, so sind sie höchstens Schüler eines mittelmäßigen Zimmermanns, und ihre Kunst ist nichts als eine handwerksmäßige Nachahmung gewisser Vorschriften.

Wir sagen es mit einem aufrichtigen Mißvergnügen, daß uns das Werk des Hrn. Angermanns in dieser widrigen Meynung bestärkt, und wir wünschten aus Gefälligkeit gegen den Hrn. Verfasser, daß es dem Publikum unbekannt geblieben wäre.

Auf den ersten 62. Seiten stehen die Erklärungen der Kunstwörter, die man in der Baukunst braucht. Sie sind aus dem Goldman, Wolf und einigen niederländischen Büchern abgeschrieben worden, und man nimmt es oft genug wahr, daß sie der Verf. nicht verstanden hat.

S. 63 - 122. handelt von der Beschaffenheit des Bauzeugs. Wir würden ein Mißtrauen gegen unsere

sere Leser verrathen, wenn wir die ganz seltsame Einfälle, die der Verf. von dem Holze und den Steinen hat, widerlegen wollten. Er hätte diesen ganzen Gegenstand aus den bekanntesten Schriftstellern viel vollständiger und besser vortragen können. Wir wissen nicht, warum Naturforscher einen so sorgfältigen Unterricht von Dingen dieser Art geben, wenn sich die Baukünstler desselben nicht bedienen? S. 124-131. werden die Redensarten, die man von der Verbindung der Hölzer braucht, erläutert. Wir glauben, daß die Verhältniß eines jeden Holzes und der Steine aus der Last, die sie tragen müssen, gefunden werden müsse, und daß man ohnedieß die Stärke des Holzes nicht bestimmen könne. Was der Verf. von S. 131-149. über diesen Umstand sagt, befriediget uns nicht, und es ist weder gründlich noch unterrichtend. Die Nachrichten von dem Gypse S. 156-168. hätte der Verf. mit etwas mehr Kenntniß zusammentragen sollen. Bey den Kalksteinen muß, nach unserer Meynung, vornemlich darauf gesehen werden, ob sie vielen Thon halten oder nicht. Die Vermischung mit Thone macht sie beynahe für die Baukunst unbrauchbar. Die Zubereitung des Mörtels der alten Römer müßte mit Beweisen bestättiget werden. Die Anmerkung, daß der Mergel schiefklüftig, der reine Kalkstein hingegen wagrecht breche, ist, wenn wir vielen eignen Erfahrungen trauen dürfen, nicht allgemein. Alles, was der Verf. von dem Grunde der Gebäude vorbringt, sagt er wieder, ohne die Last, die man darauf legt, mit in die Rechnung zu bringen. Die Gewölbe beschreibt er, ohne den Druk und Gegendruk mit einander zu vergleichen, und durch Rechnungen finden zu lehren. Die Verhältnisse der Theile eines Gebäudes zu einander, wovon doch die Schönheit und selbst die Dauer größtentheils abhängt, sucht er in keinen festge-

sezten Gründen auf; sondern er erzählt an deren Stelle einige Erfahrungen, auf deren Nachahmung er seine Leser verweiset. Bey den einzeln Theilen der Gebäude bringet er einige gute Nachrichten vor, die für Landleute, besonders wegen der Abzeichnung einiger brauchbaren wirthschaftlichen Anlagen, einigen Werth haben. So bemerken wir z. B. die Obstdarre, die Herr Schreber erfunden, Torföfen, Darren und dergleichen. In der Lehre von den Dächern verfällt er wieder in das Handwerksmäßige. Die Beschreibung einiger wirthschaftlichen Gebäude hat gar keinen Vorzug. Man findet nichts darinnen als ihre Größe, und eben diese ist das Unbeträchtlichste in dieser Art. Warum zeigt er uns keine vortheilhafte Einrichtungen, kein Bauzeug, das sich eben für dieses oder jenes Gebäude am besten schikt, und dergleichen mehr? Die allgemeinen Regeln bey dem Bauen, S. 397-435, sind entweder Wiederholungen des vorigen, oder doch in eben dem Geschmacke geschrieben. Die Abhandlung von dem Bauanschlage enthält zwar nichts Neues, aber sie hat uns doch am besten gefallen. Zu der Civilbaukunst rechnet der Verf. die Säulenordnungen, und was man sonst unter den Zierrathen (oder in Wolfs Sprache „ausserwesentlichen Theilen,„) versteht, nicht; deswegen übergeht er sie auch gänzlich.

Anhang, worinnen einige ganz ausgearbeitete Bauanschläge zu ökonomischen Gebäuden u. s. w.

Diese Bauanschläge sind nur in wenigen von einander verschieden, und sie hätten größtentheils wegbleiben können, weil sie fast alle einerley wiederholen.

B.

XII.

D. Wilhelm Just Chrysanders, S. S. Theologiae, wie auch Philosophiae, Matheseos und Philologiae Sacrae Professoris Ordinarii auf der Hochfürstlichen Hessen-Schaumburgischen Universität zu Rinteln, neueste Erbauungsstunden mit philologisch-exegetischen Anmerkungen begleitet. Rinteln, verlegts Gotthelf Christian Berth, 1766. 4. 79 Seiten.

Nun, von einem Doctor und Professor der Theologie hätte man wohl was bessers erwarten sollen, als Hr. C. hier über Luc. II. 15-20. von der vergnügenden Seelenweyde der Gläubigen an der Geburt unsers Erlöseres geschrieben hat. Wenn ein Candidat, der vor einer Dorfgemeinde über diesen Text das erstemal predigen soll, kein Philologe von der gewöhnlichen Art ist, so wird er vielleicht den griechischen Grundtext nicht von Wort zu Wort so zergliedern wissen, als der Hr. D. welcher meint, vom Himmel gesandte Worte müsse man auf die Goldwage des Heiligthums legen; wenn er denn aber nur gesunden Verstand und ein wenig gute Erkenntniß vom Christenthum hat, so wird er doch wenigstens was erbaulicheres und wichtigeres vortragen. Die Predigt selbst mag unter soviel andern schlechten Predigten mit hinlaufen: von den exegetischen, philosophischen, philologischen, astronomischen, geographischen Noten zum Text, ob sie gleich wirklich unter der Kritik sind, wollen wir aber doch blos wegen ihrer Seltenheit unsern Lesern einige mittheilen. Im Text heißt es S. 3. u. 4. „Der beliebte Name Hirte heißt auch „soviel als ein treuer Erretter, gleichwie die Hirten

„in Palästina eine besondere Kunst hatten, ein Schaf, „wann es in eine der dortigen tiefen Höhlen und Was„sergruben gestürzt war, heraus zuziehen.„ Dazu wird nun unten zu Wassergruben die Note gemacht! „Auf „dergleichen Gruben, die so tief und tiefer waren, als „ein Schorstein in einem großen Hause hoch ist, zielet „unter andern David Ps. 130, 1. da er sich als ein „armes Schaf vorstellt, das in eine sehr tiefe Grube „hineingefallen ist, und ängstlich und so heftig schreyt, „als er nur kann, u. s. w.„ — Die Geburt des Erlösers ist eine Erniedrigung. Ganz recht. Aber was soll die ungeschmakte Anmerkung unter dem Text dazu? „Daß das geboren werden für ein Leiden des „Meßia zu achten sey, daran wird niemand zweifeln „können, der da weiß, wie es bey der Geburt eines „Kindes hergeht„ — S. 9. 10. Er ist der Heyland. Anmerk. σωτηρ heißt auch ein Medicus, wie „auch die deutsche Uebersetzung Heyland, der das Land „heilet — daher führet bey den Heyden Apollo den „Namen σωτηρ — Auch Aesculapius, und ist die „Hygia σωτειρα seine Gefährtin — wiewohl dieses „Aesculapii aus Messene, eines Schülers des Chi„rurgi Chirons,„ Werk blos in der Wundarzeney be„standen, da ihm die Erfindung des Wundeisens, der „Wunden reinigenden Kräuter, des Verbandes und der „Kunst die Zähne auszuziehen, zugeschrieben wird„ — S. 13. Die Menschen, die Hirten, sprachen zu einander. Anmerk. ανθρωποι heißt nicht einige, son„dern eigentliche Menschen. Das Wort steht zur „Versicherung, daß durch αγγελοι keine Menschen zu „verstehen seyn ꝛc.„ — Laßt uns doch hinüber gehen nach Bethlehem. Anmerk. „δη est vocabula blan„de alloquentis et animi commoti, wie Nꝛ utique Apostelgesch. 13, 36. Sane, obsecro. Ey „doch! nun. Plato in Hippia τι δε δη — δεελων.

„μεν, transeamus, διατrans — Bethlehem muß „also damals nicht so ganz nahe gewesen seyn, daß sie „erst eine gute Strecke über Feld gehen müssen.„ — Im Texte steht: Die Hirten verwunderten sich der Rede, hierbey wird in der Note über die Bewunderung als eine Gemüthsbewegung ins Gelach hinein philosophirt. Der Hr. D. erklärt sie S. 17. „durch „die Bewegung des Verstandes, welche aus einem ge- „genwärtigen Vergnügen erregt wird. — Diese Be- „wegung in der Urtheilskraft zielet auf gewisse Neben- „bewegungen im Herzen und Willen ꝛc. S. 18. „Schamhaftigkeit, Furcht und Hofnung sind Zwie- „tergemüthsbewegungen.„ Warum giebt sich doch der Hr. D. mit der Philosophie ab? Ey, er ist ja Professor der Philosophie. Es ist wahr, daran dachten wir nicht. Noch eines, weil es gar zu allerliebst witzig ist, und denn auch nicht mehr. S. 20. Die Hirten bewunderten die Menge der himmlischen Heerschaaren. Anmerk. „πλῆθος ςρατιᾶς ουρανίου, „die zahlreiche Menge himmlischer streitbarer Sol- „datenschaft, so unter dem Commando eines Feldherrn „steht, und allemal in schönster Ordnung und Accura- „tesse die Befehle des Herrn ausrichtet — himmlisches „Heer! — Helden, die aus viel 1000. bestehen. Das „ist was rares bey Soldaten auf Erden. Eine Ehre „für den Neugebohrnen, dagegen alle Parade einer „ins Gewehr tretenden Fußgarde, alle Cours von „Staabsofficieren und Standespersonen, alles Staats- „gefolge in funkelnder Liverey und alle Illumination „nichts ist.„ Sind das nicht rechte Erbauungsstunden, wo man ausser der Andachtsübung noch soviel gelehrtes, schönes und witziges mit einmal lernen kann?

E.

VIII.

Wahre und vortrefliche Mittel, wodurch die kaiserl. königl. Erbkönigreiche und Länder in einem glüklichern und florisantern Zustande gesezt werden können. Mit Kupfern. Nürnberg, 1766. auf 64 Seiten in 4.

Es sind einige Bogen voll Projekte, die verschiedene Verfasser ausgedacht haben. H. T. von F. schlägt vor, den Handel, den Preussen bisher mit Pohlen unterhalten hat, in die österreichischen Erbländer zu ziehen. Wir sehen die Vortheile ein, die Oesterreich dadurch erhalten würde: Weil aber dieses Land selbst fast noch keine Manufacturen hat, und der Kanal zur Beförderung dieses Handels von der Donau in das venetianische Meer noch nicht geführt ist, so zweifeln wir an der Erfüllung des Projekts. Vielleicht erfordert es so viel Zeit, daß die Preussen ihren Handel nach Pohlen unterdessen noch sehr verbessern können, oder gar Pohlen unterdessen selbst die Manufacturen anlege, die man für dieses Land in den österreichischen Erbländern anzulegen räth. Ein anderer Verfasser giebt eine Anleitung zur regelmäßigen Sprengung fester Steinfelsen. Die Instrumente, die man zu dieser Arbeit braucht, sind schon in Leupolds theatro machin. beschrieben, und das gemeine Verfahren findet man in den meisten Bergbüchern. Das regelmäßige Verfahren ist die Nachahmung der Weise, nach welcher es die Ingenieurs thun, das ist, man muß den Widerstand suchen, und der Ladung eine verhältnißmäßige Kraft geben. Der H. Verf. führt diese Lehre mit einer guten Einsicht aus: aber wir wissen nicht, ob ein so regelmäßiges Verfahren gemeinen Bergleuten angemessen ist. Das dritte Stük ist eine

Kö

Königl. kayserliche Verordnung wegen der Kirchgelder. Darauf folgt des P. Menso Ganser Abhandlung von Benutzung der Torferde, und der moßigten Gründe. Die Moräste kommen nach seiner Meynung von stehendem Gewässer, das mit der Erde faulet, her. Die Nachrichten von der Beschaffenheit des Torfs haben wir mit vielen Vergnügen gelesen: aber unrichtig ist es, daß die rothgelbe Ocherfarbe der Asche Spuren von Schwefel verrathe. Der Herr P. muß nicht so schliessen, weil der Torf an einem Orte langsam wächset, so wächset er allenthalben langsam. Wir haben Erfahrungen genung, die ihm das Gegentheil lehren könten. Die Moräste abzuzapfen, muß man entweder Gräben ziehen, oder Teiche anlegen, oder wenn die Moräste auf letten stehn, die Erdschicht durchstechen, damit sich das Wasser daraus in die untern sandigten Schichten senke. Den Torf zu verbessern, muß man das Stück Landes der Sparsamkeit wegen nicht ausbrennen, sondern mit Sande vermischen. Am Ende zeigt der Herr W. wie man die Torffelder zu Wiesen, oder Hölzern machen kann. Die lezte Abhandlung lehrt eine wohlfeile nächtliche Beleuchtung der Gassen. Die Laterne, die der Herr W. empfiehlt, ist eine Nachahmung der bekannten Segnerischen Lampe, und die ganze Einrichtung, die er vorschreibt, verdiente wohl ausgeführt zu werden.

B.

XIV.

Von der Erziehung. Greifswalde, in A. F. Rösers Buchhandlung 1766. 8. 1 Alphab. weniger einen halben Bogen.

Wenn moralische Wahrheiten überhaupt den Freybrief haben, daß man bey ihrem Vortrag nicht eben fragen darf: ob auch etwas Neues gesagt werde; so ist eine andre Frage, die dabey erlaubt ist, sind weniger bekannte Wahrheiten allgemeiner bekannt gemacht, mit neuern Gründen bestärkt, von Schwierigkeiten oder gemachten Einwendungen oder Widersprüchen und Angriffen gerettet, sind sie in ein neues Licht gesezt, deren Fassungskraft einer oder der andern Classe Leser begreiflicher oder einleuchtender gemacht, anmuthiger vorgetragen oder nachdrüklicher eingeschärft? Wenigstens würde ein Schriftsteller sich einer solchen Prüfung nicht entziehen können, wenn auch ein anderer, der mündlich zu einem bestimmten Unterricht, oder amtswegen Materien dieser Art abhandeln muß, Ausflucht finden dürfte. Von einer Materie, wir meynen die von der Erziehung, würden wir behaupten, es können bey der Wichtigkeit des Gegenstandes und unendlichen Mannichfaltigkeiten der dazu gehörigen Dinge nie genug auch längst gesagte Dinge wiederholet werden, wenn nicht auf der andern Seite vielleicht dieß ein Vorwurf wäre, der mehr, als irgend ein anderer, gründliche Einsicht, reife Ueberlegung, Behutsamkeit gegen Vorurtheilen und mannichfaltige Kenntniß mit vieler Erfahrung erfodert, und bey dem ungeschikt entwickelte, übel verstandene oder gar irrige Sätze von gar zu nachtheiligen Folgen seyn können. Alle diese Betrachtungen müssen dienen, um den Werth einer Schrift zu erhöhen, die, wie die gegenwärtige, dasjenige, was in dem leztern Jahrhundert über die Erziehung geschrieben ist, in einen angenehmen Vortrag einkleidet, Ordnung und Deutlichkeit darüber verbreitet, eigne Gedanken und Folgerungen beybringet, allgemeine Sätze mit den besondern verbindet, und Beyspiele, von einzelnen Fällen

n beyfüget. Die Abhandlung ist in zwey Abschnitte
etheilt. Der erste handelt von der Erziehung allge-
nein, der zweyte von den drey Hauptstücken der Er-
ehung. Sie sind der Lenkung der Seele, der Bil-
ung des Körpers und des Wohlstandes, und der Un-
erricht. Uns daucht es eine von den gemeinnützigsten
Schriften ihrer Art zu seyn; und schon ein einziger
ug kann ihn den Lesern vortheilhaft bekannt machen,
enn wir sagen, daß er die Erziehung nicht in Reden
nd Predigten, sondern in Beyspiel und Handlung
ßet. Jener Spartaner hat sich doch immer noch am
sten auf die Erziehung verstanden, der sie definirte,
: sey die Kunst, jungen Leuten das Gute leicht und
ngenehm zu machen.

L.

XV.

Nüzliche Beyträge zur Oekonomie und den Landwirthschaftlichen Leben, entworfen von J. W. C. A. Freyh. von H.... 14 K. Erfurt und Leipzig, 1766, auf 160 Seiten in 8.

Der Verf. dieser Abhandlungen verspricht uns in Zukunft ein weitläuftiges Werk, das sich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigen soll.
Wenn er nicht gar zu gleichgültig gegen das Urtheil
s Publikums, und seine Ehre ist, so bitten wir ihn,
ß er sich mit der Erfüllung seines Versprechens nicht
ereilt. Die Schrift, die wir jezt bekannt machen,
: ein gar zu starker Beweis seiner eingeschränkten
Belesenheit in ökonomischen Büchern, und sie bringt
s ein zu widriges Vorurtheil gegen seinen Unterricht
bey,

bey, als daß wir seinem größern Werke mit Sehnsucht entgegen sehen sollten. Warum gefällt es ihm, der Welt noch einmal zu sagen, was tausend andere Schriftsteller vor ihm schon ungleich gründlicher und vollständiger gesagt haben?

Die Eintheilung der ökonomischen Wissenschaften, die die Vorrede erklärt, scheint uns größtentheils unnütze, weil der Landmann kein System braucht, und der Gelehrte sie fast alle unter der Physik und Naturgeschichte versteht. Wir wissen nicht, warum wir griechische Namen so sorgfältig für diese Abtheilungen aufsuchen sollen, da die deutschen Namen sehr verständlich sind. Anstatt einen Auszug aus den 1. 2. 4. 5. 6. 7. Abhandlungen von dem Säen und Pflanzen des Gehölzes, von der Verbesserung des Gartenbaues, des Holzbaues, dem Säen und Pflanzen der Obstbäume, dem Weinbaue, zu machen, verweisen wir unsere Leser auf Millers, Ellis u. a. Schriften, besonders auf das Forstmagazin, woraus sie ihre Neugierde reichlicher werden befriedigen können. In der vierten Abhandlung schlägt der V. vor, daß man Mäusen Gipsmehl mit Candiszucker vermischt und ein Gefäß mit Wasser hinsetzen solle, um sie zu tödten, und daß man in eine Bibliothek nur Wasser setzen solle, wenn man sie vom Zerfressen der Bücher abhalten wolle. Eyer, die man nach einem Monate essen will, kann man gleich hart sieden, und ehe man sie ißt, nur ein wenig in kochendes Wasser legen, so werden sie wieder weich. Wir haben aber oft gesottene Eyer gesehen, die binnen etlichen Wochen schon zu faulen anfiengen. Die Mittel, die in der Folge dieser Abhandlung vorkommen, sind alle überall bekannt. Daß man mit Alaun nicht ganz sicher etwas für Holzwürmern und Schaben erhalten kann, das sehen wir täglich an unsern Naturaliensammlungen, ja selbst an Pappier, das

durch

Alaunwasser getragen worden ist. Bey der Ver-
ng des Holzwerks vor der Fäulniß muß man
ers darauf sehen, daß es vor dem Bestreichen
heer ausgetrocknet ist; sonst faulet es viel geschwin-
Die Theorie von der Fruchtbarkeit, S. 92. 93.
wir eben noch nicht für ganz ausgemacht; we-
is ist sie starken Einschränkungen unterworfen.
in dieser achten Abhandlung sagt der V. nichts
nntes, und überdies sagt er vieles unübersetzt nach
r neunten Abhandlung schlägt er zwey Mittel
die Maulwürfe vor. Wir bedauren, daß unser
l auch von den Abhandlungen über den Weinbau,
e Bienenzucht gilt. Zuletzt wird das aus den
ier Sammlungen entlehnte Projekt die Errich-
konomischer Gesellschaften, und die Bestellung
irthschaftsaufseher betreffend, weitläuftiger aus-
t. Wir bilden uns ein, daß diese Gedanken
gehörigen Bedingungen nützlich seyn könnten.

B.

XVI.

ich für die Wahrheit des Christenthums
der besten Religion, von Johann Bern-
ard Basedow, Königl. Dänischen Pro-
sor. Berlin und Altona, 1766. 22 Bo-
n in 8.

Kaum sollte man glauben, daß für die Wahrheit
des Christenthums etwas gesagt werden könne,
welches nicht schon gesagt worden wäre. In-
hat sich der V. dieser Schrift einen Zweck er-
, der einen ganz andern Plan erfordert, als die
ge-

gewöhnlichen Ausführungen dieser Art sind. Er will für ungelehrte, ohne Hülfe eigentlicher und kirchlicher Gelehrsamkeit, und ohne Rüksicht auf die göttliche Eingebung der heil. Schrift, blos aus der Geschichte und dem Inhalt der jüdischen und christlichen Religion beweisen, daß das Christenthum wahr, und die beste Religion sey; und daraus den Schluß ziehen, daß es auch göttlichen Ursprungs sey. Der Plan ist, so viel wir wissen, neu, und an seiner Gemeinnützigkeit darf man nicht zweifeln; denn alle die Beweise, die wir bis jezt für die Wahrheit des Christenthums haben, sezen zu viel Gelehrsamkeit voraus, als daß sie dem grösten Haufen faßlich und brauchbar seyn sollten. Die Ausführung ist auch der Hauptsache nach so gut und bündig, daß wir dem V. beystimmen können; daß dieses sein bestes Buch sey.

Er hat Recht zu sagen, daß man doch nicht ganz mit ungeübter Vernunft und ohne vorläufige Erkenntniß mancher natürlichen Wahrheiten an die Untersuchung der Wahrheit des Christenthums gehen müsse. Er will daher in den ersten beyden Hauptstücken den Verstand seiner Leser darauf vorbereiten; und macht ihn zu dem Ende in dem ersten mit den dahin gehörigen logischen, metaphysischen und psychologischen Grundwahrheiten, und in dem zweyten mit den tiefsten Gründen der philosophischen Erkenntniß Gottes bekannt. Allein der Inhalt dieser beyden Hauptstücke ist theils zu tiefsinnig als daß er allgemein faßlich seyn sollte; theils drukt sich der V. bald zu abstrakt, bald zu sehr in den einmal angenommenen Kunstwörtern seines Systems oder in seiner, zwar originalen, aber nicht jedermann verständlichen, Sprache aus: als daß er den Verstand derer, die sein System nicht gelesen haben, oder nicht mit philosophischem Scharfsinn tiefer in die Materien eindringen können, seine Ab-

cht gemäß auf das folgende vorbereiten könnte. Er
uß das auch wohl selbst wahrgenommen haben, weil
das, was in diesen beyden Hauptstücken enthalten
, in dem folgenden dritten, welches er, praktischen
Vortrag der natürlichen Erkenntniß Gottes, betitelt,
rz wiederholt, gleichsam in eine simplere Sprache
ersezt, Folgen für die Ausübung der natürlichen
eligion daraus herleitet, und es eben dadurch seinem
oek gemäßer, und gemeinnütziger macht. Die bey-
i ersten Hauptstücke gehören also, wenn ja dem In-
te, doch gewiß nicht dem Vortrage und der Me-
de nach zur Absicht dieses Buchs. Der V. hat
en Zwek, gemeinnützig zu seyn, darin nicht vor
zen behalten; und sich wohl der Nebenabsicht, wel-
wir schon einigemal als einen Fehler seiner Schrif-
zu bemerken Gelegenheit gehabt, nicht erwehren
nen, manche von seinen behaupteten Lehrsätzen zu
utern und zu vertheidigen; und es darüber zu ver-
n, was seine Hauptabsicht und in welchem Ton
s fordere.

Von dem Inhalte dieser beyden Hauptstücke brau-
wir nur wenig zu sagen. Die Art, wie der V.
Erkenntniß Gottes, und der sich darauf gründen-
Religion vorbereitet, bestimmt und beweiset, ist aus
Philalethie, dem System der Vernunft u. s. w.
m bekannt. Hier wird das in einen kurzen Aus-
gefaßt, was in jenen Schriften umständlicher er-
worden. Doch haben wir mit Vergnügen wahr-
nmen, daß manches besser ins Licht gesezt, und
zer bestimmt worden. Es hat uns auch zu be-
n Betrachtungen über den wunderbaren Gang
enschlichen Geistes in Untersuchung der Wahr-
ranlaßt; da wir bemerkt zu haben glauben, wie
manchen Philosophen unvermerkt näher komme,
nen er anfangs sehr weit entfernt zu seyn schien. —

Die

Die Freyheit der Seele erklärt er hier §. 19. etwas anders, als in den vorhergehenden Schriften, unsers Erachtens aber dunkler und verworrener. „Sie be„steht, sagt er, in der Verbindung einer an sich „auf verschiedene Art bestimmlichen oder lenkbaren „Kraft mit dem Willen der Seele, nach welchem sich „die Wirksamkeit dieser Kraft und die Wirkung der„selben so richtet, daß sie jedesmal anders seyn würde, „wenn der lenkende Wille anders gewollt hätte.„ So viel wir aus den folgenden Erläuterungen haben verstehn können, hat er nicht so wohl die Freyheit, sondern vielmehr die Willkühr, welche auch den Thieren gemein ist, hiemit erklären wollen. Zugleich hat er sie auch mit der Freyheit zu handeln verwechselt, welche aus der Freyheit zu wollen und zu wählen entsteht, so wie diese wieder von der eingeschränkten Freyheit, welche der Mensch hat, zu erkennen, oder nicht zu erkennen, abhängt. Die Freyheit zu handeln, ist ja aber kein besonderes Vermögen oder Kraft der Seele; sondern sie besteht vielmehr in der von äussern Ursachen unbehinderten Thätigkeit der ganzen Seele, dasjenige ins Werk zu richten, was der Wille aus freyer Wahl beschlossen hat. Und die Wahl und der Entschluß des Willens ist in so fern frey, in so fern es der Seele nach innern und äussern Ursachen möglich gewesen ist, ihre Aufmerksamkeit auf die Güte der Gegenstände zu lenken. Manche Aufmerksamkeit ist frey, und nicht wenige durch vorhergehende Ursachen eingeschränkt, oder behindert, und das bey verschiedenen Menschen auf verschiedene Weise. Dies macht eben einen großen Unterschied zwischen dem Grade der Freyheit dieses und jenes Menschen, und dem Grade ihrer Verschuldungen und Moralität; dahinein wir Menschen deutlich zu sehen, viel zu schwach sind. In der Lehre von der Freyheit scheint uns der noch ganz unaufgelöste Kno-

ten

ten dieser zu seyn; wie weit der Mensch in Absicht sei-
ner Erkenntniß frey zu nennen sey, denn das bestimmt
alle übrige Arten seiner Freyheit. — Was der V.
im folgenden von den entscheidenden Ursachen aller
Dinge sagt, ist sehr bestimmt vorgetragen; und wir
denken, er wird endlich die Vernünftigen überzeugen,
daß dieser Grundsaz wahr, und weder der Religion,
noch der Freyheit auf einige Weise nachtheilig sey. —
S. 52. f. macht er die Menschen mehr, als es gewöhnl
ich zu geschehen pflegt, auf die wichtige Wahrheit
aufmerksam, daß es Gott schon hier in dieser Welt so
eingerichtet habe, daß auf die Tugend Vortheil, und
auf das Laster Schaden erfolge; wobey er S. 60. f.
den Einwürfen aus der ungleichen Austheilung irdi-
scher Vorzüge sehr wohl damit begegnet; daß wir
theils von Gott eigentlich nichts verdienen können, theils
auch Gott dabey nicht immer als Richter und Vergel-
ter, sondern auch oft als weiser Regent seines Reichs
handele und handeln müsse. Diese Materie verdiente
eine ganz eigene und sorgfältige Erläuterung.

Mit dem dritten Hauptstücke fängt sich eigentlich
erst das zweckmäßige Werk an. Wir haben schon ge-
sagt, daß der V. den Inhalt der beyden vorhergehenden
Hauptstücke in eine faßlichere Sprache übersetze. Er
redet daher von dem weisen Gebrauch der Vernunft
in Untersuchung der Wahrheit, von der Beschaffen-
heit unsrer Seele, vom Daseyn Gottes und dessen Ei-
genschaften, von der Zulassung des Bösen, von der
Dauer der göttlichen Strafen, von der über alle sich
erstreckenden Vorsehung Gottes, von den Pflichten,
die wir Gott schuldig sind, und von dem Dienst, den
wir ihm zu leisten haben, kurz, aber hinlänglich; und
zugleich auf eine recht pathetische Art. Besonders
werden die Betrachtungen über den Eindruk, den der
Glaube an ewige Strafen auf das Herz macht, den

 nicht

nicht macht; die wahren Anmerkungen über die unläugbare Fortpflanzung der natürlichen Strafen auf die Nachkommen, und die Erläuterungen über die allgemeine Vorsehung Gottes, vernünftige Leser zu ernstem Nachdenken veranlassen können.

Nach diesen Vorbereitungslehren kömmt der V. näher zum Zwek. — Die Vernunft muß göttliche Offenbarungen für möglich erkennen, d. i. solche Belehrungen, die durch ein Wunder geschehen, oder dadurch bestätiget werden. Wer solche Belehrung erhält, muß Kennzeichen haben, daran er unterscheiden kann, daß die Belehrung von Gott sey. Wer sie als göttliche Offenbarungen bekannt macht, die er befehligt sey, in Gottes Namen andern zu lehren, der muß, als göttlicher Gesandter, sein Creditiv haben. Dieses besteht theils in dem Gott anständigen, tugendhaften und wichtigen Inhalte seines Vortrags; theils in des Gesandten gesunden Vernunft und Rechtschaffenheit; theils in freywilliger und standhafter Bekenntniß seiner Lehre mit Aufopferung aller zeitlichen Angelegenheiten und selbst seines Lebens; theils endlich in begleitenden Weissagungen und wunderthätigen Kräften. Sollen die geschehenen Offenbarungen auch für den gemeinen Mann verbindlich seyn, so muß die Richtigkeit des Creditivs ohne Gelehrsamkeit und tiefsinnige Untersuchung, blos durch gesunde Vernunft, aus Betrachtung des Inhalts und der Folgen einer Offenbarung erkannt werden können. Die natürliche Religion ist bey den Völkern schlecht und entstellt, die sich keiner Offenbarung rühmen; bey denen nur wahr und ehrwürdig, die zugleich eine Offenbarung glauben. Die Naturalisten haben oft keine gründliche Beweise ihrer Religion, und die sie haben, haben sie eben so als andere Gelehrten, dem Anlaß zum Nachdenken zu verdanken, den ihnen eine Offenbarung gegeben hat.

Das

Das Daseyn einer natürlichen Religion macht es also höchst wahrscheinlich, daß irgend einmal eine göttliche Offenbarung vorhanden gewesen sey. Die Mängel, welche die natürliche Religion behält: ihr zu schwerer und zu abstrakter Vortrag, der nicht allgemein faßlich und verbindlich gemacht werden kann; die unwirksame Kraft ihrer Beweise verschiedener wichtigen Pflichten für alle und jede Menschen; die Unwissenheit und Ungewißheit, darin sie uns wegen unsers Schiksals nach dem Tode läßt; die Gefahr, vor welcher sie den gemeinen Haufen nicht verwahren kann, von Enthusiasten und Betrügern hintergangen zu werden; u. s. w. Diese Mängel berechtigen jeden vernünftigen zu wünschen, daß sie durch wahre Offenbarungen Gottes ersezt seyn möchten. Sind also Lehren vorhanden, welche dafür ausgegeben werden, so muß der vernünftige Mensch ihren Inhalt, durch das Licht der natürlichen Religion erleuchtet, prüfen, und die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Creditive derer, die sie unter dem Titel göttlicher Gesandten vorgetragen haben, untersuchen. — Dies ist der Gang, den der Verfasser im vierten Hauptstücke nimmt, um die Wahrheit der altjüdischen, und altchristlichen Religion im fünften und sechsten Hauptstücke zu finden und darzuthun. Wir wollen ihm weiter folgen, und die Bahn, die er verfolgt, auszeichnen.

Die heydnische Religionen verdienen keine Untersuchung, denn ihr Inhalt ist der natürlichen Religion zuwider. Nur in der jüdischen, christlichen und mohammedanischen Religion werden die Lehrsätze der natürlichen vollständig vorgetragen. Die beyden leztern gestehen der erstern den ältern Ursprung, und die Göttlichkeit des Inhalts zu, und nehmen ihre Offenbarung an, ob sie gleich übrigens Gegner der Juden sind. Von der erstern muß also der Anfang der Un-

tersuchung gemacht werden. — Die Lehre der altjüdischen Religion von den ältesten Offenbarungen Gottes ist ihrem Inhalte nach wichtig, und in Absicht auf den Zustand der uralten Zeiten der Vernunft wahrscheinlich. Die Lehre derselben von der Offenbarung und Gesezgebung durch Mosen wird aus der ganzen Geschichte des jüdischen Volks, aus ihrem ganz allgemeinen und ununterbrochenen Glauben an die dabey vorgefallene Wunder aus ihrem unverbrüchlichen Gehorsam gegen Mosis Gesez, und aus der innern Würde und Wichtigkeit dieses Gesetzes höchst glaubwürdig. Die Lehre von der fortdaurenden wunderthätigen Vorsehung Gottes über die Israeliten, und von den Propheten, als ausserordentlichen Gesandten Gottes unter ihnen, enthält nichts unanständiges noch widersprechendes. Beydes war ein geschiktes Mittel zur Bewahrung des Volks vor Abgötterey, und zur Aufrechthaltung der Tugend und der Erkenntniß des wahren Gottes mitten in der Finsterniß heydnischer Zeiten. Beydes wurde von der ganzen Nation geglaubt, beydes war schon einige hundert Jahr vor Jesu bereits in ihren heiligen Büchern bezeugt, und wurde als eine uralte und zuverläßige Wahrheit verehrt; und wir können wohl hinzusetzen, beydes wird durch die ganze Dauer der Begebenheiten dieses Volks bestätiget. Die Lehre endlich von dem Meßias, der die Erkenntniß Gottes auch unter die Heyden bringen, sie von Sünden reinigen, und beständig als König beherrschen sollte, ist der gesunden Vernunft wahrscheinlich und annehmlich. Das unläugbare und allgemeine Zeugniß eines Volks, daß es seine gesunden Begriffe von den göttlichen Eigenschaften und Rathschlüssen, göttlichen Offenbarungen von Alters her zu danken habe; das lehrreiche, rührende und erhabene der darin enthaltenen Gesetze, Lehren und Lieder; die deutliche Erfüllung

man

mancher geschehenen Weissagungen; die historische Wahrscheinlichkeit der erzählten Wunderwerke; die unpartheyische Redlichkeit und Umständlichkeit der darin gesammleten Geschichtschreiber, u. s. w. machen uns moralisch gewiß, daß der Inhalt dieser Religion wahr sey. Die Einwürfe, die man dagegen macht, sind theils eitel und nichtig, theils aus solchen Umständen hergenommen, welche bey einer so alten Sammlung von Büchern, als das alte Testament ist, unvermeidliche Schwierigkeiten veranlassen müssen; theils treffen sie nur die unmittelbare und abgemessene Eingebung dieser Bücher: an welcher der V. zweifelt, und wovon wir hernach noch zu reden Gelegenheit haben werden.

Die Wahrheit der öffentlichen Geschichte des ersten Christenthums, daß Jesus vor siebzehnhundert Jahren gelehret, sich für den Meßias ausgegeben, und von den Juden als ein Gotteslästerer verurtheilt und getödtet worden; daß seine Lehre von seinen Aposteln geprediget, von vielen Jüden und Heyden geglaubt, und aller Verfolgungen ohnerachtet standhaft geglaubt, und immer weiter ausgebreitet worden, ob sie gleich den Lüsten der Menschen nicht schmeichelte, noch durch mächtige und beredte Personen unterstützt wurde, ja daß sie endlich unter vielen Nationen herrschend geworden, und auf ihre Sitten und ganze Denkungsart bis auf den heutigen Tag starken Einfluß gehabt, ist ganz unläugbar. Eben so unzweifelhaft ist es auch, daß diese Lehre Jesu und seiner Apostel in der von allen Christen angenommenen Sammlung von Büchern, welche das neue Testament heißt, enthalten sey. Die wesentlichen Theile des Inhalts derselben bestehen in fünf Hauptstücken. 1. In Wiederholungen und Beziehungen auf die vorhergehende Offenbarungen Gottes; 2. in der Lehre von Jesu, dem eingebornen Sohne

 des

tersuchung gemacht werden. — Die Lehre der altjüdischen Religion von den ältesten Offenbarungen Gottes ist ihrem Inhalte nach wichtig, und in Absicht auf den Zustand der uralten Zeiten der Vernunft wahrscheinlich. Die Lehre derselben von der Offenbarung und Gesezgebung durch Mosen wird aus der ganzen Geschichte des jüdischen Volks, aus ihrem ganz allgemeinen und ununterbrochenen Glauben an die dabey vorgefallene Wunder aus ihrem unverbrüchlichen Gehorsam gegen Mosis Gesez, und aus der innern Würde und Wichtigkeit dieses Gesetzes höchst glaubwürdig. Die Lehre von der fortdaurenden wunderthätigen Vorsehung Gottes über die Israeliten, und von den Propheten, als ausserordentlichen Gesandten Gottes unter ihnen, enthält nichts unanständiges noch widersprechendes. Beydes war ein geschiktes Mittel zur Bewahrung des Volks vor Abgötterey, und zur Aufrechthaltung der Tugend und der Erkenntniß des wahren Gottes mitten in der Finsterniß heydnischer Zeiten. Beydes wurde von der ganzen Nation geglaubt, beydes war schon einige hundert Jahr vor Jesu bereits in ihren heiligen Büchern bezeugt, und wurde als eine uralte und zuverläßige Wahrheit verehrt; und wir können wohl hinzusetzen, beydes wird durch die ganze Dauer der Begebenheiten dieses Volks bestätiget. Die Lehre endlich von dem Meßias, der die Erkenntniß Gottes auch unter die Heyden bringen, sie von Sünden reinigen, und beständig als König beherrschen sollte, ist der gesunden Vernunft wahrscheinlich und annehmlich. Das unläugbare und allgemeine Zeugniß eines Volks, daß es seine gesunden Begriffe von den göttlichen Eigenschaften und Rathschlüssen, göttlichen Offenbarungen von Alters her zu danken habe; das lehrreiche, rührende und erhabene der darin enthaltenen Gesetze, Lehren und Lieder; die deutliche Erfüllung

man-

mancher geschehenen Weissagungen; die historische Wahrscheinlichkeit der erzählten Wunderwerke; die unpartheyische Redlichkeit und Umständlichkeit der darin gesammleten Geschichtschreiber, u. s. w. machen uns moralisch gewiß, daß der Inhalt dieser Religion wahr sey. Die Einwürfe, die man dagegen macht, sind theils eitel und nichtig, theils aus solchen Umständen hergenommen, welche bey einer so alten Sammlung von Büchern, als das alte Testament ist, unvermeidliche Schwierigkeiten veranlassen müssen; theils treffen sie nur die unmittelbare und abgemessene Eingebung dieser Bücher: an welcher der V. zweifelt, und wovon wir hernach noch zu reden Gelegenheit haben werden.

Die Wahrheit der öffentlichen Geschichte des ersten Christenthums, daß Jesus vor siebzehnhundert Jahren gelehret, sich für den Meßias ausgegeben, und von den Juden als ein Gotteslästerer verurtheilt und getödtet worden; daß seine Lehre von seinen Aposteln geprediget, von vielen Juden und Heyden geglaubt, und aller Verfolgungen ohnerachtet standhaft geglaubt, und immer weiter ausgebreitet worden, ob sie gleich den Lüsten der Menschen nicht schmeichelte, noch durch mächtige und beredte Personen unterstützt wurde, ja daß sie endlich unter vielen Nationen herrschend geworden, und auf ihre Sitten und ganze Denkungsart bis auf den heutigen Tag starken Einfluß gehabt, ist ganz unläugbar. Eben so unzweifelhaft ist es auch, daß diese Lehre Jesu und seiner Apostel in der von allen Christen angenommenen Sammlung von Büchern, welche das neue Testament heißt, enthalten sey. Die wesentlichen Theile des Inhalts derselben bestehen in fünf Hauptstücken. 1. In Wiederholungen und Beziehungen auf die vorhergehende Offenbarungen Gottes; 2. in der Lehre von Jesu, dem eingebornen Sohne

 des-

desselben; 3. von der Erlösung und Glaubensgerechtigkeit; 4. von der christlichen Kirche und Sittenlehre; und 5. von den lezten Dingen. Der Inhalt dieser fünf Hauptstücke enthält keine, weder in sich, noch im Zusammenhange, ungereimte Lehrsätze; §. 111. ersezet die Mängel der natürlichen Religion; §. 112. und ist der allgemeinen, weltbürgerlichen Glükseligkeit nicht hinderlich, sondern vielmehr beförderlich: folglich ist das Christenthum für das menschliche Geschlecht die beste Religion. §. 113. Nicht Betrüger, nicht Philosophen, nicht Enthusiasten, konnten eine Lehre dieses Inhalts erfinden und glaubwürdig machen; die ersten Lehrer des Christenthums müssen also das gewesen seyn, wofür sie sich ausgaben, nemlich ausserordentliche und wunderthätige Gesandten Gottes. Das Christenthum, diese beste Religion ist also auch wahr; und es ist Pflicht sie zu glauben. §. 114. Und ist dieses; so ist die Wahrheit des Christenthums schon ein Beweis wider die Religion Mohammeds.

So lautet der neue Beweis des Verf. von der Wahrheit des Christenthums zur gemeinnützigen Ueberzeugung. Unpartheyische werden sehr damit zufrieden seyn, und Nebenideen, darin sie mit dem Verf. nicht einig sind, die aber auch zu gegenwärtigem Zwek nicht gehören, stehen lassen, und sich den Hauptplan, der wirklich wesentliche Vorzüge hat, zu Nuze machen. Wir glauben, daß der Verf. manches noch umständlicher hätte ausführen, manches in einem lichtvollern Gesichtspunkte zeigen können, um die Wahrheit seines Hauptsazes noch treffender und einleuchtender zu machen. Er ist wirklich über diese wichtige Materie zu kurz, und seine Beweisgründe bald zu gedrungen, bald zu sehr ins Ganze verwebet, und sich nicht sattsam genähert; als daß sie auf gewöhnliche Fähigkeiten ihre ganze Kraft haben sollten. Vielleicht wird der Verf.

die-

diesen Versuch einst weiter auszuführen Gelegenheit haben, wo er mit Vorbeylassung mancher ausserwesentlichen Stücke mehr zur Aufklärung der Hauptsache beybringen, auch hie und da Lücken in seinem Beweise wahrnehmen, und ausfüllen wird: da wir ihm denn diejenige besonders empfehlen, die wir S. 141. bemerkt haben; wo er zwar sehr richtig diejenigen Kennzeichen angiebt, daran der, welcher bereits verschiedenemal göttlicher Offenbarungen gewürdiget worden, neue Offenbarungen erkennen kann; aber die wichtige Frage mit Stillschweigen übergeht, woran der Mensch die Göttlichkeit einer Offenbarung, die ihm zum erstenmal wiederfährt, erkennen könne.

Auf die verschiedenen Nebenideen, darin der Verf. vom gewöhnlichen Kirchensystem abweicht, können wir uns hier nicht einlassen. Ueber die Meynung aber, die er von der göttlichen Eingebung äussert, wollen wir ganz freymüthig etwas sagen. Wir geben gern zu, daß der strenge Begrif der göttlichen Eingebung, den das gewöhnliche System festsezt, nicht wohl statt finden könne, und nicht alle Schriftverfasser der heiligen Bücher in dem Sinn, den der Verf. S. 154. angiebt, für beständig inspirirte Gesandten Gottes zu halten sind. Wir gestehen auch ein, daß manche Propheten und Lehrer des alten Bundes, so wie die Geschichtschreiber Israels, nur zu gewissen Zeiten Offenbarungen Gottes genossen, oder einen beglaubigten Befehl erhalten, zu predigen und zu schreiben, wozu ihnen nur der allgemeine Inhalt ihres Vortrags bekannt gemacht worden, die Worte hingegen, die Einkleidung und auch wohl die Ausführung des Inhalts, die ihrigen gewesen. Wir gestehen, daß eine von GOtt ertheilte und durch Wunder bestätigte Vollmacht einem Gesezgeber und Lehrer, Autorität und Glaubwürdigkeit für seine Lehren oder Geseze gebe. Wir ge-

sehen endlich noch, daß man nicht von allen Büchern des A. T. die göttliche Eingebung oder Vollmacht bestimmt und historisch beweisen könne. Aber in der Anwendung dieser unbestimmten Vorstellung von der göttlichen Eingebung auf das A. T. muß dieser Begrif bestimmter gesezt und zugeeignet werden, als es von dem Verf. geschehen ist. Hier ist es zu schwankend, zu sagen, S. 158. „viele Theile des Vortrags solcher Gesandten Gottes, die unter keiner beständigen Eingebung stehen, haben das Siegel geoffenbarter Wahrheiten„, sondern man muß sagen, welche es haben, und welche es nicht haben, und was diese leztern doch für historische und moralische Glaubwürdigkeit behalten. Es ist nicht genung zu sagen; „Moses kann seiner Glaubwürdigkeit unbeschadet vieles ohne göttliche Eingebung gethan und niedergeschrieben haben;„ S. 187. sondern man muß anzeigen, was er als Geschichtschreiber habe wissen und schreiben, als weiser Mann nach der Lage der Umstände thun können; und was hingegen lediglich als eine Offenbarung Gottes, oder als eine Folge derselben angesehen werden muß. Es ist zu unbestimmt gesagt, S. 189. es sey nicht unwahrscheinlich, daß unter die Kirchenlieder des alten Israels einige göttliche Offenbarungen und Weissagungen auch unter der Gestalt der Psalmen aufgenommen worden; sondern man muß innere Kennzeichen angeben, davon sich ein solcher göttlich eingegebener Psalm von andern, die allein aus der Begeisterung eines wohl unterrichteten, gottseligen Herzens herrühren können, unterscheiden lassen. Wir sind weit davon entfernt, diese und ähnliche Aeusserungen des Verf. für naturalistisch zu erklären, wie er von manchen Lesern zu befürchten scheint. Aber wir glauben, daß der Religion durch solche unbestimmte Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten eben so viel Schaden

den erwachsen könne! als der strenge Begrif der Gottesgelehrten von der Eingebung, nach des Verf. nicht ganz unrichtigem Urtheil, die Widersacher unsers Glaubens stolz und zuversichtlich, und manche ihrer Einwendungen unwiderleglich macht. Denn auf diese Art wird die Wichtigkeit und Wahrheit des Inhalts der Schrift der Willkühr der Menschen blosgestellt; sie behalten immer die Einwendung, wer weiß, ob dieß eine Offenbarung Gottes sey; wer weis, ob jenes das göttliche Siegel der Gewißheit habe, ob sich der Verf. hier nicht geirret habe, u. s. w. Und so gienge die Autorität der Schrift verloren, oder büßte doch ihr vornehmstes Gewicht für den größten Haufen ein. Ohne diese Autorität aber kann kein zuverläßiger, allgemeiner und wirksamer Unterricht statt finden, worauf der gröste und wichtigste Vorzug einer göttlichen Offenbarung unsers Erachtens beruht. Denn die Gewißheit: Gott hat es gesagt! ist das non plus ultra der Ueberzeugung, der Beruhigung und des Gehorsams der meisten Menschen; und muß es ihren Umständen nach auch seyn.

Wollen wir dieser Gefahr vorbeugen, und zugleich mancher Gottesgelehrten unweisem Gebrauch der heiligen Schrift Gränzen setzen; so müssen die Kennzeichen richtig und bestimmt angegeben werden, nach welchen die Theile des Inhalts der heiligen Schrift für nähere Offenbarungen Gottes gehalten werden müssen oder nicht. Wo Gott redend eingeführt wird, muß auch die Wahl der Worte für göttlich gehalten werden, und ihre Aufzeichnung auf göttlichen Befehl und Erinnerung geschehen seyn. Wo jemand ausdrüklich im Namen Gottes und auf seinen Befehl redet, muß er wenigstens den Stoff dazu aus göttlicher Offenbarung erhalten haben, und die Einkleidung muß aus der Beschaffenheit des redenden, und aus der Lage der Um-

 stände

stände beurtheilt werden. Wo es unwahrscheinlich ist, daß der redende oder schreibende aus sich selbst, oder aus Belehrung und Zeugniß, von seinem wichtigen Gegenstande hinlänglich unterrichtet gewesen sey, wird mit Recht eine göttliche Belehrung vorausgesetzt. Wo von künftigen Dingen die Rede ist, muß der die Sache und das Bild, unter welchem die Sache vorgestellt wird, eingegeben haben, der ins zukünftige schauen kann. Wir geben diese wenigen Züge nur an, nicht als ob wir über diesen wichtigen Punkt unsrer Religion etwas bestimmtes zu sagen glaubten; sondern um Männer von Fähigkeit, und von ruhigem und um Wahrheit bekümmerten Gemüthe aufzumuntern, über diese noch mit vielen Dunkelheiten und Verwirrungen umzogene Materie helleres und zuverläßigeres Licht zu verbreiten. — Unser Verf. hat sich S. 185. in Absicht dieser Materie noch auf eine besondere, diesem Werk angehängte Abhandlung von der heiligen Schrift bezogen, die aber wirklich nicht angehängt ist. So haben wir auch die S. 183. erwähnte Abhandlung von den Eigenschaften Gottes nach den Zeugnissen der heiligen Schrift am Schlusse des Werks vergeblich gesucht. — Von der göttlichen Eingebung der Schriften des N. T. hat der Verf. ein gänzliches Stillschweigen beobachtet.

Nun noch ein Wort von der dem Verf. und ähnlichen Schriftstellern schuldigen Toleranz. Unpartheyische können nunmehr davon überzeugt seyn, daß er aus Liebe zur Wahrheit und zur Religion seine Zweifel und Erinnerungen gegen verschiedene Lehrsätze der Kirche äussere, und zartes Gewissen genung habe, seine Gedanken dann zu ändern, wann er geirrt zu haben einsieht. Auch Irthümer verdienen Achtung, wenn sie aus solcher Quelle entspringen. Sollte er aber wohl durchaus Unrecht haben? Sollte die Kirche gar

kei-

keiner Verbesserungen in der Bestimmung ihrer Lehrsätze, in ihrer Beweisart, in ihren gottesdienstlichen Uebungen, und in ihrer Verfassung bedürfen? Das kann nur derjenige läugnen, der grade weg die Formulare seiner Vorfahren beschwört, um sein Brod zu haben; und zu wenig Gefühl von der Wahrheit und Wichtigkeit der Religion hat, als daß er sich um den Einfluß derselben bekümmern sollte. Jeder überlegende und wahre Verehrer des Christenthums wird es sich zur Pflicht rechnen, einen solchen Mann ruhig sagen zu lassen, was er zu sagen hat, und was er nach dem Triebe seines Gewissens sagen zu müssen sich verbunden erachtet. Aber wird nicht das Christenthum dabey Gefahr laufen? wird die Freygeisterey nicht dadurch veranlaßt werden, das Haupt empor zu heben? Wir nicht der Sektirerey Thür und Thor eröfnet werden? Nichts weniger als das; obgleich unverständige Stürmer mit diesen Schrekbildern die Christenheit verwirren wollen, und oft auch Vernünftige dadurch in Allarm setzen. Verfolgungen, Verketzerungen, Zank und Bitterkeit machen Sekten und geben ihnen Dauer; nicht der ruhige und bescheidene Vortrag irriger Meynungen. Durch kaltblütige Untersuchung fallen sie am ersten wieder in ihr nichts zurük, und die Wahrheit, die etwa zugleich ins Licht gesezt wird, wird für die gute Sache der Religion gewonnen; dahingegen Irthümer unter Streit und Verfolgung hartnäckig werden und festen Fuß fassen, und die Wahrheit unter dem Getöse des Gefechts verloren geht. Wir bitten alle, die es mit dem Christenthum aufrichtig meynen, es reiflich zu erwegen: ob nicht die Vernunft eine solche Toleranz fordere, Gott selbst und sein Wort, (wie es aus dem Geiste des Evangelii und seiner Lehrer leicht zu erweisen wäre,) sie autorisire, der gegenwärtige Zustand der Kirche sie nothwendig mache, und

gegen

gegen den überhandnehmenden Unglauben mehr Vortheil als Schaden daraus erwachsen werde? Wir sagen das nicht als barmherzige Kunstrichter, mit welchem Titel ein neuerer Schriftsteller diese Denkungsart zu belegen beliebt hat; wir sagen es nicht, um bey dem Publiko unsrer eigenen Freymüthigkeit das Wort zu reden, denn wir haben uns Freymüthigkeit und Unpartheylichkeit zum höchsten Gesez gemacht, ohne auf Gunst oder Ungunst ein Auge zu werfen: sondern wir sagen es aus gewissenhafter Einsicht, daß das Beste der Kirche Gottes zu jeder Zeit und jezt insbesondere diese Toleranz fordere. Schriften, welche wider die gute Sitten und Moralität streiten, welche die eingeführte Religion lächerlich und verächtlich machen; muß man der Obrigkeit, zur Ahndung überlassen: Schriften, welche plump lügen, Gottes Wort verdrehen, frech spotten, und den boshaften Vorsaz, auf jeder Seite kenntlich machen, nicht zu unterrichten, sondern nur zu lästern; muß man mit Verachtung und Schweigen bestrafen: Schriften, welche nichts reelles enthalten, und nur von einem verwirrten Kopfe zeugen, muß man kurz, wahrhaft und ohne Paßion beurtheilen, und ihrem Schiksale und ihrer nahen Vergänglichkeit überlassen: Schriftsteller, welche Wahrheitsliebe äussern, ihre Zweifel vortragen, Schwierigkeiten nicht auflösen können, Mängel bemerken; muß man ruhig anhören, ihren Vortrag nach Schrift und Vernunft prüfen, sich allein bey der Untersuchung nicht trauen, für sie alles Mißtrauen aufheben, ihren vermeynten Irthümern sanftmüthig und doch gründlich begegnen, die Wahrheit dankbar von ihnen annehmen, und wenn man nichts neues mehr zu sagen hat, nicht zu oft das bereits gesagte wiederholen. Man versuche es doch nach dieser Methode nur erst zwanzig Jahr, und sehe dann, ob nicht vielen Lästerern ihre Lästersucht

ver-

vergehen wird? ob nicht viele unbedeutende Schriften ungelesen, und viel Gemüther unverwirrt durch sie bleiben werden, weil man kein Aufhebens davon gemacht hat? ob sich nicht die Gährung in der Kirche stillen, weniger Zwiespalt seyn, mehr ächter Gehorsam hingegen, und thätiger Eifer für das mit Wahrheitsliebe aufgeklärte Evangelium Jesu in unserm Vaterlande statt haben wird? Auf der entgegengesetzten Bahn, welche so viele (Gott gebe! erleuchtete und gewissenhafte) Eiferer betreten, steht man, wo wir nicht ganz irrig sind, in Gefahr, die grosse Klasse der Bedenklichen und in diesem oder jenem Punkt zweifelmüthigen, innerhalb dieses Zeitraums zu den völlig Ungläubigen oder gar zu den Lästerern hinüberzuscheuchen.

F.

XVII.

Allgemeine Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf gegenwärtige Zeit, welche alle bekannte Reiche und Staaten, ihre Veränderungen, Staatsverfassungen, Gesetze, Religionen, Sitten und Gebräuche, ihr Wachsthum in der Gelehrsamkeit, den Künsten und Wissenschaften, der Handlung und Schiffahrt; samt ihrer Zeitrechnung, ihren Alterthümern, öffentlichen Gebäuden und besondern Seltenheiten der Natur und Kunst in sich begreift; ausgefertigt von Wilhelm Guthrie, Johann Grey, und andern in diesen Theilen der Wissenschaften berühmten

Ge-

Gelehrten. Aus dem Englischen übersetzt. Aus den Originalschriftstellern berichtigt, und mit einer fortlaufenden Zeitrechnung und verschiedenen Anmerkungen versehen von Hrn. Christian Gottlob Heyne, Professor der Beredtsamkeit und Dichtkunst zu Göttingen. Nebst einer Vorrede Hrn. D. Johann August Ernesti. Leipzig, bey M. G. Weidmanns Erben und Reich. 1765. gr. 8. Erster Theil, 3 Alph. 11 B. nebst 1 B. Vorrede. Zweyter Theil, 3 Alph. 15 B. nebst 1½ B. Vorrede.

Schon die Befriedigung unsrer natürlichen Neigung und Begierde, dasjenige zu wissen, was sich vor uns auf der Welt zugetragen habe, macht uns ein Werk sehr schäzbar, in welchem man zur Absicht hat, in einer bequemen Stellung und Ordnung uns alle die Veränderungen und Begebenheiten, so viel wir davon Nachrichten haben, vorzuzeichnen, die sich unter dem menschlichen Geschlechte in seinen gesellschaftlichen Zustande ereignet haben. Allein es sind noch andre Seiten, von denen sich der Werth eines solchen Werks ermessen läßt. Bey dem ganzen Theile unsrer Kenntnisse, den wir aus Schriftstellern erlangen, wird uns eine allgemeine Weltgeschichte zu dem größten Erleichterungsmittel. Ein jeder weiß es aus eigner Erfahrung, mehr als zu sehr, daß man sich bey Lesung von Schriftstellern aus so verschiednen Zeitaltern und so verschiednen Nationen mehr als zu oft, in einer unbequemen Verlegenheit siehet, so gleich die ganze Stellung und Verfassung, in der sich der Schriftsteller befand, die Aussicht der

der Dinge und Menschen, die er vor sich hatte, die Sitten und herrschenden Meynungen, denen er entweder blind folgte oder nicht offenbar widersprechen konnte, kurz, seinen Stellepunkt, so zu sagen, zu übersehen. Da alles dieses so sehr von der politischen und Religionsverfassung abhängt, in der ein jeder gebohren ist, da jedes Zeitalter seine eignen Abänderungen selbst im Nationalcharakter, Nationalgeschmak und Vorurtheilen hat, so seufzet man beym Lesen gar sehr, ein Buch bey der Hand zu haben, worüber man sogleich aufen, und sich einige Kenntniß von irgend einem Theil der Geschichte, der uns nöthig ist, verschaffen könne. Nun denke man sich erst die unzählichvielen Stellen in allen Schriftstellern, selbst Dichtern und Weltweisen, die auf einzelne Vorfälle und historische Umstände ziehen, und ohne Kenntniß der Geschichte und der Zeitfolge unmöglich verstanden werden können. Alles dies macht uns eine vernünftig eingerichtete und brauchbare allgemeine Weltgeschichte zu einem der nöthigsten, nüzlichsten und schäzbarsten Bücher. Denn nicht alle befinden sich in den Umständen, daß sie bey jeden sich ereignenden Vorfall dieser Art die besondern Hülfsmittel und speciellen historischen Werke jedes Zeitalters und jeder Nation bey der Hand hätten. Eine Weltgeschichte, die diese Absicht erreichen und zu diesem Gebrauch dienlich seyn soll, kann von gedoppelter Einrichtung seyn; einmal, daß sie eine Zusammensetzung aller Specialgeschichten, die wir von einzelnen Völkern und Zeitaltern haben, ist; eine Art von Pandecten und *Corpus historiarum*, eine Bibliothek der Geschichte; deren Verfertigung zwar die größten Schwierigkeiten, aber doch keine Unmöglichkeiten vor sich hat. Diese Specialgeschichten werden in eine gewisse so viel als mögliche bequeme Ordnung und Stellung gebracht, und es wird ihnen ein Umfang und eine Ausdeh-

dehnung gegeben, welche theils das Verhältniß zum Ganzen, theils der Vorrath und die Wichtigkeit der Materien, der Ruhm der Nation, der Glanz des Zeitalters, vornemlich aber der Gebrauch in der Lesung der Schriftsteller aller Zeitalter erfordert. Bey jeder Nation darf also nur ihr Hauptgeschichtschreiber zum Grunde geleget, und alles was aus andern zur Vollständigkeit gesammlet werden kann, beygefüget, auf der andern Seite aber alles, was ein besonders und eigentliches Verhältniß zur Nation, in ihrem Privatstande hat, in sofern etwas blos für die Nation allein wichtig ist; auf Ausländer aber keine Beziehung hat, und mit dem großen gemeinen Wesen der Welt in keinem Zusammenhang stehet, ausgelassen und für diejenigen, die es in der speciellen Geschichte jeder Nation ausführen wollen, bey Seite geleget werden. Aus einem auf diesem Fusse eingerichteten Werke kann alsdenn zweytens ein Auszug verfertiget werden, dem man nach verschiednen Absichten einen größern oder engern Umfang geben kann, in welchem aber allezeit dieser Zwek erreichet werden muß, daß die einzelnen Theile samt dem ganzen darinnen leichter zu übersehen und zu fassen sind.

Wir haben einen Theil dieser Gedanken aus der Vorrede des Hrn. Prof. Heyne zum zweyten Theile entlehnt; wo zugleich die Schwierigkeiten beyder Entwürfe einer allgemeinen Welthistorie angedeutet, und das Mangelhafte in der Ausführung sowohl bey dem großen Werke einer vereinigten Gesellschaft in England, das uns der selige Baumgarten wenigstens in einigem Grad der Vollkommenheit in vielen Theilen geliefert hat, als bey dem gegenwärtigen durch Guthrie und andre gelieferten Auszug. Unsre Nation ist dazu bestimmt, ein einigermassen wichtiges und großes Werk, es müßte denn im Staatsrecht oder in bürgerlichen Rech-

Rechten seyn, durch sich selbst nie auszuführen, sondern nur die kühn gewagten Unternehmungen französischer und englischer Schriftsteller zu bewundern, sich zu Nutze zu machen, sie aufs neue zu bearbeiten, mühsam auszufeilen und ihnen einen Grad der Vollkommenheit zu geben, von denen jene Originale allezeit so himmelweit entfernt sind. Es macht dies, glauben wir, nicht so wohl einen Theil unsers Nationalcharakters aus; es kömmt vielmehr aus unserer politischen Verfassung her. Mit dem Auszug hat es eben die Bewandniß. Der Hr. Prof. Heyne führt an gedachtem Orte Mängel, Unrichtigkeiten und Nachläßigkeiten an, über die man erstaunen muß, und die sich bey uns kein Compilator, so unverschämt auch sonst gewisse Gattungen dieser Art Menschen zu seyn pflegen, leicht übersehen würde; er führt andre Mängel an, welche aus der großen Unvollkommenheit der größern Compilation der allgemeinen Welthistorie, aus der gänzlichen Vernachläßigung der Originalschriftsteller, aus der Unterlassung eine genaue, sichre und am Rande stets fortlaufende Zeitrechnung beyzufügen entstanden sind; und diese auf die Seite zu schaffen, diese Unvollkommenheiten, wenigstens zum größern Theil zu entfernen und zu ergänzen, und das Original in derjenigen Gestalt zu liefern, in welcher es aus den Händen seiner Verf. gekommen seyn sollte, wenn es ein sicheres und zuverläßiges, vollständiges und brauchbares Buch seyn soll; dieses macht die beschwerliche, aber den Liebhabern der Geschichte, und besonders unsern jungen Studirenden, denen ein solches Buch durchaus mangelte, ungemein vortheilhafte Bemühung des Hrn. Prof. Heyne aus. In den beyden Theilen, welche wir vor uns haben, sehen wir, daß sein Verdienst um den Guthrie in der Folge wächst. Denn je weiter das Werk fortgeht, je mehr Ergänzungen, Berichtigungen und Anführungen

gen sehen wir vor uns; theils weil im zweyten Theile die Geschichten für die Lesung der alten Schriftsteller wichtiger und nüzlicher werden, theils weil zu den im ersten Theile enthaltenen Geschichten im größern Werke der allgemeinen Welthistorie besser vorgearbeitet worden, und im Guthrieschen Werk der Leser blos entweder stillschweigend oder ausdrüklich auf jenes verwiesen werden durfte. Bey dem allen deucht uns doch, der Hr. Prof. habe mit der Folge der Arbeit seine Begriffe von dem Grade der Güte, der sie fähig war, erst selbst mehr und mehr erweitert; und im ersten Theile scheint er gegen die Herrn Engländer mehr Bescheidenheit und Bedenklichkeit, ihnen zu widersprechen, bewiesen zu haben, als sie verdienen.

Um von seiner Arbeit eine Anzeige zu thun, so hat er überhaupt die Usherische, d. i. die verbesserte hebräische Zeitrechnung angenommen, nicht, wie er sagt, weil sie die richtigste oder die unstreitig wahre, sondern weil sie die brauchbarste und gemeinste, und besonders im theologischen Studio die angenommene und herrschende ist. Diese Beyfügung der Jahrzahlen hat so lange keine große Schwierigkeit haben können, als man nur blos den Usherischen Annalen folgen durfte. Desto größere Schwierigkeiten und Mühseligkeiten mußten alsdenn erwachsen, wo theils in einzelnen Jahren und Epochen die Usherische Zeitrechnung mangelhaft war, theils die Zeitrechnung anderer Reiche, welche Usher nicht berührt hat, nach jener einzurichten und in Gleichförmigkeit zu bringen war. Dieses wird hin und wieder, besonders in dem zweyten Theile, und am meisten in der griechischen Geschichte sichtbar. Hier ist ausserdem zugleich neben den durch das ganze Werk fortlaufenden Jahren vor Christi Geburt, und nach Erschaffung der Welt, wie sie in der hebräischen Zeitrechnung angenommen wird,

noch

noch die Zeitrechnung der Olympiaden, nach den Anleitungen Scaligers, Dodwells und Corsini, und der Dauer des Peloponnesischen Krieges über, auch diese Jahrzahl beygefüget: so daß man bey Durchlesung eines alten Schriftstellers nur entweder die Geschichte jeder Republik durchblättern oder eine schon bekannte Jahrzahl am Rande aufsuchen darf, um sich alsdann in den Zusammenhang des Ganzen mit leichter Mühe zu setzen.

Das andre, was man bey dem Guthrieschen Werke übernommen hatte, war die Berichtigung der Citatorum, oder der angeführten Schriftstellen. Wenn die Anführung von Schriftstellern, in einem Werke, wie der Guthrische Inbegriff der Geschichten ist, nach einem vernünftigen Gedanken eingerichtet und von einem Nutzen seyn sollte, so mußten nicht sowohl, wie im großen Werke wohl erforderlich war, alle Stellen der Schriftsteller, die nur von einer Begebenheit als tüchtige Zeygen angeführt werden konnten, sondern nur überhaupt bey jedem Theile und bey jeder besondern Geschichte die Hauptquellen und Hauptsysteme, und bey der fortlaufenden Erzählung derjenige Schriftsteller angezeigt seyn, dem die Verfasser, als dem Hauptschriftsteller gefolget sind. Nicht nur die Glaubwürdigkeit und Sicherheit der Erzählung gewinnt dabey; sondern der Leser findet zu fernern Nachforschungen Mittel und Anleitung. Guthrie mit seinen Gesellschaftern führen in der That hin und her einige alte Schriftsteller an, aber für das erste auf die unbestimmteste Weise, als: Xenophon, in den griechischen Geschichten, oder wenn es hoch kommt, noch dazu, im vierten Buche; hernach sind diese Stellen blos auf gut Glük aus dem größern Werke gewählt. Am Ende eines Abschnitts hat man nachgesehen, was den Abschnitt über für Schriftsteller angeführt sind, und

 ihre

ihre Namen hingesezt, ohne drauf zu sehen, ob sie etwan bey blos zufälligen Umständen angeführt waren. Auch in diesem Stücke ist also der deutsche Guthrie ein ungleich zuverläßigeres und brauchbareres Buch, als der englische.

Eine mit der vorigen nahverwandte Verbesserung der Urschrift, ist diese: die englischen Compilatoren haben nicht nur nicht die Ausländer Geschichten vor sich gehabt, und das wollte man ihnen vergeben; sondern sind auch nicht einmal besorgt und bemüht gewesen, die besten neuern Werke und Schriften vor sich zu haben, in welchen die alte Geschichte aufs neue vorgetragen, mit Beyhülfe der Kritik, die man zu Verbesserung des Textes der alten Geschichtschreiber angewendet hat, und mit Gebrauch einer genauern Zeitordnung berichtiget und in eine bequeme Form gebracht ist. Eine Menge Unrichtigkeiten, Verwirrungen und Unvollständigkeiten in den wichtigsten Dingen verstellen daher, so wie die allgemeine Welthistorie, also auch das Guthriesche Werk. Auf diese aufmerksam zu seyn, sie anzumerken und zu verbessern, war der schwerste Theil der Arbeit bey der deutschen Ausgabe; und wenn in diesem die Kenntniß besserer Werke, als die Engländer gebraucht hatten, gar oft dienlich war, so blieben doch noch viele andre Stellen, wo bald gewisse Umstände, bald die Zeitfolge von niemanden berichtiget war, übrig.

Die Ordnung der Geschichte im Guthrieschen Werke weicht hin und her von dem großen englischen Werke ab. Im ersten Bande ist enthalten: I. Buch: Geschichte von der Schöpfung bis auf die Berufung Abrahams, sowohl nach der Ueberlieferung der Juden in den heiligen Schriftstellern, als nach den Ueberlieferungen andrer Völker; II. Buch: Geschichte Aegyptens bis auf Alexandern den Großen. III.

III. Buch: Geschichte der Moabiten, Ammoniten, Midianiten, Edomiten, Amalekiten, Cananiten, Philister, Syrier und Phönicier; IV. Buch: Geschichte der Juden seit Abraham bis auf das Ende des jüdischen Staats. Diese, den kritischen Theil ausgenommen, der oft sehr mangelhaft ist, war schon in der Welthistorie, als dem größern Werk, sehr fleißig und vollständig ausgearbeitet.

Im zweyten Bande: V. Buch: Die Geschichte der Assyrier, der Babylonier; einiger Völker im kleinern Asien, als: der Phrygier, Trojaner, Mysier, Lydier, Lycier, Cilicier; wo S. 175. f. die Geschichte von Carien, vom deutschen Herausgeber entworfen, hinzugekommen ist. VI. Buch: Die Geschichte von Medien, von Persien, der Parther und der Perser nach Wiedererlangung der Oberherrschaft. Diese machen sehr ansehnliche Theile in diesem Werke in der deutschen Uebersetzung aus, indem sie aus Quellen verbessert und berichtiget sind, an welche weder im großen noch im kleinern englischen Werke gedacht worden war. VII. Buch: Die Geschichte von Griechenland. Geschichte der alten Königreiche in Griechenland, Sicyon, Argos und Mycene, Athen, Theben, Arcadien, Thessalien, Phocis, Korinth, Sparta, Elis, Aetolien, Locris, Doris und Achaja. In Ansehung dieser kleinen Geschichten sind die Verbesserungen in der deutschen Ausgabe unzählig. Von der ältesten Geschichte Griechenlands und der Hellenen ist ein eigner Aufsatz des Hrn. Prof. Heyne S. 522. f. und eine neu entworfene Geschichte des Königreichs Epirus S. 538. f. eingerückt. Nach der älteren Geschichte folget die Geschichte der schönen Zeiten Griechenlands: Die Geschichte der Athenienser seit der Einführung der jährlichen Archonten, bis auf die achäische Conföderation; Die Geschichte von

 Spar-

Sparta bis eben dahin; Die Geschichte der Thebaner, bis auf die Zeit, da sie dem Philipp von Macedonien unterwürfig wurden; Die Geschichte vom achäischen Bund, und also zugleich die Folge der Geschichte der übrigen griechischen Staaten, bis auf dessen Trennung; Die Geschichte der Aetolier, Acarnanier und Epiroten; die spätere Geschichte von Athen. Endlich die Geschichte von Rhodus, Creta, Cypern, Samos. Durch alle diese Theile hindurch sind nicht nur die Engländer durch und durch verbessert, sondern auch häufige Erläuterungen der Geschichte selbst beygebracht. Nach derjenigen Bedürfniß zu urtheilen, der man sich wohl erinnert, in frühern Jahren oft empfunden zu haben, bey Lesung der alten Geschichtschreiber und Schriftsteller einen sichern Leitfaden in der Geschichte vor sich zu haben, nach welchem man den Zusammenhang von dem, was man las, mit der übrigen Geschichte gleich finden und übersehen könnte, und die Quellen der Hauptschriftsteller angezeigt zu finden, wo man allenfalls bey diesen Nachforschungen fernern Unterricht erhalten könnte; nach diesem allen zu urtheilen, muß diese englische Geschichte besonders für unsre jungen Studirenden von einem merklichen Nutzen seyn, der sich schon dadurch äussert, daß man die ganze Geschichte und Zeitfolge unter einem Gesichtspunkt gebracht sieht, der der Einbildungskraft und dem Gedächtniß bequem ist.

Von der dem ersten Theile vorgesezten Vorrede des Herrn D. Ernesti können wir nicht umhin zu wünschen, daß sie in einer der deutschen Sprache gemäßen Schreibart geschrieben, und nicht durch weitschweifige Perioden verwickelt wäre. Wir erinnern dies, ohne die übrige Verdienste dieses großen Gelehrten dadurch verringern zu wollen.

L.

XVIII.

Fr. Casim. Medicus, Pfalzzweybrückischen Hofraths u. s. w. Sammlung von Beobachtungen aus der Arzneywissenschaft. Zweyter Band. Zürich, bey Heidegger und Comp. 1766. 8. von S. 333. bis 882. in fortlaufender Seitenzahl mit dem ersten Bande.

Dieser Band enthält verschiedne Abhandlungen. I. Vom Nutzen der peruvianischen Rinde. Ihre Geschichte und die Merkmale ihrer Güte sind am Vorberichte in einen guten Auszug gebracht.

Vom Aug. bis Nov. 1759. herrschten bey der Garnison in Manheim bösartige Wechselfieber, die als hitzige anfingen und durch Blutlassen und kühlende Mittel, oft erst am 5ten oder 7ten Tage, ihren rechten Typus überkamen. Unter denselben zeigten sich auch häufige Todtenfieber mit Schlafsucht und Schlagflüssen, die durch folgende Zeichen angekündigt wurden: — Brennen und Schmerz in den Urinwegen; Beschwerlichkeit Wasser zu lassen; Schläfrigkeit und wirkliches Schlafen, wornach sie dumm und niedergeschlagen waren; Blut endlich, dessen Hälfte ein grünliches Blutwasser ausmachte, dessen übriger Kuchen aber wenig Festigkeit hatte, unten hellroth sahe und in kurzer Zeit faulte. Unter diesen Symptomen, mit anhaltender Hitze dauerte das Fieber den zweyten, dritten Tag, da es ein Wechselfieber ward, dessen Anfälle unter starker Kälte, brennender Hitze, stinkendem Schweiße mit Schlafsucht und Gichtern verliefen, bis der dritte unter apoplektischen oder epileptischen Zufällen tödtete. Es blieb kein Alter verschont: doch sturben wenige, wenn man dem 2ten oder 3ten Anfall vorbeugen konnte,

te, welches, nach der Aderlässe und Reinigung des Magens durch Brechmittel, durch die Rinde alle 2. Stunden zu 40 - 60. Gran geschahe. Es complicirten sich mit diesem Fieber noch andre Zufälle, die Hr. M. durch die Rinde und den Indicationen angemessene Zusätze hob, die aber keines Auszuges fähig sind. Wir merken nur an, daß er bey Wechselfiebern venerischer und krätziger Patienten Quecksilber mit der Rinde verbindet; die Epilepsie aus dem Unterleibe herleitet; die Cur des Nachtnebels durch Brechen und der Waßersucht nach Wechselfiebern durch die Rinde bestätigt.

Die Fieber mit scharfem aufgelösten Blute, die wir fäulige nennen, und die 1760 gänge waren, bezwang Hr. M. auch mit Rinde und Citronsäure. Auch in der Art, die mit Mattigkeit, Niedergeschlagenheit, stillen Verwirrung u. s. w. antreten, (irren wir nicht: so sind es Huxhams lentae nervosae) ist die Rinde die beste Herzstärkung. Sie beugt auch dem bey dieser Krankheit gewöhnlichen Friesel vor, und eben so gewiß dem Ablager des Stoffs der Krankheit auf andern Theilen. Selten hat er mit wenig Granen Ipecacuanha brechen lassen dürfen. Billig verdammt er den Mohnsaft und hält auch die Blasenpflaster meistens nachtheilig, weil sie die festen Theile entkräften und die Säfte auflösen. Ein Gedanke, den wir eben hatten, als wir die Lobsprüche derselben bey den Wechselfiebern im ersten Bande unsers Hrn. M. lasen, die doch mit diesen Fiebern so nahe verwandt sind.

Auf den Beweis vom Nutzen der Rinde in Entzündungsfiebern, worauf wir schon im ersten Bande vorbereitet wurden, waren wir besonders begierig. Sydenham, Boerhave, Torti, van Swieten u. a. verbieten die Rinde bey Entzündungen: Morton aber und eigne Erfahrungen des Hrn. M. haben ihn mit den vortreflichen Tugenden derselben in Entzündungs-

fie-

fiebern bekannt gemacht. Die Erfahrungen aber, die ihn eines andern, als er bisher geglaubt, belehrten, waren bösartige Entzündungen, bösartige Hirnwuth, vorzüglich aber die bösartigen Wechselfieber von 1761. mit anfänglicher Entzündung. Wir sehen zwar, daß Hr. M. was er einmal bösartig heißt, ein andermal den äussersten, den heftigsten Grad von Entzündung bedeutet: aber wir möchten diese Ideen nicht gerne verwechseln. Der heftigste Grad einer wahren Brustentzündung und z. E. ein fäulichtes Fieber mit einer anfänglichen Brustentzündung, welches nach dem alten Stil unter die bösartigen Pleuresien mit gehört, sind in unsern Augen sehr verschiedne Krankheiten, und die Gefahr oder Tödlichkeit von beyden berechtigt uns nicht, sie als bösartige zusammen fliessen zu lassen. Wir gestehen es, in Fällen, wo sich Entzündungen mit fäulichten, Gallen-Nerven- oder Wechselfieber compliciren; in Fällen, wo nicht so sehr die Hitze oder die wahre inflammatorische Eigenschaft des Bluts, als vielmehr eine Schärfe, Entzündung erregen, dergleichen ein Exempel Hr. M. selbst bey der Epidemie von 1761. giebt und wo wir die Entzündung symptomatisch nennen möchten; in Fällen, wo die Kräfte so gesunken sind, daß sie einer Hebung bedürfen, ohne daß man gerade auf die ursprüngliche Entzündung sehen kann; selbst möchten wir sagen, in Fällen, wo noch typische oder anomalische Fieberbewegungen fortdauern, ungeachtet die Entzündung deutliche Merkmale ihrer Zertheilung gegeben: in allen solchen Fällen nehmen wir gerne mit Hrn. M. an, daß die Rinde brauchbar sey und daß eine mit Entzündung begleitet gewesene Krankheit sehr unbillig, als ein Contraindicans der Rinde angeführt werde. Wir würden es so gar willig einräumen, daß die reinen Entzündungsfieber vorzüglich in Städten selten sind und fast durchaus

einen [illegible] Charakter annehmen, der nicht selten die Rinde erfordert und woran unsre Diät und ein minder weiches Blut wohl Schuld sein mag. Aber für Entzündungen, die rein sind, als Entzündungen dient sie nicht, weil dabey die Zertheilung die Hauptabsicht bleibt und dazu die Rinde nichts beytragen kann. Wir tadeln dadurch des Herrn M. Curart nicht. Sie ist den Umständen seiner Krankheit durchaus wohl angemessen: aber, mit seiner Erfahrung, nicht seiner Theorie; und das ist ein ungemeiner Lobspruch für einen praktisirenden Arzt. Er läßt Blut nach Nothdurft, giebt Salpeter, [illegible] und andre kühlende Arzeneyen und Clystiere, und legt Blasenpflaster; und verbindet mit wichtigen Dosen der Rinde, Campher, Weinstein, und besonders den kühlenden Salpeter und andere Salze, die er nie von der Rinde getrennt, und mit Verwahrung der Dosen bis von in gleichem Grade vermehrt wissen will. Manches sein Vorgängers [illegible]. Aber, aller seiner Vorliebe gegen die Rinde und bey aller eingebildeten Nothwendigkeit, die durch Gift und Fermente empörten Geister durch dies große Antidot in Fassung zu setzen, will er doch Aderlässe u. s. w. in Entzündungen vorher schicken und fordert für seine Rinde manifestas febris exacerbationes et remissiones. Wir tadeln also des Hrn. M. Curart, nachdem Epidemie und Zufälle sind, keineswegen: aber wir wünschen, Hr. M. möchte so sorgsam und kritisch in dem Ausdrucke seiner Sätze, als in der Wahl seiner Mittel verfahren. Er macht, was er selbst tadelt, zu voreilig aus besondern Fällen und noch dazu aus Abfällen allgemeine Regeln; und die sind das größte Unglük in der Medicin, wenn sie nicht ein fein unterscheidendes Auge begleitet und die wahren Mütter der gelehrteren Empirie. Hr M. schreibt deutsch und schreibt gut und wird daher Leser fin-

finden, die nicht tief genug denken, um aus seinen Behauptungen das eigentliche Wahre zu entwickeln. Wir muthmaßten fast, daß andre Aerzte gegen des Hrn. M. Rinde aus dem Kapitel von der Entzündung mögen disputirt haben; und wenn denn ein sonst so scharfsichtiger Mann auch auf seiner Seite zu weit geht; so ist es menschlich. Beyläufig hat er, wie Löseke, erfahren, daß die Rinde die Lungen stärke und bestätigt einen paradoxen Satz des Whytt, daß Blasenpflaster einen starken Puls und fieberhafte Bewegungen mäßigen und dämpfen, einen Satz, der ebenfalls nicht allgemein werden muß, wenn er nicht praktische Fehler nach sich ziehen soll. Wir bergen es nicht, daß wir bey dem Irrereden, das dadurch gehoben worden, nicht so sehr eine Entzündung als aliquid nervosi ex imo ventre oriundum in Argwohn haben und dem Reitze der Blasenpflaster eine heilsame Revulsion beylegen. Einem Mann, wie Hr. M. können wir sicher darüber den Ausspruch auftragen. Whytt selbst neigt sich auf unsre Seite, was die Revulsion betrift.

II. Vom Nutzen der Blutigel in der Hirnwuth. Bey einem Kinde waren kühlende Mittel und Blasenpflaster, Aderlässe und Clystiere, Rinde und Saamenmilch vergeblich gebraucht. Etwas von Sydenhams Laudano, das Abscheren des Haars und Blutigel an den Ohren brachten Nutzen, und durch äusserliche Reinlichkeit und Waschen des Haupts ward die Cur vollendet. Hr. M. eyfert hiebey gegen die weichliche Curart der Neuern und die Verabsäumung der von den Alten gepriesenen äusserlichen wirksamen Mittel. Zugleich hält er die kritischen Tage für eitel und chimärisch. (Hiezu aber ist das gegenwärtige Exempel nicht sehr glücklich gewählt.) Es wird der Arzt über dem Lauern darauf gehindert, der Krankheit mit wirksamen Mitteln zu begegnen und sie in der ersten Brut

zu

zu ersticken. Hr. M. hat auch in seiner Praxis Cri-
sis und Tod nie nach Regeln erfolgen sehen.

III. Nutzen der Blasenpflaster auf den leiden-
den Theilen. Er legt es in der Halsentzündung
nach der Aderlässe aufs Genik, läßt kühlende Clystiere
setzen und giebt seine Lieblingsarzney Rinde mit Sa-
menmilch. Senfpflaster sind auch wirksam, und noch-
mehr das flüchtige Liniment der brittischen Dispensa-
torien. Eben so wirksam sind die Blasenpflaster im
Hüftweh und Seitenstich, der von Entzündung der
Muskeln entsteht. Er hat gar einen kurzen Othem
und die davon entstandne Zehrung damit geheilt.
Wir können ihm in seinen Betrachtungen und Ge-
schichten nicht folgen. Sie sind lehrreich und der Nu-
tzen äusserlicher wundmachender Mittel auf der Brust
wird nachdrüklich erwiesen.

IV. Von Wassersuchten. Hr. M. eifert billig
mit Boerhave gegen das unsinnige Laxiren dabey, und
räth dagegen, wenn sie von der Schwäche der festen
Theile entspringt, Reiben, Bewegung und stärkende
Mittel; wenn sie aber Abführung des Wassers erfo-
dert, das Einreiben mit Baumöhl und den Weinstein,
der bald durch den Urin bald durch den Stuhlgang
gewirkt hat. Storck mißräth das Baumöhl bey hef-
tigen Anspannungen der Haut: aber eben dann hat
Hr. M. es am nützlichsten gefunden. Das Oehl ist
seiner Meynung nach so wirksam, weil es die Krämpfe
mildert, so die Mündungen der einschluckenden Gefäße
verschliessen und weil es die scharfen Theile einwickelt,
die durch einen widernatürlichen Reitz sich selbst den
Ausgang versperren. (Es wäre also eine Art von äus-
serlichem Opiat, das auf eben die Weise, wie der bis-
weilen mit Glük gebrauchte Mohnsaft, seine Wirkung
äusserte.) Allemal hat es doch nicht gefruchtet; ein-
mal hat es den Geschwulst vermehrt und ein paarmal
Fieberanfälle verursacht.

Einen Soldaten, der nach einem Seitenstechen krätzig, engbrüstig und wassersüchtig ward, dabey entsezlich durstete, hustete und einen gespannten heftigen Puls hatte — das einige pathognomische Merkmal, das Hr. M. für diese Art Wassersucht weis — heilte er in 7. Tagen durch 6. Aderläßen, wobey das Blut mit einer starken Entzündungshaut überzogen ward. Er führt noch ein Exempel davon an, hat noch mehrere gehabt, glaubt diese Curart sey ungewöhnlich und selten und erinnert sich keines andern Beyspiels, als vom Jak. Spon beym Mead. Allein Hippokrates, Trallianus, Angineta, Nic. Piso, Riverius, Hofmann, Nenter und Stork haben sie schon angewandt und empfohlen. Er findet sie beym Hofmann und Schulz (de hydropis curationibus antiquis und de Venaesect. in hydropicis) angeführt; auch hat Dan. Monro diese Heilart nicht übersehen. Wann bey jungen oder starken Subjekten, mit starken und unverlezten Eingeweiden, Fülle oder unordentliche Bewegungen des Bluts eine Wassersucht erzeugen; oder wenn dabey ein reiches entzündliches Blut (lentor inflammatorius) sich verräth; und noch mehr, wann eine wirkliche Entzündung voran gegangen ist, die einen Wink giebt, daß man doch ja im morbo secundario den primarium nicht übersehen möge: alsdann ist wohl, zumal wann Fieber und harter Puls sich finden, die Aderläße in Wassersuchten aus der wahren Pathologie. Herr M. giebt dieser Erscheinung den Namen eines wassersüchtigen Fiebers mit ausgetretenem Blutwasser. Wir bekennen aber, daß uns seine Erklärung darüber nicht recht deutlich ist.

Bey einem nach einem Wechselfieber Wassersüchtigen, dem zweymal die Ader geöfnet und die Galle mit Ipecacuanha abgeführt ward, kamen epileptische Zufälle hinzu, unter welchen eine Menge Wasser mit

dem

dem Urin abgieng. Ein wegen Verstopfung gegebnes Clystier that dabey so gut, daß Hr. M. es wiederholen ließ und den Kranken damit völlig herstellte. Aehnliche Wirkungen der Epilepsie hat Hr. M. mehrmals (wie auch Störk) gesehen.

Noch schlägt er in der Hauptwassersucht vor, den Kranken mit Küchensalz und mit warmer Asche zu bestreuen, wodurch Dü Moulin bey einem ertrunknen Mädchen das Wasser mit dem Urin abgetrieben und es gerettet hat.

V. Eine Tobsucht mit Gichtern hat Herr M. durch Bisam mit Campher bezwungen.

Es folgen noch zwey Zehner von Briefen, deren erster verschiedne medicinische Bemerkungen enthält.

Den Sublimat in Brandtewein hat man schon 1717. mit Brunners Genehmigung gebraucht, und Brunner hat schon in seiner Jugend desselben Kräfte gewußt. In der Pfalz ist er schon seit 1650. bekannt. Er hat dem Hrn. M. in Krankheiten der Glandeln nichts; in der Lustseuche aber etwas geleistet. Er löst ihn in Wasser auf und giebt überaus kleine Dosen. Aeusserlich hat er sich auch in etwas wirksam erwiesen: aber er braucht ihn nur in der äussersten Noth.

Den elektrischen Funken hat er fast durchaus vergeblich angewandt und glaubt, die Lobredner desselben hätten nur ihre ungeschlagnen Versuche mitgetheilt; die übrigen aber verschwiegen. (Ist dies nicht ein wenig zu hart?) Er tadelt sehr die Sucht unsrer Zeiten, jeder Krankheit ein Specificum zu erfinden.

Eine Verstopfung, die sich gegen alles hartnäckig erwiesen und den Kranken an den Rand des Grabes gebracht, hob er durch Weinstein in Pulver und Salmiak in einer Mixtur. Ein paar Sektionen sind keines Auszugs fähig; bey einer war der Herzbeutel in ein zähes eitriges Wesen aufgelöst. Bey einer in der

Mut-

Mutterkompete Wassersüchtigen brachte er durch eröfnende Mittel, Ipecacuanha zu 1. Gran und durch Fahren einen Ausfluß von Eiter und Blut zuwege: aber die Kranke war nicht im Stande diesen Abgang abzuhalten und starb entkräftet. In der Entkräftung nach dem zu heftigen Genusse der Liebe schaden hitzige magenstärkende Tropfen: aber von Eisenfeilstaube mit der wässerigen Tinctur der Rinde und dem flüßigen Laudano, oder mit Milch und Schwalbächer Wasser, hat er ungemeinen Nutzen verspürt. Nur wird brav Trinken und strenge Diät erfodert. In einer Entzündung des Brustfells, die sich durch die Sektion offenbarte, hat sich das Brustfell durchaus unempfindlich erwiesen. Hr. M. klagt dabey mit Recht über gewisse streitbare Aerzte, so die Wissenschaft verwirren und desto lauter schreyen, je stärker sie die Wahrheit des Gegners empfinden, und unsre Leser werden mit ihm die unselige Streitbegierde beklagen, womit ein bekannter Friedensstöhrer das Reich der Medicin unablässig zerrüttet.

Bey den wenigen, so die Hämorrhoiden ohne Beschwerlichkeit fließend haben, muß man sie ungestört lassen: aber auch, wenn sie ausbleiben, nicht befördern wollen. In den meisten Fällen, sagt Hr. M. mit de Haen, sind sie eine Krankheit, die ordentlich curirt werden muß. Sie entstehen aus dem Mangel der Bewegung und dem zu häufigen Genusse des Weins, der Liebe, auch wohl des Caffe, die eine particuläre Wallung, eine particuläre Vollblütigkeit des Unterleibes und eine Strotzung der Blutgefäße desselben verursachen, wodurch die Verdauungskräfte geschwächt, heftige Krämpfe erregt, eine gar zu starke Empfindlichkeit den Nerven beygebracht und eine Lerna von Uebeln erzeugt wird. Magentropfen, Rhabarber, Polychrestpillen s. w. vermehren das Uebel nur. Die

Haupt-

Haupteur ist die Veränderung der Diät, wodurch allein fast immer das Uebel ausgerottet werden kann. Das Uebrige vollbringen Aderlässe am Fusse, Blutigel am After, welche die beste Particularaderlässe leisten, Samenmilch mit Weinstein und Krampfstillenden Mitteln; auch sonst andern kühlenden und blutverdünnerndern Sachen. Hier ist eine vortrefliche Lection, für die jeder von Hypothesen und Vorurtheilen ungeblendete Prakticus dem Hr. M. Dank wissen wird.

Der zweyte Zehner Briefe beschäftigt sich blos mit Ausrottung der Pocken, wovon Hr. M. bereits 1763. einen Brief hatte drucken lassen. Krause und Rast, die sie auch vorgeschlagen, wollen die Ansteckung aus der Welt bannen: aber Herr M. der an keine Ansteckung glaubt, rottet anders aus und will: man solle das erste Entzündungsfieber im ersten Anfange unterdrücken; gelinge dies nicht, wenigstens dem Austreten des Bluts auf der Haut vorbeugen; und würde dies auch dem Arzte zu mächtig, doch aufs allerwenigste das Schweren des ausgetretnen Bluts auf der Haut hemmen und das Blut in seinen Creislauf zurük bringen. Das waren schon im Briefe von der Ausrottung S. 79. 80. seine Foderungen. Wie diese auszuführen, entdekte er damals noch nicht und das mag auch wohl die Ursache seyn, warum, wie Herr M. hier S. 850. bemerkt, das gelehrte Publikum bis dahin sein Urtheil zurük gehalten. Jezt (Br. 8. f.) hat er die Methode bekannt gemacht, wodurch er seine nicht eben geringen Anfoderungen an die krankende Natur durchzusetzen glaubt. Er will das erste Entzündungsfieber durch die Rinde im Verbande mit der kühlenden Methode ersticken; läßt beym starken Fieber gehörig Blut, giebt Samenmilch mit viel kühlenden Mitteln, erweichende Clystiere und die Rinde häufig und in Pulver; bey nicht so heftigem Fieber kühlt er

nicht

nicht so sehr, giebt wenig Rinde in Pulver, sondern die wässerige Tinctur davon und Weinstein; neigt es sich zur Fäulniß: so ist wieder die Rinde mit Säuren das große Geheimniß. Die Rinde aber erfodert gesäuberte erste Wege und daher läßt er den Magen von Schleim und Galle durch Brechen und den Darmcanal durch Manna, Tamarinden u. s. w. reinigen. Sollten sich aber doch die Flecken auf der Haut zeigen (und zum Glücke des Kranken scheint dies bey Hrn. M. der Fall gewesen zu seyn und dürfte es meistens werden:) so weisen Blasenpflaster der Natur den Ort an, wohin sie ihr Ablager anbringen und durch die Wunden dem Eiter einen Ausgang eröfnen kann, bevor er ins Blut tritt und das zweyte Fieber erregt. Frägt man uns, ob Hr. M. diesen Proceß selbst versucht und durch den Erfolg bewährt erfunden: so müssen wir unsern Leser in eben der Ungewißheit lassen, worin Hr. M. selbst uns läßt. Vermuthlich nicht. Er sagt: es habe ihm sein zärtliches Gewissen noch niemals erlaubt, zu einem allgemeinen Gebrauche dasjenige zu verwenden, was so sehr gegen die Denkungsart der ganzen Welt ist. Diese Zärtlichkeit ist nun freylich sonderbar und bey Hr. M. zu seinem wahren Ruhme, sonst nicht zu Hause. Aber alsdann sollte man noch nicht so positiv sagen, daß man eine wahre und ungezweifelte Methode gefunden, dem Ausbruche der Pocken zu begegnen; dann sollte man noch nicht von seligen Aussichten reden, die man seinen Mitbürgern eröfnet habe; dann sollte man ja nicht, wenigstens noch ja nicht von den Aerzten, die bisher anders gedacht und anders zu denken noch nicht genugsam angeleitet sind, in dem eine Weile her überhand nehmenden Tone eines de Haen u. a. sprechen, die ihre Brüder in der Kunst immer zum besten haben und sie als Trödler und Chimärenjäger tractiren — — Soli sapimus — —

Ein Misstand, der, vom Lesen vielleicht bisweilen obgleich nur selten auch den Schriften des Hrn. M. anklebet. Das Neue hierin ist der frühere Gebrauch und das Angenehme, die bestätigte Tugend der Rinde in Blattern, die so groß ist, daß dem Hrn. M. in einer bösartigen und an Leichen fruchtbaren Epidemie von Pocken nicht ein Einiger gestorben ist, und die mit gleichem Glücke durch eine ähnliche Methode die Entzündungsfieber bändigt und Friesel, Masern und Petechien unterdrukt.

Allein, was wir von den übrigen Briefen des Hrn. M. sagen sollen, in denen er die Vorurtheile zertrümmern will, die sich seiner Ausrottung entgegen setzen, darüber sind wir in der That verlegen. Bis auf dies kennen wir den Hr. M. als einen Mann, der rasch ist, Theorien und Vorurtheile mit Füssen zu treten; der das Wohl seiner Mitbrüder mit dem Wohl seiner Hypothesen nicht verbunden haben will; der es einigen Aerzten abgelauert hat, daß sie, so bald sich an den Mengen der Krankenbette eine einzelne Erfahrung von weiten zeigt, die einiges Verhältniß mit ihrem Hirnsysteme hat, dieselbe begierig aufklauben, sie überall herum dehnen und aus dieser einzelnen sehr oft mishandelten Erfahrung allgemeine Folgen machen. Mußte denn Hr. M. selbst davon ein Exempel werden? Sed non videmus manticae. Daß in uns kein Saame zu Pocken liegt, wird man ihm leicht einräumen, ohne zur Schöpfung des Menschen hinaufzusteigen — vielleicht auch noch, daß Krankheiten eigentlich nicht erblich sind, aber wohl eine Schwäche der Natur von Aeltern überkommen werden kann, die einer jeden Art Krankheit den Zugang verstattet und die durch ähnliche Lebensart mit dem Vater bey dem Sohne die ähnliche Krankheit in Zug kommen läßt. „Aber die Pocken sollen nicht anstecken, wenigstens nicht mehr, als

e Krätze, durch die eigentlichste Art der unmittelbaren Berührung — Wer am Bette eines Blatternn gewesen ist und auch blattert, hat schon den heimhen Zunder aus der Beschaffenheit der Luft mit ans ett gebracht — alle andre Arten der Ansteckung id Chimären. — Es ist lächerlich den Posistation des Eiters in der Luft nachzuforschen — Es ist umöglich, so lang Eiter Eiter bleibt, daß er sich in e Luft erheben könne, da das, was sich in die Luft heben soll, leichter seyn muß, als die Luft, und sagt an, er dehne sich aus: so ists ein Zeichen der Fäulniß, r ihn zerstöhret. — Die Pocken entstehen wie ane epidemische Krankheiten, aus der Beschaffenheit r Luft — diese wird gar festgesezt, es ist besonders e feuchte, aber auch die heisse Witterung, und bey sartigen Pocken kommt beydes zusammen — Es ebt kein Blattergift, weil sonst die Eiterungszeit, in r der Eiter dies vorgebliche Gift einhüllen und hemen müßte, nicht die gefährlichste seyn könnte — Tolle ypothesen nennt er es und eitle Begriffe der Menhen, die bald wie Gott alles durchschauen wollen (die erstörung des Eiters und die feuchte Witterung fällt s wieder ein) bald bey den gemeinsten Grundsätzen olpern.„ Wenn man dergleichen liest: so fühlt man y jeder Zeile, wie die Liebe zu Theorien so allgewalg wirket, wie gutherzig auch die gelehrten Väter die chwächen ihrer Kinder übersehen und der praktische enosse des Hrn. M., der so gerne mit ihm und nach m dachte, denkt jezt bey sich: Hier schlummert mein omer!

M*

XIX.

Briefe von dem gegenwärtigen Zustande des Königreichs Spanien, geschrieben zu Madrit in den Jahren 1760. und 1761. von Eduart Clarke, Magister der Weltweisheit, Mitglied des St. Johann Collegii zu Cambridge und Rector zu Pepparharrowe in der Grafschaft Surrey, damaligen Gesandschaftsprediger bey dem Grosbrittanischen Gesandten, dem Grafen von Bristol, in Spanien. Quanto's payzes, tantos costumbres, so mancherley Länder, so mancherley Sitten. In das Deutsche übersezt und hin und wieder erläutert von Johann Tobias Köhler, Prof. zu Göttingen, und Mitglied der Churmaynzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Erfurt. Lemgo in der Meyerschen Buchhandlung 1765. 2 Alphab. 5 Bogen in 8.

Des Herrn Eduart Clarke Briefe die Spanische Nation betreffend, geschrieben in den Jahren 1760. und 1761. aus dem Englischen übersezt, und mit einigen Anmerkungen versehen. Quantos Payzes tantos, costumbres. Lübek bey Jonas Schmidt und Donatius 1765.

Da Spanien bis auf unsere Zeiten noch zu den halb unbekandten Ländern von Europa gehöret: so ist es nicht zu verwundern, daß von diesen Briefen des Herren Clarke zugleich zwo Uebersetzungen erschienen sind. Man sieht zwar wohl, daß

er Verf. seine Beobachtungen oft zu flüchtig, und nvollkommen angestellet hat. Er hört mehr als einal eben an solchen Stellen auf, wo man erwartete, aß er am meisten sagen werde, und beobachtet auch eine sonderliche Ordnung, allein man muß doch seine Nachricht mit Dank annehmen, weil man so wenige on dieser Art hat, und weil der größte Theil davon zuverläßig genug zu seyn scheinet, auch einige ziemlich ollständig gerathen sind. Zuerst theilt er eine historische Einleitung über die Spanische Geschichte mit, elche eben nichts neues enthält. Sodann folgt eine Nachricht von denen Großbritannischen Gesandten am Spanischen Hofe seit 1600. bis 1760. und allen zwihen beyden Höfen seitdem geschlossenen Verträgen und Traktaten; endlich aber eine Erzehlung der vergeblichen Heyrathsunterhandlung des Prinzen von Wallis nd nachmaligen Königs Carls I. am Spanischen Hofe. lles dieses macht gegen 5 Bogen aus, und ist, bis auf wenige unbekanntere Umstände, nicht sehr erheblich. Unter den zwanzig Briefen, aus welchen das Buch esteht, sind diejenigen die lesenswürdigsten, welche von em Zustande der Religion, der Wissenschaften und Künste in Spanien, von der Königl. Familie und dem Spanischen Hofe, von der Land- und Seemacht dieses Reichs, von seinen Einkünften und Ausgaben, von er Handlung und den Manufacturen in demselben, Nachricht geben. Noch insonderheit nennen wir aus iesen Classen die Abschilderung des Königs, welche ehr frey abgefaßt ist; die Beschreibung vom Escurial; as Verzeichniß von den hebräischen, griechischen und ateinischen Handschriften in demselben; die Nachricht on der verminderten Gewalt des Inquisitions-Gerichtes in Spanien, und von der Gefangennehmung des Generalinquisitors; ingleichen Majansii zwey Schreiben von dem Zustande der orientalischen Gelehrsam-

keit in Spanien, und von der Polyglotte des Card. Ximenes. Was der Verf. im 8ten Briefe von noch ungedrukten Stücken aus dem Livius, Dio Caßius, Diodorus Siculus, und andern Alten, die sich im Escurial befinden sollen, erzählt, macht billig den Wunsch rege, daß diese Schätze genauer untersucht und bekannt würden. Wir sagen mit Bedacht: genauer untersucht; denn es wäre wohl nicht unmöglich, daß es mit denselben eben so aussähe, wie mit dem vermeinten ungedrukten Fragment des Polybius in der Kayserlichen Bibliothek zu Wien, welches Hr. Kollar in allen Editionen dieses Schriftstellers gefunden hat. In Ansehung der eigentlichen gelehrten Nachrichten hat Hr. Clarke überhaupt zu sehr geeilet, und ist daher öfters unzuverläßig oder gar zu trocken geworden. Doch für die wenige Zeit seines Aufenthalts in Spanien, und in Rüksicht auf die Schwierigkeiten, die man daselbst überstehen muß, um das Land kennen zu lernen, hat er immer etwas lobenswürdiges geleistet. — Wir müssen nun auch von beyden Uebersetzungen etwas sagen. Die Lübeckische endigt sich mit dem 5ten Briefe, und ist weiter nicht fortgesezt worden, weil ihr die Köhlerische ganz vollendet, zuvorgekommen ist. Sie hätte aber wohl verdient, geendigt zu werden. Ihr V. E. H. Langer, der durch die Beschreibung der Merkwürdigkeiten der Westmünsterabtey bekannt geworden, hat ausser einigen guten Anmerkungen auch viel Fleiß angewandt, und an manchen Stellen mehr als Herr Köhler. So übersezt er z. E. gleich auf dem Titel richtig Oberpfarrer, was Herr K. sehr undeutlich Rector nennt. Dieser hat unterdessen seiner Uebersetzung beträchtliche Zusätze beygefügt. Dahin gehört das von S. 733. an aus dem Gentl. Magaz. von 1764. übersezte Schreiben eines englischen Edelmanns in Spanien von der Schaafzucht in diesem Reiche:

S.

S. 283. fg. des seligen Cronegks Nachricht von den Schriftstellern der Spanischen Schaubühne, und außerdem hin und wieder erläuternde und verbessernde Anmerkungen. Dieser leztern wünschten wir, daß er noch weit mehr gemacht hätte, weil der Verf. manches Falsche in seiner Sammlung älterer Nachrichten hat unterlaufen lassen, z. E. S. 102. von der Inquisition; S. 170. von Gregor. VI, welches Gregor. I. heissen muß, u. d. gl. m. Die Anmerkungen des Hrn. Prof. sind sonst lehrreich und angenehm; nur die auf der 72. S. befindliche Stelle, wo er von der Büchertaxe in Spanien redet, verstehen wir nicht ganz, und wollen sie daher zu beliebiger Untersuchung hersetzen. „Die Königl. Regierung, sagt er, verhütet durch diese Anstalt, daß nicht jedes altes Weib an einem grossen Orte diese Quellen der Wissenschaften durch einen unsinnigen und mehr als jüdischen Preiß verstopfen kann.„

R.

XX.

De nova Editione Hesiodi adornanda Consilium. Prolusio, qua praelectiones suas per aestatem anni 1768. habendas indicit *Io. Bernardus Koehler*, Historiar. Prof. publ. extraord. Kiel, mit Gottfried Barthsch Schriften, 4. 2 Bogen.

Wir führen diese kleine Schrift an, weil sie in ihrer Art wichtig ist. Holland und zum Theil England hat uns im vorigen und jetzigen Jahrhundert mit einer Menge kostbarer Ausgaben der alten Schriftsteller überschwemmt; aber an

die wichtigsten griechischen Schriftsteller haben sich noch wenige gewagt, und von den vornehmsten darunter haben wir beynahe noch nichts, was der Rede werth wäre. Wir haben noch nicht einmal einen Homer, der sich der Vollkommenheit im geringsten näherte. Keinen Sophocles, Euripides, Pindar, und was noch ärger ist, keinen Plato, haben wir noch gar nicht.

Hesiod ist meistentheils blos Stümpern unter die Hände gefallen; die lezte Ausgabe Robertsons, steht in dieser Classe oben an. Eine neue Ausgabe, die kritisch ausgearbeitet ist, wird also unstreitig wohl aufgenommen werden. Der Hr. Prof. kündiget sein Vorhaben bereits jezt, da es noch ein blosser Vorsaz von einer Unternehmung ist, wobey man nach zehnjähriger angewandter reichlicher Muse noch immer erst seinem Ziele entgegen sehen dürfte, blos in der Absicht an, um sich Beyträge von Gelehrten, und besonders die Unterstüzung durch Mittheilung alter Ausgaben und anderer Hülfsmittel zu erbitten, und der Hr. Prof. verspricht ausserdem selbst, daß er sich Zeit zu seiner Arbeit nehmen wolle. Er hat auf seiner Reise in der Königl. Bibliothek zu Paris fünf Handschriften verglichen, von welchen in dieser Schrift einige Nachricht ertheilt wird, und die von verschiednem Werthe sind, meistens aber blos in Ansehung der Scholien einige Betrachtung verdienen. Die Handschriften vom Hesiodus sind alle sehr jung, und wir haben noch von keiner gehört, die über fünf bis sechs hundert Jahr hinaufgieng. Indessen, da noch so wenig in diesem ältesten Dichter gethan ist, so müssen auch jüngere Handschriften verglichen werden. Hr. K. will auch die alten Ausgaben vergleichen, ingleichen die alten Schriftsteller nachschlagen, in welchen Fragmente vom Hesiod vorkommen dürften, und hiezu, sagt er uns ziemlich offenherzig, wolle er sich die Indices in Fabricius griechischer

Bibli-

Bibliothek zu Nutze machen. Einen grossen Vortheil, icht blos zur Erläuterung, sondern selbst zur Richtigkeit, dürfte die Aufsuchung der Stellen in den alten Schriftstellern, besonders den Philosophen aus der Platonischen Schule, schaffen, wo Hesiods Verse angeführt sind. Doch auch das muß ein beyläufiges Augenmerk bey einer Lectüre der Alten, die man in andern Betracht studiret, auf viele Jahre seyn. Herr Köhler hat auch eine Ausgabe vom seligen Fabricius eschrieben erhalten, und erwartet noch eine Sammlung erschiedener Lesarten vom D. Askew. Uebrigens wünschen wir nicht, daß er über diesem Vorhaben weder seine arabischen Arbeiten, noch die Ausgabe von en Slavischen Zeitbüchern Helmolds bey Seite etzen möge, von welchen beyden er gedenkt. Letzteres wäre in seiner Art ein sehr schäzbares Unternehmen, und erstere verdienen um desto mehr Ermunterung, da des Hrn. Professors arabische Kenntniß weiter als auf in halbes Dutzend gedrukte arabische Bücher gehet. Noch über eine Anmerkung S. 5. müssen wir unsre Gedanken eröfnen. Es wird zu einem Beyspiele, wie viel Grävius im Hesiod noch übrig gelassen habe, der 13. Vers aus dem Gedichte: Landarbeiten und die dazu geschikte Tage, angeführt. Es sind zwey Erides, sagt der Dichter, d. i. zwey Gattungen der Bestrebungen der Menschen nach Gütern und Bequemlichkeiten, die eine rühmlich die andre tadelhaft: διὰ δ' ἄνδιχα θυμὸν ἔχουσιν. Vor dem Grävius, sagt Herr Prof. Köhler, übersezte man es:

In diversa *animum distrahunt*; Graevius vero pejus etiam, ni fallor, vertit: *diversum autem sentientem animum habent*. Pro quo, me judice, debuerat: *sunt vero maxime inter se diversae*. Nam θυμὸς hic plane, ut frequenter Hebraeorum et Arabum נפש adhibetur, ut commode per

ipsa verti possit. Atque ita δια δ' ἄνδιχα θυμον ἐχουσιν idem plane est, ac si scriptum esset, δια δ' ἀνδιχα ἑαυτοις ἐχουσι. Recht wohl, wenn nur dies griechisch wäre, oder es der Sprachgebrauch ein wenig bestätigte. Hebräische und arabische Idiotismi können im griechischen überall blos eine Erläuterung abgeben, wenn ähnliche Idiotismi im Griechischen schon erwiesen sind. Aber jene lassen sich nicht, nach dem Beyspiele so vieler Neuen Testamentsphilologen, bey anscheinenden Aehnlichkeiten, in diese übertragen, wo sie der Sprachgebrauch nicht nur nicht an die Hand giebt noch bestätiget, sondern sogar dawider ist: ἐχειν θυμον, ist gesagt wie ἐχειν γνωμην, νουν, βουλην, δοξαν, gesinnt seyn, διχα, ἀνδιχα, διανδιχα ist eben so viel als, auf verschiedne Weise, also kann ἐχειν θυμον διανδιχα nichts anders seyn als eine verschiedene oder widersprechende Gesinnung haben, ἐχειν γνωμην ἐναντιως, διαφορως, διακειμενην, ἀντιτεταγμενην. Eben das sagen sonst die Griechen mit einem Worte, διχογνωμονειν, διχονοειν; und auf eben die Weise διχοβουλος, διχοφρων, διχοστατειν. Wie ἐχειν θυμον gesagt ist, so wird ἐστι μοι θυμος, νους, γνωμη u. s. f. gebraucht. Doch die Sache entscheidet sich genug durch Homers Gebrauch Il. Υ, 32. Βαν δ' ἰμεναι πολεμονδε θεοι, διχα θυμον ἐχοντες. Vergl. Il. Φ, 386. Odyss. Γ, 524.

L.

XXI.

Philipp Wilhelm Gerken, ausführliche Stiftshistorie von Brandenburg, nebst einem Codice Diplomatico aus dem Brandenburgischen Stiftsarchiv. Braunschweig und

Wol-

Wolfenbüttel, bey Joh. Christoph Meißner, 1766. 4 Alph. 3 Bog. in 4.

Der berühmte Herr von Vignoles hat schon zu Anfange dieses Jahrhunderts den Vorsatz gehabt, die Geschichte des Stifts Brandenburg zu erläutern, weswegen er bey seinem Aufenthalte in Brandenburg alle dahin einschlagende Urkunden nicht allein sehr sorgfältig abgeschrieben, sondern auch ein weitläuftiges chronologisches Verzeichniß aller in dem brandenburgischen Archiv befindlichen Urkunden verfertiget hat. Diese Papiere, nebst verschiedenen alten Protocollen sind nach dem Tode des Herrn von Vignoles in des Hrn. Verf. Hände gekommen, aus welchen er hernach seine ausführliche Stiftshistorie, oder besser seine Beyträge verfertiget hat. Da es sehr wahrscheinlich wird, als wenn der Herr von Vignoles selbst schon Hand an die Ausarbeitung geleget habe, so ist der Hr. V. in der Vorrede sehr bemühet, den Verdacht von sich abzuwenden, der bey dergleichen Fällen fast unvermeidlich ist. Dem sey aber wie ihm wolle; so wird man auch bey dem grössesten Verdacht dem Hrn. V. weiter nichts Schuld geben können, als was er sonst nach einer nicht sonst gewöhnlichen Bescheidenheit mehr als einmal selbst bekannt, daß nemlich der Herr von Vignoles den grössesten Antheil an diesem Werke habe.

Die Geschichte wird in drey Abtheilungen vorgetragen: die erstere handelt von dem Zustande der Provinz, worinnen dieses Stift angelegt, und ihren Bewohnern; die andere, von der Fundation des Stifts und dem Stiftssprengel nebst einer Charte, die dritte, von den Bischöffen, Dompröbsten, Dechanten und Domherrn, welche leztere Abtheilung den Hauptinhalt dieses Werks ausmacht. Die Geschichte der Stifter,

ja

ja öfters einzeler Clöster, ist von einem so weiten Umfange, daß sie sich nicht selten über alle Theile der Geschichte verbreitet. Sie ist beynahe, wegen denen gemeiniglich noch dabey vorhandenen untadelhaften Beweisthümern die einzige, die uns in den Dunkelheiten des mittlern Zeitalters statt eines Leitfadens dienen kann: wir haben daher solchen Männern nicht wenig Dank, die sich mit Aufsuchung alter Nachrichten beschäftigen und eben dadurch ein Licht über jene Dunkelheiten auszubreiten bemühet sind. Herr Gerken gehöret mit seinem Werk in diese Classe. Sein Buch bekommt durch die Menge von Beweisthümern vor vielen andern einen sehr merklichen Unterschied; wir finden darinnen Nachrichten mit allen nöthigen Beweisen versehen, die andere entweder gar nicht, oder doch ohne hinlängliche Gründe sehr verschieden vorgebracht haben. Die Geschichte eines jeden Bischofs ist mit Urkunden und mit Stellen aus den besten Schriftstellern belegt; Bey der Folge derselben, da sie fast jeder Geschichtschreiber verschieden angiebt, hätten wir gewünscht, daß der Hr. V. etwas umständlicher gewesen wäre, zumal da die Unrichtigkeit in der Folge der Bischöffe, welche in einer Stiftshistorie doch nothwendig zum Grunde liegen muß, die ganze Geschichte aus dem Zusammenhange bringt und voller Lücken läßt. Uns ist wenigstens nichts unangenehmers, als wenn wir bey Durchlesung eines historischen Werks einen Zweifel hinter uns lassen müssen, oder wenn wir gar genöthiget werden, einen merklichen Zeitraum zu überspringen. Bey dem Leben des Bischof Heinrichs müssen wir noch den Zusatz machen, daß er sich im Jahr 1266. nebst dem Bischof Heinrich von Havelberg, in Magdeburg befunden hat, denn beyde Bischöffe ertheilten daselbst den 4ten December, dem Closter Georgenthal Indulgenzbriefe, die wir im Original

dinal vor uns haben. Diese Briefe sind nicht allein
n einem Ort, Jahr und Tag gegeben, sondern sie
nd sogar von einer Größe, von Wort zu Wort, von
inerley Inhalt und auch von einer und eben dersel-
en Hand geschrieben.

Wir sehen sehr ungern, daß der Hr. Verf. seiner
Sammlung von Urkunden nicht zugleich die vornehm-
en und nöthigsten Siegel in Kupfer gestochen beyge-
iget hat. Eben so müssen wir noch anmerken, daß
ns in den chronologischen Formuln der Urkunden hin
nd wieder einige Unrichtigkeiten vorgekommen sind,
e wir in den Drukfehlern nicht angezeigt finden;
m ohngeachtet wird sich Hrn. Gerkens Werk durch
e Menge der Beweisthümer sowohl aus Urkunden
ls aus den bewährtesten Schriftstellern vorzüglich
npfehlen, und bey der Ausarbeitung einer recht voll-
ändigen brandenburgischen Historie, ein höchst brauch-
ares wo nicht ganz unentbehrliches Buch seyn.

D.

XXIII.

ocratis Panegyricus. Recensuit et animadver-
sionibus illustravit *Sam. Frid. Nath. Morus.*
Lipsiae, apud Weidmanni Haer. et Reichi-
um, 1766. 8. 10 Bogen.

Isocrates ist zwar unter den griechischen Rednern
einer von denen, welchen man die Schule ein
wenig ansieht und die mehr die Beredsamkeit
künstelt als dem Genie zu danken gehabt haben.
Vielleicht kam es eben daher, weil er in der Redekunst
nterricht gab, daß er sich zu der ängstlichen Ausar-
bei-

beitung und Fellung verdung, bey welcher das Genie erlöschen und die Lebhaftigkeit des Geistes erstikt werden müßte; So wie sich überhaupt zweifeln läßt, ob der große Charakter der Beredsamkeit, jenes Feurige und Begeisternde, das den Zuhörer hinreisset und zum Beyfall zwingt, sich bey demjenigen finden sollte, der zugleich Redner und Rhetor seyn will. Kunst ist das, worinnen er seine ganze Größe sezt. Er ist nicht zufrieden, durch sie Eindruk auf die Gemüther gemacht zu haben, sondern er fügt auch noch selbst bey, daß er hier Kunst bewiesen habe und fodert die Zuhörer auf, es zu bemerken. Wenn er z. B. unter mehreren Beweisgründen die wichtigsten wählt, so schikt er einen Saz voraus zu erweisen, daß man unter mehrern Gründen die wichtigsten und stärksten aussuchen müsse. Er giebt also auch noch als Redner Unterricht über die Wohlredenheit: ein Fehler, der sehr leicht zu begehen und sehr natürlich ist. Der Hr. M. Morus kennt den Charakter seines Schriftstellers sehr wohl; er bemerkt selbst das Trokne und Unfruchtbare, das Kraftlose und Langweilige an demselben; er fand selbst, daß er so einförmig ist, sich so oft selbst wiederholt, und daß er stets in eben dem Kreise sich herumtreibt. Salamis und Marathon, und Marathon und Salamis sind immer wieder bey der Hand.

Allein Herr M. zeigt uns auch seine gute Seite und seinen Werth. Eine vortrefliche Kunst in der Disposition, Deutlichkeit durch Ordnung und Wahl, Richtigkeit und Genauigkeit in Gedanken und Ausdruk, die ganze Politesse und Anmuth des feinen attischen Ausdruks, etwas Natürliches und Einfältiges mitten in der Kunst und dem Schmuk, sind keine zu verachtenden Eigenschaften. Allein unter allen seinen Reden gehört der Vorzug der Lobrede auf sein Vaterland, auf welche er, einer bekannten Erzählung

nach

nach, zehen, andern nach, gar funfzehn Jahre gewendet haben soll! eine schöne Zeit, in der man viel verbessern — auch viel verderben kann. Einen andern Vorzug zeigt Hr. M. M. an ihr an: sie ist, so zu sagen, die Basis vom ganzen Isocrates; gleich als wenn er sich darinnen erschöpft hätte, kömmt er in allen seinen übrigen Reden immer wieder auf die Beweisgründe, auf die Gemeinsätze zurük, die er in jener bearbeitet hat. Wenn man also den Panegyricus durchstudirt hat, so hat man nicht nur seinen Charakter, sondern fast den meisten Stoff zu seinen übrigen Reden weg; folglich muß auch eine geschikte Erklärung desselben zugleich eine Erklärung des ganzen Isocrates seyn. Hr. M. M. hat also in der That sich durch gegenwärtige Ausgabe des Panegyricus ein Verdienst um den ganzen Isocrates gemacht; und doch wünschen wir gar sehr, daß er die Hofnung, die er zum ganzen Isocrates einmal giebt, erfülle. Es ist dieß kein Recensentencompliment, das wir ihm machen; keinesweges. Sondern wir haben einen Ton der Kritik und der Erklärung bey ihm angetroffen, welche ein bestimmtes Talent für diese Art der Gelehrsamkeit anzeigt. Nicht lose Sprachkenntniß und Philologie, wie man es im gemeinen Leben nennt, sondern reife Erwägung und Beurtheilung der Sachen selbst; genaues Durchstudiren der Geschichte, aus der sein Schriftsteller erklärt werden muß; Genauigkeit und Präcision sowohl im eignen Ausdruk als in der Bestimmung entweder der Begriffe seines Schriftstellers oder der Bedeutung seltener, merkwürdiger oder feiner Ausdrücke. Mit einem Worte, wenn Herr M. M. alles das leisten soll, was sein Talent verspricht, so hat das Publikum noch eine grosse Anfoderung an ihn, und ein Isocrates sowohl durch andere kritische Hülfsmittel, als besonders aus der Geschichte seiner Zeit erläutert, wäre auf gewisse Art das Angeld darauf.

Wir

Wir wollen den Leser mit seiner Art von Erklärung und Kritik ein wenig bekannt zu machen suchen, wenn wir vorher von einer vorausgeschikten Muthmassung über das Jahr, in welchem der Panegyricus öffentlich abgelesen oder sonst bekannt gemacht worden ist, gedacht haben. Es sind Stellen in dieser Rede, welche von Vorfällen handeln, die bis in Olymp. 100, 1. fallen. Im 35, Kap. wird der Einnahme von Cadmea, der Festung zu Theben, Olymp. 99, 3. ferner, des Kriegs mit den Olynthern, die sich Olymp. 100, 1. ergeben mußten, und des Kriegs mit den Phliasiern um eben diese Zeit, Olymp. 100, 1. gedacht. Ja nach einer andern Erwähnung vom egyptischen Feldzuge des K. Artaxerxes, wenn sie so genommen wird, wie es vom Hrn. M. M. geschieht, müßte sie gar bis Olymp. 100, 3. hinaus gesezt werden. Allein auf der andern Seite ist im 39. Kap. eine Stelle, vom Krieg des Artaxerxes, mit dem Evagoras, König in Salamin, in Cypern, die entscheidend ist, und der zu Folge Isocrates seine Rede in Olymp. 98, 3. herausgegeben haben muß, da die Stelle auf keinen andern Zeitpunkt, gedeutet werden kann, als auf die Zeit nach dem Antalcidischen Frieden Olymp. 98, 2. und vor der Capitulation des Evagoras Olymp. 98, 4. Hr. M. M. hatte die Muthmassung, daß in der andern Stelle im 35. Kap. zu dem einen Exempel von den Mantineern, von einer fremden Hand noch die folgenden Exempel eingeschaltet, und in der Stelle vom egyptischen Krieg Kap. 39. gleichfalls einige Zeilen untergeschoben worden wären. Allein er verläßt diese Muthmassung nachher selbst, wenigstens in Ansehung der ersten Stelle, weil alles in der gegenwärtigen Zeit, als noch jezt geschehend, angeführt wird, und weil weder zu Isocrates Zeiten noch nachher eine Interpolation dieser Art wahrscheinlich sey.

Uns

Uns scheint sie indessen dadurch noch nichts von ihrem Anschein zu verliehren. Die ganze verdächtige Stelle hat eine solche Aehnlichkeit und Ubereinstimmung mit der Stelle im Diodor XV, 23. daß man sich kaum entbrechen kann, eines oder das andre anzunehmen; entweder hat Diodor den Isocrates in Gedanken gehabt, aber welche Verwirrung in der Geschichte sezte man nicht dadurch voraus? oder ein Rhetor oder andrer Leser hat aus jener Stelle des Diodors, mit Vernachläßigung der Zeitordnung, mehrere Beyspiele von der Lacedämonier Uebermuth beygebracht. Die andre Stelle Kap. 39. von den ägyptischen Unruhen hält Hr. M. M. mit mehrerer Sicherheit für verdächtig. Wir glauben indessen, daß sich von dieser weniger etwas mit Zuversicht sagen lasse. Wir haben von den verschiedenen Versuchen, welche die Perser gemacht haben, die aufrührerischen Aegypter wieder unter das Joch zubringen gar keine umständliche Nachricht, als nur von der leztern. Können wir also nicht annehmen, daß bey den erstern Versuchen ben die drey persischen Feldherrn nach Aegypten sind geschikt worden und daß sie drey Jahre fruchtlos daselbst zugebracht haben? Wie viele andre Umstände von diesem Feldzuge und dem cyprischen Kriege kommen nicht gleichfalls beym Isocrates vor, von denen wir sonst nichts finden. Man sehe Kap. 43. und S. 111, 100. 96. Wenn man liest, Isocrates habe zehn oder funfzehn Jahre an seiner Rede gearbeitet, so läßt sich leicht auf die Vermuthung fallen, Isocrates könne Vorfälle von verschiednen Jahren als solche, die eben jezt vorgiengen, in seiner Rede angezogen haben. Mit Recht findet Herr M. M. eine Erniedrigung für den Redner in einer so widersinnigen Zeitverwirrung. Und gewiß der ganze Geist der Rede ist so beschaffen, daß sie nicht sowohl in einer langen Reihe von Jahren,

sondern innerhalb der Zeit, gleich nach dem Antalcidischen Frieden geschrieben seyn muß, da die Lacedämonier einer eingebildeten Größe und Macht eigennütziger Weise den Ruhm und die Freyheit Griechenlands aufgeopfert, und wider alle Klugheit der Uebermacht der Persischen Könige das Uebergewichte gegeben, die Athenienser aber wieder auf Herstellung ihrer Seemacht zu denken angefangen hatten, besonders seitdem die Seemacht der Lacedämonier im Treffen bey Cnidus Olymp. 96, 3. zu Grunde gerichtet war. Die Erzählung von der zehn oder funfzehnjährigen Ausarbeitung möchte also wohl den Grammatickern an das Gewissen zulegen seyn. Wollte man sie indessen behaupten, so müßte man sagen, Isocrates habe nach Befreyung Athens von der Lacedämonischen Abhängigkeit durch den Thrasybul Olymp. 94, 2. (und das war noch keine bequeme Zeit an einen Entwurfe zu einem Feldzug wider die Perser zu denken,) oder Olymp. 96, 1. das Jahr, da Agesilaus nach Asien übergieng, seine Ausarbeitung angefangen. So kämen bis Olymp. 98, 3. zehen Jahre heraus, und die Eifersucht der Athenienser auf das Glük der Lacedämonier war damals sehr hoch gestiegen, so daß Isocrates sehr leicht auf den Vorwurf seiner Rede fallen konnte.

Um nun auf die Einrichtung und die Eigenschaften dieser Ausgabe selbst zu kommen, so ist des Herausgebers Augenmerk sowohl die Richtigkeit des Textes, als dessen Verständniß gewesen. Er hat den Text mit einem kritischen Auge betrachtet, die Wahrheit der Lesart aufgesucht, den Verdacht aber über andre Stellen samt bequemen Verbesserungen in den Anmerkungen angezeigt; er hat die erste Ausgabe des Isocrates zu Mayland 1493. und die Aldinische 1513. auch die Hagenauische 1533. selbst verglichen,

die

e Wolfischen kritischen Arbeiten sich zu Nutze ge-
acht, auch die Stephanische und Cambridgische Aus-
ibe gebraucht; von denen und einigen andern nach
r Vorrede eine kritische Nachricht vorgesezt ist.
uch die Stellen andrer Schriftsteller, welche entwe-
r die Worte des Isocrates angeführet oder vor Au-
n gehabt haben, sind aufgesucht und angeführt.
eyspiele kritischer Verbesserungen oder Muthmassun-
n ausser ihren Stellen im Zusammenhang, haben
ar nie etwas unterhaltendes: doch wir wollen nur
f eines und das andre weisen. S. 44. ist συνελον-
ς eine sehr bequeme Verbesserung, wenn nicht noch
n ανελοντας eine hieher schikliche Bedeutung sich
sfinden läßt. S. 45. macht die Ausstreichung des
τε sogleich Deutlichkeit. S. 35. g) S. 93. a)
d, unsrer Einsicht nach, die Perioden sehr gut von-
ander gesondert. S. 28. im 10. Kap. a) deucht
s die Verbesserung nicht nöthig zu seyn; man darf
r so die Worte ordnen: αρχην των ευεργεσιων
οιησατο, ευρειν τροφην τοις δ. ἡνπερ χρη scil.
ρειν.

Von dem Gepräge, das die Anmerkungen führen,
e zur Erklärung dienen, haben wir bereits vorher
dacht. Sie sind nur bey Stellen angebracht, die ei-
r Erklärung bedürfen, aber die vorzüglichsten sind
jenigen, die solche Stellen erläutern, bey welchen der
meine Haufen oder wenigstens flüchtige Leser, keine
chwierigkeit gewahr werden. Geschichte und Kennt-
ß des Eigenen und des Feinen in der attischen Spra-
e, sind die besondern Quellen, welche nächst den allge-
einen Hülfsmitteln der Auslegungskunst gebraucht
rden. Unter den dunklern Stellen, die in ein Licht
ezt sind, wollen wir nur auf S. 13. 14. l) m) ver-
isen. S. 21. würden wir τα μεν των δε lieber umge-
rt verstehen, ersteres von der jährlichen Feyer der

Eleusinischen Geheimnisse, das andere von der Getreidbefrucht. Für junge Leser, die einer Erläuterung in mehrern Fällen bedürfen, ist in einem angehängten Index gesorgt. Hin und her sind in den Anmerkungen von seltnern oder feinern Wörtern kurze allgemeine Erläuterungen eingemischt; so wie S. 6. von φιλοσοφειν, im allgemeinen Verstande, studiren, auch in Dichtern. Und S. 9. φιλοσοφια eine jede Disciplin, jedes Studium. S. 17. von der ἡγεμονια, wenn sie in den ältern Zeiten den Atheniensern beygelegt wird; S. 33. c) von λογοι, in so fern es den Vortrag praktischer Wahrheiten bedeutet, welches aus der Mitte des 13. Kap. noch deutlicher erhellt; S. 41. n) von παρα. S. 55. p) von απο. S. 75. ταραχας ποιειν und ποιεισθαι. S. 95. ηπειρος von Asien, in Beziehung auf den Archipelagus. S. 105. ὁι επι θαλαττης auf ähnliche Weise. S. 109. e) εξευαζεσθαι, aber kurz vorher d) mußt τρυφαν wohl mehr auf die Weichlichkeit und Verzärtelungen, selbst um des Gegensatzes willen, gedeutet werden. S. 114. χρηματιζειν, agere publice aliqua de re. Einige feine Bemerkungen vom Unterschied der Idiotismen der griechischen und der lateinischen Sprache finden wir S. 11.

S. 36. o) äussert Herr M. M. seine Gedanken über die Veränderungen, welche sich in einer Stelle finden, die Isocrates aus dem Panegyricus in einer andern Rede περι αντιδοσεως wiederholet hat. Sie sind voll Scharfsinn. Indeß glauben wir doch immer noch, daß die Abschreiber und Rhetoren, welche diese Reden erklärten, diese doppelten Lesarten veranlaßt haben können, und daß die Rede περι α. weniger Veränderungen erfahren habe als der Panegyricus, der viel gelesen und oft abgeschrieben ward; so wie erstere auch in der That verschiedne bessere Lesarten in

ge-

gedachter Stelle, unserm Urtheile nach, enthält. So würden wir S. 38. a) γνωμην allzeit dem ῥωμην vorziehen, obgleich dieß fremder klingt, so auch S. 61. i) φθηναι statt ὀφθηναι.

Eine vorzügliche Anmerkung ist bey Kap. 31. b) daß die 70. Jahre nicht von der Herrschaft zur See, sondern von dem Zeitlauf vor den Cylonischen Unruhen zu verstehen ist. Nur die falsche Abtheilung und Anhebung eines ganz neuen Hauptstüks hat diese Bemerkung vor den Augen andrer verbergen können, so natürlich, aber desto rühmlicher für den, der sie bemerkt, ist sie. Nur würden wir die richtigere Berechnung der Jahre beym Corsini lieber zum Grunde legen.

Dürfte S. 78. k) nicht den Verstand haben: da wir Euböa so gut, als Athen selbst, in unsrer Gewalt haben. S. 104. d) wo vom Agesilaus gesagt wird, er habe sich der Truppen des jungen Cyrus bedient, würden wir kein Bedenken tragen, es im einfachsten Verstand anzunehmen, da allerdings bey dem Heer, das er in Kleinasien vom Thimbro übernahm, sich die griechischen Truppen, die unter dem Cyrus den Zug gegen den Euphrat gethan hatten, befanden. Verglich. auch Xenoph. Feldzug, S. 615. der Hutchins. Ausg.

Noch verdient einer rühmlichen Erwähnung, daß das Griechische nicht nur sehr sauber, sondern auch correkter und richtiger abgedrukt ist, als es bey manchen griechischen Ausgaben in Deutschland zuweilen geschehen. Ein einzigesmal scheint S. 132. die Interpunktion falsch gesezt zu seyn, und es muß wohl in einem Stücke fortgehen: χρη πολεμειν τους μ. π. επιθυμουντας.

L.

XXIII.

Des Hrn. Nils Rosén von Rosenstein, Königlich schwedischen Archiaters und Ritters vom Nordsternorden, Anweisung zur Kenntniß und Cur der Kinderkrankheiten, aus dem Schwedischen übersezt und mit Anmerkungen erläutert, von Johann Andreas Murray, Professorn der Medicin auf der Akademie zu Göttingen. Gotha und Göttingen, bey Dieterich, 1766. 1 Alph. 15½ Bogen; nebst 1 Bogen Vorrede, in klein 8.

Dieses ist eins von denen gemeinnüzigen Werken, worinn sich seit einiger Zeit verschiedene der angesehensten Aerzte bemühen, das Publikum in den Grundsäzen und Vortheilen ihrer Kunst zu unterrichten, um dadurch das menschliche Elend zu vermindern, und diejenigen Leute besser zu belehren, die sich, oft ohne hinlängliche Geschiklichkeit, aber bald aus Nothwendigkeit, bald aus Menschenliebe, bald aus Gewinnsucht, zu Nothhelfern des Volks aufwerfen, und dadurch immer desto mehr Unglük stiften, je unwissender sie sind. Solche Leute sind etwa zur Noth geschikt, einen sehr simpeln und deutlichen Unterricht zu fassen, sie stiften wider ihren Willen, blos aus Unwissenheit Schaden, weil sie dadurch keine ihrer Absichten erreichen, mithin nehmen sie gern eine bessere Belehrung an, und lesen dergleichen Schriften mit Begierde und zum Nuzen des Publikum. Es kann sich freylich zutragen, daß viele von ihnen dieses und jenes nur halb und unrecht fassen, und dadurch wieder auf eine andre Weise schädlich werden. Allein da es ein für allemal unmöglich ist, alle Menschen zu gelehrten Aerzten zu machen, und gleichwol die meisten prak-

eiren; da ihnen dieses auch nicht verwehret werden ann, und folglich kein Mittel vorhanden ist, allen Un ung von dieser Art schlechterdings zu verhüten: so ist uch die Verminderung desselben durch solche Schrif n schon ein so grosser Vortheil für das gemeine We n, daß man unsern Zeiten zu diesem löblichen Eifer r Aerzte Glük wünschen muß, was auch der Neid id die übertriebene Besorgnis mancher unpatriotischer id Brodsüchtiger Aerzte dawider einwenden möchte.

Das gegenwärtige Werk verdienet besonders über l bekannt gemacht und eingeführt zu werden, da es e Lehre von den Kinderkrankheiten, womit selbst viele lehrte Aerzte oft schlecht zurechtkommen, in ein vor eflliches Licht setzet, und nicht allein alles, was zur Er ßung der Stelle eines gelehrten Arztes bey der Cur eser Krankheiten erfodert wird; sondern auch ausser m noch vieles enthält, was selbst die Aerzte mit Nu n lesen, und sowohl bey Kinderkrankheiten, als auch enn sie solche Krankheiten bey Erwachsenen zu bestrei n haben, mit grossem Vortheile anwenden können.

Der berühmte und gelehrte Verf. dieser Schrift it darinn die Kinderkrankheiten ungemein kenntlich id faßlich beschrieben, ihre verschiedenen Ursachen und ren Kennzeichen sorgfältig auseinander gesezt, die egeln der Cur deutlich entworfen, die einfachsten, be ährtesten und bequemsten Hausmittel und Arzneyen zu an die Hand gegeben, und ohngeachtet er nur für ute, die keine Aerzte sind, geschrieben, indem er diese ufsätze nach und nach in den Calendern abdrucken ssen, so hat er doch oft genug seine Meisterhand durch che Züge auch den Gelehrten verrathen, daß gewiß anches für Aerzte geschriebenes Werk, gegen dieses r geringschätzig und armselig an Sachen ist. Wir lten es um deswillen für gut, von dem Inhalte die Schrift eine etwas ausführliche Nachricht zu ge-

ben, woben unser Zwek ist, nur das für Aerzte selbst Merkwürdige in jedem Abschnitte hauptsächlich anzuzeigen.

Der erste Abschnitt von den Ammen, sollte billig allen Eltern und Kinderwärterinnen bekannt und geläufig seyn: Denn er enthält zugleich die ganze Diätetik für Kinder, welche so weit von der gewöhnlichen Art, saugende Kinder zu erziehen, abweichet, daß man sich wundern wird, wie wenig man bisher davon verstanden habe. Wir übergehen den zweyten Abschnitt, der von der Verstopfung handelt. Im dritten wird wider den hartnäckigen Ausfall des Afters ein vielen unbekannter Vortheil angegeben, daß man das Kind, wenn es zu Stuhl gehet, auf einen hohen Schemel dergestalt setzen soll, daß es mit den Füssen die Erde nicht erreichen kann, da dann der Darm nicht austritt. Der vierte, fünfte und sechste Abschnitt sind nur kurz und handeln vom Wundwerden, vom Windbruche und vom Schnupfen. Der siebente Abschnitt vom Reissen im Leibe, enthält eine artige Bemerkung, daß ein Kind, welches Reissen im Leibe hat, und nicht saugen will, die Brust ohne Schwierigkeit ergreift, und so lange bis es gesättigt ist, sauget, wenn ein anderer es aufrecht vor der Amme hält. Im achten Abschnitt von der Zahnarbeit, wird bey der Zerschneidung des Zahnfleisches die nöthige Erinnerung gegeben, daß man Sorge trage, damit kein Faden vom Zahnfleische über den Zahne zurükbleibe, durch welches Versehen sehr oft die Schmerzen der Kinder vermehrt werden. Um das Zahnfleisch zum Durchbruche der Zähne zuzubereiten, wird S. 37. der Amme gerathen, sobald das Kind drey Monate alt ist, öfters mit dem Finger das Zahnfleisch sanft zu reiben, wodurch es zulezt so dünne und gleichsam spröde wird, daß die Zähne fast ohne alle Empfindung hervorkommen. Wir führen

dieß

ieß blos an, um den Rath des parisischen Zahnarztes, Bourdet hier zu wiederholen, welcher dieses Reißen mit etwas Citronsaft zu verrichten empfiehlt, wodurch das Zahnfleisch spröder wird und leichter bricht, dahingegen alle erweichende Mittel, ehe nicht das Fleisch schon geschwollen, entzündet und schmerzhaft wird, schädlich sind. Im neunten Abschnitt von den Schwämmen im Munde, sind die verschiedenen Arten derselben nützlich unterschieden, und unter mancherley sehr guten Mitteln, ist auch S. 51. eins von R. Boyle, aus dem ausgepreßten Safte des Hauslauchs, (sempervivum majus) mit Honig und etwas Alaun, vorgeschlagen. Wir vermissen hier ein besseres, das Herr Allen c. 10. Art. 101. mitgetheilt hat, und dessen ganz ausnehmende Nützlichkeit, die wir aus vielen eignen Erfahrungen kennen, es würdig macht, bey jeder Gelegenheit angepriesen zu werden. Man koche drey Quentlein Pulver von Japanischer Erde mit zwölf Unzen Kalkwasser, bis ein Drittheil verrauchet ist, seihet es durch, und löset darinn zwo Unzen Rosenhonig und einen Skrupel Bleyzucker auf. Dem Kinde wird davon öfters ein Löffel voll gegeben, den es ein wenig im Munde hält, und wenn die Schwämme tiefer in den Schlund hinabgehen, nach und nach niederschlucket. Der zehnte Abschnitt von den Zuckungen und dem Jammer, ist sehr ausführlich und mit kluger Unterscheidung der Arten abgehandelt, deren der Verf. zehne umständlich erörtert. Wir bemerken hieraus nur, was S. 69. gesagt wird, daß der von Würmern herrührende Jammer mit einem Hervorragen des Nabels während des Anfalls verbunden sey, welches der Verf. bey verschiedenen Kindern, bey denen der Jammer von dieser Ursache entstanden, allezeit angemerkt hat. Eben daselbst wird gewarnet, in die Clystiere wider die Würmer, wie gemeiniglich geschicht,

schicht, weder Oehl, noch Honig, noch Zucker zu nehmen, weil sie diese Sachen verabscheuen, und daher in den Gedärmen höher kriechen. S. 78. wird ein warmes, mit warmen Rheinweine befeuchtetes Tuch, im Anfalle um die Kinder herumzuschlagen, als ein Mittel von einer oft unvergleichlichen Wirkung gepriesen. Im 11ten Abschnitt wird vom Durchlaufe gehandelt. Diese und die meisten der folgenden Krankheiten werden nicht blos als Zufälle bey Kindern, sondern zugleich überhaupt betrachtet, und eben diese sind die ausführlichsten, gelehrtesten und interessantesten Abhandlungen im Werke. Der Verf. unterscheidet hier 14 verschiedene Arten von Durchlauf, welche in ihrer Curart, wegen der Verschiedenheit ihrer Ursachen, von einander abweichen. Er schaltet hier und im folgenden verschiedene Krankengeschichte und fremde Beobachtungen mit ein, welche zur Abwechselung, Erläuterung und zum Unterrichte dienen; auch hat er eine physiologische Untersuchung vom Mechanismo der Gedärme voraus gehen lassen. Wenn der Durchlauf von Ueberladung mit Speisen nach dem Gebrauche der Brechmittel und Rhabarber dennoch hartnäckig bleibt, und gestopft werden muß, so preiset der Verf. unter vielen andern bekantern Mitteln auch das Wachs, in Milch, Hünersuppe oder in gebratenem Apfel an. S. 96. von der Faba Pechurei wird S. 111. gerühmt, daß sie eine achttägige Diarrhöe bey einer Schwangern, und eine colliquativische auf ein paar Wochen, bey einem Schwindsüchtigen, gestillet, sonst aber oft fehl geschlagen habe. S. 127. Herr Prof. Murray hat in einer Anmerkung, S. 111. von dieser Bohne einige Nachricht gegeben. S. 116. will es der Verf. nicht für möglich halten, daß nach der rothen Ruhr Narben in den Gedärmen nachbleiben könnten, die einen Durchlauf veranlasseten, weil er eine

ie solche Ruhr für tödtlich hält. Es ist gleichwol gewiß, daß die Gedärme durch andre Ursachen verwundet werden können, und heilen, S. 120. und daß eine Ruhr, worinn die innere Haut der Gedärme verlezt worden, nicht schlechterdings tödtlich sey. Wider die verstopften Drüsen im Darmgekröse, rühmt der Verf. S. 116. wiewohl nicht erhellet, ob aus eigner Erfahrung, den Nutzen des Schierlings. Bey Vereiterungen im Unterleibe billigt er den zeitigen Versuch zur Ableitung des Eiters mit Fontanellen, Haarseilen u. s. w. S. 121. hingegen verwirft er mit Rechte die balsamischen Mittel, als den peruvianischen Balsam, die Myrrhen, ꝛc. ꝛc. als hitzig und schädlich. S. 123. Mit pulverisirten gebratenen Eicheln, in Wasser, S. 124. wie auch mit einer Menge gebrannter Erbsen S. 126. hat der Verf. die hartnäckigsten Durchfälle von Geschwüren in den Gedärmen gelindert. Der 12te und 13te Abschnitt handeln von den Blattern und deren Einpfropfung. Diese Abhandlung ist eine der besten im Werke. Die Beobachtung S. 132, daß einige Personen, welche Kinder in den Blattern gepfleget haben, im Gesichte einen ähnlichen Ausschlag als die Pocken bekommen, kann von uns mit einem ganz neuerlichen Beyspiele bestätigt werden, da eine Mutter, die ihr Kind, welches am neunten Tage in bösartigen zusammenfliessenden Blattern starb, oft auf ihrem Schoosse sitzen, und seinen Kopf an ihr Gesicht anlegen ließ, gleich nach dem Tode des Kindes am ganzen Gesicht und Halse häufige Blasen, als Blattern, bekam, welche eben so eiterten und abtrokneten, und wobey das Gesicht stark geschwollen und das Schlucken im Halse sehr schmerzhaft war. S. 138. bemerkt der Verfasser mit Recht, daß das sogenannte zweyte Fieber, welches im vierten Zeitraume der Blattern, von der Zurücktretung des Eiters zu erfol-

folgen pflegt, eigentlich das dritte genennt werden sollte, weil das Eiterungsfieber im dritten Termine eigentlich das zweyte ist. S. 143. wird angemerkt, daß die Blattern bey denen zahlreich zu seyn pflegen, welche kurz vorher den Friesel, oder einen andern starken Ausschlag überwunden haben. Der V. ist S. 144. und 148. der Meynung, daß das beschwerliche Schlucken in den Blattern, davon herrühre, daß ihrer viele im Schlunde wären, eine Sache, welche Herr Tissot in Zweifel zieht, indem er blos die Entzündung des Halses für die Ursache hält. Das Schröpfen im Nacken und an den Waden wird auch von unserm V. zur Vertheidigung des Gesichts vor vielen Blattern S. 167. angepriesen. Eben dasselbe wird S. 173. von dem Senfteige unter den Füssen und an den Waden, wie von Mehrern, behauptet. Wenn sich, nach dem Ausbruche, die Blattern plözlich senken, und blassen Eiter geben, oder schwärzlich und stinkend werden, oder wenn sich Flecken vom Flekfieber dazu gesellen, so wird S. 181. der anhaltende Gebrauch der Fieberrinde unter sehr wohl bestimmten Bedingungen empfohlen. Vom Gebrauche der Laxiermittel im dritten Termine, werden S. 191. die sichersten Regeln gegeben. Daß Kinder schon in Mutterleibe die Pocken überstehen können, davon lieset man S. 202. ein Beyspiel. Ueberhaupt folgt der Herr Archiater in der Curart nicht dem Sydenham, und verordnet das Opium nur in ganz besondern Umständen. Er begegnet den Blattern blos wie einer Entzündungskrankheit, und sein Vortrag ist voll von nüzlichen und weisen Rathschlägen. Im 13ten Abschnitte von der Einpfropfung der Pocken, welcher ungemein lesenswürdig ist, werden die bisherigen Mittel und Versuche zur Vertilgung der Blatter-Krankheit, das Spießglaß und Quecksilber S. 206. der Aethiops mineralis S. 210.

und

und das Theerwasser S. 211. welches nicht zu verachten ist, mit einem neuen, aus Calomelas, Campher, Aloe und Guajakgummi, S. 214. vermehret, wovon der V. so gute Wirkungen erzählet, daß es alle Aufmerksamkeit verdienet. Er ist übrigens ein Freund der Inoculation und beschreibt dieselbe, nebst allen dabey nöthigen Vorsichtigkeiten, aufs genaueste, ohne die Beantwortung der fast durchgängig unerheblichen Einwürfe zu vergessen. Wir zeichnen aus diesem schönen Aufsatze nur einige kleine Anmerkungen aus, nemlich, daß, nach S. 218. das Ritzen der Haut an Armen und Beinen von gleichem Nutzen, wie das Schröpfen, sey, daß man sich hüten müsse, Kinder zu inoculiren, die etwa zur selben Zeit von natürlichen Blattern angesteckt seyn könnten, S. 230. welches aus Beyspielen bewiesen wird; daß man auch mit gewissen andern Krankheiten behaftete Personen inoculiren, und dadurch diese Krankheiten curiren könne, S. 234. daß es gleichviel sey, ob die Materie zur Inoculation aus guten oder bösen Pocken genommen werde, S. 238. daß ein Eingepfropfter, um alle Ansteckung zu vermeiden, auch nicht einmal Briefe von einem Orte annehmen müsse, wo die natürlichen Blattern herrschen. S. 242. daß die Pocken nicht eher, als den Tag, ehe sie gelb werden, und einen Geruch geben, anstecken, S. 254. u. s. w. Der 14te Abschnitt handelt von den Masern. Der Verf. hat in 32. Jahren nie gefunden, daß Jemand die Masern zweymal gehabt hätte. S. 260. oder daß ihn Pocken und Masern zugleich befallen hätten. S. 268. Den Husten bey dieser Krankheit leitet er von den Masern in der Lunge her. S. 269. Durch die Einpfropfung der Masern hat Home diesem Husten vorgebeuget. S. 270. Den Nutzen des Blutlassens bey schlimmen Masern, zur Verhütung der Lungenentzündung, zeiget der Verf. aus Meads Praxi.

S.

S. 272. Zur Cur derselben werden Blasenpflaster, Senfteig, Schröpfungen und Blutigel, an der schmerzhaften Stelle der Brust, nebst andern guten äusserlichen Dingen, angerathen. S. 282. Nach dem kurzen 15ten Abschnitt von der Einpfropfung der Masern, folgt der 16te vom Erbrechen, und der 17te vom Husten, welche mit der dem V. gewöhnlichen Gründlichkeit und praktischen Einsicht abgehandelt sind. Im 18ten Abschnitt vom Keichhusten, will der V. bemerkt haben, daß er nicht nur jederzeit epidemisch, sondern auch, wie die Pocken, nur für solche ansteckend sey, die ihn noch nie gehabt haben, und daß man ihn also nur einmal auszustehen habe. So gültig das Urtheil und die Beobachtungen eines so großen Arztes sind, so glauben wir doch, daß um verschiedener Zweifel willen, welche hier anzuführen der Raum nicht gestattet, diese Sache noch einer großen Bestätigung bedürfe. Im 19ten Abschnitt vom Wechselfieber, sind am Ende verschiedene bequeme Zubereitungen der Fieberrinde angegeben, die viele mit Dank annehmen werden, welche die Schwierigkeit erfahren haben, Kindern dieses herrliche Mittel in genugsamer Menge beyzubringen. Der 20te Abschnitt von den Würmern, ist wieder sehr merkwürdig: allein wir sind gezwungen vieles zu übergehen, um diesen Artickel nicht zu sehr zu verlängern. Der Verf. behauptet so zuversichtlich, daß die Würmer blos von aussen in den menschlichen Körper kommen, S. 370. u. f. daß wir zweifeln, ob er die gegenseitige Meynung des berühmten J. J. Klein, bey seiner Ausarbeitung, gekannt habe, indem dieser verschiedene Gründe für sich hat, die nicht so gar leicht zu beantworten sind, und wovon der von der verschiedenen Struktur der menschlichen, und derer Würmer, die ausser dem Menschen gefunden werden, dem Herrn Archiater S. 378. zwar bekannt gewesen ist, „dennoch

aber

ber ihn nicht bewogen hat, an der Richtigkeit seiner Meynung zu zweifeln. Daß Würmer in gekochten Fischen noch auf der Tafel gelebt haben, und daß sie überhaupt nicht so leicht zu tödten sind, als Hr. Klein glaubt, wird S. 373. merkwürdig bewiesen. Ein besondrer Vortheil, den Bandwurm, wenn er sich an der Oefnung des Mastdarms zeiget, herauszubringen, ohne ihn abzureissen, welches geschehen würde, wenn man stark daran zöge, steht S. 384. Man bindet einen seidenen Faden um das heraushängende Ende des Wurms, worauf er sich sehr weit in den Leib wieder zurük ziehet, welches man geschehen lassen muß, weil er in kurzer Zeit wieder hervorkommt, und abgehet. Man kann auch nach S. 440. ein kleines Gewicht an den Faden binden. Die Kennzeichen und Hülfsmittel wider die verschiedenen Arten der Würmer sind mit besonderm Fleiße und vieler Einsicht beschrieben. Von Rothens Purgirtinktur macht der Verf. S. 418. noch viel Gebrauch wider die Würmer; und es wäre zu wünschen, daß ihre Würkung nicht so oft trügen möchte, zumal bey den Epileptischen. Eben dasselbe müssen wir von dem S. 448. in einigen merkwürdigen Fällen bewährt erfundenem Knoblauch sagen. Der 21ste Abschnitt handelt von der englischen Krankheit, deren Curart und Diät umständlich gelehrt wird. Die Krätze betrachtet der V. im 22sten Abschnitt als eine bloße Hautkrankheit von Insekten, und hält daher die Laxiermittel und Blutreinigungen dawider für unnüz. S. 497. Schwefel innerlich und äusserlich, macht die Cur aus. Das Ungeziefer des Kopfs wird im 23sten Abschnitt abgefertiget. Die Beschreibung des Scharlachfiebers, im 24sten Abschnitt und der heftigen Halskrankheit, die es von andern Fiebern mit Ausschlage so wesentlich unterscheidet, wird selbst gelehrten Aerzten sehr interessant seyn, und

man

man kann viele darin vorkommende Anmerkungen als noch neu betrachten. Wir übergehen ungern die beyden lezten Abschnitte von der Gelbsucht und von der venerischen Krankheit, in welcher leztern besonders die Schmiercur, die keinen Speichelfluß machet, vorzüglich angepriesen wird. Diese drey lezten Abhandlungen sind ausnehmend.

Ohne weiter ein Wort zum Lobe und zur Empfehlung dieser Schrift hinzuzufügen, müssen wir nur noch von dieser Uebersetzung des Hrn. Prof. Murray sagen, daß sie in einer reinen und deutlichen Schreibart verfasset, und mit verschiedenen erheblichen Anmerkungen vom Hrn. Prof. bereichert worden sey. Besonders war es nüzlich, die Zusammensetzung einiger Arzneyen zu beschreiben, die der Verfasser, weil sie in Schweden bekannt sind, nur genennet hatte. Es ist Schade, daß so viele Drukfehler dieses Werk verunzieren. Das beygefügte Verzeichniß derselben geht nur bis S. 395, da doch die übrigen Bogen ebenfals noch Fehler genug haben. Das unverständliche Wort: Burke, S. 620. soll vermuthlich Krucke heissen. S. 320. Z. 16. ist ein Fehler in den Zahlen unbemerkt geblieben; und müßte, nach der darauf folgenden Berechnung, statt 2, 8 gelesen werden.

H*

XXIV.

Der sorgfältige und gemeinnützige Kinderarzt, oder des Königl. Schwedischen Archiaters und Ritters vom Nordsternorden, Herrn D. Nicol. Rosén von Rosenstein, vollständige Abhandlung von Kinderkrankheiten.

Aus

Aus dem Schwedischen übersezt, und in Form einer Wochenschrift herausgegeben. Nebst einigen aus der Wochenschrift des Arztes gezogenen Abhandlungen über eben diese Materie und einem sehr nüzlichen Register. Hamburg, bey Grund, in groß 8. 1 Alphab. 5 Bogen 1766.

Dies ist eine andere Uebersetzung der nüzlichen Schrift des Herrn Archiaters Rosén von Rosenstein, von den Kinderkrankheiten. Da wir hier vom Inhalte der Schrift selbst nichts mehr zu sagen nöthig haben, so wollen wir blos den Unterschied der Uebersetzungen anzeigen. Daß die Hamburgische in Form einer Wochenschrift verfaßt ist, macht in beyden Uebersetzungen keinen weitern Unterschied, als daß beym Anfange eines jeden Bogens der Titel wiederholt wird. Beyde Uebersetzungen sind überhaupt verständlich und brauchbar. Der Hamburgische Uebersetzer scheint der deutschen Sprache nicht so mächtig gewesen zu seyn, als der Göttingische, weshalb er viele lateinische Wörter beybehalten, die die Uebersetzung unrein machen, einige Wörter im Deutschen falsch gegeben, z. E. S. 187. Rost, statt Grünspan, wie auch zuweilen die Stellen des Grundtextes abgekürzt hat, um sich nicht in die Schwierigkeit der Uebersetzung einzulassen. Wenn dieses lezte ohne Nachtheil des Sinnes geschicht, so mag es hingehen: zuweilen aber wird der Sinn des Verf. nicht völlig ausgedrükt. So ist es, S. 273. in der Beschreibung, wie man den Bandwurm unabgerissen heraus ziehen soll. Man vergleiche hier die Stelle aus der Göttingischen, mit der aus der Hamburgischen Uebersetzung, so wird man offenbar sehen, daß die lezte zu wenig sage.

Die Göttingische. „Wenn ein Theil des Wurms „zum Vorscheine kommt, so läßt man behutsam daran „ziehen, bis man einen Widerstand bemerket. Sodann „legt man sich auf ein schmales Bett, und läßt an den „Wurm ein solches Gewicht anbinden, das ihn ein „wenig anzustrengen, nicht aber abzureissen vermag. „Dieses hängt man ausserhalb dem Bette, und der „Kranke liegt auf der rechten Seite: Hat er sodann „nur Gedult, so wird er zuverläßig von ihm entweder „ganz und gar, oder wenigstens einem großen Theile „nach befreyet, u. s. w. S. 440.

Die Hamburgische. „Wenn ein Theil von dem „Wurme hervorkommt, so zieht man ihn vorsichtig „heraus, bis man Widerstand findet. Alsdann muß „der Kranke sich aufs Bette legen, und man bindet „an den Wurm eine Schnur, welche ihn aber nicht ab- „reissen kann. Wenn man dann Gedult hat, so wird „man seiner gewiß ganz oder doch größtentheils los ꝛc.„ S. 273.

Im Gegentheile hat aber die Hamburgische Uebersetzung im Style überhaupt vor der Göttingischen den Vorzug, daß sie nicht so wortreich und weitschweifig ist, sondern oft mit den wenigsten Worten eben das, was die Göttingische mit sehr vielen, sagt. Wir wollen die Beschreibung eines äusserlichen Fiebermittels, weil sie uns zuerst ins Auge fällt, zum Beyspiele nehmen.

Die Hamburgische: „Man nimmt so viel Rauch- „tabak, als in eine Pfeiffe geht, vermischt solchen mit „doppelt so viel saurem geriebenem Brodt, und macht „davon vermittelst Weineßigs, kurz vorher, ehe der „Paroxysmus erwartet wird, einen Teig. Dieser „wird in zwey Theile getheilt, und unter dem Par- „oxysmo an beyden Armen über den Puls gebunden. „Hierdurch entsteht ein Jucken und Brennen. Der

„Teig

Teig muß doch aber in 24. Stunden nicht abgenommen, und die Blasen, welche da sind, müssen nicht geöfnet werden.„ S. 229.

Die Göttingische. „Man nimmt Paquettobak, so viel als zu einer mäßiggestopften Pfeiffe erfodert wird, vermischt es mit fast doppelt so viel geriebenem saurem Brod, und gießt darauf etwas Weineßig, und macht daraus einen kleinen zusammenhangenden Teig, gleich ehe man den Anfall erwartet. Diesen theilt man in zwey Theile, und legt ihn, indem der Anfall eintritt, an jedwedem Arm mitten über den Puls, und bevestiget ihn nachgehends mit Streiffen von Leinwand, damit er nicht abfährt. Hierdurch wird ein Jucken und Brennen zu Wege gebracht. Den Teig darf man aber dem ohngeachtet nicht abnehmen, oder abschieben, bis der Tag zu Ende ist. Noch muß man die Blasen, die man wahrnimmt, öfnen.„ S. 360.

Wir könnten viel solche Stellen zum Vortheile der Hamburgischen Uebersetzung anziehen, und zuweilen übertrift sie auch die Göttingische in der Genauigkeit des Ausdruks. So ist in der Göttingischen, S. 437. der Anfang und das Ende des Vollichts, ein dunkler und zweydeutiger Ausdruk, den die Hamburgische Uebersetzung S. 271. richtiger: den Anfang und das Ende des abnehmenden Mondes, gibt. Aus der Göttingischen Uebersetzung, S. 498. sollte man schliesen, daß die Schiffer ihre Läuse in ihren Kleidern vest näheten. „Es ist nur nöthig, daß man das Kind und „seine Kleider rein hält, und in seine Mütze ein wenig „Sabadillsaamen einnähet, so fliehen sie (die Läuse) bald „ihre Wege. Dies ist die Ursache, warum die Schif- „leute sie in ihre Kleider einnähen: denn sodann kann „dies Ungeziefer auf dem Schiffe nicht fortkommen.„ In der Hamburgischen Uebersetzung heißt diese Stelle:

„Deswegen nähen die Bootsleute diesen Saamen in „ihre Kleider, weil alsdann das Ungeziefer in dem „Schiffe nicht dauren kann.„ Uebrigens hat die Hamburgische Uebersetzung auch nicht so viel Drukfehler, als die Göttingische, wiewohl sie nicht ganz rein ist. So ist der in der Göttingischen schon bemerkte Zahlenfehler S. 320, in der Hamburgischen, obgleich nicht derselbe, doch auch nicht berichtigt, und etwas vom Texte hinweggelassen, um dem Leser keine Schwierigkeit zu machen. Jedoch genug von Kleinigkeiten. Wir wollen auch die wichtigern Vorzüge beyder Uebersetzungen anzeigen.

Die Göttingische hat die Anmerkungen des Herrn Prof. Murray vorzüglich, und die sind beträchtlich, weil sie viele sonst unverständliche Stellen aufklären. Diesen Vorzug vermißt man in der Hamburgischen, wo von den zusammengesezten Arzneyformeln geredet wird, als ob sie jedermann kenne, da doch viele nur in Schweden, ja einige blos dem Schriftsteller allein bekannt gewesen, bis sie Hr. Murray, dem sie der Verfasser mitgetheilet, (bis auf die antispasmodischen Pillen, die der Hr. Archiater selbst in den Apotheken verkaufen läßt,) in seinen Anmerkungen beschrieben hat. Ausserdem sind noch verschiedene andre nüzliche Erläuterungen in den Anmerkungen des Herrn Murray, und es wäre zu wünschen, daß er dieselben bey einer künftigen Auflage vermehrte.

Die Hamburgische Uebersetzung hat dagegen einige Bogen aus der Wochenschrift; der Arzt, die von den Kinderkrankheiten handeln, zum Anhange, und ein Register, welches bey Schriften dieser Art immer eine sehr nüzliche Zugabe ist, die der Göttingischen noch mangelt.

XXV.

David Cranz, Historie von Grönland, enthaltend die Beschreibung des Landes und der Einwohner, insbesondere die Geschichte der dortigen Mißion der Evangelischen Brüder zu Neuherrnhuth und Lichtenfels; Barby bey Ebers und Leipzig in Commißion bey Weidmanns Erben und Reich 1765. 8. 3 Alph. 6 Bogen, 8 Kupfertafel.

Die Geschichte der herrnhuthischen Mißion nach Grönland, ist die Hauptsache dieses Werkes, wobey aber die natürliche und politische Geschichte des Landes mit vorgetragen ist. Hr. Cr. hat sich zu dieser Absicht, der bekannten Bemühungen Egedes, Andersons u. s. w. bedient, solche aber hie und da verbessert und ergänzet. Die Beschreibungen der natürlichen Dinge sind mit Bedacht nicht nach den jetzigen Methoden der Naturgeschichte, sondern jedem Leser verständlich und unterhaltend abgefaßt; die Schreibart selbst aber ist blos erzählend, ohne etwa Vergleichungen und Betrachtungen anzustellen, die zu Hr. Cr. Absicht zu weitläuftig gewesen wären, und den Leser selbst beyfallen. Die Grönländer müssen z. E. sonderbare Begriffe von der Reinlichkeit haben; Ihr Kochkessel wird selten ausgewaschen, und oft nur von den Hunden rein geleckt 192. S. Aber vor Schweinefleisch haben sie einen Abscheu, weil dieses Thier alles frißt 193. S. Die Werkzeuge der Grönländer, Seehunde und Vögel zu schiessen, ihre beyderley Boote, das Weiberboot, darin viele Personen zugleich fahren, und das Mannsboot, in dem nur ein Grönländer mit halbem Leibe stekt, werden 194. u. f. S. umständlich beschrieben und besonders die bey dem leztern den Grönländern

 eigne

eigne Geschiklichkeiten erzählt. Auf der 337. S. wird aus der Erfahrung eines herrnhuthischen Bruders erzählt, daß die Sprache der Wilden in Terra Labrador von der grönländischen weniger unterschieden ist, als Plattdeutsch von Hochdeutsch; Sie nennen sich selbst, wie die Grönländer: Innuit oder Karalit, und die Europäer: Kablunit. Auch ihre Lebensart und Leibesbeschaffenheit ist mit der grönländischen einerley. Mit dem 5ten Buche der 10 Bücher, aus denen dieses Werk besteht, fängt sich die Geschichte der herrnhuthischen Mißion an, die seit 1733. dauert. Es werden meist Tageregister der Mißionarien mitgetheilt, die bis auf 1762. gehn. Vom Jahre 1739. bis gegen den Herbst 1762. sind in Neuherrnhuth etwas über 700. getauft worden (1089. S.) von denen 250. gestorben sind, daß die Gemeine zu Neuherrnhuth, nachdem sie einige zum Anfang einer andern Gemeine zu Lichtenfels abgegeben, aus 421. Getauften besteht, von welchen 174. Communicanten sind. Ausserdem noch 39. Catechumeni und 11. ganz neue Leute, so daß aller Einwohner dermalen 471. gewesen. Zu Lichtenfels waren im Sommer 1762, 100. Getaufte, 38. Catechumeni und 30. neue Leute, zusammen 168; Eine nicht unbeträchtliche Anzahl Bekehrter, da die Menge aller Grönländer überhaupt kaum 10000. betragen mag. Was man auch von den Herrnhuthern in Europa denken mag, so ist doch dieser Eifer, das Christenthum unter unwissenden Heyden auszubreiten, gewiß lobenswerth, und man findet in den hie ertheilten Nachrichten, nichts tadelnswürdiges; Freylich kommen auch hier, Wunden, und andere Ausdrückungen häufig vor, die von den Herrnhuthern öfterer gebraucht werden, als von andern christlichen Gemeinden. Wenn aber die Ausdrückungen an sich nicht verwerflich sind, so muß man wohl jedem ihren Gebrauch, nach dem Maaße seiner

Er-

Erkenntniß, frey lassen. Die Kupfer sind, nebst einer Charte von Grönland, Abbildungen von Neuherrnhuth und Lichtenfels, von Grönländern, ihren Häusern, Zelten, Booten und Jagdgeräthschaften.

J.

XXVI.

D. Io. Sal. Semleri, institutio brevior ad liberalem eruditionem theologicam. Liber Primus: Halae Magdeburgicae, sumtibus Ioann. Godofredi Trampe, MDCCLXV, 8. maj. 11 pl.

Wir sind ordentlich in eine Art der Begeisterung gerathen, da uns die neue vortrefliche Anstalt der preiswürdigen Herren Curatoren der Königl. Preußl. Academien zuerst bekannt wurde, nach welcher auch von den theologischen Facultäten auf denselben gewisse vorgeschriebene öffentliche Vorlesungen gehalten werden sollen und der eine über die Wahrheit der christlichen Religion, der andere über den ganzen Umfang der Gottesgelahrheit u. s. w. Unterricht ertheilen. Ganz gewiß wird sie ein immerwährendes Denkmal der weisen und gnädigen Fürsorge ihrer hohen Stifter, für die Ausbreitung einer wahren theologischen Gelehrsamkeit, und durch sie der christlichen Religion selbst bleiben. Die Nachkommen werden sie segnen, wann sie die volle Frucht davon geniessen, den Haufen der Zweifler, wie der Zänker dadurch vermindert und die Menge gesezter und vernünftiger Religionsbekenner vermehrt sehen. Es gehört sicher unter die Hauptmängel der sogenannten hohen Schulen in unsern Tagen, daß alles nach seiner alten Leyer

fortgeht; An neue Modelle von Vorlesungen denkt kei-
ner, und wo nun auch Einer und der Andre etwa noch
so aufrichtig und gewissenhaft handeln wollte, da kommt
der Herr College, zukt bey seinen Gönnern die Achsel
und verweiset Jenen mit seinen Zuhörern unter die
Athenienser, die gern etwas neues sagten oder hörten.
Das macht, die Herren lieben zum Theil die Bequem-
lichkeit, und was also einmal von ihnen zum Ablesen ge-
schrieben ist, das ist und bleibt geschrieben, zum Theil
dirigiren Auswärtige, die ihre oder andere Kinder nicht
schicken wollen, wenn das und das, und so und so nicht
gelesen wird, ihre Hände und Umstände, und so schlafen
endlich Lehrer und Lernende bey dieser Monotonie ein.
Wie oft und wie lange haben wir nicht, z. E. eine ver-
änderte Gestalt der Polemik auf Akademien erwartet!
Noch immer rüstet man die künftigen Lehrer der Reli-
gion zu innern Streitigkeiten, die entweder schon lange
mit ihren Urhebern vergraben sind, oder doch wirklich
nicht so fürchterlich, als man bey ihrem Entstehen in
der ersten Hitze sie dachte: Und dafür schikt man sie
ganz unbewafnet wider einen Rousseau, Voltaire,
Hume, Bolingbroke u. s. w. zu Felde. Daraus wer-
den denn auch Leute, die über jede Kleinigkeit im Hause
Gottes sich bey den Haaren herumziehen, zu eben der
Zeit, da ausser demselben alles in vollen Flammen ist —
Streiter die in ihrem eignen Lager einander ausfodern,
sich, Gott weis es! wie unchristlich herumschlagen, und
darüber von dem auswärtigen Feinde immer enger ein-
geschlossen werden. Wie eben so oft haben wir ge-
wünscht, daß in einer jeden Facultät ein und das andre
Glied derselben die Bücherkenntniß in seiner Disciplin
durch eigne Vorlesungen vortragen möchte, und also
nicht die ganze Last auf die Schultern des Professors
der Litterärgeschichte gewälzt, diese Profeßion unter alle
Facultäten vertheilet werden möchte! Wir verschweigen

das

das viele Übrige, das wir alles in diesem Context gewünscht haben, und freuen uns, wie gesagt, einen und den andern von diesen Wünschen durch das gedachte Institut erfüllt zu sehen. Noch gefällt es uns auch ganz besonders an demselben, daß die projectirten, so gemeinnützigen Anweisungen in den öffentlichen Vorlesungen sollen ertheilet werden. Eine zweyte recht königliche Gnade für arme Studirende! Recht viel Beschämung für diesen oder jenen, der so etwas nur in besondern Vorlesungen verhandeln würde. Und ein recht edler theologischer Charakter der Hrn. Professoren, die sich sogleich willig dazu finden lassen und sogleich Anstalt gemacht, das Publicum daran Antheil nehmen zu lassen.

Hr. D. Semler hat dies in der angezeigten Schrift zu thun angefangen, nachdem ihm der encyclopedische Unterricht in der Theologie zu Theil worden. Dieses erste Buch enthält in zweyen Capiteln, zuerst den vollständigsten Abriß der Geschichte, der Kritik und Hermenevtik des A. und N. T. bis auf unsere Zeiten und dann eine eben so kurz, aber recht genau entworfene Geschichte des Lehrvortrags der Religion in und ausser der Kirche, bis auf das sechste Jahrhundert. Das erste Capitel hat uns wenigstens vorzüglich gefallen: Kein Wort steht umsonst; jede Zeile, jede Seite hat ein recht schweres Gewicht, wie es in einer solchen Anweisung erfodert, wird und durchs Ganze schimmert der Geist eines Mannes hervor, der das ganze weite Feld, das er vor sich hat, nach seiner Lage, Grenze, Reichthümern mit einem Blik übersieht, und nun sogleich im Stande ist, andern einen zureichenden Begriff davon in aller Kürze zu machen. Wo wir auch zuweilen etwa gewünscht hätten, einen Hauptschriftsteller, als den Hodius, in der gehörigen Gegend genennt zu finden, u. s. w. Da haben wir doch auch bald eingesehen,

daß dergleichen Defekte von dem Hr. D. ganz gewiß in den Vorlesungen werden ergänzt werden. Das zweyte Kapitel ist nun wohl nicht weniger allgemein brauchbar, von dem reichsten Inhalt und der gedrungendsten Kürze zugleich. Nur schien es uns einmal, als wenn der lange Extract aus des Eusebii Präparation, ingleichen das Verzeichniß des Inhalts aller Tomen der Benedictiner Edition des Augustins hätte wegbleiben können, und zweytens noch häufiger das eigne Merit eines jeden angeführten Lehrers der Kirche, der Einfluß seines Ansehens in die Veränderung des Lehrbegrifs und die Genealogie der auswärtigen Angriffe desselben, mit kurzen Worten hätte angezeigt werden sollen. —

Wir sind nun auch nicht so unwissend in dem Lehrbegrif der Kirche, daß wir nicht eine und die andre Abweichung des Hrn. D. von demselben leicht hätten bemerken sollen. Wir wollen das auch gar nicht verheimlichen. Die Frage ist nur, ob ein Mann von so allgemein zugestandenen großen Einsichten, nicht doch immer etwas zur Verbesserung desselben sollte beytragen können, und ob es nicht besser sey, wann es ein Lehrer der Kirche selbst sagt, als wann es übelgesinnte Glieder denken und durch das Stillschweigen der Gottesgelehrten verleitet werden, das Wahre in der Religion, das, was zu allen Zeiten wesentlich seyn und bleiben wird, ohne weitere Prüfung in Verdacht zu ziehen und aus gutgesinnten Zweiflern völlig Ungläubige zu werden? Sobald uns jemand das Gegentheil hierin beweisen wird, sobald wollen wir auf diesen gewis ehrwürdigen Mann böse zu seyn anfangen, aber ihn mit schimpfen und seine wahre Größe vertuschen helfen, das wollen wir nie thun — Ein jeder stehet und fällt seinem Herrn. Wir auch, indem wir das geschrieben haben.

A.

XXVII.

Versuch einer gegründeten Nachricht von den Ministerialibus Imperii, herausgegeben von Sam. Wilh. Oetter. Frankfurt und Leipzig, 1766. 291 S. 4.

Der berühmte Hr. Verf. hat durch diese Schrift einen Saz sehr gründlich bewiesen, den die Mehresten bishero angefochten, und wobey selbst die Vertheidiger der unmittelbaren R. Ritterschaft vielerley Irthümer begangen; nemlich, daß die Ministeriales Imperii unter denen Sächßl. Fränkischen und Schwäbischen Kaysern nichts anders, als der heutige unmittelbare R. Adel, gewesen. Diese Ministeriales führen auch in den Urkunden den Namen: Ministeriales Imperatoris, Aulae vel Curiae Imperialis, Regni, Servi regii, Servitores, Ministri, Clientes, Valeti, Servientes, Familia Imperatoris, Proceres Imperii, Fideles, Vasalli, Dienstboten, Dienstmanne des Reichs, Ritter und Knechte, welche zum Reich gehören. Es wurden darunter solche Personen verstanden, welche dem Kayser zu Hof- Kriegs- und andern Diensten besonders verbunden waren. Sie waren alle aus dem ordine militari oder heutigen niedern Adel, und wenn ein Edler die Dienstmannschaft übernahm, so verlohr er den hohen Adel. Es gab auch viele vom niedern Adel, die nicht Dienstmanne waren. Wer ein Dienstmann wurde, konnte nicht unter die Freyen gerechnet werden, jedoch war der Schild der andern Dienstmannen niedriger, als der von den Reichsdienstleuten. Sie hießen Ritter, wenn sie dazu schon geschlagen worden, Knechte aber, wenn sie nur erst wehrhaft waren.

Ei-

Einige derselben wären Hofbeamte, (Officiales,) andre Soldaten. Die Cämmerer, Truchsesse, Marschälle, Schenken waren sämtlich aus diesem Orden der Diensimänner. In Italien hatte der König, als Röm. Kayser, ebenfalls seine Italienischen Dienstmänner, die aber keine Hofämter, sondern blos Kriegsdienste verrichteten. Die Verheyrathung der Reichs-Dienstmänner und Frauen mit andern, so nicht zur Reichs-Dienstmannschaft gehörten, war ohne des Kaysers Erlaubnis untersagt. Unmittelbar waren sie, weil sie theils zu denen ursprünglichen Kayserl. Tafelgütern gehörten, theils, weil sie bey denenjenigen Herren, als Reichs-Fürsten die Dienstmannschaft versahen, die hernach Kayser geworden sind; Denn durch Erhebung ihres Herren wurden sie nun Reichs-Dienstleute und blieben nach Abgang dessen Familie beständig beym Reiche. Schon die Carolinger verliessen bey ihrem Abgange viele Domänen-Güter. Durch Conrad I. kam die ganze Wetterau unmittelbar ans Reich, und die Reichs-Dienstleute erhielten daher einen starken Zuwachs. Durch die Sächsl. Kayser und deren ehemaligen Herzogl. Tafelgüter, woraus nachher vermuthlich die Villae regiae in Sachsen entstanden, geschahe ein Gleiches. Die Fränk. Kayser brachten ihre viele frey eigenen Herrschaften im untern oder Rheinischen Franken dem Reiche zu, daher noch bis jezt am Rhein so viel unmittelbarer Adel ist. Durch die Schwäb. Kayser wurden deren Herrschaften um Rotenburg an der Tauber, nebst Schwaben ans Reich gebracht. Die Tafelgüter bestanden aus denen hin und wieder zerstreuten Villis regiis, zu deren jeden viele Dorfschaften und Dienstleute gehörten, die bey denselben Hausgenossen oder Hausleute genannt wurden. Da die Reichs-Dienstmänner fast beständig den Kayser begleiteten, so waren sie ebenfalls mit auf den

Reichs-

Reichstägen und nahmen Antheil an den Berathschlagungen, so wie auch bey der Kayserwahl vieles auf sie ankam. Im Kriege wurden sie von dem Kayser, so wie die Dienstleute der Reichsfürsten, jeder von seinem Herrn, angeführt. Daß alle Reichsdienstmänner vom niedern Adel gewesen, beweist der Hr. Verf. daher, 1) weil sie in den Urkunden von denen Grafen und Dynasten allemal unterschieden, und 2) ihnen nachgesezt werden, 3) das Prädicat: Nobilis nie bekommen, sondern blos den Titel Strenuus, gestreng, welchen noch vor hundert Jahren die Reichsritter geführet. Es ist (4. Abschnitt §. 5.) merkwürdig, daß die Ehegattin eines Dienstmannes, die edel war, des Standes ihres Mannes ohnerachtet, in einer Urkunde Nobilis genennt wird. Die Schenken von Limburg waren auch ehemals Dienstmanne. Da sie aber im 15ten Jahrhundert ihre Freyheit erhielten, so fingen sie an, sich Freyherrn zu nennen, und nahmen im 16ten Jahrhundert den Titel Semper-Frey an, um anzuzeigen, daß sie aus der Dienstmannschaft in eine beständige Freyheit versezt worden. Der erste Abschnitt ist der Widerlegung derer gewidmet, welche entweder allen Reichsdienstleuten den hohen Adel beylegen, oder eine doppelte Gattung derselben, edle und unedle, annehmen, oder gar Pöbel daraus machen wollen. Zulezt folgt eine aus denen Urkunden sehr mühsam zusammengelesene Matrickel der Reichsdienstleute von 1091-1313. die zugleich allemal auf die Quellen verweißt und hin und wieder mit Anmerkungen begleitet ist. Den Beschluß macht ein Anhang von Urkunden. Der Herr Verf. verspricht eine Fortsetzung dieser Arbeit. Dieses Versprechen kann bey der Vortreflichkeit des jetzigen Anfangs nicht anders als höchst angenehm seyn.

XXVIII.

Vollständige Abhandlung des gesamten Weinbaues und anderer daraus entstehenden Produkte, nebst einem Anhang von allen übrigen den Weinmangel ersetzenden Getränken; ingleichem vom Eßigmachen und Brandeweinbrennen, von dem Ertrag eines Weinbergs, dem Weinhandel, und von den Weinbergsordnungen. Erster Band. Frankfurt und Leipzig, bey Mezler und Compagnie, 1766. 8. 1 Alph. 18 Bogen und zwey Bogen Vorrede. Zweyter Band. 1767. 2 Alphabeth.

Endlich erhalten wir einmal ein Buch, welches uns so lange in der ökonomischen Welt gefehlet hat, nemlich eine vollständige Abhandlung vom Weinbau. Es ist wahr, daß wir auch von dieser Materie eine Menge Bücher und Abhandlungen aufzuweisen haben — denn wo ist ein Zweig der Landwirthschaft, welcher nicht mit Schriften belastet ist? — allein selbige ersezten bisher noch nicht den Mangel, der den Kennern noch immer merklich blieb, und bey ihnen ein Verlangen erregte, die gesammte Lehre vom Weinbau im Zusammenhang und in einer systematischen Ordnung abgehandelt zu sehen. Gegenwärtiges Werk hat diesem Mangel vollkommen abgeholfen, und wir freuen uns, denen Lesern ökonomischer Bücher, selbiges als ein solches anpreisen zu können, welches wegen seiner Vollständigkeit sowohl, als wegen der genausten Ordnung des Plans selbst, und des großen Fleißes in der Ausarbeitung aller einzelnen Stücke, schlechterdings als das einzige in seiner Art angesehen, wer-

werden kann, und diesen Rang vielleicht noch lange behaupten wird. Ein nachahmungswürdiges Beyspiel, für viele unserer heutigen ökonomischen Schriftsteller, die uns mit Stümpereyen zu überschwemmen kein Bedenken tragen!

Um unsern Lesern von dem Inhalt selbst einen nähern Begrif zu geben, so zeigen wir an, wie die beyden vor uns liegenden Bände, nur allein die Theorie des Weinbaues enthalten. Aus der Vorrede zum zweyten Theil erhellet, daß das Praktische des Weinbaues zusammen genommen, den dritten Theil ausmachen soll, welcher aber dadurch nach unserm Urtheil in etwas zu enge Grenzen eingeschränket sein dürfte, und wünschen wir sehr, daß dieses Feld mit dem theoretischen wenigstens in einem gleich großen Umfange abgehandelt werden mögte. Was die Herren Verf. deren verschiedene an diesem Werk arbeiten, bisher geleistet haben, ist alles durchaus schön und gründlich ausgefallen, und es wäre wirklich Schade, wenn sie bey den folgenden Theilen sich an eine ängstliche Kürze binden wollten. Des Guten kann man nicht zuviel haben, und wenn ein so vortrefliches Buch, als das gegenwärtige ist, auch um etliche Groschen theurer zu stehen kommt, so bezahlet jeder Liebhaber diesen Preiß mit Vergnügen, weil er durch den innern Werth allemal schadlos gehalten wird.

Die Verfasser sind bey der Art ihres Vortrages oft genöthiget worden, aus der Naturlehre eine Menge Sätze herbeyzuholen, die mancher Kunstrichter vielleicht hier als überflüßig ansehen dürfte. Allein nicht jeder Leser ist ein Physiker, und selbst nicht jeder Physiker ist so eckel, daß er nicht mit Vergnügen die ihm bekannten Wahrheiten in einem Werk erblicken sollte, welches dieser Grundsäulen zu dem aufzuführenden Gebäude nöthig halte. Weit enfernet also, dieses Verfah-

fahren zu tadeln, so bewundern wir noch die Sorgfalt, welche die Verfasser angewendet haben, daß die Anführung bekannter Sachen nicht noch häufiger geworden, und nicht noch öfter wiederholet worden sind, als wirklich hat geschehen müssen. Denn sie haben für Leser mancherley Art geschrieben, welches ihnen zur Entschuldigung dienen mußte, wenn sie auch noch weitläufiger in Erklärung mancher bekannten Dinge gewesen wären, als sie es nicht sind.

Wir wünschen sehr den Inhalt des ganzen Werks, so wie er dem ersten Bande vorgedrukt ist, hieher zu setzen, allein er ist zu weitläufig, und abkürzen wollten wir ihn nicht gern. Es mag uns dahero genug seyn, ein paar Proben anzuführen, die uns vorzüglich gefallen haben. So wird z. B. im dritten Kapitel des ersten Abschnitts von denen verschiedenen Sorten der Weinstöcke gehandelt, und obgleich von S. 299 = S. 382. ein ziemlich groẞes Verzeichnis davon befindlich ist, welches ausser denen Trivialnamen, annoch bey denen meisten Gattungen, die botanische Benennung mit Anführung der vornehmsten Merkmale jeder Traubensorte, enthält, so setzen die Verfasser dennoch S. 382 hinzu: „Wir haben schon gemeldet, daß dieses Verzeichnis ein Versuch, und zwar der erste dieser Art ist. Der Leser wird die Unvollkommenheiten desselben wie billig, gern entschuldigen. Indessen ist in dieser mühsamen Arbeit das Eiß gebrochen, und Weinbauverständige und Traubenkenner werden leichtlich die Fehler verbessern und das Mangelnde hinzuthun können.„ Dieses Bekenntnis, welches ihrer Bescheidenheit Ehre macht, unterstützen sie noch mit einer schönen Stelle des Virgils, welcher, nachdem er eine Menge Traubensorten angeführet hat, sehr dichterisch hinzusetzt:

Sed

Sed neque quam multae species, nec nomina quae sint,
Est numerus, neque enim numero comprendere refert.
Quem si scire velit, Lybici velit aequoris idem
Discere quam multae Zephyro turbentur arenae,
Aut, ubi navigiis violentior incidit Eurus,
Nosse, quot Ionii veniant ad littora fluctus.

Ferner wird im zweyten Abschnitt die wichtige Materie von der Gährung nach ihrem ganzen Umfange in vier Kapiteln abgehandelt, welche der Naturforscher und der denkende Oekonom gewiß mit Vergnügen lesen wird; indem man hier alles zusammen findet, was die berühmtesten Schriftsteller von diesem schweren Gegenstand der menschlichen Erkenntnis gesagt haben.

Zulezt können wir dem Publikum noch eine Nachricht mittheilen, die wir auswärts erfahren haben; nemlich daß der Herzogl. Würtembergische Klosterverwalter zu Maulbrunn, Herr Conrad Nast, an der Spitze der Gesellschaft sich befindet, welche dieses gründliche Buch schreibet. Wenn es diesem Gelehrten etwan unangenehm seyn sollte, daß wir ihn hier öffentlich nennen, da er selbst seinen Namen verschwiegen hat, so bitten wir ihn dieserhalb um Verzeihung, und entschuldigen uns damit, daß man bey der Anlage eines schönen Gebäudes, sich gern nach demjenigen erkundiget, der den Riß darzu gemacht hat, und selbigen mit so vieler Genauigkeit ausführet.

X.

XXIX.

Der Patriotische Medicus. Entworfen von P. Anton Heins. Erster Band, erster bis vierter Theil, 1765. Zweyter Band, erster Theil, 1766. Hamburg, gedrukt und zu bekommen bey R. Benken Wittwe; zweyter Theil, Leipzig und Frankfurt, bey Joh. Jodsley und Casp. Moser, 1767. in gr. 8. Jeder Theil 14 Bogen; nebst dem Bildnisse des Verfassers.

Vermuthlich ist der Verf. durch die dazumals geschlossene Wochenschrift, der Arzt, veranlasset worden, die seinige herauszugeben. Denn ob der erste Theil gleich in zusammenhangendem Vortrage geschrieben: so hat er doch die folgenden bogenweise austheilen lassen. Sie hat einerley Absichten mit jener, Leser, welche selbst keine Aerzte sind, zu unterrichten, der Gesundheit nachtheilige Vorurtheile auszurotten, eine Kenntniß des Baues des menschlichen Körpers und der vornehmsten Krankheiten zu geben, und solche Vorschriften zu ertheilen, die im Nothfall den Arzt entbehrlich machen können. Die Arzneymittel, welche der Hr. V. anräth, sind mehrentheils nur nach Nummern angezeigt worden; indem er seine eigenen Mittel hat, mit deren Namen und Wirkungen wir aber den Leser verschonen, und nur soviel davon anführen wollen, daß sie in sieben trockenen und neun liquiden bestehen, und daß der Hr. Verf. Zeugnisse im Original vorzeigen kann, die ihren Werth bestätigen. Auf diese Originalzeugnisse, würden wir denn wohl stille schweigen müssen, wenn wir auch etwas erinnern wollten. Der Verf. hatte in seinem Vorbericht

zu verstehen gegeben, daß er die von ihm geforderten Rathschläge und Gutachten unverzüglich in seinem Medicus beantworten wollte, damit das Publikum das Urtheil über sein Verfahren fällen könnte. Es ist aber, wie wir fast besorgten, dabey ein kleiner Unterschleif vorgefallen, indem blos Lazarus Semper, Valentin Mitleidig und Caspar Düllbrägen einige, allem Anschein nach erdichtete Casus eingeschicket. In Ansehung der Ordnung hat der Hr. Verf. sich eben kein Gesez vorgeschrieben, und das meiste ist diätetisch. Er denkt sonst christlich. Wir wünschen aber, daß er, (wir wollen nicht sagen vortreflich, wie sein Vorgänger, denn das kann er freylich nicht,) sondern nur wenigstens nicht sogar schlecht und ungeschmakt schriebe; zumal in einem Buche, das von Gelehrten und Ungelehrten gelesen werden soll.

G.

XXX.

D. Johann Heinrich Schulze, der Arzeneygelahrheit, Beredsamkeit und Alterthümer ehemaligen ordentlichen Lehrers auf der Friedrichsuniversität zu Halle. — Anleitung zur ältern Münzwissenschaft, worinn die dazu gehörigen Schriften beurtheilet, und die Alterthümer aus Münzen erläutert werden: zum Druk befördert, von M. Johann Ludewig Schulze, der griechischen und morgenländischen Sprachen ordentlicher Lehrer auf der Friedrichsuniversität. Halle, verlegt im Waysenhause, 1766. 15 Bogen 8.

Es ist eigentlich diese Anleitung von dem seeligen Schulzen, dessen bekannte Gelehrsamkeit unsers Ruhms nicht bedarf, da sie sich durch vortrefliche Schriften der Nachkommenschaft empfohlen hat, zum Gebrauch seiner Zuhörer aufgesezt und verfertiget worden. Aber ihr lehrreicher Inhalt verdiente allerdings, daß sie durch den Druk bekannter gemacht würde, zumal da die jungen Gelehrten bey Erlernung der alten Münzwissenschaft, sich fast blos mit der deutschen Uebersetzung des Jobert bisher haben behelfen müssen. Gegenwärtiges Buch ist sowohl seiner Einrichtung als Ausführung nach so beschaffen, daß wir es mit vielem Vergnügen denen empfehlen, welche diesen nüzlichen Theil der Gelehrsamkeit gründlich erlernen wollen. Wir würden es freylich um der Anfänger willen gerne sehen, wenn dasselbe mit Kupfern versehen wäre. Denn ohne diesen reicht auch der beste Unterricht in dieser Wissenschaft nicht zu, deutliche und vollständige Begriffe von den meisten Dingen zu erlangen. Allein wenn wir zugleich überlegen, daß bey der Erlernung der Münzwissenschaft nothwendig die Originale selbst oft und aufmerksam betrachtet werden müssen, theils, weil man sonst nie das ächte und wahre von dem falschen und untergeschobenen unterscheiden lernt, theils, weil die Vorstellungen durch den Kupferstich nicht hinreichend sind, weil diese viel deutlicher erscheinen als die Originale selbst, und man also jene gut erklären kann, ohne gleichwohl in Ansehung dieser die gehörige Fertigkeit zu besitzen, und daß daher ein Lehrer, welcher sich bey seinen Vorlesungen dieses Buches mit gutem Nutzen bedienen kann, die Münzen selbst dem Schüler vorlegen müsse: so können wir es nicht als einen Hauptmangel dieses Buchs ansehen. Ueberdieses ist dieser Mangel, wenn er es ja ist, reichlich durch die Anmerkungen des Hrn. Professors

Schul-

Schulze ersezt worden. In derselben werden die Bücher nachgeholt, welche nach dem Tode des Verf. erschienen sind, und überhaupt auch viele Schriftsteller angeführt und Sachen erklärt, welche in der Anleitung selbst entweder übergangen, oder nicht genugsam erläutert worden sind. Man würde dem Hrn. Verf. sehr Unrecht thun, wenn man hier ein blosses Verzeichnis von Büchern und Schriftstellern erwartete. Man siehet sehr deutlich, daß er den Werth von beyden kennt, sie geschikt zu beurtheilen weiß, und überhaupt eine gute Kenntniß der alten Münzwissenschaft zeigt.

Wir wollen unsere Leser mit dem Plane des Buchs näher bekannt machen. Es ist demselben eine Einleitung vorgesezt, in welcher vom ersten Ursprunge der Münzen und der Einrichtung des Münzwesens bey den Römern, von denen zur Kenntniß der alten Münzen dienlichen Schriften, von dem Unterschiede beyder Seiten der Münzen, von der Einrichtung und Abtheilung der Cabinette, von dem Unterschiede der Metalle bey Münzen, von dem Unterschiede der Größe der Münzen, vom Gepräge der Münzen überhaupt, gehandelt wird. S. 1-62. Bey dem 10. und 11. §. wünschten wir eine genauere Geschichte der römischen Münzen zu lesen. Wir glauben zwar gerne, daß es schwer sey zu sagen, welche Nation am ersten Münzen ausgeprägt und im Handel und Wandel gebraucht habe, und mit Gewißheit die Zeit zu bestimmen, halten wir für ohnmöglich. Aber eine sorgfältige Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Kauf- und Handelsschaft kann uns überhaupt hierinne einiges Licht geben, und von dem Anfange und der Folge der ältesten römischen Münzen wissen wir allerdings mehr, als der Verf. zu glauben scheint. — Unter den Einleitungen in die Münzwissenschaft vermissen wir eine der ältesten und seltensten; nemlich des Antoine Le Pois *Discours*

sur les Medailles et gravures antiques, principalement Romaines. 4. Paris, 1579. — Wenn der Verf. S. 24. Begern wieder die vertheidigen will, welche es an ihm tadeln, daß er allzuviel Worte zu Erklärung der Münzen gebraucht habe, so können wir ihm wohl nicht beypflichten. Beger hatte sich die dialogische Lehrart erwählt, deren Regeln er doch nicht verstand; und daher sind einem Leser von Geschmak seine Schriften unerträglich. Ueberdieses hält er sich bey kleinen und bekannten Dingen lange auf, und sein Styl kann überhaupt niemals die ihm eigene Weitschweifigkeit verläugnen. — Um das Verzeichniß §. 18 vollständiger zu machen, setzen wir folgende schöne Werke hinzu, die vor allen andern wegen ihrer Brauchbarkeit und Seltenheit eine Anzeige verdienen: Antiqua Numismata maximi moduli, aurea, argentea, aerea, e Museo Alexandri S. R. E. Card. Albani. [illegible] Theil 1739. 2. Theil 17[illegible] Fol. [illegible] fünfte und sechste Theil des Musei Florentini: Numismata aerea selectiora maximi moduli e Museo Pisano, olim Corrario. Venedig. Fol. Numismata antiqua a Jac. Musellio collecta. Verona, 1751. Zu den Schriften S. 7. gehörte besonders auch Wagenseils Schrift de re monetali veterum Romanorum. Altdorf, 1723. — Im 21. §. hätten wir theils ein vollständigeres Verzeichniß, theils eine genauere Schilderung der Künstler gewünscht, welche alte Münzen nachgemacht haben, da, wie der Verf. selbst eingesehen, viel hierauf ankommt. — Dieser Einleitung sind noch zwey Anmerkungen angehängt (S. 62-65.) von den sogenannten numis restitutis und andern, da in das ordentliche Gepräge noch ein neues hineingeschlagen worden, welches man eine Contremarque nennt. — Das erste Kapitel handelt von heydnischen Gottheiten, welche auf Mün-

Münzen vorkommen S. 66 - 161. Nemlich der V. beschreibt sehr geschikt die mancherley Gestalten und Abbildungen, unter welchen die Römer ihre Götter auf den Münzen vorstellten. Diese Götter werden nach folgender Ordnung beschrieben: Juno, Vesta, Minerva, Ceres und Proserpina, Diana, Venus und Cupido, Mars und Bellona, Mercurius, Jupiter, Neptunus, nebst denen ihm zugehörigen Wassergöttern, Vulcanus, Apollo und die Camoenen: Bonus Eventus, Janus, Saturnus, Genius, Orcus und die Furien, Bachus, Tellus und Cybele, Luna, Hercules, Castor und Pollux, Aesculapius und Hygäa, Aufzeichnungen. Bisweilen hätte der Verf. mehr auf das Iconologische als mythologische bey diesen Vorstellungen der Götter sehen sollen. — Im 80. §. geht er zu den Vergötterungen auf den Münzen über. Ausser den bekannten Schriften Joh. Burch. Menkens, Schöpflins, gehörte besonders hierher folgende: Christ. Cnorr. Diss. de antiquis Romanorum numismatibus consecrationem illorum illustrantibus. Leipzig, 1660. Im 83. §. handelt der Verf. von den Diis peregrinis, im folgenden von den numinibus rusticis, und dann von den allegorischen Vorstellungen der Tugenden und anderer Eigenschaften. Damit man wisse, was man in diesen Abschnitten zu suchen habe, wollen wir die lateinischen Benennungen hersetzen. Es werden also beschrieben: Pietas, Virtus, Honor, Fides, Concordia, Spes, Felicitas, Fortuna, Nemesis, Aequitas, Providentia, Liberalitas, Abundantia, Libertas, Laetitia, Hilaritas, Clementia, Indulgentia, Foecunditas, Pudicitia, Nobilitas, Iuventas, Victoria, Pax, Gloria. In einem besondern Anhange von S. 150 - 161, wird das Verzeichniß dieser Sinnbilder noch mit mehrern vermehrt. — Das zweyte Kapitel handelt von

 den

den Personen und Dingen, die zum Dienst der Götter gehörten. S. 162 - 173. Es begreift dasselbe das Collegium Pontificum und Augurum, andere auf Münzen vorkommende Priester, die Quindecimviros Sacris faciundis, die Septemviros Epulorum, ferner alles, was die Tempel, Altäre, Opfer, Gelübden und öffentliche Spiele angeht, in soweit diese Wissenschaft zur Erklärung der Münzen etwas beyträgt. — Das dritte Kapitel erzählt die zum Civilregimente gehörigen Alterthümer, die auf Münzen vorkommen. S. 174 - 192. Es hat dasselbe zwey Abtheilungen, deren erstere die obrigkeitlichen Aemter, und die andere die Gesetze und Verordnungen, davon auf Münzen gedacht wird, anzeigt. In dem leztern Abschnitte erscheinen die leges, tabellariae, Papia, Porcia, sumtuaria, und die Art die suffragia zu geben. In einem Anhange werden andere Münzen beygefügt, welche sich theils auf die Vorsorge einiger Kayser für die Ernennung eines würdigen Thronfolgers und die damit verbundene Annehmung an Kindes statt, theils auf heilsame Verordnungen der Kayser wegen Abschaffung beschwerlicher Lasten, und öffentlichen Abgaben beziehen. S. 193 - 198. — Im vierten Kapitel werden die Antiquitates militares, welche auf Münzen vorkommen, erzählt und erläutert. S. 199 - 204. Man findet daher einen kurzen Unterricht von dem Anfange der Kriegsdienste bey den Römern, von den Signis militaribus, vom Titel der obersten Feldherrn, von den Belohnungen tapferer Thaten, von den feyerlichen Anreden, welche die Imperatores bey Uebernehmung eines Heeres hielten. — Das fünfte Kapitel betrift den Werth des alten Geldes, sonderlich bey den Römern. S. 205 - 215. Ungerne bemerken wir, daß der Verf. S. 208. in Ansehung des Absatzes des Assis im ersten und zweyten Punischen Kriege, eben wie der

größte

grösste Theil der Gelehrten irrig glaubt, daß er auf zwey und denn gar auf eine Unze sey herabgesezt worden. Wachter in seiner Archaeologia numaria und neulich Hr. Kloz in seinem Buche de numis obsidionalibus haben gezeigt, daß dieser Absaz bey weitem nicht so groß habe seyn können. Es ist kein Zweifel, daß wenn die Meynung des Verf. richtig wäre, der ganze römische Staat durch diese gewaltsame Absetzung des Geldes hätte zu Grunde gerichtet werden müssen. — Das sechste Kapitel von dem heutigen Werthe alter Münzen, macht den Schluß dieses nüzlichen und brauchbaren Buches.

E.

XXXI.

Philosophische Muthmassungen, über die Geschichte der Menschheit. Zwey Bände. Frankfurt und Leipzig bey J. H. Harscher 1764. 35 Bogen in klein 8.

Die Geschichte der Staaten und Völker in ihrem weitesten Umfange betrachtet, enthält die Jahrbücher der Vorsehung Gottes, oder die Erzehlung der Mittel, deren sich Gott bedient, das menschliche Geschlecht den nächsten Weg zu seiner Bestimmung zu führen. In eingeschränkten Zeiträumen, und bey einzelnen Völkern scheinen zwar die Absichten Gottes sich zu verbergen, und die Wege der Vorsehung sich in einem Labyrinth zu verlieren. Aus einem so niedern Gesichtspunkte können wir die Ordnung und Verbindung der Theile mit dem Ganzen unmöglich wahrnehmen, daher uns alles verwirrt und durch einander lau-

laufend scheinen muß. Je höher aber der Standort ist, den man sich wählt, je grösser der Raum ist, den man mit einem Blicke übersiehet, desto sichtbarer wird die Ordnung des Ganzen, desto augenscheinlicher zeichnen sich die Wege der Vorsehung aus, wie sie durch alle Wendungen und Krümmungen zu einem gemeinschaftlichen Ziel hinlaufen. Diese höhere Aussicht ist eine wahre Beruhigung für den Weltweisen, der in den gemeinsten Hervorbringungen der Natur die weisesten Absichten entdeckt, und in dem Schiksale des menschlichen Geschlechts sie sehr oft vermisset. Es ist schön, mit dem Fontenelle sich in die Lüfte zu erheben, und wie die Erde sich umwälzet, ihre mannichfaltigen Bewohner mit ihren verschiedenen Sitten, Gebräuchen, Meinungen, Sprachen, Bildung, Farbe und Kleidung vorbey gehen zu lassen. Noch angenehmer aber ist es, alle diese Völker die ganze Revolution, von ihrem ersten Ursprunge an, bis auf den Zustand in welchem sie sich befinden, durchwandern zu lassen, und ihren allmähligen Fortgang zum Gesittet werden, ihren Stillstand, Rükfall in die Barbarey und plözliche Erhebung mit philosophischen Augen zu betrachten. Ein Gemälde von dieser Art zeiget uns Hr. Iselin, der durch seine philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes, und andere Schriften von dieser Gattung bekannt ist, in dem Werkchen, das wir allhier von ihm anzeigen. Ob es gleich in dem Jahre 1764. herausgekommen, so ist es doch in Deutschland, wir wissen nicht durch welchen Zufall, bisher noch wenig bekannt geworden. Wir haben selten in einem Werke von so kleinem Umfange so viele erhabene Ideen, so viel ergözende Aussichten, und so viel lehrreiche Anmerkungen angetroffen. Philosophie und Kenntniß der Geschichte zeigen sich hier in ihrem Triumphe. Der Verf. ist zwar öfters genöthiget die Lücken der

Ge-

Geschichte durch Muthmassungen auszufüllen, die, wie leicht zu erachten, nicht unwidersprechlich, vielleicht hier und da mehr sinnreich, als der Natur gemäß scheinen dürften. Sie unterlassen gleichwohl nicht, dem Genie des Verf. so wie seinem menschenliebenden Herzen Ehre zu machen, da sie durchgehends auf Weisheit, Tugend und Menschenliebe gegründet, und mit philosophischer Bescheidenheit und Mäßigung in das Resultat der Beobachtungen eingewebt sind. Man unterscheidet gar bald den Weltweisen, der dem Faden der Geschichte folget, und ihn von da, wo er abgerissen ist, durch Muthmassungen wieder anknüpfet; von dem Systemsüchtigen, der seine Hirngespinste zum Grunde legt, und zum Schein hier und da mit Beobachtungen aufstutzet. Man vergleiche die Einfälle des Verfassers Sur l'Origine du despotisme oriental, mit den Gedanken des Herrn Goguet, oder unsers Iselin über diese Materie!

5. In dem ersten Buche schikt Hr. Iselin psychologische Betrachtungen des Menschen voraus, um den Menschen, in so weit er einer Glükseligkeit und Unglükseligkeit fähig ist, von seiner physischen, sowohl als moralischen Seite zu erkennen zu geben. Nach einer körnigten Beschreibung der Verstandeskräfte und Begehrungsvermögen, betrachtet er den Einfluß des Menschen in den Menschen, Nachahmung, Ansehen, Erziehung, die theoretischen und praktischen Irthümer, die Beschaffenheit ausschweifender Charakter, bey welcher Gelegenheit über die bekannte Unterredung des Pyrrhus mit seinen vertrauten Cyneas sehr schöne Anmerkungen vorkommen, Freyheit, Glükseligkeit u. s. w. Hierauf schildert er die Menschheit in ihren verschiedenen Stufen, und in ihrem Fortgange zum gesitteten Leben, Stand der Natur, Einfalt, Wildheit,

heit, Barbarey, Sittlichkeit, dieses sind die Stufen, welche das menschliche Geschlecht, einige Völker früher, die andern später, durchwandern. Jede von diesen Verfassungen hat ihre gute und schlimme Seite, ihre Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, die den Fortgang des Menschen zur Glükseligkeit befördern und hemmen. Hr. J. schäzet den Werth und Unwerth eines jeden Zustandes, zeiget das Uebergewichte des Guten in jedem derselben, erläutert den Uebergang aus einem in den andern aus der Natur des Menschen, und legt uns die überzeugendsten Beweise vor Augen, daß diese Fortschreitung den Absichten der Natur gemäß, und der Weisheit und Güte ihres Schöpfers würdig sey. Ob es einen Stand der Natur, wie ihn die Weltweisen erdichten, je gegeben, wird billig in Zweifel gezogen. Die Geschichte reichet uns fast gar keine, und die Erzehlung der Reisenden nur sehr wenige und ungewisse Beyspiele von Menschen dar, die in einem so thierischen Zustande gelebt. Rousseau, der diesen thierischen Zustand für natürlich hält, muß die Geschichte aus dem Wege räumen, um seiner Hypothese Plaz zu machen, Commençons donc, spricht er, par écarter tous les faits. Er sucht zu behaupten, daß wir von Natur bestimmt seyn, in diesem Zustande zu verbleiben, und daß die kleinste Entfernung von demselben ein Schritt zu unserm Verderben sey. Es war hier kein Mittel zu treffen. Man muß entweder alle Entwickelungen der menschlichen Fähigkeiten billigen, oder den Menschen auf einen eingebildeten Zustand zurükführen, in welchem er dem Viehe gleich ist. Rousseau häufet alle Greuel des barbarischen, und alle Beschwerlichkeiten des gesitteten Lebens, vergleichet sie mit dem Mangel derselben in den thierischen Zustande, und giebt diesem leztern den Vorzug. Kein Wunder! durch solche Rednerkünste können die vortreflichsten

Din-

Dinge verabscheuenswerth abgebildet werden. Indessen kann sich R. nicht entbrechen, seinem viehischen Menschen selbst einen Trieb zur Vollkommenheit beyzulegen, und die Fähigkeit dazu für das unterscheidende Kennzeichen der menschlichen Natur zu halten. Nur betrachtet er diese Fähigkeit als dasjenige, wodurch der Mensch verführet wird, kein Mensch mehr zu seyn.

Allein Hr. J. sagt mit Recht: „Wenn er nun „durch die Unterdrückung dieser ihm wesentlichen Fä„higkeit ein Mensch bleiben kann; wenn seine Glückse„ligkeit darin bestehet, diesen Trieb nicht zu empfin„den: so hängt derselbe von einer unmöglichen Bedin„gung ab; so bleibt ihm, so bald er zu sich selbst „kömmt, nichts weiter übrig als die Verzweifelung. „Wenn wir aber der Gottheit, welche alles so weislich „beherrscht, nicht widersprechende Absichten zuschreiben „wollen: so müssen wir zugeben, daß der Mensch nicht „zu einem unveränderlichen Stande bestimmt sey, in„dem ihm die Natur einen Trieb eingeflößt hat, der „ihn mit einer unbesiegbaren Macht zur Veränderung „anspornt.„ Hr. J. würdiget die Vortheile dieses Standes, und findet, daß wir über den Verlust desselben, wenn wir ihn auch würklich gelitten, uns nicht zu beklagen haben.

Man kann dieses ganze Werk als die gründlichste Widerlegung der Rousseauschen Meynungen ansehen. Ein Grundsaz, den Hr. J. durch alle seine Betrachtungen wahr zu machen suchet, ist, daß nur der Zustand dem Menschen natürlich, und seiner Bestimmung gemäß sey, in welchem sich alle Fähigkeiten seines Geistes und Herzens, ohne Hinderniß, beschäftigen und entwickeln können. Hierin sezet er auch die Glückseligkeit des einzelnen Menschen, sowohl als ganzer

Staa-

Staaten und des ganzen menschlichen Geschlecht. Es folget ganz natürlich, und Hr. J. zeigt dieses durch alle Stufen des menschlichen Fortganges, daß der Mensch seiner Bestimmung getreuer bleibt, und sich würklich vollkommener machet, wenn er den Zustand eingeschränkter Kenntnisse und Einsichten, als den Stand der Wildheit und Barbarey, verläßt, und in den Stand der Geselligkeit tritt; wenn er seine Sitten mildert, seine Einsichten erweitert, und die Empfindungen seines Herzens schärfet. Er zeiget bey jeder Gelegenheit, was Wissenschaften und Künste beygetragen, die Barbarey zu vertreiben, und die Rohigkeit der Gemüther zu mildern; Wie durch dieselbe die Menschen geselliger, gesitteter, und mithin glüklicher geworden sind. Es haben dieses zwar alle behauptet, so viel ihrer sind, die den Rousseau widerlegt; allein die Art und Weise, wie uns Hr. J. alle Grade der Menschheit durchführet, und jedesmal die allmählige Verbesserung gleichsam vor unsern Augen entstehen läßt, führet eine Ueberzeugung mit sich, der nicht zu widerstehen ist. Er gewinnt uns nach und nach den Beyfall für die wichtige Wahrheit ab, daß jede Entwickelung der Fähigkeiten eine Verbesserung, so wie jede Einschränkung derselben eine Verschlimmerung des menschlichen Zustandes sey.

Derselbe Grundsaz dienet ihm auch zum Probierstein, den Werth und Unwerth eines Volks, und seiner Staatsverfassung zu bestimmen. Von Sparta, dem Idol einiger seltsamen Köpfe, die die Gesetze des Lykurgus über alles, was sich die menschliche Vernunft vollkommenes denken kann, hinwegsetzen möchten, macht er uns folgende, so wahre als nachdrükliche Schilderung: „Kein Gesezgeber hat wie er (Lykurg) für die „Nachwelt gedacht. Er verschloß alle Wege, durch „welche die Lust zur Aenderung in die Gemüther der

„Bür-

„Bürger hätte einschleichen können. Alle blieben durch „seine weise Vorsorge an Glüksumständen, an Sitten, „und beynahe auch am Verstande einander gleich. Alle „genossen den gleichen Unterricht, und die gleiche Er„ziehung, und einem jeden war so zu sagen verboten „mehr zu wissen, und zu lernen, als die übrigen. Ihre „Geister waren alle gleich eingeschränkt, da sie sich mit „nichts als mit ihren Waffenübungen beschäftigen „durften. Ihre Herzen waren alle groß, da kein an„deres Gut ihre Begierden reizen konnte, als die Erhal„tung und Verherrlichung ihres Vaterlandes, und da „die Gesetze ihnen die Kenntniß aller andern Güter ent„rissen hatten. Die Lacedämonier waren also durch „die Klugheit ihres Gesetzgebers in einen fast widerna„türlichen Zustand versezt. Der Fortgang zur Voll„kommenheit war allen untersagt, ausser in ihrem ein„zigen ungerechten Handwerke, das allen gemein war. „Es ist daher leicht zu begreifen, daß in einem solchen „Staate an keine fernere Entwickelung des Geistes, „an keine Künste, an keine Wissenschaften zu denken „war.

„Bey einem jeden neuen Geschlechte verstärkte die „Gewohnheit die Gesetze, die Vortheile, die Tu„genden des vorigen. Das allgemeine Beyspiel stund „mit der Erziehung und diese mit der Gesezgebung „in der vollkommensten Harmonie. Alle entwickelte „Vermögen der Seele unterstützen den Entwurf des „Gesezgebers, und alle übrige waren unterdrücket. Es „herrschte da ein vollkommener Despotismus; aber ein „Despotismus der Gesetze, nicht der Menschen; hart „für den, der nicht dazu erzogen war, aber leicht für „den, der von Kindheit an nichts anders gesehen und „empfunden hatte.

„Die

„Die Masse der Güter und des Vergnügens konnte „in einem solchen Staate nicht so groß seyn, als in einem, „wo die Begierden und die Einsichten keine Schranken „haben. Allein die Masse der Uebel mußte da auch „weit kleiner seyn.

„Da indessen der spartanische Staat nur die krie„gerischen Tugenden zur Absicht hatte; da er die Bos„heit mehr einschränkte als milderte; da er die Men„schen gegen fremde, gegen ihre Knechte und beynahe „gegen sich selbst in dem Stande der Barbarey ließ; da „er alle andere Fähigkeiten seiner Bürger erstikte: so „verdienet er wohl die Bewunderung, aber nicht die „Liebe, die Verehrung des Weisen. Wenn der Mensch „von Natur ein wildes Thier wäre; so hätte der Stif„ter der spartanischen Verfassung die Gesezgebung auf „den höchsten Grad gebracht. Aber der Mensch soll „nicht gebändiget, er soll gebessert, er soll nicht durch „äusserlichen Zwang, er soll durch die innerliche Milde „seiner Seele gut werden.„

Von unsern jetzigen Zeiten, von unsern Sitten, Meynungen, Leidenschaften, von unserer Staatskunst, Gelehrsamkeit, Ueppigkeit, Galanterie, von den Tugenden und Fehlern des gegenwärtigen Jahrhunderts macht Hr. J. am Ende seines Werks eine Schilderung, die jeden Leser bezaubern muß. Wir werden uns hüten, Stellen daraus anzuführen. Wo sollten wir anfangen? welche auslassen? Wir wünschen, daß alle Verehrer der Tugend, alle Freunde der Menschheit, seine Anmerkungen, keine ausgenommen, nicht nur lesen, und wiederlesen; sondern tief in ihr Herz eingraben mögen. Sie zeigen gründliche Kenntniß der bürgerlichen und gelehrten Welt, reife Einsicht in das menschliche Herz, feurige Liebe des Guten und Schö-

nen,

nen, und eine brennende Begierde für das Wohl des menschlichen Geschlechts, von welcher die ganze Seele des Verfassers durchdrungen ist. Je seltner in diesem Geiste geschriebne Werke in Deutschland sind, desto mehr sind sie sowohl dem lehrenden, als lernenden Theil des Publikums zu empfehlen. Mit welchem Nutzen würden die Lehrer auf hohen Schulen nicht die kurzen und nachdrüklichen Sätze dieses Weltweisen ihren Zuhörern erklären! Sein Vortrag, ob er gleich nicht skeletartig ist, scheint zu öffentlichen Vorlesungen nicht unbequem, da er mehrentheils die Anlässe zu seinen Beobachtungen, die Prämissen zu seinen Schlußsätzen übergehet, und nur die Resultate hinsetzet. Der Lehrer hat freye Hände, diejenigen Beyspiele und Erläuterungen hinzuzuthun, die der Einsicht seiner Zuhörer angemessen ist. Welche Philosophie, welcher Unterricht sollte dem Weltbürger nüzlicher seyn, als dieser, der ihn belehret, was seine Vorfahren durch ihre Bemühungen zum Besten der Menschheit ausgerichtet, wie weit sie in dem Fortgange zur Sittlichkeit gekommen, was von Barbarey und Wildheit noch zurük geblieben, und was den Nachkommen zu thun übrig ist, das Werk zu vollenden?

Die Schreibart des V. ist der Sache angemessen, männlich, ohne überhäuften Schmuk, nachdrüklich und spruchreich. Wir können diese Schrift, auch in dieser Betrachtung, unter die besten prosaischen Schriften Deutschlandes setzen. Einige fremde Ausdrücke halten ihm billige Leser, als einem Schweitzer, zu gute. Auch sind sie seltner, als in den ersten Schriften dieses Verfassers. Nur eine unerlaubte Neuerung in der Sprache ist uns in diesem Werke sehr oft aufgestossen, die wir uns nicht erinnern in jenen gefunden zu haben. Wir meynen den Gebrauch des Imperativi in der

 ersten

ersten Person des mehrern Geschlechts, als: untersuchen wir, anstatt, laßt uns untersuchen; fahren wir fort, anstatt, lasset uns fortfahren. Das siebende Hauptstük des zwepten Buchs wird durch diese fremde Bildung, die noch dazu Zwendeutigkeit verursachen kann, sehr unangenehm zu lesen, beynahe unverständlich. Es ist wahr, das lasset uns ist auch nicht allemal anzurathen; allein man nehme lieber eine andere Wendung, ehe man der Sprache Gewalt anthut.

G.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

D. Johann Jacob Plitts theologische Untersuchungen. Des ersten Bandes drittes Stük, viertes Stük nebst Registern. Frankfurt am Mayn, bey Johann Gottlieb Garbe. 1765. 24 Bogen in 8. in fortlaufender Seitenzahl.

Diese periodische Schrift ist eigentlich an die Stelle der Pastoralsammlungen des seligen Fresenius getreten; nur daß sie, wie auch der Titel schon lehret, von weiterm Umfange ist, und alles aufnimmt, was nur irgends in die Theologie einschlagen kann. Wenn solche Art Schriften nüzlich seyn soll, so muß das, was wirklich für jedermann, oder doch für solche, die eigentlich gelehrte Werke nicht lesen wollen noch können, unterrichtend ist, ausgewählt, neuen Einwürfen begegnet, Gründe und Hülfsmittel zum Besten des Christenthums und zur innern Verbesserung des Lehrstandes ins Licht gesezt, selbst erdachte oder unrichtig gedachte Gnadenführungen beurtheilt, und überhaupt auf alles das Bedacht genommen werden, was nach der gegenwärtigen Lage der Welt auf die Beförderung und Bildung der wahren Religion Jesu unter den Menschen reellen Einfluß haben kann. Denn wenn man in solche Sammlung jedes ohne Unterschied aufnimmt, was nur eine theologische Abhandlung heissen kann, so sammlet man viel gesagtes, unbedeutendes, auch wohl unbestimm-

 tes

tes, und die Sammlung erhält nur einen sehr mittelmäßigen Werth. In den vorliegenden Stücken ist das wichtigste eine im zweyten Stük angefangene und hier geendigte Untersuchung der Einwürfe der Deisten gegen die Glaubens- und Sittenlehre der christlichen Religion, welche jungen Gottesgelehrten als ein Entwurf eines Collegii Antideistici dienlich seyn kann, wovon sie auch die Einrichtung und Form hat. Auf diese folgt eine umständliche Widerlegung der Grotianischen Auslegung der Worte Pauli 1 Thes. 4, 15. welche weniger weitläuftig seyn konnte, die gewöhnliche Erklärung zu beweisen. Das deistische Gebet aus Voltairens Abhandlung von der Religionsduldung ist wohl im vierten Stücke nicht völlig aus dem angemessenen Gesichtspunkte beurtheilt worden, wenn es mit den dogmatischen Wahrheiten der christlichen Religion verglichen wird. Im vierten Stük werden Einwürfe des Dictionaire philosophique wider das Christenthum beantwortet. Der Hr. W. behauptet hier vornemlich aus dogmatischen Gründen, daß Josephi Zeugniß von Christo ächt sey; daß die Finsterniß bey der Kreuzigung Christi eben diejenige sey, welche Phlegon angemerkt, und die Chinesischen Jahrbücher aufgezeichnet haben. Das übrige sind bekannte und oft gesagte Antworten auf oft und bis zum Eckel wiederholte Einwürfe. Wir hätten hierbey eine neue Wendung gewünscht; der Ton akademischer Abhandlungen, der in dieser periodischen Schrift herrschend ist, schikt sich zur Fruchtbarkeit solcher Widerlegungen nicht völlig; und die Weitläuftigkeit ermüdet.

Vollständige Einleitung in die Religion und gesammte Theologie, herausgegeben von Heinrich Wilhelm Clemm, Professor an dem

Gym-

Gymnas. Illustri, Prediger an der Stifts-kirche und Herzogl. Biblioth. zu Stuttgart. Dritten Bandes zweytes Stük. Tübingen, verlegts Johann Georg Cotta, 1765. 22 Bogen in 4.

Wir haben bereits im vorhergehenden Stük den Gehalt dieser Schrift umständlicher angezeigt; und beziehen uns hier darauf. In diesem Stük fängt der Verf. die Lehre von der Schöpfung an: und handelt zuerst von der Schöpfung der Welt überhaupt; darnach von der Schöpfung der Engel und der Menschen; bey welchem leztern auch zugleich die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele mitgenommen wird. Der Verf. giebt nach seinem Plan immer erst eine historische Nachricht von den verschiedenen Meynungen, welche unter den Gelehrten über die abzuhandelnde Wahrheit geherrscht haben; darauf geht er zu dem dogmatischen Erweise der Wahrheit selbst über, wobey zugleich die vornehmsten Einwürfe beantwortet werden. In den historischen Nachrichten ist er sich ziemlich ungleich. Zuweilen ausführlich und befriedigend genung; giebt er dem Leser von den vornehmsten Meynungen und ihren Gründen eine bestimmte Idee, und beurtheilt sie auch richtig und unpartheyisch: wie z. E. in der Nachricht von den Dämonen S. 174. f. geschieht. Zuweilen aber geht er zu leicht darüber hin, daß man kaum mehr als die Namen der Männer und die Titel ihrer Bücher erfährt, darin sie ihre Meynungen vorgetragen haben; wovon die Nachricht von den verschiedenen Erdtheorien im ersten Abschnitt zum Beweise dienen kann. In den dogmatischen Abhandlungen sind die Erweiß- und Widerlegungsgründe größtentheils mit vieler Belesenheit und vernünftiger Wahl aus

aus den Schriften anderer Gelehrten gesammlet, auch oft mit ihren eigenen Worten angeführt. Wenn der Verf. selbst urtheilt, zeigt er eine rühmliche Mäßigung und Bescheidenheit; auch das gefällt uns an ihm, daß er seine Beweise nicht allein ohne viel Wortgepränge vorträgt, sondern auch das wesentliche des Lehrsatzes von dem minder wesentlichen gemeiniglich wohl unterscheidet. Den Beweiß S. 210. f. für den eigentlichen Verstand der Namen der Engel, und S. 218. f. die Namen der Teufel, welche in der heiligen Schrift vorkommen, empfehlen wir besonders zum Nachlesen: ob wir gleich auch gestehen, daß wir in Absicht der Macht, die der Teufel noch jezt über die Menschen haben soll, nicht völlig einerley Glauben mit dem Verf. haben. Es laufen sonst hin und wieder auch Beweise mit unter, die mehrere Stärke und Bündigkeit haben könnten; besonders hätten wir gewünscht, daß die hermeneutische Richtigkeit der exegetischen immer sattsam dargethan worden wäre. Angehenden Gottesgelehrten, für welche diese Schrift bestimmt ist, wird übrigens die historische Kenntniß, das gesunde Urtheil und die moderate Denkungsart des Verf. in mehr als einer Absicht sehr nützlich seyn können.

Guil. Abrah. Telleri, D. Theol. Prof. ordin. et Superint. general. in Acad. Helmstad. Epistola ad Benjamin Kennicotum de critica conjecturali in libris ebraicis Vet. Testam. Lipsiae, in Officina Dykia, 1765. 3½ Bogen in gros 8.

Dieser Brief, welcher des Hrn. D. Tellers Uebersetzung des zweyten Theils des Kennicottschen Werks vorgesezt ist, ist auch noch besonders abgedrukt wor-

worden. Nach einer vorausgeschikten weitläuftigen Entschuldigung wegen der im ersten Theil eingeschlichenen Druk- und Uebersetzungsfehler, darüber ihn Kennicott in diesem zweyten Theil ziemlich hart angelassen hat, welches in einem fast allzu liebkosendem Styl beantwortet wird, kömmt der Verf. auf die Untersuchung, in wie fern die kritische Muthmassung bey dem Texte des A. T. statt finde. Wir können nicht alles daraus anzeigen, die Schrift selbst verdient auch gelesen zu werden; und das um so mehr, weil der V. in dieser sowohl als in seinen andern kritischen Schriften ein sehr glüklicher Muthmasser ist. Und wer auch seine Theorie nicht ohne nähere Bestimmung annehmen wollte, wird durch die Exempel, daran er sie versucht, zum Beyfall bewogen werden. So fordert er S. 20. daß es der kritischen Muthmassung frey stehen müsse, die Interpunction zu verändern, und beweißt es sehr deutlich an vier wohl gewählten Exempeln: Jes. 8, 19. 22. Joel 2, 1. Obad. V. 9. und Hos. 7, 15. Gleiches Recht verlangt er für sie, die hebräische Orthographie mancher Wörter zu verändern, jedoch nach der Analogie der Sprache und nach dem häufigern Gebrauch des Worts in andern Stellen der Bibel. Auch zur Berichtigung der Lesart kann und muß sie behülflich seyn S. 35. doch müssen die Subsidia der Sprache, des Zusammenhangs u. s. w. gehörig dabey gebraucht werden. Wenn man seine theoretischen Sätze auch mit einer gewissen Furchtsamkeit liest, weil sie theils ihrer Natur nach nicht allgemeine Regeln seyn können, theils doch von Leuten, die eine lebhafte Einbildungskraft haben, leicht allgemein gemißbraucht werden können, so wird man doch bey den Exempeln, die er nach kritischer Muthmassung ändert, durch die Leichtigkeit der Veränderung, und durch die Faßlichkeit und Schiklichkeit der Bedeutungen, die

die Stellen dadurch empfangen, so frappirt, daß man dem Verf. seinen Beyfall nicht versagen kann, und beynahe wünscht, daß er nur allein muthmassen möchte. Aber darf man auch den Text darnach verändern? Hierüber hält der Verf. sein Urtheil zurük. Wir glauben, nicht anders, als mit Beyfall der meisten Kunstverständigen und nach langer Prüfung; sonst würde der Text jedem Verwegenen, oder auch wohl Muthwilligen, Preiß gegeben werden.

Anhang des neunten Bandes der Beyträge zur Vertheidigung der praktischen Religion Jesu Christi, wider die Einwürfe unserer Zeit. Gotha, verlegts Christian Mevius, 1765, 11 Bogen in 8.

Wenn der Herausgeber dieser periodischen Schrift eine sorgfältigere Wahl unter denen Stücken getroffen hätte, die er in seine Sammlung aufgenommen hat, so würde sie von einer viel vorzüglichern Brauchbarkeit seyn. Aber Uebersetzungen unbedeutender Dissertationen, seichte und unzwekmäßige Abhandlungen, homiletische Beweise, die mehr Dunst und Wortgepränge als Realität enthalten, stechen gegen die guten Stücke sehr ab. Wir wissen auch nicht, wie es kömmt, daß manche Gottesgelehrten nicht einerley Sprache führen können. In einer Schrift drucken sie sich über die evangelische Lehren Jesu auf eine simple, deutliche und vernunftmäßige Art aus; in einer andern nähern sie sich wieder der Sprache der Mystiker, oder schreyen mit dem unverständigen Haufen mit. Entweder man muß seines Glaubens nicht gewiß seyn, oder man will es mit keiner Parthey verderben: das lezte ist ärger als das erste. In diesem Anhange ist das erste Stük von

von den Mitteln, dem Unglauben zu steuren, wegen der billigen, klugen und angemessenen Rathschläge, welche Eltern, Lehrern und Predigern zu dieser Absicht ertheilet werden, recht lesenswürdig. Das zweyte Stück hingegen, deren Verf. es wagt, die wahren Gränzen der Natur und Gnade zu bestimmen, hat zwar das äusserliche Ansehen, als ob was darin gesagt wäre, wenn aber die ersten Grundsätze noch zweifelhaft seyn sollten, ob sie gleich aus gewöhnlichen Systemen genommen sind, dem möchte auch wohl das ganze darauf erbaute Gebäude wankend vorkommen. Ohne genaue, historisch-wahre Kenntniß der Natur der Menschen muß sich keiner unterfangen, über diese Gränzen raisoniren zu wollen. Und wo sind wohl die Schriftsteller, die die moralische Natur des Menschen mit Augen, die noch durch Vorurtheile unverfälscht sind, beobachten sollten?

Moralische Reden, in der Garnisonkirche zu Halle gehalten, von Johann Friedrich Tiede, Feldprediger des Hochfürstl. Anhalt-Bernburgischen Regiments. Erster Theil. Halle im Magdeburgischen, 1765. verlegts Carl Hermann Hemmerde. 16 Bog. in 8.

Diese moralische Reden unterscheiden sich von den gewöhnlichen Kanzelreden auf eine nicht gemeine Weise. Ein natürlicher Vortrag, ein lebhafter Schwung der Gedanken, und das angelegentliche Bestreben des Verf. seine Gründe bey dem Zuhörer geltend zu machen, daraus man erkennt, daß sein Herz selbst dabey intereßirt ist, sind noch nicht ihre einzigen Vorzüge. Der V. besitzt ein eigenes Talent, Tugend und Laster in ihren wahren Zügen und in ihrem eigen-

thümlichen Charakter aus den Handlungen der Menschen herauszufinden, die Folgen derselben in den verschiedenen Schicksalen der Menschen anzugeben, und daraus auf eine richtige und fast jedermanns Fassung angemessene Art die Vortheile der Tugend und den Schaden des Lasters, den Nutzen der Gebote Gottes und die Wichtigkeit seiner gnädigen Anweisungen ans Herz zu legen. Und dies ist wirklich der beste Weg, den Christen ihre Religion interessant zu machen, und sie zur Befolgung derselben zu bewegen.

So wohl er uns aber hierin gefällt, und so richtig und schicklich seine Schilderungen meistentheils ausfallen, (wobey wir nur diejenigen ausnehmen müssen, die, so wie in der lezten Predigt am Charfreytage, mehr die Einbildungskraft als die Kenntniß des Menschen zur Quelle haben;) so sehr wünschten wir, daß allezeit auch seine Schriftauslegung, und eine genauere Wahl der Sprüche der Bibel und der mit eingemischten Verse aus Liedern damit verbunden seyn möchte. Zuweilen ist die ganze Ausführung ganz natürlich aus dem Texte hergeleitet; zuweilen haben beyde wenig oder gar keine Verwandschaft mit einander. Einige Reden haben Ordnung und Zusammenhang; in andern sind die Theile unter sich entweder nicht im gehörigen Verhältniß; oder die Gedanken haben keine zur Ueberzeugung nöthige Beziehung auf einander, oder sind mehr gesagt als ausgeführt. Dies ist uns besonders bey den eingestreueten theoretischen Wahrheiten aufgefallen. Der Zuhörer muß hier auch einsehen, daß, und warum es ihm zu seiner Besserung und Seligkeit nothwendig sey, diese zu glauben. Sonst bleiben sie ihm eine gleichgültige Sache, dafür er kein Interesse fühlt. Zum christlichen Prediger gehört es auch, hierin bestimmt zu denken; Männer von Talenten müssen sich solcher Ausdrücke und Vorstellungen enthalten, die

un-

undeutlich sind, nichts zweckmäßiges sagen, und ohne der Simplicität der Schrift gemäß zu seyn, nur durch die Mode eines homiletischen Geschwätzes geheiliget sind. Die Achtung für des Verf. Talente hat uns zu diesen Erinnerungen vermocht; er kann seinen Reden auch noch diese Vollkommenheit geben. Seine Einsicht und Prüfung wird selbst die Exempel zu unsern Erinnerungen finden. Wir merken nur noch an, daß diese Sammlung Predigten vom Neujahrstage bis zum Charfreytage theils über die Sonntags-Evangelien, theils über gewählte Texte enthält.

Johann Gottlieb Töllners, der Gottesgelahrheit und Weltweisheit öffentl. Lehrer auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, katechetischer Text, oder Grundlegung des christlichen Lehrbegrifs für Unstudirte. Züllichau, auf Kosten der Waysenhaus- und Frommannischen Buchhandlung, 1765. 22 Bogen in 8.

Der Hr. Verf. gegenwärtiger Schrift hat die löbliche Absicht gehabt, in diesem katechetischen Text einen Unterricht des Christenthums für solche zu geben, welche weder zu dem einfältigen, noch zu dem gelehrten Haufen der Christen gehören, die also mehr wissen können und sollen als jene, aber doch der wissenschaftlichen Erkenntniß der leztern nicht bedürfen. Er hat sich daher eines solchen Vortrags beflissen, der ohne Kunstwörter die Wahrheiten der christlichen Religion deutlich darlegt, und von denen, welche sich dieses Textes zum katechetischen Unterricht bedienen wollen, leicht in Fragen und Antworten zergliedert werden kann. Sie ist in vier Bücher abgetheilt, in deren erstern

der

der Verf. wie billig, die natürliche Religion, und den wesentlichen Inhalt der heiligen Schrift, die Beweise für ihre Göttlichkeit und die daraus fliessenden Pflichten dagegen, auf eine sehr faßliche Weise voraus schikt; in dem zweyten die Glaubenswahrheiten ohne scholastische Kunstwörter erklärt, und aus der Schrift beweißt; wobey uns besonders wohlgefallen hat, nicht allein, daß die Beweißstellen nicht nach dem gewöhnlichen Schlendrian, sondern nach bessern Auslegungsregeln gewählt sind, sondern auch zuerst in einem besondern Abschnitt von denjenigen Glaubenswahrheiten gehandelt worden, welche die Schrift mit der Vernunft zwar gemein hat, aber von ihr erweitert, in deutlicheres Licht gesezt, und zu mehrerer Gewißheit gebracht worden; darnach erst in einem zweyten Abschnitt von den eigenthümlichen Glaubenswahrheiten der Schrift. So leuchtet der Vorzug und Werth und das Interesse der christlichen Religion besser in die Augen. Das dritte Buch enthält einen vollständigen Unterricht von den allgemeinen sowohl, als besondern Lebenspflichten des Christen, und das vierte endlich lehret die Mittel und derselben rechtmäßigen Gebrauch kennen, welche Gott zur Heiligung und zum Heil der Menschen verordnet hat. Das Meiste in dieser Schrift ist deutlich und überzeugend vorgetragen; manches in einem so wohlgewählten Lichte, daß wir es besonders empfehlen müssen: dahin wir vornemlich den Unterricht vom Glauben und dessen Nothwendigkeit rechnen. Nur wünschten wir, daß der Verf. nicht durch die äussere Form der mathematischen Lehrart sich und seinen Lesern einen unnatürlichen Zwang angelegt; vermöge der öftern dadurch veranlaßten Wiederholungen den Vortrag trocken und uninteressant gemacht, und durch die ängstliche Bemühung alles unter sich in Verbindung zu setzen, zuweilen unrichtige Vereinigungspunkte angegeben

ben hätte. Wer kann wohl z. E. die vernünftige Selbstliebe und ihre Pflichtmäßigkeit aus der Pflicht der Liebe gegen Gott herleiten, wie der Verf. S. 230. gethan hat, und die Stimme der Natur nicht wider sich haben? diese und einige andere Unrichtigkeiten würde er vermeiden, und nach dem Plan, den er gewählt hat, die Religion weit interessanter darstellen, (und interessant muß sie doch seyn!) wenn er einst seiner Schrift das mathematische Kleid auszöge, und ihr ein natürlichers anlegte, das seinem Zweck, den er sich vorgesezt hat, in aller Absicht gemäßer wäre.

Johann Gottlieb Töllners, der Gottesgelahrheit rc. Lehrers auf der Universität zu Frankfurt an der Oder, Grundriß einer erwiesenen Hermenevtik der heiligen Schrift. Züllichau, auf Kosten der Waysenh. und Frommannischen Buchhandlung, 1765. 12 Bogen in 8.

Eine Hermenevtik der heiligen Schrift nach eigentlicher mathematischer Lehrart zu schreiben, ist wohl eine unmögliche Sache; so bald die allgemeinen Auslegungsregeln, welche die Logik lehrt, auf einen besondern Gegenstand angewandt werden sollen, so kommen ja so viel kritische und historische Umstände mit in Anschlag, die wahrhaftig nicht nach mathematisch-gewissen Grundsätzen, sondern nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit berechnet werden können. Wer in solchen Disciplinen strenge demonstriren will, thut wirklich nichts anders, als daß er gewissen und ungewissen, bestimmten und unbestimmten Sätzen, das mathematische Kleid umhängt, und sie dann als demonstrirt hinlaufen läßt. Wenn es aber auch dem V. gelungen

wä-

wäre, die Auslegungsregeln der heiligen Schrift mathematisch zu erweisen, so würde es doch wohl nicht dazu dienen, die streitigen Partheyen zu vereinigen. Denn kann denn die Richtigkeit ihrer jedesmaligen Anwendung auch demonstrirt werden, oder hängt diese nicht von historischen Kenntnissen, von der Einsicht in die Sprache, vom Gebrauch des gesunden Urtheils, von dem richtigen Blik in den Zusammenhang, in die Situation des Verf. und derer, für welche er schrieb, u. a. m. allein ab; die doch jeder Ausleger von sich schwerlich demonstriren kann, wenn sich gleich jeder diese Kenntnisse zu haben einbildet. Uns dünkt, daß der V. die meisten richtigen und guten Regeln, welche er aus den neuern besten Auslegern gesammlet hat, weit deutlicher und faßlicher ausgedrukt haben würde, wenn er sie nicht so ängstlich in ein mathematisches System gezwungen, und in eine so abstrakte und metaphysische Form gleichsam verstekt hätte. Können wir nicht in Dingen, die wirklich aus der gemeinen Vernunft hergenommen sind, auch so natürlich sprechen, daß jeder Sachverständiger wissen kann, wovon die Rede ist? Ob uns gleich weder die Sache, noch die mathematische Lehrart eben fremd ist, so hat uns doch der herrschende abstrakte und transcendentale Vortrag des V. und die unglükliche Nachahmung des unerträglichen Baumgartenschen Styls, mehr als einmal genöthiget, ihn in eine natürlichere Sprache zu übersetzen, oder uns vielmehr der anderweitigen Erkenntniß der hermenevtischen Regeln zu erinnern, um ihn nur zu verstehn. Wie lehrreich kann also dieser Vortrag für exegetische Schüler seyn?

Der Inhalt an sich selbst ist gut, die Regeln besser bestimmt, als es wohl in den gewöhnlichen Hermenevtiken unsrer Vorfahren geschehen ist; manches z. E. in Absicht der kritischen Richtigkeit des Textes S. 35.

des

des Gebrauchs der alten Uebersezungen, der hebräischen Denkungsart der Schriftsteller des N. T. S. 64. des Nachdruks der heiligen Schrift S. 123. f. liesse sich doch noch genauer bestimmen. Vielleicht wird das der V. einst selbst thun, wenn er, wie wir hoffen, einsehen wird, daß die Hermenevtik nicht demonstrationsfähig sey. — Einen kleinen Stoß wollen wir aus guter Absicht seinem Gebäude geben. Aus dem wahren Saz: Gott ist der Verfasser der heiligen Schrift, hat er Grundregeln hergeleitet, die ihn selbst zuweilen zu schwankenden Bestimmungen verführt haben, und minder richtigdenkenden Auslegern es in die Hände geben, mit dem Text zu machen, was sie wollen. Gott ist der Verfasser, das ist wahr: aber daraus folgt nicht, daß das, was er sagt, alle nur mögliche Fruchtbarkeit und Weite des Verstandes habe: denn er sagt es zu Menschen, und, wie diese, denen er es sagt, es nach ihrer ganzen Lage verstehen konnten, dies ist nur der einzige, wahre und nächste Sinn seiner Worte; nicht mehr und nicht weniger. Alle andere Fruchtbarkeit des Sinnes seiner Worte ist nicht hermenevtisch wahr; er müßte denn selbst diesen Sinn in der Folge erweitert, oder uns sichere Anleitung gegeben haben, den ersten Sinn wieder als etwas bedeutendes auf einen entferntern Sinn, als ein Mittel zu einem neuen Zwek, zu betrachten.

Jacob Carpovs Erläuterung einiger in der Oeconomia Salutis Novi Testamenti in Zweifel gezogenen Stellen, der Leipziger wie auch Jenaischen Recension entgegengesezt. 1765. 5½ Bogen in 4.

Jacob Carpovs Auflösung der Zweifel, welche der Oeconomiae Salutis Novi Testamenti in

den

den Jenaischen monatlichen Auszügen der merkwürdigsten neuesten Schriften entgegen gesezt worden. Luc. II, 34. Σημειον ἀντιλεγομενον. Leipzig und Rudolstadt, 1766. 7 Bogen in 4.

Wer alles mathematisch erwiesen zu haben glaubt, der muß wohl kein Jota unvertheidiget lassen, und denn folgt auf jede Recension ein besonderes Widerlegungsbüchlein. Der Verf. wird es vermuthlich allen seinen Recensenten vorhalten, daß sie für die mathematische Lehrart nicht Ehrfurcht genung beweisen, und die Reihe wird auch wohl an uns kommen, ob wir gleich sein Werk ganz unpartheyisch beurtheilt zu haben glauben. In dem ersten obenangezeigten Stük hat er es vornemlich mit dem Herrn D. Ernesti zu thun. Uns ist dabey eingefallen, daß ein Ausleger, der die Worte der Schrift nach grammatischen Regeln erklärt, und ein anderer, der ihre Erklärungen aus diesem oder jenem philosophischen System nimmt, unmöglich auf einen Punkt zusammenkommen können, wenn sie auch noch so lange stritten. Doch scheint uns der Verf. in dem streitigen Punkt, der das heilige Abendmahl betrift, mehr Recht zu haben, als Hr. D. Ernesti, wenn ja einer Recht haben soll. Denn wenn eine praesentia statt findet, so kann sie nur operativa seyn.

Die zweyte Schrift siehet einem akademischen Kathederstreit sehr ähnlich, wo der Respondens die Einwürfe des Opponenten annimmt, und förmlich und syllogistisch mit ihm verfährt. Ob hier gleich mancher Wortstreit, der zumahl in theologischen Streitigkeiten nicht selten ist, mit unterlauft, so zeigt sich doch der V. viel scharfsinniger, als sein Gegner; der es noch dazu

dar-

darauf angelegt zu haben scheint, den Ehrentitel eines Ketzermachers an ihm zu erjagen. Wenn wird man doch anfangen, unschädliche Theorien, die so gar dem kirchlichen System zum Besten ausgedacht sind, und welche jeder sich nach dem Grade seiner Einsicht bildet, unverketzert zu lassen, und sie, von dem Wesen der Religion zu unterscheiden?

B.

Schrift- und vernunftmäßige Erläuterung der Lehre von der heiligen Dreyfaltigkeit. 1766. 2½ Bogen in 8.

Es geht dem guten Verf. dieser Schrift, wie allen denen, welche von der heiligen Dreyeinigkeit mehr erklären wollen, als die Bibel davon sagt. In dieser stehet wohl nach richtiger Auslegung von des Verf. Erläuterung nichts. Sie lautet in wenigen Worten so: Die Vorstellung, welche Gott von sich selbst hat, ist das vollkommene Ebenbild seines Wesens, und dieses ist also der Sohn. Der heilige Geist aber, ist die unendliche Kraft Gottes. — Hat denn aber wohl jene Vorstellung Thätigkeit und Selbstständigkeit, die der Sohn hat? Und bestehet nicht in der unendlichen Kraft das eigentliche Wesen der Gottheit? Oder nimmt der Verf. das Wort Kraft in anderer Bedeutung, wie ist sie dann von der Allmacht unterschieden? Die Sprüche der Schrift sind sonderbar genung nach dieser Erklärung gedrehet; denn erklärt sind sie gar nicht. Indessen hat es der Verf. gut gemeynet, und eine alte Erläuterung wieder aufwärmen wollen.

F*

D. Wilhelm Bates, Uebereinstimmung der göttlichen Eigenschaften in dem Werke der Erlösung der Menschen durch Jesum Christum, oder Abhandlungen, darin gezeiget wird, wie die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, Heiligkeit und Wahrheit Gottes in diesem großen und seligen Werke ganz besonders verherrlichet worden. Aus dem Englischen übersezt, von M. Georg Wolfgang Panzer, Diacono an der Kirche zu S. Sebald. Nürnberg, bey Georg Peter Monath, 1766. 2 Alph. 4½ Bogen in 8.

Nicht alles ist Weisheit, was uns von jenseit des Meeres herkömmt. Des Hrn. Bates Buch kann hiervon zum Beweise dienen. Mit einer ermüdenden Weitläuftigkeit hat er gute und schlechte Argumente zusammen gesucht, um dasjenige zu zeigen, was er auf dem Titel versprochen hat. Wenn werden doch die Gottesgelehrten Gründe von allgemeiner Tüchtigkeit weise wählen lernen? Durch unsichere, unbestimmte und übertriebene Raisonnemens thut man der Wahrheit nur Schaden, anstatt ihr aufzuhelfen. Wer einen solchen Grund umstossen kann, meynt oft, die Wahrheit selbst verwerflich gemacht zu haben. Wir wollen nur einige solcher Gedanken zur Probe hersetzen. Nach S. 59. haben Adams Nachkommen in seine Sünde gewilliget. S. 69. wird die Erbsünde in dem Menschen für freywillig ausgegeben. Warum? Weil sie von Adams Willen herrührt, und Adams Wille war der unsrige. S. 80. f. wird das Verderben des Menschen so beschrieben: Der Verstand habe das Vermögen verloren, sich eine richtige Vorstellung der Dinge zu machen; das Licht der Ver-

nimft sey unrein. Nach S. 103. hat der natürliche Mensch keine andere Führer, als die Sinne, die Einbildung und die Leidenschaften; und nach S. 113. wird Gott durch die Begehung einer einigen Sünde eine weit schimpflichere Beleidigung zugefügt, als ihm durch den vollkommenen Gehorsam aller Engel Ehre erwiesen werden kann. Zur Genugthuung gegen Gott muß S. 114. die Strafe unendlich seyn, u. s. w. — Wer nach solchen übertriebenen, zum Theil verworfenen und ganz falschen Grundsätzen urtheilt, der kann freylich alles beweisen, was er nur will; aber er sezt sich auch in Gefahr, daß der zu beweisende, an sich wahre, Saz um der seichten Gründe willen nicht gehöret wird. — An erbaulichen Betrachtungen fehlt es zwar in diesem großen Buche nicht; aber um der eingestreuten unbestimmten Säze, viel seichter Schrifterklärungen, und unnöthiger Wiederholungen willen, können sie nicht gehörige Wirkung thun; und überdem haben wir sie in manchem homiletischen Werken eben so gut und noch besser, die zum theil mit Unrecht durch engelländische Geburten verdrängt verden. Kurz, Hr. Bates ist der Mann nicht, von dem man wichtige Aufklärungen in der Theologie zu erwarten hat.

F.

M. Johann Michael Mehligs, Diaconi bey der Hauptkirche zu Chemniz, prüfende Anmerkungen über Hr. D. Wilhelm Abraham Teller's Lehrbuch des christlichen Glaubens in 4 Theilen. Mit einer Vorrede D. Joh. Friedr. Gühlings, Superintendenten zu Chemniz. Chemniz 1764. bey Johann Christoph Stössel. 1 Alph. 13 Bog. in 8.

Der V. folgt dem Hr. D. Teller Schritt vor Schritt, und läßt keinen Saz, und beynahe keinen Ausdruk, der wider das System lautet, ungeprüft vorüber. Wer das System für heilig hält, und es sich zur Sünde rechnet, von den Schriftauslegungen der Vorfahren abzugehn, der wird bey dem V. völlige Befriedigung finden. Wer aber die nicht ungegründete Meynung hegt, daß Hr. D. Teller nur dann bündig widerlegt, und vermuthlich auch überzeugt werden könne, wenn man sich mit ihm erst über die richtigen Grundsätze der Auslegung verglichen hat, und hierauf nach denselben den Grundtext, und dessen wahre Bedeutung, nach dem Sprachgebrauch nach der Analogie derselben, und nach dem Sinn, den die nächsten Leser oder Zuhörer dem Text geben mußten, zum Beweise gegen ihn brauchet, oder ihm den Sinn der übersehenen oder nicht sattsam geprüften Schriftstellen vor Augen legt: wer diese Meynung hegt, sage ich, dem möchte auch wohl der V. kein Genüge thun. Die Richtigkeit der Auslegung seiner Schriftbeweise wider den D. Teller erhärtet der V. gemeiniglich durch Zeugnisse älterer Theologen. Den Sprachgebrauch kann er so wenig leiden, als sein Vorredner; der Gebrauch hingegen, der den Worten der Schrift die Bedeutung aus der Dogmatik oder nach derselben beygelegt hat, ist ihm desto wichtiger; und über die etymologische Bedeutung, welche das Handlexikon angiebt, wagt er sich gar nicht hinaus. — Nur ein paar Proben. — ἐχαρισατο soll Phil. 2, 9. heissen; er hat ihm ein Gnadengeschenk gegeben, nach S. 211. Daß die Schrift die Anbetung des heiligen Geistes ausdrüklich zur Pflicht mache, wird unter andern auch S. 256. aus 1 Kor. 3, 16. Kap. 6, 19. also bewiesen: Ist unser Leib ein Tempel des heil. Geistes, so hat er ja seinen Tempel, d. i. sein Gotteshaus; wer

aber

über ein Gotteshaus hat, der muß auch angebetet werden, dem müssen die Gläubigen auf dem Altar ihres Herzens auch Gebet und Dank opfern. S. 158. will es der V. auch für eine ausgemachte Wahrheit gehalten wissen, daß der, überhaupt genommen, kein guter Schriftausleger seyn könne, der es nicht auch in den Zeugnissen der Schrift von Christo und dessen ewigen Gottheit sey. Bey solcher Auslegungskunst kann der Verf. in thesi Recht haben, und ist doch in hypothesi mangelhaft und schwach. Das müssen wir an dem V. loben, daß er ganz moderat schreibt. Eine seltene Eigenschaft einem Gegner Hrn. Tellers!

D.

Von der Religion. Königsberg, Leipzig und Mietau bey Johann Jacob Kantern, 1764. 6½ Bogen, in 8.

Wenn uns jemand mit dem weisen Plan einer von Gott geoffenbarten Religion näher bekannt zu machen verspricht, so erwarten wir es von ihm, daß er uns mit kalter und bedachter Vernunft, und mit der Bescheidenheit, die sich für Menschen, welche ein Werk Gottes beurtheilen wollen, schikt, auf den Gang, den sie genommen, die die verschiedene Ausbildungen, die sie nach der Lage des menschlichen Geschlechts erhalten, und auf die Schiklichkeit ihrer Verfassung und ihrer Theile zu dem ganzen Zwek und Zustande des Menschen aufmerksam machen werde. Wenn man aber anstatt einer kalten und bedächtigen Vernunft eine gaukelnde und regellose Fantasie, anstatt scharfsinniger Untersuchungen, theils bekannte, theils ungeprüfte Gedanken in seltsame und ebentheure Bilder verkleidet, anstatt der Sprache der sittsamen Wahrheit eine Sprache voll gesuchten Dunstes und

gehaschter neuen Metaphern und wundersamer Figuren vor sich findet; so muß man doch wohl verdrießlich werden. Hr. M. Schmid mag es uns nicht übel nehmen, daß es uns bey Durchlesung seiner Schrift so ergangen ist. Ueber die Religion und deren Theile so ätherisch zu philosophiren und so schwärmend zu fantasiren, als er gethan hat, ist Verderben des Geschmaks und der Religion zugleich. Er meynt zwar, er habe nur Blumen über seinen Vortrag gestreuet, um die Religion in Gefühl zu verwandeln. Aber Blumen erwecken ja kein Gefühl, sondern die Sprache des Herzens. Und so ängstlich aus allen Himmelsgegenden zusammengesuchte Blumen, eine mit Vorsaz gekützelte Imagination über jeden Gegenstand bunte Farben zu verbreiten, es sey schiklich oder nicht, macht auch Lesern, die Geschmak und Wahrheit lieben, kein Vergnügen. Und das wird er wohl nicht läugnen, daß die Blumen nicht zur Zierde seiner Materie da sind, sondern daß er vielmehr die Materien darum gewählt, und auch darum so geordnet hat, um sie unter dem Schwall der Blumen und Bilder zu vergraben. Der Hr. V. sagt S. 28. daß er ohne die Kritik gewisser Leser zu scheuen, seine Gegenstände poetisch behandle: und wer kann ihm das verwehren? Er wird es aber auch seinen Lesern nicht verwehren, wenn sie seine Schrift, so wie wir, seufzend aus den Händen legen, weil sie nicht unterrichtet, sondern verwirret, nicht erbauet sondern betäubt worden sind. Wie lehrreich hat doch Horaz gesagt! Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem cogitat.

F.

D. Joh. Dietrich Winklers Anleitung zum richtigen und erbaulichen Verstande des Prophe-

pheten Micha. Hamburg, bey Nicolaus Conrad Wörmer 1766. 8. 15½ Bogen ohne Vorbericht.

Der berühmte Herr D. hat hier zwey und vierzig Betrachtungen, die er ehemals von der Canzel angestellet, in eben so vielen Auszügen geliefert. Systematische Richtigkeit, eine meistens glükliche Wahl unter verschiednen Auslegungen, ohne sie alle mit grossen Pomp anzuführen, ungekünstelte Ordnung und eine nie ins pöbelhafte ausartende Deutlichkeit, machen, daß die Ausführung dem bescheidenen Titel völlig entspricht.

A.

Sendschreiben an den Herrn von Voltaire, über den Charakter des D. Martin Luthers und seine Reformation. Aus dem Französischen übersezt von Georg Wilhelm Bockelmann, eines ehrw. Minist. Kanditaten, und der Kön. Göttingischen und Herzogl. Helmstädtischen deutschen Gesellschaften Mitgliede. Lübeck, verlegts Jonas Schmid und Donatius, 1765. 2½ Bogen in 8.

Die leichtsinnigen und spottenden Urtheile eines Voltaire über Luthern, werden hier mit Munterkeit und Scharfsinn in ihrer Blösse dargestellt. Voltaire kennt Luthern nicht; er weis nicht, wie viel er durch seine Reformation zur Erhaltung des menschlichen Geschlechts beygetragen; wie groß sein Unternehmen gewesen; wie muthig er ausgeführt, was andere versucht und nicht vermocht hatten; wie schön sein Geist, wie edel sein Herz, wie angenehm sein Umgang und

wie bekannt er mit den schönen Künsten gewesen? wüßte das Voltaire, so würde er ihn bey seinen übrigen Fehlern gewiß hochachten. Die Laune, womit das gesagt ist, werden unsre Leser selbst errathen, so bald sie wissen, daß Herr Möser in Osnabrück der Verfasser dieses Briefes ist.

D*

Predigten, veranlaßt durch die Krankheit und den Tod König Friedrichs des fünften glorwürdigen Andenkens. Auf höchsten Befehl herausgegeben, von Johann Andreas Cramer. Koppenhagen, 1766. bey Röthens Wittwe und Profft. 8. 18 Bogen.

Dieser Predigten sind acht an der Zahl, und abermals überaus wortreich und mit unter voller sonderbaren Affekts. Wie weit derselbe den Redner zuweilen führe, kann man aus einer Stelle S. 142, 143, die uns gar sehr aufgefallen ist, ersehen. „Unwürdig,„ heißt es da, nachdem vorher von der gefährlichen Krankheit des Königes geredet worden, „unwürdig wäre der, der izt nicht weinte, unter uns gebohren, unter einem so gütigen Zepter, der Früchte „seines Landes, des Schutzes seiner Gesetze, des Friedens, dessen unschäzbares Glük uns durch seine Vorsorge unter jenen allgemeinen Stürmen und Ungewittern allezeit unbeleidigt erhalten worden ist, unwürdig aller Wohlthaten der liebreichsten und mildesten Regierung, unwürdig zu seinen Kindern zu „gehören, würdig des allgemeinen Abscheues und „Fluchs; ein Ungeheuer wäre der, der wie fühllos und „unempfindlich er sonst auch gegen alles, was Menschlichkeit heißt, seyn möchte, izt nicht gerührt und be„küm-

„[illegible] wäre, sich seine Thränen zurükhalten, und
„nicht von dem schmerzlichsten Kummer gebeugt wer-
„den könnte„ — Aber wie? wenn jemand von ei-
ner nicht sehr weichen Gemüthsart und von einem so
trockenen Temperament gewesen wäre, daß er bey allen
seinen Wünschen für das Leben seines Königes nicht
hätte weinen können; oder wenn ein anderer durch hö-
here Betrachtungen seine Thränen zurükgehalten und
gedacht hätte: Ich liebe meinen Landesherrn, er ist der
gütigste König, und ich wünsche sein Leben; aber er
ist ein Mensch und muß sterben. Warum soll ich sei-
nen Tod, wenn er erfolgen sollte, grade für ein göttli-
ches Gericht halten? Die Vorsehung Gottes hat ihm
sein Ziel vielleicht nicht weiter gesezt. Sie mache es,
wie sie will, sie kann uns in seinem Nachfolger einen
guten König wieder geben, u. d. gl. Würde denn Hr.
C. den für einen verabscheuungs- und fluchenswürdi-
gen Dänen, für ein Ungeheuer von Menschen erklärt
haben? Man sieht wohl, der Hr. Hofpr. war von sei-
nem mit Recht geliebten Könige begeistert und in der
Begeisterung spricht man manchmal so was weg, das
man bey kälterem Blute nicht würde gesagt, oder we-
nigstens nicht so ausgedrükt haben. Aber auch ausser-
dem können wir uns bey dieser Stelle gar nicht in den
Redner finden. Er war vermuthlich selbst ungemein
dabey gerührt und doch ist es gar nicht die abgebro-
chene, gefühlvolle Sprache eines wehmüthigen Affekts,
die er hier geredet. — Die Gedächtnispredigt auf
den hochsel. König macht dem Hrn. Verf. Ehre und
hat schöne und starke Stellen, die zuweilen noch viel
stärker hätten seyn können, wenn so manche Zwischen-
säze, die blos zur Ausfüllung der Gedanken dienen,
und die ganze Vorstellung matt machen, weggeblieben
wären. Aber das ist nun einmal wieder des V. Art,
der sonst so vortrefliche Gaben hat.

Der Jüngling in der Einsamkeit. Erster Theil. Zweyte und verbesserte Auflage. Berlin, bey Christian Friedrich Voß, 1765. 8. 15 Bogen.

Diese Schrift hat die Beförderung der Religion und Tugend zur Absicht, aber der Hr. Verf. ist einer von unsern poetischen Prosaschreibern, die beständig in einem hohen dichterischen Ton reden, und ihre Vorstellungen zuweilen ein wenig über die Grenzen einer gemäßigten Einbildungskraft treiben. Schade um die wirklichen Züge von Genie, die der Verf. hier und da verräth. Es liegt so viel Schminke darauf, daß sie ihre ganze Schönheit verliehren. Die Gegenstände, worüber er uns seine Gedanken und Empfindungen mittheilt, sind aufs beste gewählt. Der Morgen, die Eigenschaften Gottes, die Vorsehung, das Kreuz des Erlösers, die Religion, die Buße, das heilige Abendmahl, das Gebet, die Zufriedenheit, der Abend, die Nacht, der Tod, machen zwölf verschiedene Stücke. Aber wir vermissen Plan und Einförmigkeit in der Ausführung eines jeden. Wo die Einbildungskraft den Verf. hinführt, da, dünkt uns, folgt er, ohne Herr über sie zu seyn. Daher kommt es, daß manche Gedanken und Bemerkungen, die an sich gut sind, nicht am rechten Orte stehen. Der Dichter wollte sie da anbringen, und also müssen sie auch da hingesezt werden, ob sie gleich nicht natürlich aus dem Vorhergehenden fließen. Der Hr. Verf. nennt sich in der Vorrede M. Gotlieb Merkel, Pfarrer in Großdalzig ꝛc. in Sachsen. So sehr er auch hier seinen Abscheu an Hrn. Krugotts Irrthümern zu erkennen giebt, wo er zugleich seinen großen Unwillen an dem Tellerschen Lehrbuche bezeugt, so läßt er doch dem Genie des erstern Gerechtigkeit wiederfahren, und hat für

sie gut gefunden, dessen Schreibart nachzuahmen. Wir würden gern unser Urtheil, daß es nicht allemal mit dem glüklichsten Erfolge geschehen, durch einzelne Stellen rechtfertigen, wenn nicht der Raum es verhinderte. Dafür wollten wir allenfalls gut seyn, daß Hr. Gellert den Geschmak des Jünglings so nicht gebildet hat, wenn er gleich S. 82. ausruft: „Und du, „Deutschlands Ehre, vortreflicher Gellert. . . deine „schöpfrischen Lehren verschwisterten die Begriffe mei„nes Verstandes mit meinem erwartenden Herzen, „(was heißt das?) Ich wagte es, kühn wagte ich „es, deinen Empfindungen des schönen, weit zurükge„lassen, nachzufühlen: Du lehrtest mich, die Gesetze „des natürlichen entfalten, und geheimen von der Na„tur entworfenen Zügen nachmahlen. Du unterrich„tetest mich in der Zergliederungskunst der Gedanken. „Du zeigtest mir die Tugend im nicht alltäglichem „Kleide. Die geheimen Behältnisse des menschlichen „Herzens schlossest du mit geübter Hand auf, wo ent„weder von rostenden Triebfedern sich schimmernde „Thaten herausarbeiten, oder wo die ehrwürdige un„bemerkte Tugend, groß durch ihre wesentliche Wür„de, weit hervorstralt u. s. w. Gleichviel Affektation und Gallimathias. Der Schüler lerne die edle und ungekünstelte Einfalt im natürlichen Vortrage seinem grossen Lehrer ab, so wird er gut werden.

D

---

2. Rechtsgelahrheit.

Joh. Ulr. Freyherrn von Cramer, akademische Reden über die gemeine bürgerliche Rechtslehre. Wodurch dieselbe in ihrem natür-

türlichen Zusammenhange vorgetragen und zugleich G. A. Struvens Jurisprudentia Romano-Germanica forensis dergestalt erläutert wird, daß ein zu Erlernung der Rechte gewidmeter von selbsten in Stande ist, sich dieselbe schon in der Jugend beyzubringen, und auf Universitäten zu den Vorlesungen vorzubereiten, auch solche zu wiederholen. Ulm, bey Wohler. Erster Band 1765. 121 Bogen in 4. Zweyter Band mit Registern 1766. 106 Bogen in 4.

Dies ist ein dem Hrn. V. nachgeschriebenes Collegium, das er vorzeiten in Marpurg privatissime gelesen hat. Er hat jezt über die Ausgabe desselben selbst einige Aufsicht gehabt. Da der V. zu den größten Rechtsgelehrten Deutschlandes unstreitig gehöret, so wird dies Werk immer seinen Werth behalten, und sonderlich Anfängern, und denen die ihren Umständen nach, keine große Belesenheit in andern juristischen Werken sich erwerben können, immer nüzlich bleiben. Wir zweifeln zwar, daß sich daraus, (wie auf den Titel angegeben wird) jemand die Rechtsgelehrsamkeit in der Jugend selbst solle beybringen können; denn dem, der von der Rechtsgelehrsamkeit noch gar nichts weis, würde ohne mündliche Anweisung doch vieles zu schwer vorkommen. Aber ein fleißiger Student, würde dieses Buch, um sich zu seinen täglichen Collegiis vorzubereiten, vielleicht mit Nutzen gebrauchen können, und hiezu wollen wir es auch allen Anfängern vorzüglich anpreisen. Vielleicht würde inzwischen dieses Werk noch nuzbarer seyn, wenn es besser geschrieben, und mit vielen fremden Wörtern und Constructionen nicht so oft verwirren, ja beynahe eckelhaft

haft gemacht würde. Den H. W. meynt sich zwar deshalb in der Vorrede zu entschuldigen, „weil im Stylo dogmatico, ausgesuchte Worte und Redensarten, die zugleich „Sinnen und Begierden rühren, wegbleiben müßten, „weil sie die Lernende behindern, um zu sehen was wahr „oder falsch ist„. Daher gelte es auch gleich viel, ob „man lateinische Worte mit annehme oder nicht, wenn „man sich nur dadurch deutlich ausdrücken könne„ u. s. w. Aber es ist ja von solchen Redensarten die Rede nicht, die die Lernende hindern zu sehen, was wahr oder falsch ist; diese müssen freylich wegbleiben. Alles lateinische ist auch aus der Rechtsgelehrsamkeit nicht zu verbannen, weil theils viele lateinische Kunstwörter nachdrüklicher und gewöhnlicher sind, theils die Lernende die lateinischen Benennungen müssen gewohnt werden; aber wenn man ganz ohne Noth beständig halb französisch und lateinisch redet, so wird man Leuten, die die Kraft der deutschen Sprache kennen, ungemein eckelhaft. Es ist lächerlich zu behaupten und durch die Beyspiele unserer besten Schriftsteller längst widerlegt, daß unsere deutsche Sprache zum Vortrage der Wissenschaften, ohne Beyhülfe fremder Redensarten nicht geschikt sey. Es ist nur eine üble Gewohnheit mancher Schriftsteller, daß sie sich nicht rein deutsch auszudrucken wissen, wenn z. B. der Hr. W. S. 921. des ersten Theils sagt: „Gleichwie auch „ferner das Jus Pignoris zum Faveur des Creditoris constituirt, da es auf sein Intereße lediglich dabey ankommt; mithin, wenn er dem Debitori traut, „und keine Securität weiter prätendirt, niemand nichts „dagegen einzuwenden hat; also, und da Juri pro „introducto ein jeder renunciren kann; folgt, daß „ein Creditor auch auf sein Pignus renunciiren, und „es remittiren kann.„ Brauchte es wohl eine große Kunst hier eine Menge fremder Wörter, die nichts

nach-

nachdrücklicher sind, als die ihnen entsprechenden deutschen Wörter, mit deutschen zu vertauschen? Oder würde dieser Periode etwa unverständlicher werden, wenn man die gehäuften Partickeln, so ordnete, daß in einem Perioden nicht drey ; ; ; vorkommen müßten? Und so wie der obige Periode aussiehet, sehen die ganze zween Quartbände aus. Nein, wahrhaftig, so barbarisch deutsch zu schreiben, kann man izt auch nicht einmal einem Rechtsgelehrten in Wezlar vergeben.

Io. Ulrici. Lib. Baronis de Cramer Observationum Juris universi ex Praxi Recentiori Supremorum Imperii tribunalium haustarum. &c. &c. Tomus IIItius. Ulmæ, apud Wohlerum 1764. 131 Bogen in 4. Tomus IVtus ibidem 1766. 135 Bogen.

Aus einem Werke dieser Art kann man keinen Auszug machen, und ein ausführliches Verzeichniß, der in diesen beyden Theilen enthaltenen Stücken, nach Art solcher Recensenten, die nur mit weniger Mühe den Bogen zu füllen suchen, werden unsere Leser wohl nicht verlangen. Genug, daß die bündige Gelehrsamkeit und weitläufige Erfahrung des berühmten V. schon Bürge sind, daß dieses Werk, einen Schaz wichtiger und gemeinnütziger Anmerkungen enthalten. Das meiste beziehet sich freylich auf den bey den höchsten Reichsgerichten eingeführten Proceß; In hiesigen Gegenden, wo theils in manchen Stücken andere Rechte Kraft haben, theils zum wahren Glücke der Partheyen, der Proceß kürzer und besser eingerichtet worden, möchten manche in diesem Werke enthaltene Entscheidungen nicht als Præjudicia können angeführt werden. Doch enthält es auch für einen hiesigen Rechtsgelehrten noch immer viel brauchbares.

Joh. Ulr. Freyh. von Cramer, Wezlarische Nebenstunden, worinnen auserlesene, beym höchstpreißlichen Cammergericht entschiedene Rechtshändel, zur Erweiterung und Erläuterung der deutschen in Gerichten üblichen Rechtsgelehrsamkeit angewendet werden 54r bis 61r Theil. Ulm, bey Wohler 1764-1766. in 8. jeder Theil von 10 Bogen.

Der Werth dieser Sammlung ist allen Rechtsgelehrten bekannt. Sie enthalten eine Menge der sonderbarsten beym Cammergericht zu Wezlar entschiedenen Rechtshändel. Insbesondere hat uns in dem 61sten Theile der von Schenk und Hochstettensche Proceß sehr bedenklich geschienen, da durch geschehene boshafte Verfälschung der Sentenz, a qua ao. 1700. beym Cammergericht eine Appellation erschlichen, und diese so offenbare Sache bis ins Jahr 1766. verschleppt worden. Partheyen, die unter Landesfürsten leben, die das Jus de non appellando haben, müssen sich hierbey billig freuen, daß sie in diesen Fall nicht so leicht kommen können. O wenn doch der Verf. des Buchs vom deutschen Nationalgeiste auch seit 1700. beym Cammergerichte oder beym Reichshofrathe einen Appellationsproceß schweben hätte, vielleicht würde er nicht so eilen, diejenigen, die eben so gut als er wissen, was gut Kayserlich ist, und was nicht gut Kayserlich ist, bloß deswegen nicht als deutsche Patrioten zu erkennen, weil sie sehr zufrieden, daß ihr Landesherr, das unschäzbare Privilegium de non appellando hat, sich den Wunsch ihr Recht in Wien, oder in Wezlar zu suchen, noch nicht haben einkommen lassen.

* *

Atrium

Atrium juris universi praesertim civilis, praecognoscenda juris generalia cum Institutionum Justinianearum delineatione, adjecta scriptorum optimorum notitia brevibus tabulis ad Elementa Heineceiana accommodatis continens. Halae, 1766. Impensis C. C. Kümmelii, 8. 123 S.

Dieser Entwurf enthält zuerst einen kurzen Begrif von den Eintheilungen und der Lehrart, ingleichen den näheren und entferneteren Hülfswissenschaften der Rechtsgelahrtheit überhaupt. Sodenn ist in den Vorerinnerungen zum römischen Recht ein Krit. Faden zur Geschichte der Röm. Gesetze und zu einer juristischen Bibliothek gegeben, und zur Hülfe des Gedächtnisses und Erleichterung der Anfänger das Heineccianische Buch in eine Tabelle gebracht. Durchgehends ist eine grosse Anzahl guter Schriften angeführt. Der Verf. bedient sich dieses Entwurfs zu seinen Vorlesungen und hat eben dergleichen zu dem Schaumburgischen Lesebuch über die Pandecten verfertigt.

II.

---

3. Arzneygelahrheit.

Primae lineae institutionum botanicarum authore *Franc. Xaver. Hartmann.* Vindobonae, 1766. auf 60 S. in 8.

Der Recensent ist weder linneeisch noch kränzisch, — er hat den Schriften dieser beyden Männer viele Kenntnisse zu danken, und darum kann er gegen

kei-

keinen partheyisch seyn. Nur dies wünscht er überhaupt, daß Kräuterkenner die Mühe, die sie auf Streitigkeiten wenden, auf die Verbesserung dieser Wissenschaft selbst wenden möchten!

In der ersten Hälfte dieses kleinen Buchs redet Hr. Hartmann die Sprache, die in der Vorrede zu des H. R. Kranz Institution. rei herbar. herrschet. Er bringt einige Einwürfe wider das System des Ritters von Linnee vor, die oft ein etwas boshafter Ausdruk beleidigend macht — und die Güte des Kranzischen Systems ist doch noch auch nicht ausser Streit gesezt. Wenn wir auch dem Habitualsysteme seinen Vorzug eingestehn, so fehlt doch dem Kranzischen Systeme viel, ehe es diesen Namen verdient. Es ist unsere Sache nicht, uns in Streitigkeiten von dieser Art einzulassen — wir würden sonst dem Hrn. Kranz noch verschiedene Einwürfe machen müssen.

Die zwote Hälfte dieses Buchs erklärt die Kranzischen Klassen der Pflanzen.

Andr. Leop. Haan libellus, in quo demonstratur, quod non solum vegetabilia, animalia, et mineralia menstruo simplici paucis horis possint solui, verum etiam extracta purissima et salia essentialia educi. Vindobonæ, 1766. auf 61 S. in 8. mit 1 Kupferblatte.

Alles, was der prahlende Titel verspricht, geschieht durch den papinischen Text (machina papiniana.) Diese Erklärung des Räzels ist bekannt genug. Die Auflösung der Mineralien schränkt der V. fasser auf Gold, Eisen, Spießglas und Korallen ein. Gold will er auf diese Art in starkem ungarischem Wein, der doch gar nicht säuerlich gewesen seyn soll, aufgelöset haben.

C. L. *Willich*, Medici Nordheimensis, illustrationes quaedam botanicae, Celeb. Viro Nicol. Ios. Iacquino dicatae. Gottingae, 1766. auf 55 S. in 8.

Dies ist die zwote Sammlung von Anmerkungen, die der Hr. Verf. zur Verbesserung und Erweiterung der Kräuterkenntniß bekannt macht. Wir wünschen, daß mehrere Gelehrten, anstatt antilinneische Systeme zu schreiben, dieses Unternehmen nachahmeten; sie würden sich gewiß um ihre Wissenschaft verdienter machen.

Diese Sammlung enthält nichts als Verbesserungen der bekannten Schriften, die der Verf. bey einer genauern Untersuchung der Natur beobachtet hat. Es werden viele Charaktere der Pflanzen genauer geschildert, die verschiedenen Nachrichten der Schriftsteller vereiniget, die gleichbedeutenden Nahmen berichtiget. Der Verf. hat den Vortheil, durch einen weitläuftigen Briefwechsel mit den größten Kräuterkennern unserer Zeit sich seine Zweifel wider ihre Beschreibungen von ihnen selbst auflösen zu lassen, und die beschriebenen Pflanzen aus der ersten Hand zu erhalten. Dieser Vortheil des Verf. wird auf diese Art dem Publiko, und den Wissenschaften nützlich.

Osteologische Abhandlungen, von C. Rickmann, d. A. D. Jena, 1766. auf 75. S. in 4.

Diese Abhandlungen sind eine Physiologie der Knochen, die der Verf. aus den Schriften, die ihm bekannt gewesen sind, zusammen getragen hat. Wir bemerken nichts darinnen, das ihm eigen ist; nicht einmal eine Spur einer genauen Kenntniß der Zergliederungskunst.

Die

Die erste Abhandlung erklärt die Entstehungsart der Knochen nach dem Hrn. v. Haller; die zwote die Bestandtheile der Knochen. Der V. führt zwar in dieser Abhandlung die größere Physiologie des Hn. v. H. nicht an: aber er hat doch fast alles daraus, und was er nicht daraus hat, das würde der Leser gern vermissen. Die dritte Abhändlung lehrt die innere Struktur der Knochen nach den gemeinen Osteologien: die vierte, von der Absonderung und dem Nutzen des Marks, ist ausser einigen Fehlern aus Hrn. v. H. Element. physiol. L. I. de adipe genommen, ohne daß diese Quelle angezeigt wird. Die fünfte vom Gliedwasser, und die sechste von der Beinhaut sind aus Havers, Nesbitt's, Ruyschens Schriften.

B.

Antonii de Haen, S. C. R. A. Majestatis Consiliarii et Archiatri. Epistola de Cicuta. 1765. 8. 4 Bogen.

Seitdem der kayserliche Leibarzt, Herr Störk, in zweyen Büchern durch viele umständliche Krankheitsgeschichten die Schirlingspillen als ein unfehlbares Mittel wider den Krebs, die verhärteten Geschwulste, und manche andere Krankheiten, bekannt gemacht hat, sind in allen Ländern Europens mit denselben Versuche angestellet worden. Sie wurden zu einer Modearzney. Man fuhr fort, sie in allen Wittnerischen Schriften zu erheben, unterdessen daß man an andern Orten nicht die gewünschten Würkungen davon sahe. Verschiedne Aerzte machten ihre Beobachtungen bekannt, und zeigten, wie wenige Hülfe ihnen der Schierling geleistet habe. Andere konnten sich gegentheils einiger damit gelungenen Curen rühmen,

men. Inzwischen wurden die meisten Praktici durch eigene Erfahrungen angetrieben, ein Mißtrauen in dieses Specificum zu setzen. Wir lassen hier alles auf seinen Werth oder Unwerth beruhen. Wir haben nur eine kurze Historie dieser vom Jahr 1760. angefangenen medicinischen Epoche geben wollen. Jetzt hat es Herr von Haen gewaget, der erste Gegner wider die Schirlingspillen in Wien selbst zu seyn. Sein Brief ist an den berühmten Tralles gerichtet, und enthält so merkwürdige Umstände, (von welchen wir hier billig schweigen,) daß es niemand gereuen wird, ihn zu lesen. Das können wir wohl anführen, daß er versichert, daß in seinem Lazareth unter vielen Hundert Kranken, denen er diese Pillen mit aller dabey nöthigen Vorsicht gegeben, einige unheilbar geblieben, und die meisten gestorben sind.

Novum Systema medicum et chirurgicum tam theoreticum quam practicum secundum methodum mathematicam conscriptum a *Ioanne Friderico Rübel*, Med. Doct. et Sereniss. Princip. et Marchion. Brandenb. Onoldin. Consiliario. Francofurti et Lipsiæ ex Officina Esslingeriana 1765. 8vo 23. Bogen.

Dieses Buch ist aphoristisch nach Art eines Lesebuchs geschrieben. Warum es aber ein novum Systema genennt wird, sehen wir nicht ein. Wir können auch die Absicht des Herrn Verf. bey dieser Arbeit nicht errathen. Denn es kann weder ein Memorien- noch Lesebuch abgeben, weil in der Anatomie Scharschmidts Tabellen, in der Physiologie Hallers primæ lineæ, in der Pathologie Ludwig, Detharding oder Löseke, und in der Therapie Boerhavens

Apho-

Aphorismi, noch allemal einen weit grössern Vorzug verdienen. Ueber die Chirurgie ist der Autor am leichtesten weggekommen. Denn davon macht die Theorie nur einen, und die Praxis zwey Bogen aus. Die Semiotik fehlet ganz und gar.

Caroli Linnæi Equ. aurat. de Stella polari, Archiatri regii etc. Species plantarum exhibentes plantas rite cognitas ad genera relatas cum differentiis specificis, nominibus trivialibus, Synonymis selectis, locis natalibus secundum Systema sexuale digestas. Tomi II. Vindob. Typis Ioannis Thomæ de Trattner. 1764. 8.

Ein Nachdruk der dritten Upsalischen Edition von 1762.

Theodori Gerhardi Timmermanni, Medic. Doct. et Prof. Prim. urbisque Rintel. Physici. Acad. h. t. Prorectore, et Facult. Med. Decani Periculum Medicum Belladonnæ. Prolusio Academica. Rintelii, Typis I. G. Enax. 4to 4½ Bogen.

Schon im vorigen Jahrhundert fieng man an, die Belladonnam wider den Krebs, diesen grausamsten Verwüster des menschlichen Körpers, als ein inneres Arzneymittel zu versuchen. Rajus gedenket schon einiger dem Willugby damit gelungenen Curen. Herr Prof. Timmermann führt hier die Versuche, die sein seliger Herr Vater in seiner starken Praxi mit diesem Gifte angestellet, und die Briefe an, welche derselbe mit dem D. Degner gewechselt, der auch zuweilen einen guten Erfolg davon gesehen. Man gab

es im Infuso allein oder mit dem Solano vulgari und andern scharfen Kräutern vermischt, und brauchte dabey die Mercurialmittel oft und häufig. Zulezt kommen einige Erfahrungen des Hrn. Verfassers. Er übergehet auch nicht den bekannten Casum, den Herr Lambergen mitgetheilet hat; und er gedenket gleichfalls der Urtheile, welche Alberti, Junker und mehrere Aerzte über dieses Mittel gefället haben. Sie fürchten sich alle dawider, oder sind doch sehr mißtrauisch dagegen. Uns dünkt, daß sie Recht haben. Wenigstens ist es verdrießlich, daß man diese Arzney, wie alle andere dieser Art, Jahre lang brauchen muß, wenn sie einmal wider einen wahren Krebs helfen soll. Bey Verhärtungen wird weniger Zeit erfordert. Unsers Wienerischen Helden wird mit keinem Worte gedacht.

Das wahre Portrait eines geschikten und erfahrnen Medici, Chirurgi und einer Hebamme, abgeschildert von Joh. Friedrich Rübel, Med. Doct. Churpfälz. Amtsphys. zu Hillspach und Sinzheim, und Sr. Hochfürstl. Durchl. zu Brandenburg-Anspach Rath. Frankfurt und Leipzig bey Johann George Eßlinger. 1766. 8. 10 Bogen.

Aus dem Titel schlossen wir billigerweise, daß der sittliche und politische Charakter der Medicinalpersonen entworfen wäre. Aber wir irreten uns sehr. Man findet an deren Statt Dinge, die zur Semiotik und gerichtlichen Medicin gehören. Die Aerzte und Chirurgi bekommen eine Anleitung, wie sie Gesundheit und Krankheit aus den Zeichen erkennen sollen, und welche Behutsamkeit sie in Abfassung ihrer Zeugnisse und Urtheile über verschiedne Krankheiten

und

und sonderlich über die Lethalität der Wunden anwenden müssen. Den Hebammen wird ein Unterricht zur Geburtshülfe gegeben. Niemand würde hier die Definitiones von der Vernunft, Ehre, vom Eigensinn u. s. w. suchen. Will denn der Hr. D. noch nicht merken, daß die Welt sein altväterisches Zeug entbehren kann? Er schreibt schlechte Sachen, schlecht deutsch, schlecht französisch.

Henr. Ioh. Nepom. Cranz, S. C. A. Majest. Consiliar. Institut, Med. et Mater. Med. Vindob. Prof. Publ. ord. Acad. imp. Nat. Curios. et Soc. botan. Flor. Sodalis. Materiæ Medicæ et Chirurgicæ juxta Systema naturæ digestæ Tomi 3. Editio secunda correcta et aucta. Impensis Ioannis Pauli Kraus, Bibliopolæ Viennensis. 1765. 8vo 50 Bogen.

Wir würden dieses schäzbare Buch ohne Bedenken vor das beste halten, das von dieser nöthigen Wissenschaft geschrieben worden, wenn wir nicht die Bestandtheile der Arzneymittel vermisseten. Das ist ein Mangel, der in einer Materia medica, wo man die Würkungen der Arzneyen aus ihren Bestandtheilen soll erkennen lernen, gar zu sehr in die Augen fallen muß; ein Mangel, der dem Hrn. Prof. um so weniger kann verziehen werden, da ihm einige grosse Männer schon vorgearbeitet haben. Sonst unterscheidet sich dieses Buch von den andern dieser Art durch folgende wesentliche Vorzüge. Die Classen sind nach den Würkungen der Arzneyen bestimmt. Viele Simplicia kommen hier vor, deren Beschreibung man anderwärts vergebens sucht. Die Nahrungsmittel, Gifte und Gegengifte sind hier umständlich abgehandelt.

4. Philosophie.

Johann Gottl. Stebbs, Versuch einer allgemeinen Beschreibung, von dem Zustand der ungesitteten und gesitteten Völker, nach ihrer moralischen und physicalischen Beschaffenheit. Carlsruhe, bey Macklot, 1766. 12½ Bogen in 8.

Die Idee hat vermuthlich Iselins Geschichte der Menschheit, und die Materie zur Ausführung, Goguets Ursprung der Künste u. s. w. hergegeben. Die spitzige Schreibart der Franzosen will, daß wir alles gradeweg tranchiren, was wir nur in einigen Fällen wahrgenommen; und wer nicht vorsichtig ist, kömmt bey dieser Art des Vortrages gar leicht in Gefahr sich selbst zu widersprechen. Von dem Einflusse der gesitteten Zeiten auf die Religion sagt unser Verf. (S. 193.) „Dasjenige, was der Stifter einer Religion „oder Secte festgesezt hat, kann zwar nicht verändert „werden. Seine Glaubenslehre muß beständig auf „einerley Art angenommen werden, die Zeiten mögen „so gesittet werden, als sie wollen. Die heutigen Türken müssen eben das glauben, was die erstern „noch unwissendern Saracenen glaubten; und die Lehrsätze Roms sind noch immer eben dieselbe.„ Der Leser stutzt, wenn er solche Machtsprüche höret, kann nicht verändert werden, muß beständig auf einerley Art angenommen werden. Indessen bedenkt sich der V. selbst in demselben Odem wieder, und läßt von der Allgemeinheit seines Satzes ziemlich nach. „Inzwischen aber, heißt es unmittelbar darauf, haben die „gesitteten Zeiten dennoch einen Einfluß auf die Religionen. Diejenigen, welche sich auf den Aberglauben

„oder

„ oder die Betrügereyen der Priester stützen, oder aus „ Erscheinungen eines wilden Schwärmers hergeflossen „ sind, können gleichsam das Tageslicht nicht ertragen. „ Wenn wir die Religionen wegnehmen, die sich auf den Aberglauben oder die Betrügereyen der Priester stützen, oder aus den Erscheinungen eines wilden Schwärmers hergeflossen sind, wie viel mehr als Eine kann denn übrig bleiben? Mithin galt ja nur jener allgemeine Satz von der einzigen wahren Religion?

J. Kants Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. Königsberg, im Kanter. Verlage, 1766. 8 Bog. in 8.

Ein gewisser Herr Schwedenberg zu Stockholm, der in unsern ungläubigen Zeiten höchst unglaubliche Wunderdinge verrichtet, und acht Quartbände voll Unsinn, die er Arcana coelestia nennet, geschrieben, ist der Geisterseher, dessen Träumereyen Herr Kant, durch metaphysische Hypothesen, die er selbst Träume nennt, zu erläutern suchet. Der scherzende Tiefsinn, mit welchem dieses Werkchen geschrieben ist, läßt den Leser zuweilen im Zweifel, ob Herr Kant die Metaphysik hat lächerlich, oder die Geisterseherey glaubhaft machen wollen. Indessen enthält es den Saamen zu wichtigen Betrachtungen, einige neue Gedanken über die Natur der Seele, so wie einige Einwürfe wider die bekannten Systeme, die eine ernsthaftere Ausführung verdienen.

Discours sur la Metaphysique, par *Mr. Merian*, lû dans l'assemblée publique de l'Academie Royale des sciences et belles lettres de Prusse du 6 Juin 1765. à Berlin chès Chrétien Frederic Voss, 1765.

Eine wohlausgearbeitete Vertheydigung der höhern Weltweisheit, die mit vieler Einsicht und Billigkeit, und in einer der Sache angemessenen, edlen Schreibart abgefaßt ist. Fern von Neid und verblendeter Partheylichkeit, interessirt sich Hr. Merian blos für die Wahrheit, und läßt allen denen Gerechtigkeit wiederfahren, die sie mit Ernst und Eifer gesucht haben.

G.

Philosophia recens controversa, complexa definitiones, theoremata et quaestiones nostra aetate in controversiam vocatas. Accessit appendix et indices necessarii. Autore *M. F. C. Baumeistero.* Augusti Gymnas. Gorlic. Rectore. Vratislaviae apud Jo. Mich. Gampertum. MDCCLXVI. 1 Alph. 3 Bog. in 8.

Unter diesem neuen Titel liefert der Verleger des H. Baumeisters sattsam bekannte Philosophiam definitivam zum Gebrauch der Schulen; zu welcher entweder nur der Titel verändert, oder die doch blos mit einem neuen Titel versehen, unverändert abgedrukt worden: denn auf dem Titelbogen selbst sieht man des Verfassers Vorrede im Jahr 1738 unterschrieben. Die philosophischen Streitigkeiten, die man am Ende des Buchs angehängt findet, sind also nicht neu; sondern es werden nur diejenigen erzählt, welche vor dem in der Vorrede bemerkten Jahre über die Lehre von der besten Welt seit Leibnitzens Theodicee geführt worden sind. Die Philosophia definitiva selbst ist zu bekannt, und der Gebrauch desselben zu allgemein in den Schulen, als daß wir etwas davon zu sagen nöthig hätten. Wäre es wirklich eine neue Auflage, so wäre das Buch wohl seit 1738 noch einiger Verbesserung fähig gewesen.

D*.

5. Schö-

5. Schöne Wissenschaften.

Die Schöpfung, ein philosophisches Gedicht in 7. Büchern, aus dem Englischen des Herrn R. Blakmore übersezt, von J. F. v. Palthen. Bützow und Wismar, bey J. A. Berger und J. Bödner, 1764. gr. 8. 17½ Bogen.

Der H. v. P. weis von dem V. dieses Gedichts nichts zu sagen, als was das Gelehrten Lexicon meldet: „Daß er um das Ende das vorigen Jahrhunderts ge„blühet habe, daß er zu Padua Doktor geworden, im „Jahr 1697 von K. Wilhelm zum Ritter geschlagen, „und darauf von der Königin Anna zum Leibarzt er„kläret sey. Er ist auch ein Mitglied des Collegii Me„dici zu London gewesen, welches wenigstens so viel an„zeiget, daß er Verdienste gehabt habe und in gros„ser Achtung gestanden sey.„ Wußte Hr. von P. wirklich nichts weiter? nichts von seines Autors poetischen Verdiensten und der großen Achtung die sie demselben zugezogen? Nun so sagen wir ihm denn hiemit, daß Dryden, Pope, Swift, Young, (in seinen Satyren) Blakmoren als einen der geschwätzigsten und schlechtesten Poeten betrachtet haben: Daß Blakmore mit den sechs epischen Gedichten, die er geschrieben, (wovon dieses, the Creation, eins ist,) von ganz England ausgelacht worden. Daß in Martin Scriblers Tractat περι βαθυς oder Art of Sinking in Poetry die meisten Exempel alberner Fehler aus Blakmores Schriften genommen sind; und endlich um dem Hr. v. P. auf einmal zu zeigen, wie würdig Blakmore war ins Deutsche übersezt zu werden, wollen wir desselben Charakter aus Popens Dunciade Book II. v. 259. hersetzen:

Die

Die Göttin der Dummheit hatte ihre Unterthanen aufgemuntert:

> Three Cat-calls be the bribe
> Of him, whose chatt'ring shames the monkey tribe:
> And his *this Drum, whose hoarse heroic base*
> *Drowns the long clarion of the braying Ass.*

Die schlechten Critici und andere Schwätzer waren sich so gleich an Gewäsche gewesen, daß die Göttin jedem eine Pfennigpfeiffe darreichte. Aber nun fingen alle schlechte Poeten und Schriftsteller an aufs entsetzlichste um den Preiß zu schreyen, aber unter ihnen allen war Blakmore's Stimme die gräßlichste, und er bekam den Preiß ganz allein:

> But far o'er all sonorous Blackmore's Strain;
> Walls, Steeples, Skies, bray back to him again.
> In Tot'nam fields the breathren with Amaze
> Prick all their ears up, and forget to graze;
> Long Chancry-lane retentive rolls the Sound,
> And Courts to Courts return it round and round.
> Thames wafts it thence to Rufus's roaring hall,
> And Hungerford re-echoes Bawl for Bawl
> *All hail him Victor in both gifts of song*
> *Who sings so loudly and who sings so long.*

Critischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für den Liebhaber der Philosophie und der schönen Wissenschafften zum Gebrauch seiner Vorlesungen, entworfen von Joh. Chrph. Stokhausen. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage.

Ob man sich gleich solche Vorschläge zu einer Bibliothek in einer grössern Vollkommenheit

denken kan, so haben wir doch noch bisher kein besseres Buchs von dieser Art. Es bleibt daher für Anfänger immer nützlich. Man muß dem Verfasser auch zugestehn, daß er in dieser Auflage sehr viele Fehler verbessert hat, die in den vorigen waren stehen blieben. Inzwischen wünschten wir doch bey einer neuen Auflage hin und wieder mehr Ordnung und Auswahl der Bücher; Insbesondere aber wünschten wir, daß die Beurtheilung mancher Bücher etwas bündiger und wirklich kritisch wäre.

Die allerneuesten Sonnetten, den Liebhabern der Dichtkunst zum Vergnügen herausgegeben von Joh. Westermann. V. M. C. 2tes bis 6tes Stük. Bremen bey Förster 1765. 1766.

Der Verfasser bittet in der Vorrede seine hochgeneigte Leser „daß sie sich durch unsere Beurtheilung Bibl. II. B. 2. S. 260 nicht sollen irre machen lassen, weil diese Beurtheilung auf so schwachen „Füssen stehet, daß sie, wenn seine Sonnetten dagegen „gehalten werden, von sich selbst über den Haufen „fällt.„ Am Ende sagt er: „Und darum habe alhier nur dieses bekannt machen wollen, daß ich die „oberwähnte Beurtheilung derer Bücherschätzenden „Herren in Berlin hiermit für eine ewige Unwarheit „erkläre.„ Ist das nicht ein feyerlich Dementi!

Nun müssen wir doch unsern Lesern noch ein Sonettgen in Diminutivo hersetzen, damit sie sehen, was Hr. W. für ein Held ist.

Glükwunsch Sonnetchen.

Gottes Hand sey aufgethan
Güther die das Hertz erheben
Und den rechten Reichthum geben,
Strahlen, Herr Patron, Ihn an

Also

Also das die Gnadenbahn,
Die Ihn läßt im Seegen schweben
Ihn erfreu mit Heyl und Leben,
Wie Sein Hertz es wünschen kann,
Gott erfüll ihn mit den Schätzen,
Die kein Moder kan verletzen,
Gottes Hand und Gnadengluth
Woll ihm Hertz und Mund vergnügen
Und in Seine Schätze fügen
Reichthum und wahrhafftig Gut.

Der Spieler, ein bürgerliches Trauerspiel, von Edward Moore. Aus dem Englischen übersezt. Hamburg, bey Herolds Witwe 1766. 7 Bogen in 8.

Ob wir gleich sonst einzelne Schauspiele, sonderlich Uebersetzungen, nicht anzuzeigen pflegen, so machen wir doch bey diesem Stücke eine Ausnahme, welches wir für eines der vortreflichsten Trauerspiele halten.

Die Hofmeisterin, ein musikalisches Lustspiel mit Tänzen von Kindern und pantomimischen Auftritten vermischet. Auf dem K. K. Theater zu Wien, vorgestellet im Jahr 1764. 2 Bogen in 8.

Aus einer der vorigen gerade entgegengesezten Ursach führen wir dies Stük an. Denn es ist wohl das dummste und abgeschmakteste, das auf irgend einem Theater aufgeführet worden. Es ist voll von den gröbsten Unanständigkeiten, die nur ein Karrenschieber lustig finden kann. Z. B. die Hofmeisterin betrinkt sich auf dem Theater in Brandtwein und wird auf einem Schiebkarren weggefahren u. d. g. Ueberdem hat der elende Verfasser nicht einmal deutsch verstanden,

den, und auch in der Sprache sich als den unwissendesten Tropf bewiesen. Ein Hanswurst brachte dies Stük in Berlin aufs Theater, wo sich Leute von Geschmak mehr als einmal über das darin enthaltene unverschämte Zeug geärget haben; Nachdem er das Publikum eine Zeitlang damit gequält hatte, so fieng man endlich an dasselbe auszupfeifen.

K.

---

6. Schöne Künste.

Musik.

Claviermusik zu ernst- und scherzhaften Liedern, von Peter Paulsen. Flensburg und Leipzig in Commißion der Kortenschen Buchhandlung. 11 Bogen, in Kleinfolio.

Herr Paulsens Lieder sind für eine menschliche Stimme sangbar genug. Er hatte also gar nicht nöthig sie Claviermusik zu nennen, und das Clavier zur Ausführung der Oberstimme mit zu Hülfe zu rufen. Wir haben, so weit es in kleinen Stücken möglich ist, auch viel Erfindung und Ausdruk in Hr. Paulsens Arbeit wahrgenommen. Wir rathen ihm also, wenn er weiter zu schreiben Lust hat, für das Clavier Claviermusik, und für die Singstimme Singmusik zu setzen. So lange wir für das Clavier nichts eigentliches von ihm gesehen haben, loben wir indessen seine Geschiklichkeit zu Singsachen, welche sich, wie wir hoffen, auch in größere Stücke ausbreiten wird.

Melodien, zu Herrn Professors G. J. Märk heiligen Liedern. Altona und Leipzig, bey Iver-

Iversen. 1766. 8 Bogen in kleinem Querfolio.

Diese scheinen hauptsächlich zu Melodien für den öffentlichen Gottesdienst eingerichtet zu seyn. Hierzu sind einige davon nicht übel gerathen. Es fehlt ihnen aber doch noch, hier und da, die edle Einfalt und zugleich große Erhabenheit, welche man in so vielen andern, in den ältern Zeiten gesezten Kirchenmelodien unstreitig findet. Es ist in der That schwer eine gute Kirchenmelodie zu machen. Der große, obgleich ungenannte Tonkünstler, welcher die, in Berlin, in Winters Verlage, in gros 8. gedrukten Melodien zu denen von Gellerts Liedern, die nach keiner bekannten Kirchenmelodie gesungen werden können, gesezt hat, ist der rechten Absicht viel näher gekommen. Unterdessen wollen wir auch den hier vorhabenden Melodien den ihnen gebührenden Beyfall nicht versagen. Nur sollten sie manchmal noch simpler seyn, und nicht einmal der bisweilen dazugesezten Vorschläge und anderer kleiner Manieren nöthig haben.

Die, S. 5. über: Wecke dich Seele &c. &c. und S. 18. über: Betrügliche Träume &c. &c. in diesem Werke gesezten Melodien wünschten wir gar weggelassen und dafür bessere an ihrer Stelle zu sehen. Der Dichter verachtet, im leztern, die irdischen Lüste; und der Tonsetzer macht eine der frechesten Bierliedermelodieen darauf. Welch ein Widerspruch! So gieng es oft unsern ehemaligen, absonderlich deutschen Componisten, in und ausser der Kirche, welche durch offenbar oder verdekt verneinende Begriffe, (die sich überhaupt nur an wenigen Stellen, und nur unter ganz besondern Bedingungen in musikalische Gedichte, da, wo der Gesang die Herrschaft hat, schicken,) oft verführet, und zu großen Unschiklichkeiten verleitet wurden.

Es

Es wäre deswegen jedem, der sich auf die musikalische Composition legt, anzurathen, noch etwas mehr als Noten und ihre Zusammenfügung zu lernen, und seine Wissenschaft nicht, wie leider oft geschieht, blos in die Fertigkeit der Finger, und was sich etwan sonst auf diese beziehet, einzuschränken. Wir hoffen zwar nicht, daß der Hr. Verf. der vorhabenden Melodieen, dieser unserer Anmerkungen noch brauchen werde. Unterdessen wird er es uns nicht übel nehmen, wenn wir bey Gelegenheit seiner Arbeit, eine, für so viele andere Musiker nöthige Erinnerung anbringen. Ob übrigens die Lieder des Herrn Mark, als geistliche Lieder betrachtet, sonderlich viel taugen möchten, zweifeln wir beynahe.

Sei Sinfonie a due Violini, Violetta e Basso, due Oboi, due Flauti, e due Corni di Caccia, dedicate All' Altezza Serenissima di *Adolfo Federico* Duca regnante di Meclenburgo Strelitz &c. composte da *Giovanni Guglielmo Hertel*, Compositore di Corte di S. A. S. il Duca regnante di Meclenburgo Suerin, &c. &c. In Hamburgo alle Spese di Michele Cristiano Bock, in klein Folio, 1 Alphabet 21 Bogen, mit Titeln und Dedication, in besonders abgedrukten Stimmen.

Es hat dem Herrn Verfasser beliebt, diese Sinfonien in dem neuesten itzo in Italien üblichen Geschmacke zu setzen. Aber unter der Feder des Herrn Hertel, der nicht nur wegen seiner Stärke in der Setzkunst, sondern auch wegen seiner besondern Einsicht in andere schöne Künste und Wissenschaften, schon lange rühmlichst bekannt ist, muste auch dieser Geschmack eine

eine weit vortheilhaftere Gestalt gewinnen, als ihm aus gar sehr begreiflichen Ursachen, ein Traetta oder Don Sacchini, oder vollends gar ein Schwindl oder Ditters oder Cannabich, u. s. w. zu geben, nimmermehr würden vermögend gewesen seyn. Kurz, er hat sich des Guten, welches bey vielem Schlechten doch noch in dieser neuen Mode liegt, sehr vortheilhaft zu bedienen gewußt. Die ersten Allegro dieser Sinfonien sind besonders feurig, und mit den Blasinstrumenten sehr schön ausgefüllt und aufgestutzt. Die mehresten Andante sind auch sehr angenehm. Nur das alla Pastorale in der 4ten Sinfonie, scheint etwas zu sehr unter das schöne Arcadische herab gesunken zu seyn. Eben so halten wir auch einige der lezten Allegros für allzu niedrig und frech. Wir zweifeln zwar nicht, daß Hr. Hertel dieses alles selbst, so gut als wir, eingesehen haben werde. Er kann aber seine Ursachen gehabt haben, warum er den allzueifrigen Verehrern alles dessen, was nur nach der neuesten welschen Mode schmekt, es mag im übrigen so gut oder so schlecht seyn als es will, hier besonders zu Gefallen hat schreiben wollen. Folglich wollen wir ihm auch darüber weiter keine Vorwürfe machen. Ob wir gleich überhaupt von Herzen wünschen möchten, daß unsere gute musikalische Köpfe, eher an der Verbannung als an der Beförderung dieses elenden Italiänischen Geschmaks arbeiten möchten.

P.

---

7. Geschichte, Geographie und Staatsrecht.

Europäisches Staats- Kriegs- und Friedens-Lexicon, II. Th. von Hörschelmann, Weimar. und

und Eisenachl. Obervormundschafftl. Secretario, Frankf. und Leipz. 1765. 66. gr. 8.

Bey der Seltenheit der grössern Sammlungen von Friedensschlüssen und Verträgen hoher Häuser, ja, da so gar Schmaussens Corpus Iuris Gentium nicht mehr zu haben ist, hat der Herr Verfasser eine nützliche Bemühung unternommen, die seit dem funfzehnten Jahrhundert zwischen den Europäischen Staaten getroffene Friedensschlüsse und Vergleiche zu sammeln, zum beständigen Gebrauch in alphabetische Ordnung zu bringen, ihnen eine kurze Geschichte der Kriege, die dazu Gelegenheit gegeben, voraus zu schicken, und sogar die Quellen anzuzeigen, woraus er geschöpft hat.

Der zweyte Band gehet über den Plan des erstern hinaus. Er enthält sogar die Concordata Nationis Germ. den Landfrieden, die güldene Bulle, den Passauischen Vertrag, den Religionsfrieden, die Executionsordnung, den Osnabrückischen und Münsterischen Frieden nebst dem Reichsabschiede von 1651. wodurch sein Buch ein Hülfsmittel für diejenigen ist, die Schmaussens Corpus Iuris Publ. Academicum nach Schumanns sehr brauchbarer Ausgabe nicht besitzen. Ja er verspricht sogar diejenigen Verträge nach Lünigs Anleitung heraus zu geben, die von deutschen Reichsständen geschlossen worden. Eine umständlichere Critick über diese Sammlung fürchten wir uns zu wagen, weil wir aus dem Schlusse der Vorrede zum zweyten Bande sehen, daß wir mit einem in seinen Ausdrücken nicht sorgfältigen Gegner zu thun haben würden. Wenn werden doch viele von unsern Landesleuten bedenken lernen, daß es nicht genug sey, ein lehrreicher Scribent zu heissen, sondern daß man auch ein gefälliger Mann selbst bey Beleidigungen seyn

 müsse.

müsse. Wir lassen es also dabey bewenden dieses Lexicon den Freunden der Geschichte und Staatslehre, als ein nicht unbequemes Hülfsmittel zu empfehlen, die interessantesten Vergleiche, worauf sich noch in vielen Stücken, die izige Staatsverfassung von Europa gründeten, kennen zu lernen.

Der Brittische Plutarch, oder Lebensbeschreibungen der größten Männer in England und Irrland, seit den Zeiten Heinrichs des VIII. bis unter George II. Vierter Band. Züllichau groß 8.

Diese vergnügenden und unterrichtenden Erzählungen werden noch immer fortgesezt; ein Beweis, daß man endlich auch bey uns den Vorzug der wahren Geschichte, vor Hirngespinsten, den besonders Biographien haben, einsehen lerne. Der Eindruk, den der rührendste Roman macht, muß nothwendig flüchtiger seyn, da er von der Ueberzeugung, daß es ein Roman ist, geschwächt wird. Hier sehen wir große Männer, die wirklich gewesen, schimmernde Scenen, die wirklich erschienen, und müssen an ihnen Theil nehmen. Bald lehrt uns ein für seinen König eingenommener Monk, wie weit man den Parthеygeist treiben und sich doch die Liebe des Gegentheils erwerben könne. Bald ermuntert das Beyspiel des Canzlers Hyde seiner Pflicht getreu und in seinem Berusse unermüdet zu seyn.

Im Shaftsbury sehen wir einen würdigen Staatsmann, der aber nicht frey von Schwachheiten ist. James Buttler ist das Muster eines treuen Unterthanen; und vielleicht kennen ihn nur wenige von dieser Seite. Die Geschichte des Lord Rochester muß

jedem flüchtigen Genie, welches auf seine Einsichten mehr als auf Tugend stolz ist, schreklich seyn. Aus dem Leben des berühmten Dryden kann man einsehen lernen, wie viel dazu gehöre, um auf den Namen eines Genies und großen Dichters Anspruch machen zu können. Neben ihm stehet der große Staatsmann, William Temple, dessen Leben alle diejenigen studiren sollten, die auch auswärts ihrem Vaterlande dienen und nicht nur besoldete stolze Müßiggänger an fremden Höfen seyn wollen. Ihm folgt der ehrwürdige Robert Boyle, der sein Leben der Kenntnisse der Natur und der Beförderung der Religion wiedmete. Welche Grabschrift kann mehr enthalten! Er hat um die Weltweisheit und besonders um die Naturlehre ungemeine Verdienste. Das größte aber, das er sich erwarb, und das noch fortdauert, ist seine Stiftung zu Tilgung der Freygeisterey. George Rook, ein beherzter Feldherr und redlicher Mann macht den Schluß. Dies sind die rühmlichen Innschriften von denen großen Gegenständen davon dieser Band handelt. Wenn die Uebersetzung mehr studirt, und oft freyer wäre, so würde man alle folgende Bände von eben der Hand verlangen. Indeß empfiehlt sie sich doch, einige Nachläßigkeiten ausgenommen, durch die Richtigkeit. Man hat noch zween Bände von dieser angenehmen Sammlung zu erwarten, welche billig die Stelle vieler Abendzeitvertreibe und Landbibliothecken vertreten sollte.

N.

M. Johann Heinrich Zopfens, Direktors des Gymnasii zu Essen, erläuterte Grundlegung der Universal-Historie, bis aufs Jahr 1765. nebst einem historischen Examine und Register. Dreyzehnte und vermehrte Auflage.

lage. Halle 1765. verlegt von C. H. Hemmerde, 1 Alph. 13 Bogen in 8.

So viele Ausgaben dieses Schulbuchs scheinen nun wohl von der Brauchbarkeit desselben und von dem Beyfall, den es bey den Lehrern erlangt hat, Zeugniß genug abzulegen. Wir wünschten nur, daß es bey jeder Auflage auch merklich wäre verbessert worden. Dieses wäre wichtiger als das kleine und leichte Verdienst, jedesmal Vermehrungen anzubringen. Und eben weil dieses so leicht ist, hat sich der Verf. dem Vergnügen der Fortsetzung dergestalt überlassen, daß jezt, durch eine ungeheure Disproportion, die Geschichte der lezten 65. Jahre fast die Hälfte des Buchs ausmacht. Seine Entschuldigung, daß die neuesten Sachen auch immer die angenehmsten wären, taugt hier gar nichts. Denn niemand wird verlangen, daß er die neuesten Begebenheiten ganz weglassen, wohl aber, daß er sie nicht mit einer Menge unerheblicher Umstände beschweren, keine Diaria von Feldzügen mittheilen, und überhaupt, seinen weitschweifigen Ausdruk zusammenziehen möge. Die ältere Geschichte ist an vielen Stellen desto trockener; und die Gelehrten-Geschichte insonderheit nicht viel mehr als ein Verzeichniß von Nahmen. Dadurch wird eben die Jugend gewöhnet, die Geschichte bloß als eine mühsame Kunst des Gedächtnisses, und als eine Sammlung von allem, was sich jemals zugetragen hat, zu betrachten: anstatt daß man sich der guten Gelegenheit, welche dergleichen Bücher an die Hand geben, den Geschmak, die Wahl und Beurtheilung der Anfänger zu bilden, bedienen sollte. Dazu würden kurze Maximen, Charaktere, u. d. gl. m. die sehr ungezwungen angebracht werden könnten, vortreflich dienen; keineswegs aber die elenden lateinischen Verse über die achtzehn christlichen

Se-

Secula, oder die Chronosticha, die wir hin und wieder eingestreuet finden, oder so viele magere Nammenregister. Daß der Comet den dreyßigjährigen Krieg vorbedeutet haben soll, (S. 110.) sollte man nach Baylens Zeiten nicht mehr schreiben. Wenn der Verf. S. 371. ja sagen wollte, daß die Real-Lexica ein herrliches Hülfsmittel der Gelehrsamkeit sind: so hätte er auch hinzusetzen sollen, um junge Leute zu warnen: Wer sich auf dieses Hülfsmittel allein verläßt, wird nichts anders als ein Halbgelehrter. In den Nachrichten selbst ist noch manches zu berichtigen. Die lange verworfene Fabel von den Siebenschläfern, steht noch S. 20. Sebast. Nanus, und Sebast. von Tillemont, S. 368. sind wohl nur Ein Gelehrter, nemlich der bekannte Sebast. le Nain de Tillemont. Rex Fidelissimus, S. 218. heißt nicht der Allergetreueste sondern der Allergläubigste König; wenn gleich die erstere Uebersetzung von allen Zeitungschreibern angenommen ist, so widerspricht sie doch dem Röm. Kirchenstyl. Wir übergehen mehr von dieser Art; es ist aber in unsern Augen gewiß nichts Ueberflüßiges, auch Büchern von einer so geringen Classe alle mögliche Richtigkeit und Brauchbarkeit zu geben. Die ersten Compendia, aus denen man die Wissenschaften lernet, lassen gemeiniglich einen Eindruk zurük, der schwer zu tilgen ist.

Grundriß einer allgemeinen und pragmatischen Weltgeschichte, für junge Standes- auch andere wohl zu erziehende Personen, und überhaupt zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend. Entworfen von Gottfried Stolterfoth, J. V. Cand. Danzig, verlegts Daniel Meißner. 1764. 1 Alphab. 3 Bogen in 8.

Es giebt ein beliebtes Buch, auf dessen Titel die Worte stehen: Zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend. Dies sahe vermuthlich Herr Stolterfoth, und glaubte, daß er sich nur eben dieser Wörter bedienen dürfte, um sein Buch eben so beliebt zu machen. Aber duo cum faciunt idem, non est idem. Wir hätten ihm wohl rathen mögen, die Geschichte erst eine Zeitlang zu studieren, ehe er durch dieselbe den Verstand, geschweige denn das Herz anderer zu bilden suchte. Wahl, Ausdruk und Reflexionen sind in diesem mühsam zusammengestoppelten Auszuge gleich schlecht und eckelhaft. Und damit das Buch ja recht elend und unbrauchbar werden möchte, hat der Verf. an einer Menge Stellen so sehr wider die historische Richtigkeit gesündigt, daß man sieht, er verstehe gar keine Historie. Wir wollen ein einziges Beyspiel, das den Lesern beynahe unglaublich vorkommen wird, von S. 243. hersetzen. Maximilian II. sagt Hr. St. hatte einen Krieg mit Sachsen. „Zu „diesem Kriege gab des Johann Friedrich, Herzogs „zu Sachsen, Bruder, Gelegenheit. Er nahm einen „Rebellen, Namens Grumbach, der einen Aufruhr „zu Augspurg unter der Bürgerschaft angestiftet hatte, „unter seinen Schuz. Als der Kayser hernach die „Stadt Gotha, wohin dieser Rebelle geflüchtet war, „belagert und eingenommen hatte, bekam er seinen „verdienten Lohn und wurde geviertheilt. Der Herzog flüchtete über Wien nach Ungarn. Und als „er hier nicht mehr sicher war, sezte er seine Flucht „bis in die Türkey, und seegelte sodann über das „schwarze Meer nach Neapolis.„ Sollte man in diesem unsinnigen Roman wohl die Geschichte der Grumbachischen Händel suchen? Doch da der Verf. einmal in einem so abentheuerlichen Seegeln begriffen ist, so wollen wir ihm eine nüzlichere Schiffahrt vorschlagen: Naviget Anticyram!

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken und Rußen rc. Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehen. Neunter Theil, Berlin, bey C. F. Voß, 1764. 542 Seiten in 8. Zehnter Theil, 1765. 392 Seiten.

Ein ziemlich unterhaltendes und nützliches Buch, für Leute, welche sich mit der Geschichte bekannt machen wollen, ohne sie bey ihren Quellen studiren zu können. Rollins Geist ist zwar nicht in den Verfasser gefahren; aber er ahmt ihm doch nicht unglücklich nach. Wer in der Geschichte schon geübt ist, wird ihn freylich nicht lesen; dahingegen ein solcher doch dem Rollin mit Vergnügen zuhört, weil er ihm das Bekannte mit einer sehr guten und lehrreichen Manier ins Andenken bringt, und wo er nicht zu weitschweifig ist, fast immer interessant bleibt: welches alles wir von unserm Schriftsteller in einem weit geringern Maaße behaupten können. Im neunten Theil fährt er fort, die europäische Türkey zu beschreiben; sodann giebt er von der Staatsverfassung, den Sitten, Gebräuchen, der Religion der Türken, u. dg. m. ausführliche Nachricht. Sie ist aus dem Tournefort, Ricaut, und Cantemir genommen, und bis auf wenige Stellen, wo der Franzose hervorblickt, lesenswürdig. Hierauf folgt S. 297. bis fast zum Ende des Theils die Geschichte der Griechen: einer der schlechtesten und fehlerhaftesten Absätze des ganzen Werks. Er ist aber auch größtentheils nur aus des Burigny Geschichte der Revolutionen des Constantinopol. Reichs ausgeschrieben. Sonderlich ist in der griechischen Kirchenhistorie von

S. 398 an vieles zu verbessern. Hier hätte der Uebersetzer die Anmerkungen welche er auf dem Titel versprochen hat, anbringen sollen; er hat aber vielmehr neue Fehler begangen. Man griff, wenn wir ihm S. 412. glauben, die Aussprüche des zweyten Nicänischen Concilii in gewissen Büchern an, welche man Carolinen nannte, (warum nicht gar Louisd'or?) und von Carln dem Großen herrühren sollten. Hat dann der Uebersetzer nie etwas von den so berühmten Libris Carolinis de cultu imaginum gehört, die Heumann erst vor dreyßig Jahren wieder drucken ließ? Doch das ist zu viel von Uebersetzern gefordert. In der Anmerkung auf eben derselben Seite stehen auch dreyßig Jahre statt vierzig; und so könnten wir eine Menge Stellen verbessern, wenn die Uebersetzung noch in der Handschrift läge. Von S. 495 an, wird alles was in den vorhergehenden Bänden von der Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Perser, Araber und Türken erzählet worden, kurz wiederholet. Wie aber S. 497 der Abscheu der Chineser vor der Weichlichkeit mit der Nachricht S. 499. 500 bestehen könne, daß ein langer Friede und die Annehmlichkeiten des wollüstigen Clima sie weichlich gemacht hat, mögen andere ausmachen. — In dem zehnten Theil beschreibt der Verf. die Geschichte des Kayserthums Marocco und der afrikanischen Seeräuber-Staaten vollständig genug und nicht unzuverläßig. Seine Zeugen sind Laugier, Mourthe, Shaw und einige andere Neuere. Freylich sollte Victor Vitensis S. 195 in der Anmerkung nicht bloß aus dem Shaw angeführt seyn. Aber das ist eine Kleinigkeit gegen die Verwandlung welche dem Uebersetzer anzustellen beliebt hat. Er macht aus diesem africanischen Bischoff einen Victor von Viterbo. Bey diesen und ähnlichen Versehen bleibt es ein Trost für die Leser des Werks zu

den-

denken: Historia quoquo modo scripta delectat.

R.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Johann Friedrich Meyers, Apotheckers zu Osnabrück, chymische Versuche zur näheren Erkäntniß des ungelöschten Kalchs der elastischen und electrischen Materie, des allerreinsten Feuerwesens, und der ursprünglichen allgemeinen Säure nebst einem Anhange von den Elementen. Hannover und Leipz., bey Johann Wilhelm Schmidt 1764. 8. 29½ Bogen.

Daß Hr. M. nicht bloß mit Salben- und Pflasterkochen seine Zeit zugebracht, sondern seine Einsichten, über die Sphäre der Denkungskrafft seiner Mitgenossen weit erhoben habe, siehet man in seiner Abhandlung mit vielem Vergnügen. Er hat sich freylich in ein Feld gewagt, welches von den grössesten Chymisten und Naturforschern mit strauchelnden Füssen durchwandert, und von einem Stahl, Neumann und Pott noch am glücklichsten betreten worden, aber seine starke Belesenheit hat ihm ohne Zweifel den Muth zu dieser schweren Unternehmung eingeflösset. Wir können hier nicht von den vielen chymischen Processen einen Auszug machen, den Wehrt und die Wichtigkeit derselben müssen die bestimmen, welche sie nachzumachen Zeit und Lust haben. Der Inhalt des Buches ist, wie man aus dem Titul leicht urtheilen kann, sehr rich-

wichtig: in dem ganzen Vortrage so wohl Gründlichkeit und wenig Hypothesa.

F.

Erstes und zweytes Hundert neuer chymischer Versuche und Erfahrungen, so mit allem Fleisse angestellet und sorgfältig aufgezeichnet worden, von D. M. Leipzig, auf 90. S. in 8. 1766.

Wir wissen nicht, ob der Verf. aus Scherz oder aus Unwissenheit seine Versuche neu nennt. Das ist gewiß, daß die meisten schon in den Stahlischen, Neumannischen und andern chymischen Büchern beschrieben sind. In dieser Sammlung verlieren sie den Werth, den sie in den Werken ihrer Erfinder hatten, weil sie dem Leser so aus ihrem Zusammenhange herausgerissen vorgelegt werden, daß er sie sich weder erklären noch beurtheilen kan. Einige sind unrichtig, oder wenigstens nicht genau genug angezeigt worden. So sagt der V. in 3ten und 4ten V. daß der Salpeter mit dem Wißmuthe verpuffe und auch nicht verpuffe: ohne die Umstände hin zu setzen, daß die Masse um zu verpuffen, durchaus glühend seyn muß; widrigenfalls die Verpuffung nicht geschieht. Wider die V. 180-187. fallen uns viele Einwürfe bey. Solte der V. sorgfältig und genau genug im Untersuchen und Beobachten gewesen seyn?

Handbuch, oder kurze Anweisung, wie man Naturalien-Sammlungen mit Nutzen betrachten soll, von Daniel Gottlob Rudolph, A. M. Leipzig, 1766. auf 432 Seiten in 8.

Wenn

Wenn der V. die Naturgeschichte versteht, so muß er wissen, aus was für Büchern man sie lernen kan, und daß eine Anweisung, wie die seinige, unbrauchbar ist: wenn er sie nicht versteht, so ist es eine unvergebliche Verwegenheit, daß er ein Buch davon schreibt. Wozu soll doch dies Galimathias von zusammen geschriebenen Anmerkungen und Nachrichten über die drey Naturreiche! Wer die Naturgeschichte nicht kennt, und nicht gehörig kennen lernen will, dem wird man auch nie Naturaliensammlungen mit Nutzen betrachten lehren.

Von den Weltkörpern. Zur gemeinnützigen Kenntniß der grossen Werke Gottes. Verfasset von N. Schmid. Hannover, 1766. auf 173 S. in 8.

Die Sternkunde hat aus tausend Ursachen ein so grosses Recht auf unsere Bekantschaft, daß es ein wahrer Verlust ist, daß man sie durch die genaue Verbindung mit den schwersten Lehren der Mathematick für den größten Theil unserer Mitbürger unbegreiflich gemacht hat. Hr. Schmid hat es versucht, sie aus dieser Verbindung herauszureissen, und sie für die, die sich mit der Mathematik nicht beschäftigen können, auf eine unterhaltende Art vorzutragen. Wir freuen uns, daß dieser Versuch so glüklich ausgefallen ist, und wir sind überzeugt, daß jederman aus einem Buche, welches die ganze Welt verstehen kann, die verworrensten Begebenheiten am Himmel ohne Mühe verstehen lernen wird. Selbst die Schreibart des V. muß dem Leser durch den Reichthum an Witz, der die Aufmerksamkeit beständig beschäftiget, ungemein gefallen. Es ist merkwürdig, daß H. S. der eigentlich

ein

ein Goldarbeiter ist, und die Wissenschaften nur in müssigen Stunden treibet, so schöne Proben liefert.

B.

---

9. Philologie und Kritik.

Specimen Emendationum et Obſervationum in Etymologicum Magnum maximam partem petitarum ex Codice Gudiano, qui Guelpherbyti in Sereniſſimorum Ducum Brunſvico-Luneburgenſium bibliotheca adſervatur. Auctore *L. Kulenkamp*, Phil. Prof. Publ. ord. et Cœtus Reform. Gottingens. V. D. M. Göttingen, 1765. 43 Seiten in 4.

Es kann denen Gelehrten, welche sich um die gelehrte Geschichte, welche billig eine genaue Beschreibung der berühmtesten Handschriften unter sich begreift, und um eine kritische Kenntniß der griechischen Litteratur bekümmern, die Handschrift des griechischen Etymologici, welche in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel aufbehalten wird, nicht unbekannt seyn. Biel und Harenberg haben dieselbe weitläuftig beschrieben, (in Act. Erud. Lipſ. Suppl. T. VI. S. 253. und in der Biblioth. Brem. Nov. Claſſ. V. Faſc. II. S. 280.) und sie hat von ihrem ehemaligen Besitzer, Marquard Gudius, den Namen erhalten. Sie ist im Jahr 1293. verfertiget worden, und der Leser kann aus den dieser Schrift beygefügten zwey Kupfertafeln die Schreibart derselben ersehen. Diese Handschrift ist vornemlich das Hülfsmittel, welches sich Hr. Kulenkamp nebst einigen andern bey einer Verbesserung und neuen Ausgabe des Etymologici M.

bedie-

handlen will. Er beschreibt seine Handschriften sehr weitläuftig, und giebt dann Proben von den Anmerkungen, welche er der neuen Ausgabe beyzufügen gedenkt. Wir sind zwar überhaupt von dem Werthe des Etymologici M. nicht so sehr überzeugt, als es der Verf. zu seyn scheint, und der größte Theil der darinnen zusammengetragenen Ableitungen ist uns immer lächerlich vorgekommen. Unterdessen würden wir Hr. Kulenkampen doch einigen Dank schuldig seyn, wenn er diese Arbeit mit Geschiklichkeit, Gedult und Einsicht ausführte. Allein wir müssen gestehen, daß wir aus diesen Proben nicht die vortheilhaftesten Begriffe von seiner Arbeit bekommen haben, so wie auch sein lateinischer Ausdruk uns bisweilen stuzig gemacht hat. Was ist es nöthig, daß in Anmerkungen zum Etymol. M. erklärt werde, was ἱερεστεώνη sey (S. 25.) welches in den gemeinsten Lehrbüchern der griechischen Alterthümer vorkommt. Daß einige Alten geglaubt, das die Seele im Blute sey, wird S. 27. durch viele Anführungen bewiesen u. s. w. Dergleichen Compilationen, welche den Noten nur bey Anfängern einen Schein der Gelehrsamkeit geben können, erwarteten wir von einem Herausgeber des Etymol. M. nicht, welcher nüzlichere und wichtigere Dinge vorbringen soll, es würde sonst von dem H. V. welchem wir die Albertische Arbeit beym Hesychius zum Muster empfehlen, eben das gesagt werden können, was er S. 4. vom Plato sagt: sagacissimum cæteroquin virum revera nugas agere.

Commentarii de libris minoribus Voluminis I. P. I. Bremæ, ap. G. L. Fœrster, 1766. 10 Bogen in 8.

Mit diesem Theile machen die Verfasser (denn daß mehrere an dieser Schrift Antheil haben, zeigt die

die Verschiedenheit der Schreibart sehr deutlich) den Anfang kleine und besonders academische Schriften anzuzeigen und zu beurtheilen. Sie schliessen von ihrem Vorhaben bloß juristische und medicinische Schriften aus. Wir wollen, da sie in der Vorrede guten Rath verlangen, ihnen rathen unter diesen kleinen Schriften eine sorgfältige Auswahl zu treffen. Der gröste Theil der sogenannten Disputationen wird von jungen Leuten geschrieben, und die Wahl und Ausführung der Materien zeugt gemeiniglich von dem Alter ihrer Verfasser. Wir glauben nicht, daß eine Anzeige dergleichen schlechter Schriften dem Leser nützlich und angenehm sey. Wollten aber die Verf. sich mit der Beurtheilung solcher Schriften beschäftigen, welche sich auf eine vortheilhafte Weise von andern unterscheiden, und verdienen, der Vergessenheit, welche dem grösten Theile der Disputationen geschwinde nachfolgt, entrissen zu werden, so wird ihre Arbeit sich auch von der Seite der Nutzbarkeit empfehlen. Es ist bekannt, wie sorgfältig, Leibnitz gute kleine Schriften sammlete und aufbehielt. — In diesem Theile sind 35 Schriften recensirt und wir haben die Schreibart der Recensenten grösttentheils munter, lebhaft, rein und angenehm gefunden. In den Urtheilen herrscht überall eine grosse Strenge, die wir zwar einigemal gemildert gewünscht hätten, aber wir können doch nicht sagen, daß die Verf. in ihren Urtheilen Unrecht hätten. Besonders ist S. 76. die Recension der Schirachischen Ausgabe des Ciceronischen Orators mit einer guten Laune abgefaßt und überhaupt versprechen wir dieser Schrift zwar wenig Freunde und Lobredner, aber desto mehr Leser.

E.

Ber-

Benjamini Hederici, Schol. Hayn. Rect. Lexicon manuale Latino-Germanicum, omnium sui generis Lexicorum longe locupletissimum, adeoque ad intelligendos cum veteres, tum medii atque recentioris aevi scriptores, quarumcunque artium atque scientiarum, apprime commodum; notisque et observationibus orthographicis, etymologicis, criticis, antiquariis passim distinctum. Accedit compendiorum Scriptura signorumque in scriptoribus veteribusque monumentis crebrius obviorum interpretatio. Lipsiae apud Io. Frid. Gleditsch. 1766. I. Band 4. Alph. 1. B. II. Band 4. Alph. 6½ B. in gr. 8.

Unter den Schulleuten, deren Andenken in Seegen zu seyn verdient, gehört dem Hederich eine vorzügliche Stelle. Unter so wenigen Aufmunterungen, als dieser Stand unter uns hat, wie weit hat er nicht seinen Fleiß getrieben! und da vor ihm zu Erleichterung der Schulstudien so wenig unter uns gesorgt war, unter uns, wo doch eine so grose Menge junger bedürftiger armer Leute zum Studiren gelassen wird, die weder Bücher noch andre Hülffsmittel sich verschaffen können, wie viel nützliche Bücher hat er nicht ausgearbeitet, durch welche theils die Anfangsgründe theils allgemeine Kenntnisse leichter und mehr unter unserer Schuljugend sind verbreitet worden. Er war freylich ein bloser Compilator; aber gewiß ein solcher, der seinen guten Verstand nicht dabey zugesetzet hatte. Sein lateinisch-deutsches Wörterbuch, wovon wir hier eine neue Auflage anzeigen, ist eine grose Wohlthat für Studirende, die von andern Hülfsmit-

 teln

teln entblößet sind, und da es auch so wohl die veralteten, als neuen barbarischen und so gar scholastischen lateinischen Wörter enthält, so kan es in vielen Fällen auch andern dienlich seyn. Es ist wahr; es hat dieses Wörterbuch seine Mängel und Unvollkommenheiten, das Deutsche ist nicht allzeit zum Besten gewählt und den lateinischen Redensarten angemessen; die Bedeutungen der Wörter sind nicht nach ihrer Entstehungsart nach dem fortschreitenden Uebergang vom Eigentlichen zum Uneigentlichen, geordnet und unter bestimmte Classen gebracht. — Allein ist dieß in einem andern Wörterbuch, ist es selbst im Fabrischen, im Geßnerischen, geschehen? und wenn ist je zu hoffen, oder zu verlangen, daß ein Wörterbuch diejenige Vollkommenheit haben soll, die sich davon denken läßt?

C. Cornelii Taciti de situ, moribus et populis Germaniæ libellus, cum perpetuo et pragmatico commentario, quo populorum Germaniae nomina, situm, res gestas, exitiones in societates magnas, atque, ex eorundem moribus, variorum in Germania publicorum ac privatorum iurium et consuetudinum originem et progressum exposuit *Iust. Christoph. Dithmarus*, Hist. et Polit. in Ill. Viadrina Prof. P. Ord. Soc. Reg. Pruss. Scient. Sodalis. Accedunt in appendice Notae Conringii Lacarrii et Leibnitii, cum excerptis ex Clariss. Iacobi Gronovii Oratione de tempore migrationis Batavorum in insulam suam. *Editio tertia prioribus emendatior*, Francofurti ad Viadrum, Impensis Ant. Godofr. Braunii 1766. 8. 20 B.

Die

Diese kleine Schrifft des Tacitus, ist, in Ermangelung vollständigerer Nachrichten, das Hauptbuch für die älteste Geschichte unsrer Nation, und alle, die sich mit Reichsgeschichten, deutschen öffentlichen und Privatrechten abgeben, sollten es ganz ihrem Gedächtniß eingeprägt haben. Für die, welche in Alterthümern, alten Sprachen, und alten Geschichten forschen, ist es ohnedem, was wir sagen, der Catechismus.

Was diese Ausgabe Eigenes habe, zeigt der ausführliche Titel hinlänglich. Eben dies Ausgedehnte und Wortreiche und die Einmischung von vielem Entbehrlichen kan man sich auch in den Anmerkungen selbst versprechen, wo man auserdem das, was in den bekannten Schrifftstellern, die von deutschen Alterthümern handeln, gesagt wird, fleißig zusammen getragen findet.

L.

Christ. Adolph. Klotzii Vindiciae Q. Horatii Flacci. Accedit Commentarius in Carmina Poetae. Bremae, sumt. G. L. Foersteri, 1764. 8. 280 Seiten.

Wir besitzen eine solche Menge von Erläuterungen und Commentarien über den Horaz, daß man nach Gesners Bemerkung ein ganzes Buch von den verschiedenen Ausgaben desselben schreiben könnte. Gegenwärtige Schrift ist hauptsächlich wider die ausschweifende Meynung des bekannten Harduins gerichtet, welcher beynah alle alten Autoren, und auch die Oden des Horaz für unächt erklärte. Zu gleicher Zeit hat der Verf. Gelegenheit genommen, die vom Harduin berührten Stellen weitläuftig zu erläutern.

Man wird in diesem Buche den leichten und fliessenden Styl des Hrn. K., welcher dem Leser so angenehm ist, nicht vermissen. Wir gestehen aber aufrichtig, daß uns die vielen Ausschweifungen und überhäuften Citationen nicht gefallen haben. Harduins seichte Behauptungen werden ganz gut, obgleich zuweilen mit bekannten Gründen, und manchmal mit schon gebrauchten Instanzen *) widerlegt. In dem Commentar herrscht eine große Belesenheit; wir glauben aber, daß manches hätte erspart werden können. Man vergleiche z. E. die Erklärung der Stelle:

— — quae Venus
Quinta parte sui Nectaris imbuit,

die ein ganzes Blatt einnimmt, (S. 125.) mit der Gesnerschen Anmerkung über eben die Stelle, und man wird finden, daß jene nichts mehr, als diese sagt. Und so an andern Orten mehr. Doch begehren wir nicht zu läugnen, daß dieses Buch vielen nützlich seyn könne, und von dem bekannten Geschmak, und der Gelehrsamkeit des Verf. einen neuen Beweis ablege. Aber bey manchen Digreßionen muß auch, ein sonst geduldiger Leser ausrufen: Nunc non erat his locus! — Z. E. Harduin sagt: Die Satyren und Oden sind so verschiedene Gattungen, daß eine Person schwerlich in beyden zugleich vortreflich seyn kann. Hr. K. giebt zu, daß es schwer sey, beruft sich aber auf gegenseitige Exempel, und vergleicht die Poeten mit den Mahlern. Diese Vergleichung ist richtig; aber nun höre man. Der Verf. liefert bey dieser Gelegenheit, auf zwey Seiten, ein Verzeichniß von mehr als vierzig Mahlern, charakterisirt sie und zeigt an, wel-

*) Man vergleiche, z. E. S. 15. 16. der Vindic. mit den Lettres Juives, im 2ten Theil 80. Briefe, von der Citation des Marot beym Boileau.

welche nur in einem, oder in mehrern Stücken vortref-
ch waren. (S. 20. 21.) Eben so ist das folgende:
Harduin erklärt eine gewisse Münze aus dem Grunde
ür unächt, weil man auf Privatpersonen keine Mün-
en geschlagen hätte. Um dies zu widerlegen, liefert
Hr. Kl. ein Verzeichniß solcher Münzen, und eine
Abhandlung davon auf 15. Seiten. (S. 34-50.)
Uebrigens wollen wir noch erinnern, daß der V. eine
besondere Ausgabe von der A. P. verspricht.

***

10. Haushaltungskunst.

Anleitung für die Landleute in Absicht auf das Ausstocken und die Pflanzung der Wälder. Zur Beantwortung der von der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich, ausgeschriebenen Preißfragen. Aus den darüber eingelaufenen Antworten zusammengetragen. Zürich, bey Heidegger und Compagnie 1765. gr. 8. 4 Bogen.

Enthält viel gute Sachen, so aber meistens schon lange bekannt gewesen sind. Zu loben ist die Absicht der Herren Schweizer, daß sie dergleichen kleine Abhandlungen, die zum Theil Auszüge aus größern Ausarbeitungen sind, dem gemeinen Mann auf diese Weise in die Hände zu bringen suchen. Warum werden die Schweizer hierinnen nicht in andern Ländern nachgeahmet?

Allgemeines öconomisches Forstmagazin, in welchem allerhand nüzliche Beobachtungen, Vorschlä-

schläge und Versuche über die wirthschaftliche, Policey- und Cameral-Gegenstände des sämmtlichen Wald-Forst- und Holzwesens enthalten sind; gesammlet von einer Gesellschaft, deren ordentliches Geschäfte ist, Waldungen zu gewinnen, zu benutzen, und zu erhalten, herausgegeben unter der Aufsicht Johann Friedrich Stahls, H. W. R. E. R. Iubet amor patriae, natura juvat, sub numine crescit. Siebenter Band, gr. 8. Frankfurth und Leipzig bey Mezler und Compagnie 1765. 20 Bogen.

Dieses gemeinnützige Buch, dessen Inhalt der lange Titel erkläret, ist bereits in jedermanns Händen, und wird stark gelesen. Es wäre also überflüssig solches allhier allererst anzupreisen, und mag uns genung seyn, die Leser unserer Bibliothek zu versichern, daß die innere Einrichtung noch dieselbe bleibt, und die mancherley Abhandlungen noch immer ihren Werth der Gründlichkeit behaupten; einige wenige ausgenommen, die besser seyn könnten. Einen guten Rath müssen wir den Herren Verfassern zu ihrer Warnung geben, nemlich in Beurtheilung anderer Schriftsteller und deren Ausarbeitungen etwas vorsichtiger und gelinder zu seyn, und nicht verdiente Männer anzuschnauben, wenn sie etwan das Unglück haben, nicht einerley Meinung mit ihnen zu seyn. Der alte würdige Herr D. und Professor Schreber ist unter andern der Gegenstand ihres Zorns. Es machet den V. in der That wenig Ehre, diesen verdienstvollen Gelehrten dergestalt begegnet zu haben.

Museum Rusticum et Commerciale, oder auserlesene Schriften, den Ackerbau, die Handlung,

lung, die Künste und Manufacturen betreffend, aus der Erfahrung genommen, und von verschiedenen in diesen Verrichtungen geübten Männern mitgetheilet, von einigen Mitgliedern der Gesellschafft zur Aufmunterung der Künste, Manufacturen und Handlung aber durchgesehen und herausgegeben. Aus dem Englischen übersetzet, und mit einigen Anmerkungen begleitet. 8. 2 Band 1765. 1 Alphabet 5 Bogen, 3 Band 1765. 23 Bogen, 4 Band 1766. 1. Alphab. 2 Bogen. Mit Kupfern, Leipzig, bey Johann Friedrich Junius.

Des ersten Bandes dieses Werks ist bereits im ersten Theil unserer Bibliothek im 2. Stück S. 314. Meldung geschehen. Die drey folgenden Bände so wir gegenwärtig vor uns haben, sind dem erstern in Absicht der innern Einrichtung vollkommen gleich. Lauter kurze Aufsätze über allerley Gegenstände der Haushaltung, Handlung und Künste, welche durch ihre Mannigfaltigkeit den Leser, der an solchen Schriften einen Gefallen hat, angenehm unterhalten, und nicht selten zu Versuchen und Nachahmungen anreitzen. Das meiste ist jedoch öconomisch; und findet man oft ganz einzelne Fälle angeführet, die bey der Landwirthschaft merkwürdig sind. Was uns in dem vierten Bande besonders gefallen hat, ist das 103te Stück, worinnen der Pferdeharn und andere Feuchtigkeiten dieser Art zur Düngung empfohlen werden. Verschiedene Englische Wirthschaftsbücher handeln zwar auch davon, nirgend aber haben wir diese bey uns annoch ungewöhnliche Art zu düngen, deutlicher beschrieben gelesen, als an diesem Ort, so daß wir nicht um-

hin können, sie unsern öconomischen Lesern zur Nachahmung anzupreisen, wie wir denn selbst so fort Versuche damit angestellet haben. Zu wünschen wäre es, daß dieses Museum nicht so gar schlecht übersetzet wäre. An vielen Orten bleibt es kaum verständlich.

X.

Die Kunst Pferde zu zäumen und gut zu beschlagen, nebst einer Anweisung junge Pferde besonders zum Kriegsdienste geschikt abzurichten, von J. B. v. Sind. Mit Kupf. Frankf. und Leipzig 1766. auf 52 S. in 8.

Die Vorwürfe, durch welche die gemeinen Künstler die Theorie aus ihren Wissenschaften zu verdrängen suchen, lassen sich nicht leichter widerlegen, als wenn Männer, die die Theorie mit der Ausübung verbinden, eben durch diese Verbindung die interessantesten Vortheile entdecken. Die Abhandlung des Hrn. von Sind verdient dieses vorzügliche Lob, und wir merken es nicht an, um die Ehre des Verf. zu erhöhn, sondern weil wir wünschen, daß Künstler überhaupt, jeder in seiner Art, darnach streben möchten.

Es ist lächerlich, verschiedenen Pferden einerley Zäume anlegen zu wollen. So vielfältig die Bildung der Laden, der Zunge, der Lefzen und der Spaltung des Mauls ist, so mannichfaltig muß die Einrichtung des Mundstüks seyn. Darauf muß man besonders seine Aufmerksamkeit richten, daß man es weder der Zunge noch den Laden allein zu tragen giebt. In beyden Fällen würde man sonst das Pferd verderben. Nach der Spaltung des Mauls muß man die Stelle beurtheilen, welche das Mundstük erhält. Es ist kein Pferd von Natur hartmäulig: von dem schlechten

Mundstücke kömmt dieser Fehler allein her. Die Stangen, wodurch das Mundstük regirt wird, wirken nach den unveränderlichen Grundsätzen vom Hebel, und daraus findet man die Eigenschaften, die sie haben müssen, um das Mundstük weder zu heftig noch zu gelinde zu bewegen. Die Kinnketten, ohne welche Mundstük und Stangen unwirksam seyn würden, müssen so eingerichtet seyn, daß sie sich in die Furche zwischen den Kinnbaden anlegen.

Für Pferde die einen Schaden am Hufe haben, schlägt der V. Eisen mit Schrauben oder Riemen vor. Der Huf eines gesunden Pferdes muß vor dem Beschlagen mit einem Gemische von Kühmist und Fett erweicht werden. Die Fersen darf man weder zu weit noch zu schwach auswirken. In beyden Fällen würde das Pferd in Gefahr seyn, den Fuß zu verstauchen, und in jenem würde es überdies noch schwer gehn. Das Brennen am Hufe ist allezeit schädlich. Die Eisen müssen an den Fersen enger als der Huf, übrigens allezeit durchaus eben so weit seyn; und man thut wohl, wenn man sie an dem innern Ranfte stärker als am äussern machen läßt. Die Stollen der Eisen sollten höchstens nur zur Winterszeit geduldet werden.

Die Anweisung, junge Pferde zum Kriegsdienste abzurichten, beschäftigt sich nur mit dem gemeinen Reuter ausser der Campagne. Das Temperament der Pferde fordert es, daß er sie mit Liebe zieht. Zuerst muß ein junges Pferd den Sattel tragen lernen, darauf auf einem viereckigten Platze im Reuten geübt werden. Die Kunstgriffe, die der V. bey dieser Gelegenheit empfiehlt, sind ungemein natürlich und in der Ausübung unfehlbar. Wenn das Pferd bey einem Schusse scheu wird, so soll man es nicht schlagen: es würde sonst den Schuß allezeit für einen Propheten seiner Strafe halten, und nicht aus Furcht für dem

Schüsse, sondern für der darauf folgenden Strafe ungestümm thun. Des Verf. Unterricht vom Schwenken gefält uns so wohl, daß wir ihn herschreiben würden, wenn er ohne Bilder verständlich wäre: aber wir haben vielleicht schon genug gesagt, unsere Leser auf das Buch selbst begierig zu machen.

B.

---

11. Vermischte Nachrichten.

Der Freund junger Leute von M. G ... aus dem Französischen übersetzt. Leipzig 1765. bey Johann Friedrich Junius. 1. Alph. 4. Bog. in 8.

Wie viel gutes wird über die Erziehung geschrieben und wie wenig wird davon ausgeübt! Der Verf. gegenwärtiger Schrift redet mit patriotischem Eifer gegen die falschen Grundsätze der sogenannten Philosophen unter seinen Landsleuten, und gegen die Mängel der gewöhnlichen Erziehung, die in Frankreich herrschen. Er will, und mit Recht, daß man gottesfürchtige und tugendhafte Menschen, redliche und nützliche Bürger erziehen soll. Er hat alles, was nur über die Erziehung geschrieben worden, gelesen, und sich zu Nutze gemacht, auch Roußeaus Emil nicht ausgenommen; darin wirklich unter vielen seltsamen und eigensinnigen Ideen wichtigere Anmerkungen über die Erziehung vorkommen, als der gemeine Haufe der Leser und Gegner dieses Buchs sich einbilden mögen. Wir sind auch der Meynung, der V. hätte manche Gedanken des Roußeau noch besser nutzen können. Geist und Unpartheylichkeit hat er genung dazu. Er hat aber nicht blos andere nachgeschrieben, sondern

selbst

elbst gedacht, selbst geprüft, und man sieht es ihm
an, daß er aus eigner Erfahrung spreche. Ueberdem
spricht er mit einem so vollen Herzen und mit einem so
gesetzten Ernste von seinem Gegenstande, daß er auch
diejenigen Leser, für welche er wenig neues sagt, un-
gemein interessirt. Einige Deklamationen und Be-
trachtungen die nicht, nach der Strenge genommen,
zur Sache gehören, muß man der Schwatzhaftigkeit
eines Französischen Moralisten zu gute halten, und
man thut es gern, weil er sie wohl ausdruckt. Die
Materie ist in vier Unterredungen getheilt, und handelt
in einem natürlichen und gefallendem Styl, (der aber
doch die Sprache der Dialoge nicht ist,) 1.) von der
Liebe zu Gott, zum Vaterlande, zu den Eltern, ge-
gen alle Menschen, und von der Selbstliebe; 2.) von
der Sorge den Leib der Kinder zu bilden, und den
Mängeln der gewöhnlichen Erziehung dabey; 3.) von
der Bildung des Herzens, und endlich 4.) von der
Bildung des Verstandes. Eltern und Lehrer, die sich
von den falschen Vorurtheilen der gewöhnl. Erziehung
reinigen, und Kinder auf die schicklichste und beste
Art erziehen wollen, müssen ein solches Buch lesen.
So wohl wir aber auch mit dem Inhalt zufrieden sind,
so wünschten wir doch noch lieber, daß unsre Deutschen
Anweisungen zur Erziehung haben möchten, die dem
Charakter der Nation angemessen wären, und ihre un-
richtigen Nationalvorurtheilen und Sitten begegneten.
Ein Franzose schreibt für seine Nation; und beziehet
sich auf Gebräuche, falsche Denkungsarten und Fehler,
die bey ihm herrschend sind: seine Betrachtungen müs-
sen also vielen deutschen Lesern in dieser Absicht theils
unverständlich, theils unbrauchbar seyn.

**Unterweisung den Verstand und das Herz jun-
ger Leute zu bilden. Nach einer neuen Art**

ein-

eingerichtet, wie Gelehrte, Kaufleute und Künstler zu erziehen. Aus dem Französischen übersezt. Frankfurt und Leipzig, 1765. 5 Bogen in 8.

Die neue Art der Unterweisung, die hier vorgeschlagen wird, besteht darin, daß man bey jungen Kindern nach dem vierten Jahre bereits mit den mathematischen Wissenschaften den Anfang machen; darauf zur Logik und Ontologie fortgehen; auf diese Psychologie und natürliche Theologie folgen lassen; darnach die Physik und die natürliche sowohl als bürgerliche Geschichte nebst den Hülfswissenschaften der leztern lehren; dann seinen Lehrling im Natur- und Völkerrechte, der Moral, Politik u. s. w. unterrichten, und endlich mit der Erlernung der schönen Wissenschaften, und mit den Werken des Geschmaks beschliessen soll. Der Verf. welches der Hr. von Felice, Professor der Mathematik und Vorsteher des Erziehungs-Instituti zu Yverdon ist, siehet die Schwierigkeit seines Plans ein; aber nicht von der Seite als wir. Er meynt, daß es schwer halte, Männer zu finden, welche Kindern den Unterricht in den Wissenschaften nach diesem Plan faßlich genung machen könnten: und das ist wahr. Wir glauben aber auch, daß der Plan der Natur selbst und den Fähigkeiten der Kinder nicht ganz angemessen sey. Mit der Mathematik anzufangen, liessen wir noch gelten; überhaupt aber muß man bey der Unterweisung erst darauf sehen, den Verstand mit individuellen Ideen, das Herz mit Empfindungen zu bereichern, und hierzu dient die natürliche und bürgerliche Geschichte, die Kenntniß der Künste und die Bekanntschaft mit den besten Werken der Alten; dabey der Lehrer freylich philosophisch zu wachen hat, daß der daraus gesammlete Stoff richtig und wahr sey.

Die

Die junge Seele thut alsdann schon von selbst ihr Geschäft, vergleicht die Materialien, abstrahirt und macht Schlüsse daraus, wo der Lehrer nur nachzuhelfen und zurecht zu weisen braucht. Dann muß erst eine systematische Wissenschaft der Regeln und Grundsätze dieser gesammleten Kenntnisse nachfolgen, wenn sie faßlich, interessant und brauchbar seyn soll.

Der V. verspricht am Ende, den Text seiner bisherigen Lectionen, welcher die Anfangsgründe aller benannten Wissenschaften in einer zur schiklichsten Unterweisung dienlichen Methode enthält, durch den Druk bekannt zu machen; wovon wir viel nützliches erwarten. Der Uebersetzer dieser Schrift hätte reiner, weniger steif und undeutsch übersetzen müssen, wenn seine Uebersetzung gefallen sollte.

B.

Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatschriften 1 bis 4ter Theil. Auf die Jahre 1765 und 1766. Frankfurt am Mayn, Gedruckt bey J. D. Schepern, 102 Bogen in 8.

Dis ist ein nützliches Unternehmen; denn es erscheinen in den auswärtigen periodischen Schrifften viel wichtige Abhandlungen, die verdienen in Deutschland bekannter zu werden. So viel wir im Durchsehen bemerket haben, so ist auch eine gute Wahl von solchen gemeinnützigen Stücken getroffen worden, die viele Leser interessiren können. Nur wolten wir den Samlern dieser Auszüge rathen, sich meistens auf wirkliche Abhandlungen einzuschränken, und nicht so viele ausführliche Recensionen von Büchern, aus fremden Journalen auszuziehen, denn die meisten dieser Recensionen passen sich auf Deutschland nicht. Viele

Bü-

eingerichtet, wie Gelehrte, Kaufleute und Künstler zu erziehen. Aus dem Französischen übersezt. Frankfurt und Leipzig, 1765. 5 Bogen in 8.

Die neue Art der Unterweisung, die hier vorgeschlagen wird, besteht darin, daß man bey jungen Kindern nach dem vierten Jahre bereits mit den mathematischen Wissenschaften den Anfang machen; darauf zur Logik und Ontologie fortgehen; auf diese Psychologie und natürliche Theologie folgen lassen; darnach die Physik und die natürliche sowohl als bürgerliche Geschichte nebst den Hülfswissenschaften der leztern lehren; dann seinen Lehrling im Natur- und Völkerrechte, der Moral, Politik u. s. w. unterrichten, und endlich mit der Erlernung der schönen Wissenschaften, und mit den Werken des Geschmaks beschliessen soll. Der Verf. welches der Hr. von Felice, Professor der Mathematik und Vorsteher des Erziehungs-Instituti zu Yverdon ist, siehet die Schwierigkeit seines Plans ein; aber nicht von der Seite als wir. Er meynt, daß es schwer halte, Männer zu finden, welche Kindern den Unterricht in den Wissenschaften nach diesem Plan faßlich genung machen könnten: und das ist wahr. Wir glauben aber auch, daß der Plan der Natur selbst und den Fähigkeiten der Kinder nicht ganz angemessen sey. Mit der Mathematik anzufangen, liessen wir noch gelten; überhaupt aber muß man bey der Unterweisung erst darauf sehen, den Verstand mit individuellen Ideen, das Herz mit Empfindungen zu bereichern, und hierzu dient die natürliche und bürgerliche Geschichte, die Kenntniß der Künste und die Bekanntschaft mit den besten Werken der Alten; dabey der Lehrer freylich philosophisch zu machen hat, daß der daraus gesammlete Stoff richtig und wahr sey.

Die

Die junge Seele thut alsdann schon von selbst ihr Geschäft, vergleicht die Materialien, abstrahirt und macht Schlüsse daraus, wo der Lehrer nur nachzuhelfen und zurecht zu weisen braucht. Dann muß erst eine systematische Wissenschaft der Regeln und Grundsätze dieser gesammleten Kenntnisse nachfolgen, wenn sie faßlich, interessant und brauchbar seyn soll.

Der V. verspricht am Ende, den Text seiner bisherigen Lectionen, welcher die Anfangsgründe aller bekannten Wissenschaften in einer zur schiklichsten Unterweisung dienlichen Methode enthält, durch den Druk bekannt zu machen; wovon wir viel nüzliches erwarten. Der Uebersetzer dieser Schrift hätte reiner, weniger steif und undeutsch übersetzen müssen, wenn seine Uebersetzung gefallen sollte.

B.

Neue Auszüge aus den besten ausländischen Wochen- und Monatschriften 1 bis 4ter Theil. Auf die Jahre 1765 und 1766. Frankfurt am Mayn, Gedruckt bey J. D. Schepern, 102 Bogen in 8.

Dis ist ein nützliches Unternehmen; denn es erscheinen in den auswärtigen periodischen Schrifften viel wichtige Abhandlungen, die verdienen in Deutschland bekannter zu werden. So viel wir im Durchsehen bemerket haben, so ist auch eine gute Wahl von solchen gemeinnützigen Stücken getroffen worden, die viele Leser interessiren können. Nur wolten wir den Samlern dieser Auszüge rathen, sich meistens auf wirkliche Abhandlungen einzuschränken, und nicht so viele ausführliche Recensionen von Büchern, aus fremden Journalen auszuziehen, denn die meisten dieser Recensionen passen sich auf Deutschland nicht. Viele

Bü-

Bücher sind z. E. für Frankreich wichtig, und werden daher von den dortigen Journalisten sehr herausgestrichen, die für Deutschland gar nicht interessant sind. Oefters sind sonderlich die Urtheile der Französischen Journalisten auch sehr unzuverläßig. Insbesondere wollen wir dem Samler rathen, ja ins künftige keine Urtheile über Engländische Bücher, aus dem Iournal encyclopedique abzuschreiben, denn sie sind größtentheils ungemein seichte, und zuweilen sind diese Urtheile noch dazu ohne sie zu verstehen aus dem Monthly revieu und critical revieu übersezt. Es läßt auch etwas sonderbar, wenn zuweilen in diesen Auszügen auswärtiger Journalen, Recensionen von fremden Büchern, die aber schon ins deutsche übersezt, und genugsam bekannt sind, gefunden werden. So wird z. B. S. 129. des 1 Theils, Lewis Commercium Philosophico Technicum aus der Gazette Litteraire recensirt, ohne anzuzeigen, daß dieses Buch schon, (und zwar mit Vermehrungen) ins deutsche übersezt sey. Des schwedischen Leibarzts Rosen bekannte Pillen zur Präservation gegen die Blattern, werden nach einem französischen Journale gerühmt, da wir doch von diesem Buche sogar zwo Uebersetzungen haben, u. d. gl. mehr.

Die Uebersetzung scheint so ziemlich zu seyn, nur wünschten wir, daß die Sammler auf die Reinigkeit der Sprache aufmerksam wären, und auch sonst gewisse andere kleine Nachläßigkeitsfehler zu vermeiden suchten. Z. B. Heroïdes (Heldenbriefe) sollten nicht durch Heldengedichte übersezt werden. Amelot de la Hußaye sollte nicht als zwey Personen, Amelot und Hußaye angeführt werden, man sollte nicht schreiben von der Gewalt des Feuers auf dem Golde anstatt auf das Gold. Man sollte nicht immer schreiben denen Franzosen, denen Weberstühlen. Der Artickel, der, die, das, hat im dativo Pluralis niemals denen

son-

andern den. Denen ist allemal ein Pronomen relativum. Es brauchen so viele deutsche Schriftsteller den Artickel falsch, daß man es endlich doch anmerken muß.

Diese kleinen Fehler hindern übrigens die Vorzüge des Werks nicht; ja wir hoffen, es werde sich verbessern, denn wir sehen in den leztern Theilen mit Vergnügen, daß die V. nicht alles Wort vor Wort übersetzen, sondern wirkliche Auszüge machen, und hin und wieder eigene Anmerkungen hinzusetzen, die die Abhandlungen öffters deutschen Lesern gemeinnütziger machen.

Dieses Werk wird auf Kosten der kaiserl. Reichspostzeitungsexpedition in Frankfurt am Mayn gedrukt; die Liebhaber in hiesigen Gegenden, die es verlangen, können sich deshalb an unsern Verleger wenden, bey dem es in hiesigen Gegenden allein zu haben ist.

**

Nachrichten zur Kirchen- Gelehrten- und Bücher-geschichte; aus gedruckten und ungedruckten Schriften gesamlet von D. Johann Bartholomäus Riederer, Prof. Theol. und Diacono. Erster Band. Altdorf bey Lorenz Schüpfel, 1764. 1--4tes Stück, 1. Alph. 9. Bogen, 5--7tes Stück, 1. Alph. 1. Bogen in 8.

Diese Samlung enthält angenehme Nachrichten und Briefe, darunter viele zum erstenmal im Druck erscheinen, welche zur Aufklärung des Religionszustandes in Deutschland zur Zeit vor und in der Reformation manches beytragen, und verschiedenes genauer berichtigen. Nächstdem sind auch höchst seltene kleine Schriften aus den ersten Zeiten der Buchdruckerkunst, alte deutsche Uebersetzungen der Psalmen und andere Lie-

Lieder entweder ganz oder auszugsweise mitgetheilet worden; daraus auch die, welche die alte deutsche Sprache studiren, nützliche Anmerkungen ziehen können. Das merkwürdigste darin scheint uns zu seyn Num. 5. darin wahrscheinlich gemacht wird, daß die 17 Artickel, welche der Grund zur Augsburg. Konf. waren, nicht zu Torgau, noch zu Schwobach, sondern zu Marburg nach dem Religionsgespräch mit den Zwinglianern entworfen, und der Stof dazu aus den Vergleichspunkten mit diesen leztern genommen worden. Num. 11. u. 12. Nachrichten von ein paar seltenen deutschen Uebersetzungen der 4 Evangelisten, die zu Leipzig und Augsburg 1522. noch vor Lutheri seiner erschienen: ingleichen Num. 24. von einer lateinischen Koncordanz über das A. u. N. T. aus dem 15ten Jahrhundert, Num. 25. von Langens deutschen Uebersetzung Matthäi 1521. und Num. 26. und 38. von Krumpachs deutschen Uebersetzung des Evangelii Johannis, und der Briefe Pauli an den Timotheum und Titum 1522. Num. 29. eine deutsche Auslegung der zehn Gebote von 1483. Num. 69. Nachricht von einer deutschen Handschrift einer Historien Bibel A. T. nach der Mitte des 15. Jahrhunderts. Num. 18. ein merkwürdiger Brief aus Rom von 1521. wie man gegen Luthern und seine Lehre daselbst gesinnet sey. So hat auch der V. verschiedene noch ungedruckte Briefe an Pirkheimern, besonders von Laz. Spenglern beygebracht, die angenehme Anecdoten enthalten, und von der allgemeinen Gährung der Gemüther Zeugen sind, die Luthers Lehre in Deutschland sogleich verursacht hatte. Aus den Num. 22. 35. und 46. gesamleten Briefen an D. Hieron. Schallern möchte es manchen wohl einleuchten, daß bey dem Verhalten gegen die Krypto-Calvinisten, und bey Einführung der Formulae Concordiae nicht immer mit geistlichen

Waffen verfahren worden sey. Noch müssen wir Osianders Bericht von dem Marburgischen Religionsgespräche an den Rath zu Nürnberg nicht vergessen, welcher Num. 56. aus einer Handschrift mitgetheilet worden, und den ganzen Verlauf dieses merkwürdigen Gesprächs ziemlich naif erzählt. — Wenn der Styl in diesen Nachrichten weniger weitschweifig, und mit wenigern Höflichkeitsbezeugungen gegen die, die den V. mit ihren Seltenheiten an die Hand gegangen, überladen wäre, würden sie sich noch angenehmer lesen lassen. Dergleichen kriechende Complimente, die sich manche deutsche Schriftsteller, sonderlich auf Universitäten, so sehr angewöhnet haben, nützen den Leser nichts, ermüden ihn, und müssen nothwendig den Schriftsteller in seinen Augen erniedrigen.

B.

Unterhaltungen.

La Bagatelle, la Science
Les Chimeres, le rien, tout est bon; je soutiens
Qu'il faut de tout aux Entretiens.

Erster Band. Januar bis Junius 1766. 36½ Bogen in gr. 8. mit verschiedenen Kupfern und Notenblättern. Zweyter Band Julius bis Decemb. 1766. 35 Bog. in gr. 8.

Seit den Erweiterungen hat Deutschland keine eigentliche periodische Schrift gehabt, die bloß einer vernünftigen Belustigung gewidmet war. Diesem Zwek sezt sich die gegenwärtige Schrift vor, und wird ihn so ziemlich erreichen. Die Stüke sind zwar nicht von gleichem Werthe, welches sonderlich bey den Gedichten merklich ist, inzwischen kan man bey einer solchen Samlung, auch eben nicht lauter Meisterstüke verlan-

 gen.

gen. Nur die theologische und mathematische Abhandlungen könnten unsers Erachtens aus einem solchen Werke füglich wegbleiben, denn wer nicht ein Theologe und Mathematicker von Profession ist, dem werden dergleichen Stüke schwerlich unterhalten. Die Uebersetzungen in diesem Werke sind wohl gewählet, und so viel wir bemerket, auch gut übersetzet. Unter den Originalen, nimmt sich insbesondere eine Abhandlung über den Geschmack in der Musick aus, die verschiedene gute Anmerkungen enthält, doch diese Materie darin noch nicht erschöpft. Zwey comische Opern, Basilio und Quitteria (aus dem Don Quixote) und Lisuart und Deriolatta, diese leztere ist von Hrn. Hillern componirt, in Leipzig aufs Theater gebracht worden. Endlich Armide eine ernsthaffte Oper nach dem Französischen des Quinaut. Wir verschweigen, was die Kritick bey diesem Stüke erinnern könnte, aber daß diese Poesie einem Componisten zur Musick höchst unbequem vorkommen müsse, können wir nicht verschweigen. Die Versart mancher Arien, möchte den geduldigsten Componisten ungeduldig machen. Die solte doch ein Dichter, der ausdrüklich vor die Musik dichten will, vermeiden. Ueberhaupt dünket uns, solte aus vielerley Ursachen Quinaut nicht das Muster für einen deutschen Operndichter seyn. Der Verfasser dieser 3 Stüke ist, wie man uns gesagt, Hr. Schübler, der auch der Herausgeber und vornehmste Mitarbeiter an dieser Samlung zu seyn scheint, die der kleinen Erinnerungen ohngeachtet, die wir darüber gemacht, immer schäzbar ist. Noch müssen wir hinzusetzen, daß darin von Zeit zu Zeit verschiedene artige musikalische Stüke geliefert werden.

**

Ver-

Verschiedene Nachrichten.

Jacob Pfähler, Buchhändler zu Heidelberg, will das prächtige Werk: Scriptores Historiae Romanae qui extant omnes. Notis variis illustrati, a Carolo Henrico de Klettenberg et Wildeck e Bibliotheca Perillustris et generosi Domini B. Fr. S. R. I. Liberi Baronis de Hallberg, in unum redacti Corpus, Tribus Tomis distinctum. Edente *Benonne Casparo Havrisio* cum Figuris aeneis Fol. maj. 1743-1748. darauf im Anfange 30 Rthlr. pränumeriret worden, izt bis Ostern 1767. für 24 Rthlr. in Louisd'or à 5 Rthlr. verlassen. Dieses Werk ist prächtig auf Royalpapier gedrukt, und mit einer grossen Menge in Kupfer gestochener Münzen, Bildsäulen, Aufschriften, Vignetten u. s. w. gezieret. Liebhaber können sich bey dem Buchhändler Garbe in Frankfurt am Mayn, und in Berlin und Stettin bey unserm Verleger melden.

Herr Leßing giebt auf Ostern die beyden ersten Theile seiner dramatischen Werke heraus, welche seine Lustspiele enthalten. Im Ersten Theile ist befindlich: 1) der junge Gelehrte, 2) die Juden, 3) der Mysogyn, der izt in drey Aufzüge abgetheilt ist. Im Zweyten Theile 1) der Freygeist, 2) der Schaz, 3) Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglük, ein ganz neues Lustspiel in fünf Aufzügen.

Herr Prof. Reinhard zu Erlangen ist im Begrif der *Fulviae Moratae* Werke aufs neue herauszugeben.

Den 24sten Jenner 1767. ward zu Frankfurt an der Oder, eine neue Gesellschaft zum Nutzen der Künste und Wissenschaften eingeweihet. Schon im

Jahre 1764. hatten sich einige Studenten zu diesem Zwecke zusammengethan, und den Hrn. G. R. Daries zum Präsidenten erwählet. Hernach hat man den Plan dieser Gesellschaft dem Könige vorgelegt, der dem Hn. G. H. Daries diesen Plan zu prüfen und davon Bericht einzusenden, befohlen hat: hierauf ist die Gesellschaft von Sr. Maj. bestätigt und mit einem Siegel begnadigt worden. Die Gesellschaft will sich mit der Mathematik, Physik, Chymie, mit der Sittenlehre, mit der Politik, mit dem Rechte der Natur, mit der Historie, mit der Handlung, mit der Oekonomie, mit den Manufacturen und mit den schönen Wissenschaften beschäftigen. Die Mitglieder der Gesellschaft sind in drey Ordnungen eingetheilt. 1) Gelehrte die schon in Aemtern stehen u. s. w. 2) Studirende die wirklich mitarbeiten. 3) Studirende die bloß als Zuhörer aufgenommen werden. Der Herr G. R. Daries ist von Sr. Majest. zum Präsidenten dieser Gesellschaft bestätigt worden.

Die Königlich Großbrittanische Gesellschaft der Wissenschaften sezt zur Mathematischen Aufgabe für das Jahr 1767. die Untersuchung der Theorie und der Verbesserungen des Feldgestänges. Der Preiß ist eine Schaumünze von 25 Dukaten. Die Aufsätze müssen wenigstens vor Anfang des Octobers eingesendet werden.

Eine Gesellschaft in Berlin, verspricht einen Preiß von Einhundert Reichsthaler in Golde demjenigen, der bis zu Ende des 1767sten Jahres den besten Entwurf eines Unterrichts in der Religion für Kinder höchstens auf 5. oder 6 Bogen ausarbeiten und einsenden wird. Die Aufsätze werden mit der Unterschrift einer Devise, und mit einem beyliegenden versie-

gel-

gelben Blatte, auf welchem auswendig eben dieselbe Devise und inwendig der Name, Stand und Aufenthalt des Verf. verzeichnet ist, an den Buchhändler, Herrn Voß übersendet, welcher die Auszahlung des Preises versichert und leistet.

Der Correspondent der im Nov. 1766 an unsern Verleger ohne Anzeige des Orts und Datums geschrieben, und sich bloß mit . . . . unterzeichnet hat, wird gebeten sich näher zu erkennen zu geben, oder wenigstens eine Addresse zu geben, dahin man die Antwort an ihn richten kann.

Auszug eines Briefes aus der Schweiz.

Die helvetische Gesellschaft hat sich in dem leztverfloßnen Maymonate wiederum zu Schinznach versammelt, und die Verhandlungen derselben sind wie in den drey vorhergehenden Jahren gedrukt worden. Die Versammlung bestund aus ein und dreyßig Personen; es scheinet daß sich dieselben beynahe mit nichts anders beschäftiget habe, als ihre Geseße in Ordnung zu bringen. Diese zeigen uns hauptsächlich daß wir von dieser patriotischen Vereinigung keine gemeinsame Arbeiten und Anschläge, sondern nur Aufmunterungen zu erwarten haben. Das wichtigste Stük in der diesjährigen Sammlung ist die Anzeige von der Pflanzschule zu Holdenstein — einer der schönsten Anstalten zur Erziehung der Jugend. Das Beyspiel des Hn. Prof. Planta ist eine rührende Probe dessen was Standhaftigkeit mit reinen Absichten verbunden, vermag. Des nemlichen Hrn. Planta Vorschlag, das gemeine Volk durch schikliche Lieder zu erleuchten, hat auch seinen

Werth. Der von Hrn. Stadtschreiber Hirzel, alte Urkunden zur Beleuchtung der Sitten und der Denkungsart der verflossenen Jahrhunderte zu sammeln, hat auch in einem philosophischen Gesichtspunct betrachtet, seine wichtigen Vorzüge. Die Rede des Vorstehers Hr. Altland, Vogts von Wattenweil, der durch eine kurze und wohlgerathne Geschichte der helvetischen Vereinigung bekannt ist, enthält viel Gutes und Schönes. An der Anordnung des Ganzen wäre wohl eines und das andre auszusetzen, und die Stelle in welcher die angebohrne Gleichheit des Menschen für einen eitelen Traum der Philosophie ausgegeben wird, soll in einer Versammlung von Philosophen und von Bürgern manchen nicht weniger anstößiger vorgekommen seyn, als sie es uns geschienen hat. Die angebohrene Gleichheit der Rechte ist in unsern Augen etwas unstreitiges: aber daß die Ordnung der Gesellschaft, und die Glückseeligkeit ihrer Glieder, eine gesetzmäßige Ungleichheit in der Austheilung der gesellschaftlichen Vorzüge und Vortheile erheischen, dieses halten wir für eben so unzweifelbar; und daß ein jeder Mensch in dem Staate zum mindesten den geringen Grad des Wohlstandes fordern könne, den er bey der natürlichen Gleichheit genossen haben wird, das hat ein Mitglied dieser Gesellschaft in seinen Schriften richtig bemerket. Was Hr. von Wattenweil sonst dem Lehrgebäude des Contract social entgegen setzet, ist nur allzu gegründet. Es wäre besser unter dem härtesten Despote zu leben, als in einem unseligen Freystaate, in dem nach Hrn. Rousseaus Ideen die Verfassung immer unsicher und wankend wäre. Die Durchlesung dieser Sammlung hat übrigens bey uns wieder den Wunsch erwecket, daß doch die Schreibart der Schweitzer minder unrichtig, weniger roh und nicht so übel zusammenhangend seyn möchte. Diese Fehler, die eben so sehr wider die allgemeine Sprach-

lehre

Ehre, als wider die besondern Regeln der deutschen Sprache anstossen, sind zwar den meisten deutschen Schriftstellern gemein. Indessen scheinen die Schweitzer, durch ihre rohe und übellautende Mundart vorzüglich zu denselben geneigt zu seyn. Wir wünschten daher daß ein geschikter Sprachlehrer und Kunstrichter einen Versuch wagen möchte, die Schriften der Deutschen und der Schweitzer von diesen mannigfaltigen Flecken zu reinigen. Wir wünschten, daß ein solcher die Werke eines Bodmers, eines Hirzels, eines Iselins, eines Meyers sorgfältig durchgehen, das unrichtige, das übellautende, das schlecht zusammenhangende, kurz, alles Fehlbare darin mit der äussersten Genauigkeit bemerken; die Regeln diese Flecken zu verbessern und auszuweichen, deutlich und schiklich ausführen möchte. Der Nutzen einer solchen kritischen Unternehmung würde für alle deutschen Schriftsteller, ungemein groß seyn; und die Schweitzer haben durch ihre Verdienste um die deutsche Litteratur, sich nun eines solchen brüderlichen Unterrichtes würdig genug gemacht. Wir haben eben die Namen Geßner und Zimmermann mit Fleiß weggelassen. Weil diese Schriftsteller von den Fehlern ihrer Landesleute beynahe gänzlich frey sind. Wir kommen wieder auf die Helvetische Gesellschaft. Diese hat nun zum zweytenmale die Ehre genossen, des Prinzen Ludwig Eugens von Würtemberg Fürstl. Durchl. bey ihrer Versammlung zu sehen. Die nächste Zusammenkunft ist den 18ten Mayens 1767. wiederum zu Schinznach vestgestellet. Der neuerwählte Vorsteher ist Hr. Seckelmeister Glutz von Solothurn. Uns deucht diese Gesellschaft vermehre die Anzahl ihrer Glieder allzusehr. Obschon dieses seinen guten Grund in den Absichten derselben zu haben scheinet; so schadet sich doch eine jede solche Gesellschaft, durch eine allzu ausgebreitete Aufnahme.

Todesfälle.

1765. den 2ten Novemb. starb zu Osnabrük Herr Johann Friedrich Meyer, Apotheker daselbst. Er ist den Kennern der Chymie, durch sein schönes Werk über die Natur des Kalchs bekannt, und nach seinem Tode sind 1767. seine alchymistische Briefe zu Hanover herausgekommen.

1766. den 27ten März, starb zu Wolfenbüttel Herr Heinrich Andreas Koch, Herzogl. Hofrath, an einem Schlagflusse, im 60. Jahre seines Alters. Er ist der Verf. des im Jahr 1764. herausgekommenen Versuchs einer pragmatischen Geschichte des Durchl. Hauses Braunschweig und Lüneburg.

1766. den 31sten März starb zu Halle Herr Prof. Adam Wilhelm Franzen. Er ist der Verfasser des 1ten Bandes der im Jahr 1765. in Berlin herausgekommenen Geschichte der Welt und Natur.

1766. den 14ten Decemb. starb zu Frankfurt an der Oder Herr Johann David Grillo, der Theologie Doctor und öffentlicher Lehrer, auch Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften, im 78sten Jahre seines Alters.

1766. den 25sten December starb zu Rostok Herr Johann Jakob Quistorp, Fürstbischöfl. Consistorialrath der H. S. Doctor, und Prof. der Metaphysik, in einem Alter von 50 Jahren als Rector der Akademie.

1767. den 14ten Januar starb zu Zweybrücken Herr Johann Philipp Croll, des Fürstlichen Gymnasii Director und Professor im 75sten Jahre seines Alters. Er ist durch verschiedene diplomatisch-historische Schriften bekannt.

1767. den 18ten Jan. starb zu Erlangen Hr. Hofrath Andreas Elias Roßmann, Erster Lehrer der Rechte und Geschichte.

1767.

1767. denn 22sten Januar [illegible] zu St. Petersburg Herr Johann Gottlob Lehmann, Mitglied der Kayserl. Akademie der Wissenschaften. Er ist durch verschiedene mineralogische und chymische Schriften berühmt.

1767. den 15ten Febr. starb zu Berlin, der durch sein Glaubensbekenntniß und andern Schriften wider die Religion bekannte Johann Christian Edelmann im 69sten Jahre seines Alters.

1767. den 20sten Febr. starb zu Leipzig Herr Martin Bernigeroth, Churfürstl. Hof-Kupferstecher.

Drukfehler

In des II. Bandes II. Stücke.

S. 220. der unterzeichnete Buchstabe muß L. anstatt H. heissen. S. 223. anstatt N. ließ U. S. 242. muß C. unterzeichnet seyn. S. 256. muß F. unterzeichnet seyn. S. 291. anstatt R. muß X. stehen.

In den III. Bandes I. Stücke.

S. 92. anstatt R. muß X. stehen.

In des III. Bandes II. Stücke.

S. 32. und 37. anstatt R. muß U. unterzeichnet werden. S. 153. Z. 11. innern ließ innern. Z. 28. sie l. sie so. S. 156. Z. 4. naife l. naive. S. 176. Z. 3. von unten: würde l. würde sie. S. 178. Z. 7. bekannt, l. bekannt sind. [illegible] l. X. S. 216. Z. 25. unsere l. unsern. Ebend. Streiter l. Streitern. S. 218. Z. 12. Streiter l. Streitern. [illegible] S. 220. Z. 4. von unten: untern l. unter. S. 225. Z. 7. Unstände l. Umstände. S. 226. Z. 3. sondern l. und. Z. 6. unter den l. unter dem. S. 287. anstatt A. muß K. stehen. S. [illegible] letzte Zeile: nur l. mir. S. 309. Z. 26. nach Antwort l. erhalten.

In des IIII. Bandes I. Stücke.

S. [illegible] Z. 2. von unten erusischen l. drusischen, der Recensent meynt den berühmten Franekerschen Drusius. S. 60. anstatt E. muß L. unterzeichnet seyn. S. 76. Z. 8. von unten: selige l. seligen. Z. [illegible] von unten: die l. Die. S. 84. Z. 14. Rußischen l. Preußischen. S. 164. Z. 5. würde l. würden. S. 191. Z. 3. [illegible] l. kann. S. 196. Z. 7. 8. den Quell l. die Quelle. S. 198. Z. 19. Der l. Welcher. S. 218. Z. 16. Zelaidor l. Zelindor. S. 265. anstatt E. muß L. unterzeichnet seyn. S. 293. *Pottlebero l. Gottlebero.*

Anhang.

In des vierten Bandes erstem Stük der allgemeinen deutschen Bibliothek ist das große Versehen vorgegangen; daß die beyden Recensionen No. IX. von Semlers historischen Sammlungen, und No. X. von Götzens Vertheydigung der Complutensischen Bibel, durch eine Verwechselung des Manuscripts in der Druckerey ganz verkehrt abgedrukt worden, man hat also hier bekannt machen wollen, wie der rechte Zusammenhang herausgefunden werden kann: nemlich, auf Seite 104. Zeile 17. nach den Worten, und es beynahe un, muß Seite 115. Zeile 8. von unten folgen, möglich sey, daß das N. T. bis Seite 148. Z. 6. vorgezeigt nach der, hierauf folget was Seite 104. jezt steht: der wird ausgestrichen, die Stelle in der Complutensischen Ausgabe und so fort bis zu Ende der Recension, S. 113.

In der zweyten Recension müssen Seite 115. Z. 8 von unten die Worte, in welchen es nicht, ausgestrichen werden, und hernach folgt auf die Worte, Stellen deswegen auf was S. 148. Z. 7. steht, in welchen der griechische Text und s. f. bis zu Ende der Recension Seite 152.

Man bittet die Leser wegen dieses Versehens um Verzeyhung, und hat zu mehrer Richtigkeit, hier diese beyde Recensionen, in ihrem natürlichen Zusammenhange abdrucken lassen.

IX.

D. Joh. Sal. Semlers historische und kritische Sammlungen über die sogenannten Beweisstellen in der Dogmatik: Erstes Stük über 1 Joh. V, 7. Halle und Helmstädt von Carl Hermann Hemmerde, 1764. 8. 1 Alph. 6 Bogen nebst ½ Bogen Vorrede.

Herr

Herr D. Semler öfnet sich durch diese Schrift einen Weg zum wahren theologischen Verdienst, der freylich ungebähnt, schlüpfrig und unsicher zugleich ist, der aber doch einmal gangbar gemacht werden muß, wenn anders das volle Licht der Hülfswissenschaften, das ihn in unsern Tagen bescheint, nicht umsonst scheinen soll, und man es nicht für einen blinden Zufall ansehen will, daß der Fleiß unserer Vorgänger uns nach und nach an die Grenzen desselben gebracht hat. Die Sache ist diese: der Hr. D. will (S. 16. der Vorrede) nach seiner Muße die eingeführten vornehmsten Beweisstellen für die Wahrheiten der Religion durchgehen, eine zusammenhängende Geschichte des Gebrauchs, den man durch die verschiedenen Jahrhunderte der Kirche davon gemacht hat, liefern, und dann ihre eigentliche Beweiskraft unpartheyisch prüfen; daß also die Untersuchung von selbst in zween Abschnitte zerfallen wird, davon der eine exegetisch, der zweyte historisch ist, und wünschen wir wenigstens, daß jedesmal diese beyderseitige Untersuchungsart von einander sichtbarlich getrennt werden möge. Dies ist also das Vorhaben des Hrn. D. Wem der gereinigte Vortrag der Religion lieb ist, der wird es ihm Dank wissen; wer es weis, daß manche gutdenkende Zweifler sich oft nicht sowol an die Religion als den Vortrag derselben stossen, (wohin die nicht selten übertriebene Beweisart vorzüglich zu rechnen ist) der wird der Religion selbst Glück wünschen, und wer nur einige eigne Versuche im Schriftauslegen gemacht hat, und in der Geschichte bis zur ersten Quelle des Gebrauchs dieses oder jenes Beweisspruches für sich zurückgegangen ist, wird sich im voraus von dem Hrn. D. bey seinen so weitläuftigen Einsichten ungemein viel nützliche Entdeckungen versprechen. Es wird freylich auch nicht an Misvergnügten fehlen, die entweder geheimen Unwillen gegen den Hrn. D. fassen, oder ihn auch öffentlich anklagen, und beydes auch wohl in gutgemeinter Absicht thun, nachdem sie etwa zehen, zwanzig und noch mehr Jahre die Wahrheit gerade in und mit diesem Ausspruch der Schrift gedacht, und andern angepriesen haben. Es gehe in diesem Fall, wie mit gewissen scientifischen Ausdrücken, die uns durch langen Gebrauch so unentbehrlich geworden sind, daß wir ohne sie beynahe die Sache selbst nicht denken können. Diese so natürliche Schwachheit wird also gewiß Viele unbewußt auch bey dieser Gelegenheit überfallen, und dafür sind wir Menschen:

schen: Keiner sollte dis dem Andern übel auslegen, wofern man nicht gehässige Absichten vermuthend seyn muß. Nur wünschen wir, daß das — freye Urtheil des Gelehrten dadurch nie zum Nachtheil der Wahrheit möge gehemmt, und Zungen und Federn zu allerhand unchristlichen Verunglimpfungen geschärft werden; denn dafür sind wir auch keine Kinder mehr, und heissen nicht schlechtweg Gelehrte, sondern Gottesgelehrte. Wir hoffen auch, daß der jedesmalige historische Theil unter der Bearbeitung des Hrn. D. größtentheils so einleuchtend ausfallen wird, daß die ruhige Untersuchung des Auslegers schon dadurch bey vielen befördert werde. Denn wenn man nun z. E. es mit klaren Zeugnissen belegen kan, daß diese oder jene Schriftstelle, zum Beweis dieser oder jener Wahrheit, von Diesem oder Jenem im Ansehen stehenden, aber an Auslegungskräften ganz schwachen Vater der Kirche zuerst gebraucht, und dann auf sein Wort fortgebraucht worden; oder in der Hitze des Streits auf einer Versammlung, ohne vorhergegangene genauere Vorbereitung einmal ergriffen, und weil der eben so unbereitete Gegner nicht sogleich darauf antworten konnte, nun für wirklich beweisend gehalten worden; wenn man solche Data beybringen und beglaubigen kan, so müßte man entweder ganz aus Eigensinn und Absichten partheyisch seyn, oder es muß Aufmerksamkeit und stilles Nachdenken erregt werden. Es ist uns aus eben der Betrachtung lieb gewesen, daß der Hr. D. mit 1 Joh. V, 7. seine Sammlungen angefangen. Denn hier ist der Streit blos historisch; hier hat es der Geschichtschreiber allein zu thun: Er sammlet; Er erzählet; Er wägt Zeugnisse gegen Zeugnisse ab; zeigt die sichtbare Ueberlieferung der unächten kritischen Beweise für die Richtigkeit der Existenz dieser Periode, und wenn der Streit also geführt wird, wie ihn der Hr. D. nach dem Auszug, den wir gleich liefern wollen, von Seite zu Seite geführt hat, so muß man am Ende dahin entscheiden, daß er aus einer Randanmerkung entstanden, und diese anfänglich eine mystische Auslegung des nach gegenwärtiger Abtheilung achten Verses gewesen, welche man in guter Meynung allmählig in den Abschriften der Vulgate dem Text: drey sind die da zeugen, der Geist u. s. w. an die Seite gesezt, bis er endlich aus Versehen in die Reihe der Texteswoxte selbst aufgenommen worden und bey dem überwichtigen Ansehen der lateinischen Kirche in spätere griechische Abschriften zur Auf-

rech-

rechthaltung des Ansehens der Vulgate oder im Gefolg ihres geglaubten Ansehens eingeschoben worden. So hätten wir zugleich im voraus das Resultat der Untersuchung des Hrn. D. unsern Lesern vorgelegt. Der Hr. D. hat übrigens diese Stelle noch aus besonderer Veranlassung zum ersten Stük gewählt, über die er sich in der Vorrede S. 4-6. weitläuftiger und auf eine solche Art erklärt, daß wir uns schämen würden, wenn wir unter denjenigen wären, die ihm diese Erklärung abgedrungen. Er beschwert sich mit Recht über diejenigen, die es ihm für Socinianisch auslegen wollen, daß er, der ehemalige Vertheidiger derselben, nachdem in Privatvorlesungen an ihrer Authenticität gezweifelt; rechtfertiget sich mit der Pflicht eines akademischen Gottesgelehrten im eignen Untersuchen täglich fortzufahren; zeigt, wie daher oft nothwendig veränderte Einsichten entstehen müssen, wie dergleichen bey nochmaliger Prüfung dieser Stelle bey ihm eingetreten, und er (seine Worte zu brauchen) unter vieler eignen Noth und Beklemmung in Vorlesungen sich anders darüber herausgelassen; versichert endlich: „man kan die ganze Lehre von „Gott Vater, Sohn und Geist richtig, erbaulich und selbst „gläubig behalten und vortragen, wenn man gleich diese „Stelle nicht für ächt oder die gemeine Auslegung für her„meneytisch gegründet halten kan.„

Wir sehen durchaus nicht, was man an einem solchen ehrlichen und gewissenhaften Verhalten aussetzen kan? Also sollte doch Hr. D. Semler auf dem Catheder die Stelle als beweisend empfehlen, und dabey im Herzen denken, es ist doch nicht wahr! Oder sollte er, seitdem er ihre Vertheidigung geschrieben, alle weitere Prüfung bey Seite setzen, und, weil eine Einsicht immer zu einer andern führt, sein ganzes Studiren aufgeben? Sieht man denn auch nicht, daß es, aufs gelindeste zu sagen, ein grosser Mangel der Ueberlegung ist, zu schliessen, wer diese Stelle für unächt erklärt, der ist ein Socinianer? denn wenn man nun erweisen kan, sie ist unächt, wie es der Herr D. nach aller historischen Wahrscheinlichkeit gethan hat, so müsten wir, wenn dieser Schluß gelten sollte, augenbliklich Socinianer werden, und die Herren, die sich so unbedächtig gegen einen der angesehensten Gottesgelehrten ausdrüken, den Anfang dazu machen. Wir müssen es nur auch gerade heraus sagen, daß nicht jeder Prediger, den Beruf eines akademischen Gottesgelehrten nach dem Seinigen abmessen sollte, wie es in den bisheri-

heigen Streitigkeiten die Rede gewesen; nicht über des leztern fremdscheinende und leichtblendende Aeusserungen das erste Zeichen zum Treffen geben, und von seiner Kanzel herab gleichsam den Befehl an alle hohe Schulen ergehen lassen, was und wie gelehret werden solle. Der Prediger soll die Wahrheiten auf den Wandel und das Leben der Menschen anwenden, und nie kan er in die Verlegenheit gesezt werden, daß er eine Vorstellung, einen Beweis, eine Erläuterung kunt verwerfen müßte; denn gewisse subtilere Vorstellungen gehören gar nicht auf die Kanzel; für einen Beweis, der es ihm nicht zu seyn scheint, kan er sich einen andern wählen, die eine Erläuterung mit der andern vertauschen — der academische Gottesgelehrte aber hat es bloß mit den leztern zu thun, er kan keinen Beweis mit Stillschweigen übergehen u. s. w. und wenn er nur pflichtmäßig alles prüft (dies sezen wir freylich voraus) so ist es psychologisch unmöglich, daß er allem beypflichten kan, was der grössre Theil zum gelehrten Vortrag der Religion rechnet. Gleichwohl soll er davon reden, und muß es thun, um nicht unvollständig zu werden. Er gesteht es also, daß er hier oder da von einer Beweisart oder Erklärung einer an sich gewissen Wahrheit sich nicht überzeugen kan, da sollte doch, dünkt uns, keiner, der nicht in eben der Lage ist, ihn sogleich verdammen, und seinen Mitbrüdern verhaßt machen wollen — und wenn er wirklich richtigere Einsichten hat, es in der Stille besser machen.

Wir kehren zu der Arbeit des Hrn. D. zurük, und wollen nun sogleich den Faden der Geschichte ausziehen, ob es uns gleich bey der bekannten Schreibart dieses Gelehrten zuweilen Mühe gekostet hat, ihn aufzusuchen. Wir vergleichen ihn deshalb oft in unsern Gedanken mit einem gastfreyen Mann, der aber lauter nahrhafte Speisen aufträgt, ohne sich viel um Leckerbisgen und die Symmetrie der Aufsäze zu bekümmern. —

S. 17. geht die eigentliche Untersuchung an, und zwar mit dem sechszehenden Jahrhundert. Valla ist in diesem der erste, auf den man sich gemeiniglich wegen der Authenticität dieser Stelle beruft; Allein er macht bloß über den 8. V. die Anmerkung (S. 19.) et hi tres unum sunt; *graece* est, et *hi tres in unum* sunt, εις το εν εισι, und es ist daher bey seinem gänzlichen Stillschweigen über den 7 V. überwiegend wahrscheinlicher, daß er ihn auch nicht in seiner griechischen oder auch wohl gar lateinischen Abschrift gefunden. So urtheilet der Hr. D. S. 20. ohne doch dem Leser vorgreiffen zu wol-

wollen, weil ohnedem hierauf noch das wenigste ankommt. Erasmus, der nächste Zeuge, den man nach ihm aufstellen kann, gab zuerst die Bücher des N. Testaments in griechischer Sprache, und zwar zweymal nach einander in den Jahren 16. und 20 heraus. In beyden ließ er den 7. V. weg, so wie das ευτηγη im 8. V. (S. 27 : 30.) mit der beygefügten Anmerkung: in græco codice tantum hoc reperio οτι — μαρτυρουντες το πνευμα και το υδωρ, και το αιμα. Er wurde deswegen sowohl von Edu: Leus (S. 33 : 44.) als auch von dem Jac. Lopez Stunica (S. 44 - 52.) angegriffen, denen er aber Beyden umständlich geantwortet. Er versichert nemlich, daß er mehr als sieben griechische Handschriften verglichen habe, aber in keiner den 7. V. gefunden; daß er sogar in einigen lateinischen Handschriften nur als ein Scholion dem 8. V. beygeschrieben sey, in andern, wie in einer Baselschen ganz fehle; und in noch andern die Folge beyder Verse umgekehrt sey; daß er nach den beyden erstern Ausgaben ihn in die dritte aufgenommen, weil in einer in England gefundenen griechischen Handschrift der 7. V. befindlich sey, ob gleich auch hier der gewöhnliche Schluß des 8. V. και οι τρεις εις το εν εισιν fehle; daß er sich ferner wundern müsse, warum Stunica nicht auch hier sich auf seinen so sehr angepriesenen Codicem Rhodiensem berufe; daß Cyrillus in einer Schrift gegen die Arianer den ganzen Johanneischen Context mit Auslassung des 7. V. anführe, zum Beweis, daß er ihn auch nicht gelesen; Leus doch nur einen Codicem vorbringen solle, in welchem er stehe; und wenn er nun auch ächt wäre, er doch nicht gegen die Arianer würde gebraucht werden können; und sey es hermenevtisch gewiß, daß alsdenn das, sie sind eins, von nichts weiter als der Einheit des consensus verstanden werden könne, so wie im 8. V. und andern Schriftstellen z. E. Joh. XVII, 22. Der Hr. D. streuet übrigens in diesem Theil der Erzählung sehr viele fruchtbare und richtige Anmerkungen mit ein, unter welchen wir auch vornemlich die sehr pragmatische Vorstellung von den grossen Verdiensten des Erasmus (S. 24 : 27.) um dessentwillen ihn die faule und ungelehrte Clerisey verketzerte, rechnen, wobey auch einige sehr lustige Anekdoten, die Erasmus selbst an seine Freunde geschrieben (Anm. 1.) mitgetheilt werden. Weil er übrigens sich auf seine Handschriften berufe, in welchen der 7. V. ausgelassen sey, so wird nach (S. 54 : 57.) gezeigt, daß er bey der ersten nur den einzigen

Ba-

Baselschen, oder wie er ihn selbst nennt, Reuchlinischen (Capnionis) aus dem zehnden Jahrhundert; bey der zweyten noch einen andern Baselschen, ingleichen Corsendocensem und endlich bey der dritten den Britannischen, der heutiges Tages unter dem Namen des Montfortischen bekannt ist, gebraucht, ob es gleich historisch unerweislich, daß er selbst ihn gesehen habe, und vielmehr das Gegentheil wahrscheinlich sey. Denn zu geschweigen, daß die lateinische Wortfügung *repertus est* apud Anglos græcus codex unus — ex hoc igitur codice Britannico reposuimus, quod in nostris dicebatur deesse, *ne cui sit causa calumniandi* — so etwas nicht denken läßt, und man aus dem ne cui sit causa calumniandi, nicht undeutlich merken kann, daß Erasmus noch keine historische Gewisheit davon gehabt, so wäre es auch, (wie der Hr. D. S. 373. f. und Anmerkung 98. bemerkt) zu verwundern, daß er in andern Stellen keinen Gebrauch davon gemacht hätte. Die Frage wäre auch noch, wie der Hr. D. (eben daselbst) hinzusezt, ob nicht, im Fall er ihn in Händen gehabt, Bengel recht habe, der ihn für eine Copey hält, die von dem in der Complutensischen Bibel gedrukten griechischen Text genommen worden, und ob man ihn nicht gar aus Spanien nach England und von da an Erasmum geschikt habe. Es folgt nun (S. 57-62.) in der Ordnung die Complutensische Ausgabe des N. T. vom Jahr 22. dieses sechzehenden Jahrhunderts, in dem eben sogenannten grössern Bibelwerk. In dieser kömmt der 7. V. zuerst gedrukt vor, und weil man in der Vorrede versichert hatte, daß die Ausgabe nach den ältesten und besten Handschriften besorgt worden sey; auch niemand in den damaligen Zeiten *eine kritische* Untersuchung deshalb angestellt hatte; weil Erasmus die Ungnade des römischen Hofs hätte fürchten müssen, wenn er sich daran hätte wagen wollen; und in dem vorigen Jahrhundert dergleichen kritische Untersuchungen größtentheils vernachläßiget wurden, auch das Werk zum eignen Besiz zu kostbar war: so hielt man sich ungeprüft an jene Versichrung und vertheidigte von den Zeiten des Gerhards an die Authenticität dieses Ausspruchs mit dem Ansehen des Complutensischen Abdruks. Dagegen zeiget nun der Hr. D. S. 74-80.) daß man weder in der Vaticanischen Handschrift noch in allen andern in Italien bisher aufgesuchten, diese Stelle finde, Blanchini in Ansehung der ersten als Augenzeuge ausdrüklich versichre, *plerumque* ab *exemplari discordat*, quamvis *in prologo ad ipsum* *dica-*

ficatur expresse, und es beynahe unmöglich sey, daß das N. T. welches schon im Jahr 1514. den 10. Jan. fertig gewesen, nach demselben revidirt und abgedrukt werden können, da Leo der Zehnte, der ihn doch geschikt haben soll, erst 1513. den 10 Febr. zum Pabst gewählt worden. Er schliesset ferner (S. 59. f.) wie es möglich gewesen, daß Stunica, der mit bey dieser Ausgabe gebraucht worden, und erst nachher seine Anmerkungen gegen den Erasmus herausgegeben, diesem das Ansehen der griechischen Handschriften bey dem Streit über diese Stelle auch mit keiner Sylbe entgegengesezt, sich nur auf *latinos* codices und den Prologum Hieronymi berufen, auch sogar gestanden habe, sciendum est *hoc* loco *Graecorum* codices apertissime esse corruptos, ohne einen einzigen auszunehmen; wie der Hr. D. unserm Bedünken nach, das ohneingeschränkte *Graecorum* codices mit Recht auch ohne alle Einschränkung versteht. Wir werden nun nachher Gelegenheit nehmen, bey dem, was der Hr. Sen. Götze an diesem kritischen Urtheil des Hrn D. auszusetzen gefunden, und dieser darauf geantwortet hat, die mehrerern Beobachtungen des Hrn. D. anzuzeigen, und wollen jezt die Erzählung ununterbrochen fortsetzen. Nach der complutensischen Bibelausgabe schrieb Jacob Faber commentarios in epistolas catholicas, die im Jahr 27 herauskamen, und von welchem der Hr. D. schon S. 21 : 25. das hieher gehörige ausgezeichnet. Er bemerkt nemlich ausdrüklich beym 7. V. *qua* (particula) nunc *carent* nostra exemplaria *graeca*, sezt den obelum vor quoniam tres sunt u. s. w. und dann wieder vor in terra, welches er in der Vorrede bey allen den Sentenzen des griechischen Textes zu beobachten versprochen, welche die Vulgate richtiger habe, *ut nonnulli putant*, daß er also wie der Hr. D. wohl erinnert, selbst daran gezweifelt; endlich erklärt er den von der Vulgate autorisirten 7. V. von der Einheit des Wesens und des Zeugnisses zugleich. Seine Worte sind: Hi tres pater — sunt unum *essentia* et *natura*; et insuper unum verae divinitatis testificatione i. e. unum testimonium. Hier ist es, wie uns dünkt, sehr merklich, daß dieser Gelehrte, die kirchliche Auslegung seiner Glaubensgenossen vorausgesezt, um nicht Unwillen gegen sich zu erregen und doch auch noch die Seinige angehangen habe, um seiner Ueberzeugung Genüge zu thun, wenigstens konnte er nach richtigen Auslegungsgesetzen nicht im Ernst beyde zugleich für wahr halten. Rob. Stephanus ist der nächste nach Fabern, dessen Zeugniß in diesem kritischen Verhör gehört

hört werden muß, weil er nicht nur Ausgaben des griechischen Textes besorgt, sondern auch Abschriften dabey verglichen hat. Der Hr. D. stellt also dieses Verhör an von S. 80:94. Er sezt als bekannt voraus, daß in seinen Ausgaben von 15. 46. 49. und 50. die Stelle gedrukt zu finden sey. Es ist also lediglich die Frage, aus welchen Quellen er geschöpfet und hier müssen wir vorzüglich das Talent des Hrn. D. in Entwickelung der verwirrtesten Knoten erheben. Stephanus hatte 16. Handschriften gebraucht. Daher hat in den nachfolgenden Zeiten der eine behauptet, er habe die Stelle in allen seinen codicibus gefunden; ein andrer, er habe sie in neun Abschriften gelesen; und ein dritter es bey sieben bewenden lassen. Darauf antwortet der Hr. D. er habe sie in keiner von allen diesen Abschriften gefunden, und beweiset es, daß man sich die Sache so vorstellen müsse. Stephanus legte hauptsächlich den spanischen Text zum Grunde nebst einigen spätern Ausgaben des Erasmus, in welche die streitige Stelle schon wieder eingerükt worden war, und ist es also kein kritischer Beweis für ihre Existenz, daß er sie im Texte hat, so lange nicht erwiesen ist, daß er sie auch in Handschriften gefunden. Und dieses kann nicht erwiesen werden! denn unter diesen 16. Handschriften hatten nur 7. die Briefe der Apostel, 8. enthielten die historischen Bücher, und der Neunte, den er mit α bezeichnet, war die complutensische Ausgabe. In jenen sieben nun hat er nach der Randanmerkung die Stelle nicht gefunden, und ob gleich der obelus im 7. V. vor ἐν steht, und das Häkgen nach ουρανω, so ist es doch gewiß eine Verwirrung und solte das Häkgen eigentlich dem Worte γη im 8. V. nachgesezt seyn, weil diese codices noch in der Königl. Bibliothek zu Paris vorhanden sind, und in allen die Periode von εν τω ουρανω bis auf το πνευμα ausgelassen ist — hier mußte denn der Geschichtschreiber, was die eigentlichen Zeugen für und wider diese Stelle im 16. Jahrhundert anlangte, aufhören, weil die kritische Untersuchung derselben selbst mit Stephano aufgehört. Nach einer recht kritischen und unpartheyischen Wahl hat daher der Hr. D. Luthern und Bugenhagen nur beyläufig angeführt (S. 61.) Sie konnten freylich nicht als glaubwürdige Zeugen dagegen aufgestellt werden, da sie nicht mit eignen Augen die griechischen Handschriften vergleichen können, ob sie gleich zum Beweis dienen können, wie man die Stelle für unächt erklären kann, ohne deswegen ein declarirter Arianer zu seyn. Luther hat sie in allen von ihm

selbst

selbst edirten Bibeln ausgelassen, am Rande der lateinischen Ausgabe von 1546, in welcher die Stelle auch fehlt, steht ausdrüklich: es soll keine Arbeit für Lutheri ächte Arbeit gehalten werden, die damit nicht genau übereinkommt. Paul Crell schreibt nach S. 250. Anm. 63. „Lezlich hören wir, daß „sich etliche Gesellen gar unnüz machen, daß sie 1 Joh. V, 7. „diese Worte nicht finden, welche vor wenig Jahren in der „— — Bibel gesezt worden — — wir haben daher höchsten „Fleisses nach allen Drucken und Exemplaren von dem Jahr „41. 42. 43. 44. 45. 46. bis an Lutheri Tod nachgesucht — „haben sie aber in keinen, auch in dem Jenaischen Druk nicht „gefunden. — — — — Dieweil diesen hochgelehrten Manne Hieronymi Version — — und das *opus complutense* ja so wohl bekannt gewesen, als sie nimmermehr den Sacramentirern seyn können, so müssen — hochwichtige Ursachen gewesen seyn, warum er Hieronymo und operi complutensi nicht folgen wollen.„ So schreibt Crell und Bugenhagen hat gar alle Buchdrucker um der Reinigkeit der [L]ehre willen, diesen Vers nicht mitzudrucken, weil er von den [A]rianern eingeschoben worden (S. 145. 247. bey dem Hrn. [D].); die römische Kirche schrie laut: Seht den Arianer! [U]nd protestantische Gottesgelehrten vereinigen sich izt mit [ih]r gegen den Hr. D. S. und andre, die mit ihm diese Stelle [ni]cht für ächt halten können, und schreyen noch viel lauter! [A]uch der ein Socinianer! Wie antisymbolisch, wenn an[de]rs unsere symbolischen Bücher nicht sowohl Bücher des [G]laubens (welches der würdige Chilliagworth, der gewiß [u]nbescholten war, und auch die 39. Artickel beschworen hatte, [g]ut verbat und immer dagegen schrie: Bibel! Bibel! [B]ibel!) als des Friedens sind, nach welchen der Hr. D. [z]. E. seine exegetischen und historischen Ueberzeugungen [g]ar niemanden aufdringen, aber auch Hr. S. G. und wie [di]e alle heissen, ihn nicht verkezern sollen.

Der Hr. D. hat übrigens dieser Spruchgeschichte des [se]chzehenden Jahrhunderts S. 96 - 102. das Geschlechts[re]gister der in demselben gedrukten Ausgaben beygefügt, [in] welchen der streitige V. ausgelassen oder gedrukt ist; in[gl]eichen die Anzeige einer actenmäßigen Unterredung, die [zwisc]hen den Jahren 1569 - 1573. in den Niederlanden darü[be]r gehalten worden, zwischen einem Anabaptisten Slickwyk [un]d einem Franciscaner Adrians, aus welcher lezten wir fol[ge]nde Erzählung des Hrn. D. S. 101. auszeichnen wollen. [J]ener berief sich auf Erasmi Anmerkungen, daß diese Stelle

„le sich im griechischen Text nicht fände; worüber der „Mönch wider den Antitrinitarier Erasinus in ausnehmenden Eifer gerathen, und am Ende sein Gespräch beschlossen — — Möchtest du verfluchter Antitrinitarier „doch im höllischen Feuer liegen! du soltest wohl hundert„tausend Doctores theologiae in Rage bringen — Jener „mußte auch dafür verbrannt werden, daß er nicht catholi„scher antworten wollte.„

Im siebenzehnden Jahrhundert, zu welchen der Hr. D. nun übergeht, hat man häufige Untersuchungen über diesen angenommenen Johanneischen Ausspruch angestellt, welche größtentheils in Vertheidigungen der Authenticität desselben bestehen. Wenn man sie indessen in einer aneinanderhangenden Geschichte übersieht, so wird auch die Uebergabe der Beweise aus einer Hand in die andre so sichtbar, und die allmählige Abnützung eines und des andern so merklich, daß man zugleich eine unwiderlegliche Erfahrung gewinnt, von dem selbst unter Gelehrten herrschenden Mangel eigenes Nachdenkens auf der einen Seite, und denn auf der andern, von den obgleich langsam steigenden Einsichten der Menschen in verschiedenen auf einander folgenden Perioden. Und schon in dieser Betrachtung würde die Sammlung des Herrn D. einem Jedem schäzbar seyn müssen, der Erfahrungen zu machen und zu nützen weis. Der Hr. D. beobachtet übrigens größtentheils die Ordnung, daß er zuerst die Gelehrten aller Religionspartheyen anführt, die mehr in dogmatischen Schriften sich über diese Stelle herausgelassen, dann die, die es in eigentlichen Auslegungsschriften gethan, und endlich mit denen beschließt, welche kritische Untersuchungen darüber angestellt haben. Wir wollen also dieser Ordnung, die in historischen Untersuchungen die natürlichste ist, auch in unserm Auszuge folgen, und auch da, wo sich der V. nicht so genau daran gebunden hat, sie beybehalten. Unter den Gelehrten der ersten Classe war Hunnius (nach S. 103 : 106.) der erste, der in seinem Antipareo über diese Stelle mit dem Pareo Händel anfing. Calvin hatte behauptet, man müsse das unum im 7. V. in eben dem Verstande nehmen, in welchen es im 8. V. nach allgemeinen Geständnissen genommen würde; Hunnius hatte ihn deswegen einer Petulanz beschuldiget, worüber sich der Hr. D. billig wundert, da Luther und Bugenhagen vorher eben der Meynung gewesen waren. Pareus hatte den Calvin damit vertheidiget, daß in der alten lateinisch-syrisch- und lutherischen Uebersetzung

setzung der V. gar nicht stehe, und von dem Augustin, Hilarius, Beda auch Athanasius, Nazianzen, Chrysostomus, Cyrillus ganz übergangen worden, und er doch ihn beybehalten habe. Darauf antwortet nun Hunnius, daß er doch nicht εἰς τὸ ἕν εἰσι im 7. V. sondern schlechtweg ἕν εἰσι hätte lesen sollen, ob er gleich selbst (nach Anm. 24.) in seiner Erklärung des Briefs, welche noch am Ende des vorigen Jahrhunderts heraus gekommen war, unum im 7. V. von der Einheit des Zeugnisses, doch in Verbindung mit der wesentlichen verstanden hatte. Nach ihm (S. 106-108.) schrieb Pelargus im Jahr 1605. eine admonitionem de Arianis, und entschuldigte in derselben Luthern in Absicht auf die Auslassung dieser Stelle, weil er nicht die Sache geleugnet, sondern nur Bedenken getragen, eigenmächtig einen Vers wieder in den Context aufzunehmen, der von andern ausgelassen worden, und von Nazianzen, Athanasius, Didymus, Chrysostomus, ingleichen Hilarius, Cyrillus, Augustinus, Beda nicht gelesen worden, so wie er auch in der syrischen Version und alten lateinischen Abschriften fehle. Er selbst erklärt sich übrigens für die Authenticität desselben wegen des prologi Hieronymi, der complutensischen Ausgabe und der vom Erasmo gebrauchten brittannischen Abschrift. 1614 (S. 108-111.) gab Schmalz des Socins Auslegung dieses Briefs heraus, in welcher dieser V. in Beziehung auf den Context, Handschriften und das Stillschweigen der alten griechischen und lateinischen Gottesgelehrten verworfen wurde. Im Jahr 20. (S. 109. f.) erschien Balduins Widerlegung des racauischen Catechismus, in welcher er, was diese Stelle betrift, behauptet, sie stehe doch in einigen codd. graecis; und den Stephanischen und complutensischen Ausgaben. Athanasius, Hieronymus und noch vor diesen Hyginus hätten sie angeführt, und obgleich in einigen Abschriften auch im 7. V. εἰς ἕν εἰσι gelesen werde, so wären doch allemal die Handschriften für die richtigsten gehalten worden, in welchen ἕν εἰσι ausgedruckt sey: Wobey der Hr. D. es für nöthig hält zu erinnern, daß die unter dem Ansehen Athanasii und Hygini hier angeführten Schriften untergeschoben, und der sonst berühmte Mann durch die lezte Behauptung einen grossen Mangel an kritischen Fähigkeiten verrathen. Nun folgt der Zeitordnung nach (S. 111-121.) Gerhards bekannte academische Schrift über diese Stelle. Der Hr. D. gesteht, er habe vielen Fleiß bewiesen, sey aber in manchen Stücken zu wenig kritisch gewesen, welches er

 selbst

selbst mit der damaligen Lehrart (wo aus Versehen Lehramt gedrukt ist) entschuldiget. Dieser Gelehrte zählet nun unter die Beweisgründe für die Authenticität dieser Stelle zuerst die ältesten und berühmtesten Exemplare, als die hieronymianischen (in Beziehung auf den prologum galeatum) die britannische des Erasmi, die complutensische, vallische, herwagische und neun Stephanischen Abschriften — die Hutterische und wechelianische Ausgabe; wogegen der Hr. D. kurz erinnert, daß Erasmus von dem Alter der britannischen Abschrift kein Wort gesagt, und es daher zu verwundern sey, wie Gerhard behaupten können, ob *vetustatem* — *tantae* apud Erasmum fuit *auctoritatis*; daß die complutensischen Abschriften noch bis izt vergebens gesucht würden; Valla in Ansehung dieses Verses sich auf keinen codicem berufen; Herwagen keine Handschriften verglichen; und in den Stephanianischen, wie vorher erwiesen wurde, nichts davon gestanden habe. Am Ende sezt der Hr. D. noch hinzu, daß Gerhard, da er in den locis noch einmal auf diese Stelle zu reden kommt, einen offenbaren Fehler begangen, wenn er annimmt, Erasmus habe in der Minoriten Bibliothek zu Antwerpen eine griechische Handschrift gefunden, in welcher dieser V. befindlich gewesen, indem dies nur eine Handschrift von der Auslegung des Beda gewesen. Bey Scherzern und Dannhauern hält sich der Hr. D. nicht weiter auf, weil Beyde eben dieselben unrichtigen Vorstellungen von griechischen Handschriften beybehalten, und der lezte schlechtweg auf den Gerhard verwiesen. Calov (in theologia naturali et revelata ingleichen in critico Sacro S. 122-128.) hat nachdem diesen locum weitläuftiger retten wollen. Er wiederholt aber nicht nur offenbar alle Gerhardische fehlerhafte Aussprüche von denen hieronymianischen, vallischen, hispanischen, neun Stephanianischen und ältesten britannischen Handschriften, ingleichen den Anführungen dieser Stelle beym Athanasius, sondern vermehrt sie auch mit neuen. Dahin rechnet der Hr. D. die Behauptung, daß Epiphanius, Hilarius, Augustin, Beda, Cyrillus sie anführten, welches erweislich falsch sey, da z. E. Cocius sie in den leztern eingeschoben u. s. w. Eben so unrichtig ist es, wenn Calov aus der Verbindung und dem Gegensaz die Authenticität beweisen will, da es ausgemacht ist, daß in den codd. in welchen der 7. V. mangelt, auch die Anfangsworte des 8. V. και — εν τη γη ausgelassen sind. Am wenigsten hätte man, bey einem Mann, der sein Werk mit so vielem

Pomp

Somy (criticus sacer) ankündigte, vermuthen sollen, daß er des Sixtus von Sienna grobe Unwahrheit — verba illa in *omnibus graecis exemplaribus* ab *ipsis Apostolorum temporibus lecta*, so ungeprüft niederschreiben, und noch dazu mit einem, quid quod Sixtus senensis scribat? für das Endurtheil des ganzen Processes ausgeben würde. Dorscheus (S. 129. f.) hat in seiner hieher gehörigen akademischen Abhandlung über den 8. V. schon zum Theil nüzlichere Beobachtungen angestellt. Er bemerkt, daß Ambrosius, Augustin, Cyrillus den Zusaz in terra ausgelassen, er auch in vielen gedrukten lateinischen Bibeln, als in der vatablischen Uebersezung, ingleichen in drey Handschriften der Altdorfischen Universitäts-Bibliothek fehle, beruft sich aber doch, ihm sein Ansehen zu erhalten, auf prologum Hieronymi, die brittanische, neun Stephanische Handschriften und complutische, Antwerpische, Herwagische, Froschovische, Bezaische Ausgaben. Man bemerke hier beyläufig, wie eines theils von Gerhard an, Calov und Dorscheus von neun Stephanischen Handschriften reden, in welchen der V. gestanden haben soll, welches doch nun erwiesen falsch ist, andern Theils Dorscheus schon nicht mehr das Herz hatte, auf complutensische, herwagische Abschriften zu verweisen, und sich nur auf sie als Ausgaben beruft. Der lezte, den der Herr D. in diese erste Classe (Seite 131-135.) rechnet, ist der Gottesgelehrte der reformirten Kirchen-Commun Prideaux. Er hat sich in seinen dogmatischen Vorlesungen, und zwar in der XVII. für die anfängliche Existenz dieser Stelle erklärt, und beruft sich zuerst auf die Handschriften, in welchen Erasmus und Stephanus die Stelle gefunden hätten, und welche er probabiliores nennt (welches leztere der Hr. D. als einen willkührlichen Zusaz tadelt, so wie das Vorgeben des findens; dann auf die Vergleichung der lateinischen Handschriften mit griechischen, welche er aber ohne Beweis annimt; auf den Zusammenhang, indem es sonst nicht im 8. V. heissen könnte et tres sunt in terra, wenn nicht in cœlo vorhergegangen wäre, (eben so wie vorher Calov und aus gleicher Unwissenheit) endlich auf die dem Athanasius unrecht beygelegte Schrift gegen die Arianer und die eben so erdichtete Versicherung des Hieronymus, daß die Arianer die Stelle ausgekrazt. Daß sie in der syrischen, arabischen äthiopischen Uebersezung ausgelassen worden, soll ein Beweis der Nachläßigkeit ihrer Verfasser seyn, und daß Luther sie nicht übersezt, aus Zerstreuung geschehen

seyn,

seyn, welches beydes keine Widerlegung verdient. Nach (S. 141. f. 212:217.) sind noch Heidegger, Markius und Turretin dem Prideaux an die Seite zu setzen, und können auch noch in diese Classe (nach S. 159:162.) Curcelläus und Episcopius; und unter den Socinianern Schmalz, Wolzogen, Volkel, Joh. Crell (S. 145:159.) gerechnet werden. Die drey ersten wiederholen fast wörtlich die schon oft angeführten untüchtigen Beweise, nur daß Markius und Turretin die Auslassung den ältern Feinden der Gottheit Christi, vor den Arianern zuschreiben und Markius noch aus den bekannten Lehrsätzen und der Schreibart Johannis ihr Ansehen vertheidiget. Hierauf antwortet der Hr. D. sehr gründlich, daß aus kurzen Sentenzen, die einem Schriftsteller eigne Schreibart nicht könne beurtheilt werden, und überdies die ganze Redart ein Zeugniß geben εν τη γη, εν τω ουρανω ungriechisch und unbiblisch sey, und es richtiger heissen müßte απ' ουρανου, επι της γης. Curcelläus kommt zweymal auf die Stelle in seinen Institutionibus theol. christianae zu reden, nennt den locum beydemal suspectum, weil er in vielen codd. in der syrischen, arabischen, äthiopischen Uebersetzung, auch den Schriften der Väter fehle, und besonders derer, die vor der nizenischen Kirchenversammlung gelebt; hält übrigens dafür, daß man über die Art dieser Einheit, wenn auch die Sentenz vom Johannes herrührte, nicht streiten müßte, und die authentische Erklärung in jener Welt erwarten, mit welchen Urtheil Episcopius ganz übereinstimmet. Schmalz erklärt sich in zwo Schriften wider diese Stelle. Das einemal gegen Graugern und das zweytemal gegen Ravensbergern, leugnet gegen diesen, daß die Verbindungsparticel και im 8. V. und der Zusaz auf Erden den vorhergehenden 7. V. als nothwendig voraussetze, weil die codices in welchen dieser fehle, auch das και bis εν τη γη wegliessen, wundert sich, daß Ravensperger so dreist sich auf die correktesten Handschriften, in welchen er zu finden sey, und den Hieronymus berufe, auch das Ansehen der syrischen Version so schlechtweg verwerfe, und behauptet endlich, daß wenn auch die Existenz desselben historisch erweislich wäre, doch nur eigentlich von der Einheit des Zeugnisses die Rede seyn könne. Wolzogen sagt gleichfals in seiner christlichen Unterweisung, daß man die Einheit des Wesens daraus nicht überzeugend beweisen könne, und überhaupt die uralten griechischen und latei-

lateinischen Abschriften und syrischen Uebersetzung sie weg-
liessen. Daher auch die ältesten Kirchenväter in ihren
Schriften und Luther in der Uebersetzung sie ausgelassen;
auch Bugenhagen die Buchdrucker ermahnt sie auszulas-
sen. Volkel bestreitet sie nur obenhin, irrt sich auch, wie der
Hr. D. bemerkt, wenn er sagt, *officium* esse Iohanni, indem
man nie beweisen könne, daß die catholischen Schriftsteller
ihn mit Vorsaz eingerücket.

Joh. Crell in seinem Buch *de vero Deo Patre* bestreitet sie
auf eben die Art wie Wolzogen, dagegen aber Biesterfeld
in der daneben gedruckten Beantwortung das sehr unreife
Urtheil fällt, 1) es komme nicht darauf an, was die alten
griechischen und lateinischen Ausleger davon gehalten,
worauf der Hr. D. antwortet, da die Frage über die Existenz
sey, so komme freylich viel darauf an, ob sie den V. gelesen.
2) Er habe die Bücher nicht bey der Hand sie nachzuschlagen,
worauf wir würden geantwortet haben, daß er sie hätte ha-
ben sollen, wenn er eine Widerlegung schreiben wollte. 3)
Uns müsse es genug seyn, daß sie in dem brittannischen codi-
ce, in der complutensischen Ausgabe und, der Versichrung
des Beza zu folge, in den Stephanianischen Abschriften ge-
lesen werde; 4) er ohne die gröste Absurdität nicht könne
ausgelassen werden, wobey der Hr. D. sehr kurz und nervös
sagt „diese Absurdität haben ganze Kirchen nicht bemerkt;"
5) Die verschiedenen Lesarten wären nur ein Beweis, daß
sie die Arianer ausgekrazt, könnten sie aber nicht verdächtig
machen; ein Schluß, wie der Verf. erinnert, durch den nichts
ausgemacht wird. 6) Die Partickel *καὶ* im 8. V. würde kei-
nen Verstand haben und 7) Johannes einen sehr unvoll-
ständigen ja lächerl. Beweis geführt haben, wann er den 7.
V. nicht selbst geschrieben hätte. Man wird leicht glauben,
daß es dem Hr. D. hier am allerwenigsten an einer beschä-
menden Antwort mangeln konnte. Wir wollen uns also da-
bey weiter nicht aufhalten, und nur noch als einen kleinen
Beytrag zu der Geschichte des Urtheils der Unitarier über
diese Stelle im XVII. Jahrhundert, und zum neuen Beweis,
daß, auch angenommen sie sey ächt, wenig daraus gegen sie
mit Erfolg bewiesen werden könne, einige kurze Auszüge ein-
schalten. In der sehr rar gewordenen Sammlung socini-
scher Schriften, die in England nach und nach in fünf mäßi-
gen Quartbänden heraus gekommen, und unter den allge-
meinen Titul *Unitarian Tracts* bekannt ist, kommen zuerst
des Joh. Bidle zwölf Schriftbeweise gegen den Lehrbe-

 grif

griff von der Dreyeinigkeit, vor: die Vorrede an ein unge-
nanntes Parlamentsglied ist vom 1. April 1647. und unter-
zeichnet, Joh. Bidle. In der Schrift selbst S. 9. wird die
streitige Stelle angeführt und dabey bemerkt: „es würde,
„wenn nicht die Menschen vorher von Vorurtheilen einge-
„nommen gewesen wären) schwerlich ja unmöglich Jemand
„in den Sinn haben kommen können, daß die Redart (sie
„sind eins) so viel bedeute, als sie haben ein Wesen, weil
„die Auslegung nicht nur dem allgemeinen Sinn wider-
„spricht, sondern auch andern Schriftstellen entgegen ist, in
„welchen sie ohne Ausnahme von der Einheit des Beyfalls
„und der Uebereinstimmung gebraucht wird, aber nie von ei-
„ner wesentlichen Vereinigung. Nicht der übrigen heiligen
„Schriftsteller zu gedenken, so hat sich eben dieser Apostel K.
„XVII. 11. 21. 22. 23. seines Evangelii sechsmal dieses Aus-
„druks bedient, um die Sinnesübereinstimmung anzuzeigen,
„ja selbst in dem gleichfolgenden 8. V. dieser Epistel. Denn
„ob gleich die Zusammensetzung der ganzen Redart in et-
„was verschieden ist, in sofern noch das Vorwort εἰς im 8. V.
„beygefügt ist (wofür doch auch die Complutensische Bibel
„in beyden ließt εἰς τὸ ἓν εἰσι) so ist doch der Sinn eben der-
„selbe, indem die erste Art des Ausdruks mehr gemein grie-
„chisch, die lezte nach dem ebräischen Sprachgebrauch einge-
„richtet ist. Man vergleiche zu mehrerer Bestätigung
„Matth. XIX, 5. mit V. 6. nach der Urkunde. — — — — —
„— Es kann also diese Stelle denjenigen nichts helfen, welche
„behaupten, daß der heilige Geist eines und eben desselben
„Wesens mit dem Vater sey, sie müßten denn beweisen kön-
„nen, daß diejenigen, welche eines Sinnes sind, nothwendig
„auch gleichergestalt eines Wesens seyn müssen, oder daß
„zween oder drey auf keine andere Weise als wesentlich eins
„seyn können. Ich übergehe izt mit Stillschweigen, daß die
„Existenz der ganzen Stelle verdächtig ist, weil sie weder in
„den alten griechischen Abschriften und nahmentlich der
„hier in England befindlichen Alexandrinischen, noch in
„der syrischen Uebersetzung, noch in den ältesten Büchern
„der lateinischen Ausgabe zu finden ist, auch von den be-
„rühmtesten alten und neuern Auslegern verworfen wor-
„den.„ In eben diesem Bande ist eine kurze Geschichte
der Unitarier in vier Briefen zu finden, in welchen der Ver-
fasser S. 43. auf diese Stelle kommt, und nachdem er sie an-
geführt, antwortet: „1) dieser Vers war anfänglich nicht in
„der Bibel, sondern ist hernach eingeschaltet worden. Man

„sin,

„findet ihn weder in den ältesten griechischen Abschriften,
„noch in der syrischen, arabischen, äthiopischen und arme-
„nischen Uebersetzung, noch auch in den ältesten lateinischen
„Bibeln. Die Väter, die in dem Streit über diese Lehre sich
„eigentlich hervorgethan haben, haben nichts von dieser
„Stelle gewußt, unzählige der gelehrtesten Kritiker und
„Ausleger haben sie verworfen, und alle gestehen ein, daß sie
„zweifelhaft und ungewiß ist. 2) Aber nun auch zugegeben,
„sie wäre ächt, so gestehen doch selbst die gelehrtesten Trinit-
„tarier, daß der Verstand nicht sey; diese drey sind ein
„Gott, sondern diese drey sind eins in ihrem Zeugniß, oder
„stimmen in ihrem Zeugniß überein: denn sie werden hier
„betrachtet als Zeugen: So urtheilen Beza, Calvin, Vata-
„blus, Erasmus.„ Das lezte Stück in diesem Bande ent-
hält Anmerkungen eines Ungenannten über vier Briefe
des D. Wallis, über die Lehre von der Dreyeinigkeit und
heißt es daselbst S. 19. 20. „Er sezt uns die Stelle 1 Joh.
„V, 7. entgegen; — — ich antworte: 1) Sie sind eins in
„ihren Zeugnissen, sie zeugen eine und eben dieselbe Sache?
„So Calvin, Beza, Erasmus, Vatablus — — der Doktor
„sagt zwar, sie sind eins, und wir sind eins (Joh. X, 30.)
„muß einerley Sache bezeichnen, nemlich eins im Wesen,
„denn so wird das Neutrum im Lateinischen und Griechi-
„schen gebraucht. Allein er soll mir doch nur ein Exempel
„aus einem Schriftsteller weisen! Dagegen„ (und nun
führt der V. die Stellen aus dem N. Testament für sich an,
die vorher Bidle angeführt, und fährt fort) — — — : „2)
„ich streite noch wider das Ansehen des ganzen Verses, weil
„er in allen alten Uebersetzungen und den wichtigsten Hand-
„schriften fehle — der Doktor sagt nun wohl: es fehlen in
„vielen Abschriften ganze Briefe: das ist ganz richtig. —
„— — — — — Allein der streitige Text war in keiner Copey
„der Bibel, wohl verstanden in dem Text einer solchen Co-
„pey, ehe Hieronymus ihn am Rande einiger Copeyen fand.
„Es war zuerst eine Randglosse und wurde von ihm zum Text
„gezogen. Man findet ihn zwar izt in des Cyprians Buch,
„de veritate ecclesiae; man hat aber auch schon längst ange-
„merkt, daß das Buch, wie wir es izt haben, wenig Credit ver-
„diene. — — 3) Endlich sagt der Doktor: sie sind eins, in
„diesem Text, und wir sind eins, Joh. X, 30. sind zwo einan-
„der so ähnliche Redarten, daß es ein sehr grosses Vorurtheil
„gebieret, daß sie auch von einer Feder herrühren. Allein
„ich bemerke: 1) daß die Worte, wir sind eins, nicht Jo-
„han-

„bannis, sondern Christi Worte sind, deren Erklärung ich „auch schon gezeiget 2) daß wenn es so wahrscheinlich ist, es „komme der Ausdruk vom Johanne her, weil er in seinem „Evangelio gesezt: wir sind eins, es noch weit wahrschein„licher seyn müßte, daß es Pauli Worte sind, der wörtlich „sagt, sie sind eins, 1 Cor. III, 8.„ Die Leser werden nun leicht für sich eine Vergleichung mit dem, was von dem, vom Hrn. D. angeführten, mehr oder weniger gesagt worden, anstellen können. Wir erinnern noch beyläufig, daß es unrichtig ist, wenn einige neuere deutsche Schriftsteller und unter andern der würdige Hr. Alberti in seinen Briefen den Joh. Bidle für den ersten declarirten Socinianer in England ausgeben. Der erste, der sich dafür öffentlich bekannt hat, ist ein gewisser Deutscher von Parr gewesen, welcher im Jahr 1549 nach einer Parlaments-Acte, die hernach abgeschaft worden, auf Intercession des Erzbischofs Cranmer und des Bischofs Ridley ist verbrannt worden. Es könnte dies zugleich ein Beweis seyn, daß der Socinismus nicht aus England nach Deutschland) wie man auch so oft rhetorisiret, um ja dem nachdenkenden Theil das Lesen aller englischen Schriften verdächtig zu machen) sondern umgekehrt, aus Deutschland nach England gebracht worden. Wir indessen würden weder das eine noch das andere behaupten.

In die zweyte Classe derer, die als Ausleger im siebenzehnden Jahrhundert über diesen Vers ihre Gedanken schriftlich geäussert, rechnet der Hr. D. (S. 135-140.) die beyden Jesuiten, Justinian und Serarium, ingleichen den reformirten Gottesgelehrten Franc. Gomarum. Justinian giebt zu, daß er in einigen Abschriften fehle und weder Oecumenius noch Beda noch die ältern, Cyrillus, Ambrosius, Augustin, Leo ihn berühren; dagegen behauptet er, er werde *in non paucis* gelassen, ohne sie doch anzuführen, beruft sich auf den Cyprian, Hyginus, Innocentius den dritten, Idacius, Eugenius, Athanasius L. I ad Theophilum, Hieronymus in prolog. Mit der Augustinischen Auslegung des 8. V. (Spiritus *pater*, sanguis *filius*, aqua *Spiritus Sanctus*) ist er nicht zufrieden, weil andre Zeugen als im 7. V. folgen müßten. Wogegen der Hr. D. sehr richtig erinnert, daß er dem Augustin eben so viel Beurtheilungskraft hätte zutrauen sollen, er sie aber freylich nicht anwenden können, weil er von dem 7. V. nichts gewußt. Serarius führt eben die leztgenannten kirchlichen Schriftsteller an, redet von unzähligen lateinischen Copeyen, in denen er gefunden werde,

be, denen der Hr. D. die vielen andern guten codices entgegen gesezt; bezieht sich auf den Erasmus, der den hispanischen (welches aber nicht wahr ist) und britannischen Codicem angeführt habe, und endlich auf Missalien, die aber als so junge Zeugen nicht gehört zu werden verdienen. Beyden widerspricht Gomar, auf eine sehr merkliche Weise, und ob er gleich für die Authenticität der Stelle sich erklärt, so läßt er doch schon viele von den Beweisen seiner Vorgänger fahren; gesteht, daß Athanasius wider die Arianer, Oecumenius, Cyrillus ihn auch nie angeführt, und auf der nicenischen Versammlung niemand sich auf ihn berufen habe, da man doch den 8 V. angeführt, und er in vielen gedrukten Ausgaben fehle. Im Gegentheil nennt er als Zeugen, die für ihn sprechen sollen, den Hyginius, Cyprianus, Athanasius in einer untergeschobenen Schrift, Johannes den zweyten, Idacius, Eugenius, Hieronymus u. s. w. Die Stephanischen Handschriften ohne Ausnahme, die britannische, die spanische Ausgabe (die nach den ältesten Handschriften gemacht worden,) und schließt endlich: auctoritas hujus versus piis ac modestis ingeniis, rem diligenter considerantibus omnino amplectenda est et ad ecclesiæ utilitatem proponenda. Allein Hr. S. antwortet sehr gut, ob dis gleich unter gehöriger Einschränkung wahr sey, so könne man doch pio et modesto ingenio ihn auch für unächt halten, wenn man richtige historische Kenntniß von der Beschaffenheit desselben habe, und wir setzen noch hinzu, daß im lezten Fall es mehr Unbescheidenheit und Heucheley seyn würde, wenn man sie bey andern für ächt ausgeben wollte, oder auch nur sich alle ersinnliche Mühe geben, sie zu verfechten. Die wahre Bescheidenheit ist bereit, wahre Vorzüge zu erkennen und zu schätzen, hier aber würden sie auf einer blossen Chimäre beruhen.

Unter den Schriftstellern aus dem vorigen Jahrhundert, die eine mehr critische Untersuchung dieses Verses angestellt, nennt der Hr. D. den Richard Simon, von dem er eine sehr weitläufige Nachricht ertheilet. S. 162 - 196. mit einer beygefügten Beurtheilung der Streitschriften, die ihm deshalb entgegen gesezt worden. Er hatte aber schon vorher (S. 62 - 73.) des P. Amelot ungleichen critischen Versuch angezeigt, den wir nun in dieser Gegend unsers Auszugs mitnehmen wollen. Amelot prahlte mit einer Menge griechischer Handschriften, deren Vergleichung er aus allen Orten der gelehrten Welt erhalten, und behauptete unter andern, er finde diese Stelle in dem ältesten Manuscript der vaticanischen

schen Bibliothek. Dies haben andre Gelehrte nachdem so verstanden, als ob er sie selbst in demselben gelesen hätte und daher bey dem Streit über diese Stelle sich allezeit auf die vaticanische Handschrift berufen und nach einer weitern Muthmassungsfolge angenommen, daß nun eben dieselbe bey der Complutensischen Ausgabe gebraucht worden. Allein man hat nachdem gefunden, daß in eben dieser vaticanischen Handschrift die Stelle ausgelassen sey, und bleibt daher nichts weiter zur Entschuldigung des Amelot übrig, als was ein gewisser Mißy, in einem bey von dem Hrn. S. angeführten Briefe bemerkt, daß er nicht gesagt habe *j'ai vu* sondern *je la trouve*. Wir übergehen die Menge von Unrichtigkeiten und Verwirrungen, die er bey Anführung der Handschriften begangen, um bey der Simonschen Critik uns desto länger aufhalten zu können. Dieser Gelehrte hat an drey Orten über diesen Vers seine Gedanken mitgetheilt. Im 18. C. der histoire critique zeigt er, daß der prologus galeatus dem Hieronymus angedichtet sey, in ältern Handschriften der lateinischen Bibel entweder ganz mangele, oder doch nicht unter dem Nahmen des Hieronymus vorkomme, und es daher muthmaßlich werde, daß ein späterer V. ihn nach dem Modell der übrigen Hieronymischen Vorreden geschrieben. Er führet ferner einige lateinische Handschriften an, in welchen bald der 7. V. nach dem achten und zwar *de coelo* testificantur, bald als ein Scholion am Rande des achten beygeschrieben worden, *in coelo* pater, verbum et Spiritus u. s. w. Er beweiset es ferner daß Cyprian in den Worten de patre, Filio et Spiritu S. scriptum est, *tres unum sunt*, nur eine Anwendung des 8. V. mache, und es daraus merklich werde, weil er nicht *verbo*, welches izt im Text steht, sondern Filio sage; Facundus habe diese Worte noch nachher als eine Deutung des 8. V. und darauf Victor aus Irrung sie als Text, von dem 8. V. verschieden, angeführt. Am allergewissesten versichert er, daß er in den sechs Handschriften der Kön. Bibliothek zu Paris u. fünf colbertinischen nicht stehe und er sie deshalb sorgfältig verglichen. In der Histoire des Versions du N. T. werden noch mehrere Beweise beygebracht, daß Hieronymus nicht der V. des sogenannten Prologi sey; es wird angemerket, daß der Obelus in der Stephanischen Ausgabe versezt seyn müsse, weil in den Parisischen Handschriften wirklich der ganze V. mangele; der Mangel der Uebereinstimmung der lateinischen Handschriften in der Lesart des 7. V. und der Folge beyder Verse aufeinander wird zum neuen Be-

weise

weise gemacht, daß sowohl eine späte Einschaltung, als spätere Ausbesserung der ganzen Periode vorgegangen sey, und endlich werden in der Diss. sur les Principaux MSS. &c. die Verfasser des unter Urban dem achten gemachten Entwurfs einer richtigen Ausgabe des N. T. angeführt, die ausdrüklich versichern, totus septimus versus hujus capitis in *octo* MSS. codicibus graecis desideratur — idcirco versus integer in *graeco* textu relictus est, juxta veritatem *latinae vulgatae* editionis et *impressos* etiam codices graecos. Da nun nach der Vorrede zugleich angezeigt wird, daß bey dieser Gelegenheit XXII. Handschriften ex Barberina Bibliotheca — — — et *vaticana potissimum* über das ganze N. T. verglichen worden, so macht der Hr. D. daraus beyläufig den Schluß, daß also keine aus dem Vatican nach Spanien geschikt werden können, in welcher dieser V. stehe. An dem leztangezeigten Orte beantwortet Simon noch den Einwurf des Arnaud, daß er aus Versehen in einigen lateinischen Handschriften fehle, mit der sichern Bemerkung, wie die Muthmassung einer solchen Auslassung nur alsdann statt finde, wenn in den ältern und mehrern Handschriften die fehlende Stelle wirklich zu finden sey; tadelt den Beza, daß er sich auf einige Stephanische Codices berufen, ohne nur zu sagen, in welchen er befindlich sey, und berechnet endlich die ältesten christlichen Kirchen, die nichts davon gewußt, als die Griechische, Mayländische, Africanische und Römische, ingleichen die ganze Orientalische. Hiermit verbindet nun der Hr. D. sogleich einen Auszug aus des bekannten presbyterianischen Gelehrten Tho. Smith besonders herausgegebener Vertheidigung dieser Stelle und Widerlegung der Simonschen Einwendungen dagegen. Smith gestehet, daß die Stelle in der Alexandrinischen Handschrift fehle, und hätte er nur, wie Hr. S. im Einschluß sagt, auch die Vaticanische (wofür vermuthlich aus Versehen auch das zweytemal Alexandrinische gedrukt worden) und alle übrige bekannte zugleich nennen sollen; er giebt ferner zu, daß die beyden Schriften des Athanasius, auf die man sich ordentlich berufe, untergeschoben wären, behauptet aber irrig, daß *major pars* von den Stephanischen Codd. den Vers habe, daß Cyrillus, Hilarius, August. und Leo sie nicht angeführet hätten, weil sie verfälschte Exemplare gehabt, (welches freylich eine offenbare petitio principii ist, und von so grossen Lehrern sich nicht denken läßt) und endlich zum sichtbaren Beweis, es sey vor dem 8 W. [illegible] vorhergegangen, daß

selbst

selbst in den Abschriften, in welchen der siebende fehle, εν τη γη im achten stehe, welches Hr. S. erweislich unwahr nennt. Den Beschluß machen die vermeynte Anführung dieser Stelle beym Cyprian, die Beziehung auf des Hieronymus prologum, (von dem er nichts reelles gegen den Simon sagt, als: „a nemine juste dubitari potest, eam esse genuinam Hieronymi epistolam,„) und endlich das Ansehen des Fulgentius und Vigilius, die doch nicht so unsinnig gewesen seyn würden, eine nur erst eingeschobene Stelle, so dreist und ohne Furcht des Widerspruchs der Arianer anzuführen, worauf der Hr. D. antwortet, daß Vigilius gleichwol unter dem Namen des Athanasius so viel zu schreiben sich unterstanden, und wer denn wissen könne, was die Arianer dagegen gesagt? —

Der Hr. D. geht nunmehr (S. 217.) zum achtzehnden Jahrhundert über, bey welchem er zuerst den Martianay anführt, der im ersten Theil seiner Operum eine sehr weitläuftige Abhandlung über den Prologum des Hieronymus geliefert, und bey dieser Gelegenheit auch sein Urtheil über die streitigen Worte beygefügt hat. Den Prologum spricht er dem Hieronymus ab, weil er nie den Brief Johannis Canonicam sondern allezeit *Catholicam* nenne, die Schreibart merklich schlechter sey, als die Hieronymianische, und endlich der Urheber darauf groß thue, daß er die sieben Briefe wieder in die rechte Ordnung gebracht habe, die bey den Griechen und Lateinern verschieden sey, davon sich doch das Gegentheil finde, so wie aus dem Caßiodorus zu ersehen, daß selbst diese gerühmte Ordnung von der Hieronymianischen abweiche. Sein Urtheil ist übrigens, daß die Stelle aus Versehen gleich Jos. XXI, 26. ausgelassen worden, er behauptet ungeachtet der Simonschen wahrscheinl. Muthmassung, daß Cyprian den 7 V. angeführt, u. beklaget es, daß Simon die Kirche in Verdacht bringe, als ob sie die Zusätze der Abschreiber für das Wort Gottes ausgegeben; gleich als ob, sagt der Hr. D. sehr treffend, die Kirche nicht auch bis hieher den Prologum für des Hieronymus Arbeit ausgegeben hätte.

Die Historia hujus dicti, die Kettner geschrieben, und die aus einer akademischen Streitschrift unter dem Titel: Vindiciae dicti Johannei und ihr nachmals beygefügten Supplementen, endlich in die Form einer Abhandlung gebracht worden, gehört eigentlich und zuerst in dieses Jahrhundert. Weil sie zu ihrer Zeit so vielen Beyfall gefunden, so hat sich der Hr. D. die Mühe genommen, den ganzen Inhalt

halt von Capitel zu Capitel (S. 225-253.) auszuziehen. Er hält sie für einen Beweis, daß die Kritik in Deutschland dazumal nicht über das kindische Alter hinaus gewesen. Gewiß ist es, daß man bey dem, wenig Kritik schon im voraus vermuthen kann, der die Codices nach dem Alphabeth und, einer weitern Untereintheilung zu folge, nach den Religionspartheyen eintheilt, in Codices Pontificiorum u. s. w. Den Fleiß des Mannes kann man nun wohl nicht verkennen, da er sogar alle Abhandlungen anführt, in welchen nur gelegentlich von dieser Stelle vor seiner Zeit gehandelt worden war, als Spangenbergs margaritam theologicam; Eben so wenig kann man ihm eine sehr gute Meynung absprechen, obgleich ein bisgen blinder und fast in Unsinn ausartender Eifer mit unterläuft, als wenn er (nach S. 228. bey Hr. S.) den Richard Simon wegen dieser Stelle zuruffen zu können glaubt, o Simon! Simon! der Satan hat euer begehret u. s. w. Wir wollen doch kurz diese Hauptnrtheile aus dem Auszuge des Hrn. D. mittheilen — der Teufel ist durch alle Secula, besonders im zweyten, geschäftig gewesen; Gott mag das Jahr und den Tag wenn, und den Grund warum sie ausgelassen worden, wissen; die Orthodoxen trugen zu den Zeiten Constantins Bedenken sie wieder einzurücken, damit nicht ein neuer Streit über den H. Geist sich erhübe, auch der noch sehr schwache Constantin keinen Anstoß nähme; sie wurde nachdem von verborgenen Patronis wieder aufgenommen; sie steht in Vielen griech. Codd. als: drey oder vier vom Stephanus gebrauchten, (welche Nachricht von drey oder vier Stephanischen Handschriften, in denen sie stehen soll, Kettnern eigen ist, aber auch durch nichts bestätiget wird,) auch in mehreren Lateinischen, obgleich in einigen die Ordnung des 7. und 8. V. umgekehrt ist; sie ist dem Endzwek Johannis, der analogiae fidei, gemäß, und ist nicht zu glauben, daß er nicht wirklich also geschrieben hätte — dieß mag genug seyn, um das Urtheil des Hrn. D. zu rechtfertigen, der nun (S. 254.) auf Löschern kommt, und von ihm rühmt, daß er in seiner Theologia thetica mit ziemlicher Vorsichtigkeit davon gehandelt, indem er zugegeben, clarius esse, quam ut negari possit in *plerisque* exemplaribus eum non extitisse, auch daß er in vielen lateinischen Copeyen mangele, wie er sich denn auch nicht weiter auf den Tertullian und Cyprian beruft. Indeß werden doch noch viele Unrichtigkeiten in seiner Beurtheilung angetroffen, und rechnet Hr. S. darunter besonders die Worte: ex communi consensu is hodie pro

genuino Dei verbo habetur, crediturque id verum esse, quod *Hieronymus* annotavit, eum ab Arianis ex plurimis exemplaribus abrasum fuisse.

Man sieht freylich nicht, wie der communis consensus den Mangel historischer Beweise ersetzen kann, der doch auch in Ansehung dieses Streits, schon dazumal nicht so allgemein war, und am allerwenigsten ist es wahr, was er hinzusezt: — postquam experti erant, quantum sibi ab *Athanasio* objectus nocuerit. Es folgt Emlyns Untersuchung dieser Stelle, in welcher er besonders mit dem Mill zu thun hat, eben desselben Antwort auf die Abhandlung des Martins und seine nachmalige Rechtfertigung, die er der von Martin ausgefertigten Prüfung seiner Antwort entgegengesezt, alle drey nach der Londner Ausgabe von 1720. Der Hr. D. hat sich dabey am längsten S. 259: 326. aufgehalten, weil sie die Urtheile des Mills und Martius zugleich enthält, und in Deutschland wenig zu haben ist. Emlyn bemerkt zuerst, daß der Context ohne sie vollständig sey, und von den drey Zeugen im 8. V. auch allein im vorhergehenden die Rede gewesen; und nachdem er kurz gezeigt, daß sie nach Mills eignem Geständniß, in den meisten griechischen Handschriften, Uebersetzungen, Schriften aller griechischen Väter durch ganze fünf Jahrhunderte fehle, und eben so wenig vom Novatian, Hilarius, Ambrosius, Hieronymus, Faustus, Augustin, Eucherius, Leo III. Facundus von Hermiana, Beda angeführt worden, so geht er zu den Beweisen des Mill über. Mill gestand, es sey nicht wahrscheinlich, daß sie von den Arianern eingeschoben worden, und eben so wenig, daß der prologus Hieronymi von ihm herrühre, beruft sich aber theils auf die Brittannische, Stephanische und Vaticanische Handschriften, theils auf die Armenische Uebersezung, theils auf den Tertullian, Cyprian, Victor von Vitus, Vigilius von Tapsus und Fulgentius. Hierauf antwortet nun Emlyn. In Ansehung der Armenischen Uebersetzung beruft er sich auf den Sandius, dem der Armenische Bischof Uscan das Gegentheil versichert; die Brittannische Abschrift, sagt er, findet sich nirgends; in der Vaticanischen fehlt die Stelle; die Stephanianischen aus der königl. Bibliothek lassen sie auch aus, daß also zur Zeit gar keine Handschrift aufzuweisen sey, in welcher sie stünde, so wenig als eine alte Uebersezung. Den Beweis aus dem Tertullian widerlegt er kurz aus dem ganzen Ton, in welchem er redet, qui sunt *unum* non *unus*, quomodo scriptum

est

est (Joh. X.) Es ist deutlich, sagt er, daß das, qui sunt unum so gut seine eigne Worte sind, als die Erklärung von ...anus und eben so merklich, daß er den Gedanken selbst in Beziehung auf die sogleich angeführte Stelle aus dem Evangelio gefaßt. Es wäre auch zu verwundern, wenn dieser Schriftsteller, der so oft gegen den Praxeas, Hermogenes den Context aus Joh. X. anführt, nicht einmal die streitige Stelle gebraucht hätte, im Fall er etwas davon gewußt. Von Cyprians Worten, de Patre, Filio etc. scriptum est, tres unum sunt, behauptet er, daß sie eine mystische Auslegung des 8. V. wären, und sie keinesweges Augustin zuerst auf die Bahn gebracht. Im Texte stehe ja auch nicht *Filio* sondern verbo und lege Facundus in so deutlichen Worten ihn eben also aus, mit gerader Beziehung auf den Cyprian, quod testimonium (im 8. V.) beatus Cyprianus de patre etc. dictum *intelligit*. In des Fulgentius Anführung scheint es ihm eben so klar zu seyn, daß er auf den 8. V. gesehen, indem er sich auf den Cyprian, als seinen Gewährsmann, berufe, welches ganz unnöthig gewesen wäre, sobald er im Text selbst den 7. V. gehabt hätte. Dem Martin läßt Emlyn den Ruhm eines Bescheidenen, obgleich aus dogmatischen Absichten streitenden und mit lauter Möglichkeiten sich wafnenden Gegners: als wenn er muthmasset, es möchten wohl die Schriften verlohren gegangen seyn, in denen die Väter der ersten Jahrhunderte die Stelle angeführt; es sey wohl kein Zweifel, daß die Gelehrten zu Carl des Großen Zeiten bey der lateinischen Bibel griechische Handschriften zu Rathe gezogen u. s. w. Wenn sich Martin auf die sieben Handschriften des Valla beruft, so antwortet Emlyn, schon Erasmus habe behauptet, man könne nicht wissen, was Valla in seinen Handschriften gehabt; vom Cajetanus, den er auch anführt, könne man eben so wenig glauben, daß er die einigen Handschriften, auf die er sich bezieht, selbst gesehen; es sey unrichtig, daß Erasmus die Brittannischen gesehen; die Berlinische Handschrift habe die Stelle am Rande (welches aber doch Emlyn nachher wiederrufen, nachdem ihn *la Croze* schriftlich zu wissen gethan, der Vers stehe zwar in derselben, sie sey aber sehr neu und höchst wahrscheinlich von dem complutensischen Text abgeschrieben.) Beza, wenn er behauptet, er werde in einigen alten Handschriften des Stephanus gelesen, habe sich den asteriscum des Stephanus verführen lassen u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß Emlyn, wie auch Hr. S. bemerket, die hieher gehörigen Vorstellungen am vollständigsten beygebracht hat, und be-

sonders die Dunkelheiten der Tertullianischen und Cypria-nischen Aussprüche sehr glaublich zerstreut. Hätte (dies ist unser Gedanke) Tertullian gesagt, qui unum sunt, non unus, quomodo *etiam alibi* scriptum est, so wäre die Sache klar, daß in den vorhergehenden Worten eine Anspielung auf eine anderweitige Stelle zu finden sey, und doch würde auch dann noch die Frage seyn, ob er nicht den 8. V. im Sinne gehabt. Daß Cyprian vor dem Augustin diese mystische Auslegung des 8. V. eingeführt, könnte in Zweifel gezogen werden, weil Augustin nicht anders redet, als ob sie seine eigene Erfindung wäre; nomine spiritus *significatum*, *arripiamus* Patrem; wenn er aber doch fortfährt, si quo autem *alio modo* tanti sacramenti profunditas, exponi et intelligi potest — nulla ratione respuendum est. Quod enim ad exercendas mentes fidelium in scripturis *obscure* ponitur, gratulandum est, si *multis modis* non tamen insipienter exponatur; scheint dies zu beweisen, daß die gedachte Erklärung des 8. V. schon lange vorher Mode gewesen, daß ein jeder nach seiner Denkungsart von Zeit zu Zeit eine andre auf die Bahn brachte (*multis modis*.) einige unter denselben ziemlich ungereimt ausfielen (non tamen *insipienter*) und jene mystische vielen Widerspruch gefunden, daß also Augustin, dem dies bekannt war, sie mit vieler Mäßigung und Bescheidenheit empfohl, *si quo autem alio modo*. — Der Zeitordnung zu Folge führt Hr. S. nach dem Emlyn den Buddeus an (S. 326 : 332.) der in einer akademischen Schrift vom Jahr 23. sich über diesen Vers weitläuftiger erklärt. Es sind aber offenbare Unrichtigkeiten, wenn er zuerst von dieser Periode behauptet, *plane confirmat* nostram sententiam — — nil contra ejus *sensum* afferri potest; dann fortfährt, er fehle nur in einigen Handschriften, Hieronymus habe ihn nach dem prologo in den besten griechischen codd. gefunden, Tertullian und Cyprian angeführt, Luther habe nachher seine Meynung geändert, die Väter hätten keine Gelegenheit gehabt, ihn anzuführen oder verfälschte Handschriften gebraucht; Indeß gesteht er doch, daß es eigentlicher heissen sollte, nicht in, sondern aus dem Himmel, welches dem Hr. D. Gelegenheit giebt, die Anmerk. zu machen, daß die Worte εν τω ουρανω anfänglich nicht zu dem Nennwort Zeugen, sondern als eine sehr gewöhnliche Vorstellung Gottes, als in dem Himmel sitzend, zum Nennwort Vater gehört, daß in cœlo pater so viel bedeuten solle, als cœlestis Pater. Indeß will uns diese Vermuthung nicht ganz gefallen, worüber wir uns nachher

erklären wollen. Nach Buddeo hat (S. 332-334) Rus zu Jena gelegentlich von dieser Stelle geschrieben und größtentheils auf die Gerhardische Abhandlung verwiesen. Er führt aber doch, welches ihm eigen ist, einen Brief des Gerhards an den D. Hoe an, in welchem Jener versichert, Luther habe so wenig seine Meynung über diese Stelle jemals geändert, daß er vielmehr noch in einer von ihm verbesserten Bibel dieselbe durchstrichen, mit der Randanmerkung: in coelo non est testimonium sed clara visio.' Wolle, der im Jahr 26. die Stelle gegen den Emlyn vertheidigen wollen, wiederholt alle erweislich unrichtige Behauptungen seiner Vorgänger und vermehrt sie noch mit den zwo seltenen Vermuthungen, daß wohl Stephanus, indem er den Vers bis in terra in seiner lateinischen Ausgabe in () eingeschlossen, anzeigen wollen, man müsse die Worte per parenthesin auslegen, und daß Bugenhagen, wenn er heut zu Tage gelebt hätte, ganz anders würde geurtheilt haben. Der Hr. D. kommt auf den berühmten Clarke (S. 343-356.) der in verschiedenen Schriften und besonders in the Scripture Doctrine of the Trinity von dieser Stelle gehandelt hat. Er stimmet ganz mit dem Emlyn überein, hält dafür, man könne sie in keiner Streitigkeit, in Ansehung ihrer Ungewißheit, brauchen; wundert sich, daß Stunica keine Abschrift gegen den Erasmus vorgezeigt, nach der die Stelle in die Complutensische Ausgabe aufgenommen worden, wenn man würklich Abschriften dabey gebraucht hätte, und beruft sich unter andern auf den V. des Buchs, de baptismo hæreticorum, der doch wenigstens um die Zeiten Cyprians gelebt und V. 6. und 8. in einem Context mit offenbarer Auslassung des 7. anführe. Bey dieser Gelegenheit hat D. S. eine sehr pathetische Antwort, die Clarke seinen Gegnern zur Vertheidigung seiner kritischen Untersuchungen entgegen gesezt, S. 355. ausgezeichnet, die wir aber der Kürze wegen übergehen müssen. Ed. Twells ist in seinem Critical Examination der griechisch englischen Ausgabe des Neuen Testaments, vom Jahr 1731, ein so seichter Vertheidiger derselben, als man ihn nach den Untersuchungen des Emlyn und Clarke unmöglich würde erwartet haben. Der Herr D. beweiset dies von S. 356-368, wo unter andern vorkommt: Stunica hätte keine codices anführen können, weil er nicht zur Vergleichung des Neuen Testaments gebraucht worden. Aber warum nicht? sagt der Herr D. Er kannte doch diejenigen, die dazu gebraucht worden;

konnte er nicht von diesen Nachricht erhalten? und würde er sie nicht gesucht haben, um nur den Erasmus in die Enge treiben zu können? Harduin, der nun folgt (S. 368-372.) verdiente kaum von dem Hrn. D. bemerkt zu werden! So sehr läßt er auch bey dieser Gelegenheit seine Erfindungskraft herrschen, da sollen viele Schriften der Väter verlohren gegangen seyn in welchen er angeführt worden! Und gerade diese? Wie wunderbar? Es soll codices für den gemeinen Gebrauch, und andre für öffentliche Bibliothecken bestimmte gegeben haben. In jenen habe der V. gestanden und darnach sey die Vulgate gedrukt: In diesen habe man den Vers ausgelassen, um die Nachwelt zu betrügen — dergleichen Muthmassungsspiele verdienen, wie gesagt, keine Bemerkung. Desto würdiger war der gelehrte Bengel (wie ihn der Hr. D. mit Recht nennt) daß sein Urtheil so weitläuftig als es S. 372-396. geschieht, mitgetheilt würde. Er verwirft alles, was bisher von Abschriften ungeprüft behauptet worden. Der Complutensische Text hat ihn nicht aus Handschriften; niemand weis wie alt der Brittannische Codex gewesen, u. s. w. Er beruft sich indeß auf die Anführung des Tertullians und führt einen vierfachen Grund an, aus welchem es deutlich werden soll, daß er bey denen schon vorher angeführten Worten, diesen 7. V. in Gedanken gehabt, ob er gleich in seiner Vertheidigung am Ende ein Mißtrauen zu setzen scheint: *Si quid dubii de lecta Tertulliano — — periocha supersit.* —

In dieser Gegend fällt der Hr. D. das erstemal sein eignes Urtheil über die Worte Tertullians, nachdem er bisher mehr als Geschichtschreiber die Erklärungen anderer angeführt. Er sagt einmal, daß Praxeas ganz gewiß, wie aus Joh. X. aus dieser Stelle einen Beweis für seine Meynung würde genommen haben, wenn er sie gelesen hätte, und also auch Tertullian in seinem Buch wider den Praxeas, nicht unterlassen den Schein zu haben, wann auch er sie gehabt hätte: Es sey also nicht wahrscheinlich, daß er anderswo sie doch im Vorbeygehen sollte angeführt haben. Zweytens habe er schon vorher zum Beweis des Unterscheids des Sohns vom Vater, diese Worte gebraucht, und, da er auf den heiligen Geist komme, berufe er sich darauf, daß es heisse *de meo sumet*, wodurch nun, da der Sohn es vom Vater nehme, die genaueste Vereinigung zwischen allen dreyen entstehe, so daß alle drey eins wären, wie geschrieben stehe, ich und der

Va-

Vater sind eins (oder auf so eine Weise, wie der Sohn anderswo von sich gesagt habe: ich und der Vater sind eins:) Deutlicher und kürzer würde die Vorstellung diese seyn: Cyprian beweiset die Einheit des Sohnes mit dem Vater unmittelbar aus Joh. X. und die Einheit des H. Geistes mit beyden mittelbar durch eine Schlußfolge aus Joh. X. — Der H. Geist nimmt es vom Sohn, der Sohn vom Vater; dies efficit tres cohaerentes — die nun auch, wie vorhin der Sohn u. der Vater, alle drey unum sunt, non unus, der H. D. sezt weiter hinzu, daß es die eigne Schreibart des Tertullians sey, solche eigne kleine Zusätze den Schriftanführungen beyzufügen, welches aber wohl ein zu feines Urtheil erfodert, als daß der Beweis für jeden seyn möchte. Den gemeinsten Beurtheilungsfähigkeiten angemessener ist er, wenn er endlich fragt, warum Tertullian den connexum Filii et Paracleti so mühsam auf das de meo sumet hätte bauen sollen? und nicht weit eher die ganze Stelle sogleich anführen, wenn er sie wirklich im Sinn gehabt hätte. Dies läßt sich allerdings am wenigsten begreifen. Bengel sagt ferner *habuit* Cyprianus, nemlich in der bekannten Stelle de unitate ecclesiae: dicit dominus ego et pater unum sumus: et iterum de Patre et Filio et Spiritu S. scriptum est et tres unum sunt, der Hr. D. gesteht, daß man freylich aus diesen Worten für sich weder beweisen könne, daß Cyprian sich auf eine mystische Auslegung des 8. V. bezogen, noch daß er den 7. V. citirt, daß aber, wenn es einmal vorher historisch erwiesen sey, es habe der 7. V. von Anfang an in den Handschriften gefehlt, nun das erste höchst wahrscheinlich werde. Uns scheint nur immer das noch die grösste Schwierigkeit zu seyn, daß Cyprian in einem Context, in welchem er offenbar aus der Schrift und mit den eigentlichen Worten der Schrift beweisen will, die zweyte Stelle nicht eben sowohl als die erste sollte wörtlich angeführt haben, und etwan die Auslegung noch darauf folgen lassen, besonders da er nicht das geringste Zeichen im Ausdruk giebt, er wolle von der zweyten mehr die Paraphrase anführen. Wann übrigens Bengel fortfährt, *habet* latina versio *antiquissima*, so erinnert der Hr. D. daß es nach einer kritischen Genauigkeit heissen sollte, *videtur habuisse*, indem aus den angeführten pericopis epistolicis als einer weit spätern Sammlung, weiter nichts bewiesen werden könne, als daß der Text dazumal in den Bibeln gestanden. Wenn er noch weiter vom Augustin und Hieronymus behauptet, sie hätten den Text *dissimulanter* ausgelassen; Augustin habe vielleicht nach seiner Bekehrung in Italien zuerst einen Codicem be-

 kom-

kommen, in welchem die Stelle gefehlt, und sich daran so gewöhnet, daß er in der Folge beständig an ihrer Authenticität gezweifelt, so sind das freylich Vermuthungen, dabey sich der Hr. D. nicht aufzuhalten brauchte. Am allerunwahrscheinlichsten ist die Bengelsche Bemerkung, man habe ihn ob disciplinam arcani weggelassen — quia hoc dictum omni *symbolo fit clarius*, neque arcanum quoddam in symbolo mansisset. Bengel hoft endlich, daß noch mehr græca hujus dicti documenta würden entdekt werden, wobey der Hr. D. äussert, er wolle diese Hofnung nicht vermindern helfen, wünsche nur aber, daß es nicht ähnliche documenta werden mögen, als codex Britannicus. Wir wollten doch beynahe behaupten, daß den grossen Mann seine Hypothese von dem blühenden Zustande der Kirche in dieser Hofnung geschmeichelt, und er etwa in seinen Gedanken die Entdeckung der eigenen Handschrift Johannis mit dazu gerechnet, wie wir wirklich noch izt einen gelehrten Anhänger desselben kennen, der in der Hofnung lebt, es werde dereinst noch das αυτογραφον des Moses gefunden, und dann die Houbigants, Kennicots mit ihrem Gefolge auf ewig zu schanden gemacht werden. Doch dies im Vorbeygehen. Bengel war allezeit ein Mensch, der bey einer großen Gelehrsamkeit und dem redlichsten Eifer, doch auch irren konnte. Sabatier der nun folgt, (S. 397 : 401.) begeht in seiner Ausgabe der alten lateinischen Uebersetzung noch den unverzeihlichen Fehler, daß er vorgiebt, Stephanus habe nur in sechs Handschriften εν τω ουρανω nach μαρτυρεντες nicht gefunden, ist der Meynung, Cyprian habe wirklich den siebenden Vers angeführt, wie Fulgentius bezeuge, und Augustin zuerst die mystische Auslegung gemacht, giebt übrigens zu, daß der prologus Galeatus dem Hieronymus angedichtet, und daraus erweislich sey, daß im siebenden Jahrhundert der Vers in den meisten codicibus gefehlt habe. Beyläufig macht der Hr. D. den Einwurf, wie es möglich sey, daß Augustin, der den Brief des Cyprianus ad Juiabanum widerlegt habe, und also Cyprians angebliche Citation müßte gelesen haben, sich doch nicht gegen Maximinum darauf berufe. — Nun folgt S. 401 : 408. ein Auszug aus Wetsteins Abhandlung über diese Stelle, in welcher er alle Handschriften, die gedrukten Ausgaben, in welcher sie fehlt, die Väter, die sie nicht gebraucht, die neuern Gelehrten, die an ihrer Richtigkeit gezweifelt, oder sie ganz geläugnet haben, nach der Reihe anführt;

führt; von dem codice Monfortii beweiset, daß er latinizans sey; vom Tertullian behauptet, daß er entweder diese Stelle gar nicht im Sinn gehabt, oder auf den 8. V. gesehen, wie eben dies von seinem Schüler Cyprianus gelte; wundert sich endlich über die Hofnung, die sich Bengel gemacht, daß man mit der Zeit noch mehrere griechische Zeugnisse finden würde. Den Beschluß machen einige kurze Anmerkungen über die neuesten zur Vertheidigung dieser Stelle herausgegebene, und gegen Hr. D. S. zugleich gerichtete Schrift des Hrn. Diac. Gerhard in Breslau (S. 409. f. f.) der Hr. D. begegnet ihm mit vieler Bescheidenheit, und rühmt ihn wegen seiner Geschicklichkeit, ohne doch seinen eignen Einsichten etwas dabey zu vergeben. Weil auch hier gar zu viel auf eine richtige Bestimmung der Streitfrage ankommt; so wollen wir nur noch aus S. 415. verglichen mit 414 die Art wie sie der Hr. D. festsetzt, auszeichnen. — Der Fall ist dieser: „Diejenige bestimmte Reihe von Worten eines biblischen „Textes, die 1) weder in irgend einer griechischen Hand„schrift noch 2) in irgend einer alten Uebersetzung vor dem „5ten Jahrhundert, noch 3) in alten griechischen, lateini„schen, syrischen Schriftstellern aller Kirchen und Partheyen vor den fünften Jahrhundert gefunden wird, die doch „wider Arianer, Macedonianer, Sabellianer u. a. m. so „viele oft ungeschikte Stellen der Bibel aufsuchen, auch an „keine disciplinam arcani in conciliis — iztzu gedenken hat„ten; eine solche Reihe gehört nicht zu dem erweislich cano„nischen Text. Wenn nun, fährt der Hr. D. fort; Tertul„lian und Cyprian die drey Worte, tres unum sunt haben, „so kann diese ungefähre und mangelhafte Anzeige, die „Subsumtion, was die allegationes patrum betrift, nicht „ungültig machen, denn in dieser behaupte man, daß keiner „den ganzen Context, wie wir ihn izt haben, anführe."

Wir haben nun wohl die Erzählung des Hn. D. in so weit mitgetheilt, in so weit die Absichten eines solchen Auszugs es nothwendig machten. Wir gestehen aber doch, daß wir unzählige durch die ganze Sammlung vertheilte, kritische und pragmatische Anmerkungen haben übergehen müssen, die uns wegen ihrer allzugroßen Feinheit, oft, indem wir sie recht gewiß in unserm Recensionsnez zu haben glaubten, wieder entwischt sind; und verweisen daher jeden, der dergleichen gelehrte Untersuchungen zu schätzen weis, auf die Schrift selbst. Ohne auch dem Leser in seinem Urtheil vorgreifen zu wollen, gestehen wir, daß der Herr D. es überwiegend wahr-

 schein-

scheinlich gemacht hat, daß man in Spanien diesen Text, wo nicht zuerst ins griechische übersezt, doch wenigstens nicht in Abschriften gefunden, nur im Gefolg der Vulgate eingerükt habe, und dieses Urtheil so lang unumstößlich bleiben wird, so lange man die Abschriften nicht vorzeigen kann, aus welchen er dazumal abgedrukt worden. Auch darin sind wir völlig mit dem Hrn. D. S. eins, daß die Abweichung der lateinischen Abschriften von einander, was die Lesart und Folge dieses Verses anlangt, die schon an sich so starke Vermuthung einer Randglosse vollwichtig mache, und daß in coelo nach der Absicht der Glossatorum bloß seine Beziehung auf die Erwähnung Pater haben solle. Nur von der ältesten Gestalt derselben, ihrer Entstehung, Abänderung u. s. w. machen wir uns etwas veränderte Vorstellungen. Wir muthmassen nemlich, daß zu der mystischen Auslegung die Geschichte von der Taufe Christi Gelegenheit gegeben, wo der Vater vorgestellt wird, als *de coelo* sprechend, u. s. w. und es also auch anfänglich *de* coelo geheissen, wie dieses de noch izt in unterschiedenen Copeyen vorkommt; daß daher zur Erklärung des Worts Geist nach und nach am Rand beygefügt worden, de coelo (nemlich testatur) Pater; dann als eine Erklärung des Bluts und Wassers, Filius & Spiritus S.; endlich & tres sunt qui *testimonium dant*, als ein Scholion zu den Worten; *et tres unum sunt*, um den hier gemeinten Begrif der Unität, als eine Einheit des Zeugnisses zu erläutern, und in terra dazu, weil auf Erden dieses Zeugniß war abgelegt worden, vom Vater durch die Stimme: das ist mein lieber Sohn u. s. w., und daß also, diese Randglosse als eine Paraphrase mit dem 8. V. in eine Verbindung gebracht, die Folge diese seyn würde: tres sunt qui testimonium dant Spiritus (*de coelo pater*) aqua et sanguis (Filius et Spiritus S.) et hi tres unum sunt (et tres testimonium dant in terra.) Die Randglosse nun für sich genommen: de coelo Pater, Filius et Spiritus S. et tres sunt qui testimonium dant in terra, so war erstlich das Versehen leicht, daß ein Abschreiber sie für eine besondere Periode ansahe, die noch in Text gehörte, und bey dieser Verwirrung das natürlichste, das ganze Scholion sogleich nach dem testimonium dant einzurücken, da nun die zwo Perioden waren: Tres sunt qui testimonium dant de cœlo, Pater, Filius et Spiritus S. et tres sunt qui testimonium dant in terra Spiritus &c. Dies ist, wie gesagt, unsre Muthmassung, dadurch übrigens die Behauptung im Ganzen keine Veränderung leidet. Es wird nun nicht hie und da an einem Stu-

nica

alle fehlen, der über den Erasmum unsrer Zeit, Herrn D. Semlern, bey seinen Gönnern unter Staatsleuten, um den Mann verdächtig zu machen, seufzen wird: Da wünschen wir denn auch recht Vielen den Sinn des Cardinals Cisnerios, der dem Stunica auf seine Klagen über Erasmi Ausgabe des N. Testaments zur Antwort gab, utinam sic prophetent omnes! tu si *potes, adfer meliora*, ne *damnes* alienam industriam. Und wenn Bengel zu seiner Zeit schreibt, nemo, *ut nunc est*, aut obtrudere alteri dictum potest aut eripere; so wird man wenigstens dem Hn. D. *ut nunc est*, so viel Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß man ihn deswegen nicht verkezere.

Ganz leise ist dies aber wirklich geschehen in

X.

Joh. Melchior Götzens, Vertheidigung der complutensischen Bibel, insonderheit des N. Testaments gegen die Wetsteinischen und Semlerischen Beschuldigungen: nebst einem Anhange, in welchen eine völlig unbekannt gewordene, in Absicht auf die Hamburgische Reformationsgeschichte aber höchst merkwürdige Ausgabe des N. Testaments Lutheri, welche zu Hamburg 1523. in 8. in niedersächsischer Sprache an das Licht getretten, beschrieben wird: Hamburg, bey Joh. Christ. Brandt, 1765. 8 und ½ Bogen in 8.

Die hierauf erfolgte Semlerische Antwort führet den Titel:

D. Joh. Sal. Semlers genauere Untersuchung der schlechten Beschaffenheit des zu Alcala gedrukten griechischen N. Testaments — zur Widerlegung des Herrn Senior Götzens, nebst

nebst kurzer Vergleichung des catholischen Druks zu Maynz 1753. Halle verlegts Joh. Gottfried Trampe, 1766. 15½. Bogen ohne die Vorrede in 8.

Wetstein hatte in seinen Prolegomenis die Ausgabe des griechischen N. Testaments in dem complutensischen Bibelwerk von ihrem bisherigen Ansehen durch eine sehr weitläuftige Kritik herabgesezt; Hr. S. in den Anmerkungen mit dazu geholfen, und ihr den lezten Stoß in der historischen Sammlung über 1 Joh. 5, 7. beygebracht. Der Hr. Sen. macht sich also auf, ihr wieder aufzuhelfen, oder ihr noch in den lezten Zügen zu Hülfe zu kommen. Wenn der Hr. Senior keine Nebenabsichten dabey hatte, wie Hr. S. gleich im Anfang der Vorrede vermuthet, und vielleicht nun noch zum Theil vermuthet, so ist an den Entschluß selbst so wenig auszusetzen, daß man ihn vielmehr billigen muß. Die Aufklärung kritischer Dunkelheiten, dergleichen diese ist, gewinnt allezeit, wann Männer von verschiedenen Einsichten, Denkungsart und Neigungen sie beleuchten. Einem Seniori einer so ansehnlichen Versammlung gereicht es noch mehr zum Ruhme, auf eine so edle Art sich die von seinen eigentlichen Geschäften freygelassene Zeit zu vertreiben — wenn man nun aber alles, was in der Vertheidigung des Herrn Seniors eigentlich zur Hauptsache gehört, auf einen Haufen zusammen trägt, und unter einen Gesichtspunkt vereiniget, so sieht man wohl, daß er den eigentlichen Streitpunkt nicht getroffen, in eben den Fehler verfällt, den er W. und Hr. S. zur Last legt, und zu kritischen Untersuchungen nicht aufgelegt ist. Die Beschuldigung war — daß die Herausgeber der Complutensischen Bibel nicht nach ihrem Vorgeben in der Vorrede die altesten und besten Handschriften verglichen, sondern sehr junge Copeyen gebraucht, und daß Sie in einigen Stellen, zuweilen den griechischen Text nach der Vulgate eingerichtet und dies unter andern 1 Joh. 5, 7. da kommt nun der Herr Sen., und klagt erstlich, daß man ihnen auf ihr Wort — einem so großen Cardinal auf seine Versicherung — nicht glauben und sie zu Betrügern, ja Dieben machen wolle; beweiset, daß sie Handschrifften gehabt, zehlt eine Menge Stellen deswegen auf; in welchen der griechische Text dieser Ausgabe, von der dabey stehenden Vulgate abweicht, da denn endlich der Schluß ist, sie habe also auch gewiß 1 Joh. 5, 7. in Handschriften gefunden, die entweder nach dem mit Fleiß verborgen gehalten worden, um die Vulgata nicht in Mißcredit zu setzen, oder 1671. im Escurial mit verbrannt wären: Bürdet nicht hier offenbahr Herr G. indem er nicht gestatten will, die damaligen Editores noch im Grabe zu Betrügern zu machen, allen ihren Nachfolgern in der Römischen Kirche bis auf unsere Zeiten eben diese Schuld auf? Denn wenn sie nun uns die damals gebrauchten sehr alten Handschrifften verborgen hatten; ist das Ehrlich? Und hat er nun gegen Herrn D. S. bewiesen, daß Sie in den Stellen, die er angeführt, den

griechi-

griechischen Text nicht nach der Vulgate geändert! Ist es denn historisch wahrscheinlich gemacht, da sie sehr alte, die besten Handschrifften gehabt? — Doch Hr. D. S. hat noch weit mehr als dieses für sich geredet. Sein Widerlegungsplan ist dieser: Zuerst geht er die Vorrede des Herrn Seniors durch; dann nimmt er die Abhandlung selbst vor; beweiset es ferner mit untrüglichen Belegen, welch eine nachtheilige Idee die Gelehrten des 16 Jahrhunderts von dem jetzigen Grundtext gehabt, als einen verfälschten, der nach der Vulgate müßte corrigirt werden; theilt im Anhange den Aufsatz eines Gelehrten über die H. Schrift mit, und vergleicht endlich, zum augenscheinlichen Beweis, daß selbst Catholiken nicht so hohe Gedanken von dem Werth des complutensischen Texts haben, die neueste maynzische Ausgabe desselben mit jenem, wobey die complutensische Ausgabe zum Grunde gelegt, und doch in unzähligen Stellen andre auch wohl oft schlechtere Lesarten gewählt worden.

In den beyden ersten Abtheilungen, auf die es vornehmlich ankam, führt der Hr. D. allezeit die eignen Worte des Hrn. Sen. nach der Seitenzahl an, und läßt sogleich seine Antwort darauf folgen, und hier müssen wir überhaupt zur Ehre des Hrn. D. gestehen, daß er seinem Gegner kein Wort verdreht, oder auch nur verheimlichet, sobald es nach seiner eignen Absicht treffend seyn sollte, und zu noch mehrerm Beweise seiner Unpartheylichkeit, auch die ihm von der Seite seiner Denkungsart von Hrn. G. gemachten Vorwürfe, nach der Reyhe wiederholet. Dafür hat es ihm aber auch nichts geschadet, wie man leicht denken konnte. Er hat unwidersprechlich dargethan, daß die, denen die Aufsicht über den griechischen Text aufgetragen war, nur eine mäßige Kenntniß des griechischen gehabt, und offenbahre Fehler wider die Grammatik begangen; daß der Text aus den schlechtesten und jüngsten Handschriften abgedrukt sey, und z. E. am öftersten mit *Laud.* 2. und cod. *Mori* übereinstimme; daß in unzähligen Stellen der Text offenbar nach der Vulgate verändert sey z. E. Matth. 6. wo die Doxologie ausgelassen, und doch versichert wird, sie stünde in codicibus graecis; daß Sepulveda, ein Spanier, um eben die Zeit an Erasmum ausdrücklich geschrieben: es sey durch ein Bündniß zwischen der Römischen Kirche mit den zu ihr übertretenden Griechen festgesezt, daß diese, die in ihren Büchern von der Vulgate abweichenden Lesarten, nach derselben verbessern müßten; daß in dem griechischen Text der complutensischen Bibel sichtbare Latinismi, als *διαταγεισα νομος*, vorkommen; und Hr. G. wenn er eine Vertheidigung schreiben wollte, hätte zeigen müssen, daß (S. 128.) „Complutensis nicht neue, jün„gere und unächte, sondern vorzüglich alte Lesarten habe.„ Ganz gewis hätte Hr. G. ver[illegible]! Aber so geht es, wenn man aus Nebenabsichten schreibt. Denn wir müssen es nur noch zur Beschämung des Hrn. Sen. heraus sagen, daß er die neue Ausgabe der Prolegomenorum des Wetsteins gehäßig machen, und den Hrn. D. wegen 1 Joh. 5, 7. bey Ungeübten in einen leicht zu errathenden Verdacht setzen wollte. Hätte er nicht Beydes zur Absicht gehabt, so würde er nicht alles beygebracht haben,

